This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~74~~
~~B142~~
193
S341

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.

Inhalt.

Herakleitos der dunkle, von Epheſos, dargeſtellt aus den Trümmern ſeines Werkes und den Zeugniſſen der Alten. . . . Seite 1

Abhandlungen geleſen in der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften.

I. Ueber Diogenes von Apollonia. . . . . — 149
II. Ueber Anaximandros. . . . . — 171
III. Ueber die verſchiedenen Methoden des Ueberſezens. . — 207
IV. Ueber die Begriffe der verſchiedenen Staatsformen. . — 246
V. Ueber den Werth des Sokrates als Philoſophen. . — 287
VI. Ueber die griechiſchen Scholien zur nikomachiſchen Ethik des Ariſtoteles. . . . . — 309
VII. Ueber die Auswanderungsverbote. . . . . — 327
VIII. Ueber die wiſſenſchaftliche Behandlung des Tugendbegriffes. — 350
IX. Verſuch über die wiſſenſchaftliche Behandlung des Pflichtbegriffs. . . . . — 379
X. Ueber den Unterſchied zwiſchen Naturgeſez und Sittengeſez. — 397
XI. Ueber den Begriff des Erlaubten. . . . . — 418
XII. Ueber den Begriff des höchſten Gutes. (Erſte Abhandlung.) — 446
XIII. Ueber den Begriff des höchſten Gutes. (Zweite Abhandlung.) — 469

[redacted]

Herakleitos

der dunkle, von Epheſos,

dargeſtellt

aus den Trümmern ſeines Werkes

und den Zeugniſſen der Alten.

(Aus dem erſten Bande des Muſeums der Alterthumswiſſenſchaft von Wolf und Buttmann.)

1808.

Wenn gleich ſchon mehrere verſucht haben die Weisheit die- 315
ſes Mannes, auf welche allein auch wir uns beſchränken wol-
len, und die unzuverläſſigen Erzählungen von ſeinem Leben, ſei-
nen äußern Verhältniſſen und ſeiner Todesart an ihren Ort ge-
ſtellt ſein laſſen, ihrem Weſen und Umfange nach darzuſtellen,
ſo daß es im einzelnen an Vorgängern und zum Theil ſehr lo-
benswerthen nicht fehlt: ſo muß doch auch dieſes neue Unterneh-
men damit anfangen, ſeine Anſprüche auf Nachſicht geltend zu
machen, für den Fall daß noch nicht über alles ein befriedigen-
des Licht ſollte verbreitet werden. Auch liegen die Schwierigkei-
ten deſſelben als ſolche zu Tage, daß ſchon ein Verfahren zu
entwerfen, Regeln auszumitteln und ſich zu entſchließen wo man
zunächſt feſten Fuß faſſen ſoll, eine Arbeit iſt.

Denn zuerſt iſt des vorhandenen ſo wenig, verhältnißmäßig
nämlich gegen die durch die würdigſten und größten unter den
Alten erregte ſo große Vorſtellung von dem Manne, daß die 316
rühmliche Begierde mehr zu entdekken als wir über ihn wiſſen
nur zu leicht ausartet in eine gefährliche Kühnheit der Muth-
maßungen und Verknüpfungen; ſo daß der Forſcher, auch wenn
er den erſten Einſchritt mit der größten Behutſamkeit gemacht
hat, ſich doch immerfort gebunden erhalten muß mit den feſteſten
Ketten an das unmittelbar gegebene, auch dieſes ſeinem verſchie-
denen Werthe nach vorſichtig abwägend.

Da uns nun nichts irgend zuſammenhangendes noch weniger ganzes übrig geblieben iſt von den Werken des Mannes, den Briefen aber, welche unter ſeinem Namen gehen, niemand einigen Glauben beimeſſen wird, ſo wenig den in ſpäterem Dialekt geſchriebenen, als dem einen und deſto unbedeutenderen joniſchen: ſo iſt dies vorhandene nur zwiefach, zuerſt eine mäßige Anzahl ſämmtlich kleiner Bruchſtükke, welche als aus ſeinen Werken an verſchiedenen Orten beigebracht werden; und dann die Berichterſtattungen und Erwähnungen der Alten von ſeiner Denkart und Lehre.

Was alſo die erſten betrifft: ſo verdanken wir ſie größtentheils ſpäteren Schriftſtellern, unter welchen vorzüglich hervorragen ſowol an Anſehn als an Menge des aufbehaltenen Plutarchos, Sextus der Empiriker und Clemens von Alexandria. Von
317 dem lezteren nun iſt leider nicht zu läugnen, daß er auch ſonſt nicht ſelten pflegte hintergangen zu ſein durch untergeſchobene Schriften und Stellen. Von Sextus ferner iſt zwar gewiß, daß er das Werk des Herakleitos von der Natur muß in Händen gehabt haben, da er nicht nur Stellen, welche ſchon von Ari-

p. 1115) lieſt, daß er eine Schrift des Herakleitos Zoroaſtres überſchrieben anführt. Nun will man zwar vertheidigend ſagen (ſ. Fabr. Bibl. Graec. Ed. Harl. Vol. II. p. 626), hier ſei ein 318
jüngerer Herakleitos, ein Peripatetiker gemeint; allein es bleibt wenig wahrſcheinlich, daß Plutarchos, der den Epheſier ſo oft und faſt immer, auch noch kurz nach dieſer Stelle, ohne Beinamen anführt, einen jüngeren wenig bekannten und ſonſt unſeres Wiſſens gar nicht von ihm erwähnten auf dieſelbe Art und ohne ihn irgend zu unterſcheiden ſollte genannt haben. Daher man vielmehr fürchten muß, Plutarchos habe einer untergeſchobenen Schrift geglaubt; wodurch denn wieder unſicher wird, ob nicht auch manche von ihm angeführte Stellen nur ſolchen angehören. Sonach würden alle Darſtellungen und Folgerungen, die nur auf den Bruchſtükken ruhten, nicht frei von Verdacht und nicht hinreichend begründet ſein, als nur inſofern ſie unmittelbar von den wenigen Stellen gehalten werden, die ſchon Platon und Ariſtoteles uns überliefert haben.

Darum iſt nun freilich vortrefflich, daß zu den Bruchſtükken noch hinzukommen vielfältige Zeugniſſe und Berichterſtattungen der Alten. Nur iſt leider auch hier ein weſentlicher Unterſchied zu machen zwiſchen den früheren und ſpäteren Zeugen. Denn bekanntlich iſt die ſtoiſche Schule dem Herakleitos in vielem gefolgt, und beide werden zu häufig als übereinſtimmend genannt, als daß es hiezu einzelner Anführungen bedürfte; ſo 319
daß auch die meiſten, welche Diog. Laert. (IX, 15) als Ausleger des Herakleitos namhaft macht, Stoiker geweſen, wie ich denn auch noch immer geneigt bin, auch den an die Spize derſelben geſtellten Antiſthenes troz der Stelle VI, 19 für den Kyniker zu halten. Keinesweges aber darf man glauben daß die Stoiker die herakleitiſche Lehre rein aufgenommen hatten, ſondern umbildend; und ſo mag denn von den Auslegern manches ähnliche aber doch nicht gleiche am leichteſten ſein verfälſcht und bald mehr bald minder bewußt zur Angemeſſenheit mit der ſpä-

teren Schule umgedeutet worden, zumal der Schriftſteller durch ſeine Dunkelheit quälte und reizte. Nun iſt offenbar, daß die ſpäteren Sammler alle, der Verf. des Buches de plac. phil., Theodoretos und Stobäos, denn ihre Sprache verräth ſie, ihre Nachrichten mehr von Auslegern und Commentatoren entnehmen als aus dem Werke ſelbſt, und daher alles bei ihnen zum mindeſten doch durch den Einfluß der ſpätern Sprache entſtellt erſcheint. Vor den Zeiten der Stoa aber und der andern auch wol mehr allegoriſirenden als rein hiſtoriſchen und grammatiſchen Ausleger des Herakleitos haben wir faſt nur Platon und Ariſtoteles zu nennen, als Zeugen und Gewährsmänner für die Lehre
320 deſſelben, und auch dieſe beiden ſind wiederum nicht leicht zu gebrauchen. Denn was den Platon betrifft, ſo ſind ſeiner ausdrükklichen Zeugniſſe vom Herakleitos nur wenige, und wo ihm ſonſt die Lehre des Mannes offenbar vorzüglich vorgeſchwebt hat, im Theätetos und Kratylos, da muß man ſich ſehr hüten, im erſten nicht auf den Herakleitos zu ziehen was nur vom Protagoras gemeint iſt, und im lezteren nicht den Meiſter zu verwech-

ſiers in ſeine eigene Sprache überträgt, hat er unrühmlich zu ſpäteren Mißdeutungen den Weg gezeigt.

Demohnerachtet nun bilden die Anführungen und die Zeugniſſe des Platon und Ariſtoteles die einzige ſichere Grundlage, worauf eine Darſtellung herakleitiſcher Lehre beruhen kann, und das richtige Verfahren ſcheint zu ſein, daß man, lediglich von dieſen ausgehend, die übrigen Bruchſtükke, welche ſchon ganz vollſtändig geſammelt zu haben wir uns nicht anmaßen wollen, ſondern gewiß noch manche Nachleſe übrig laſſen für einen ſpäteren Bearbeiter *), in dem Maaß für ächt anerkenne und benuze, als ſie mit jenen zuſammenhangen oder wenigſtens übereinſtimmen, und eben ſo wiederum den ſpäteren Zeugniſſen nicht mehr Gewicht beilege, als ſie natürliche Verbindung zeigen mit den ſo anerkannten Bruchſtükken. Wer auf dieſe Weiſe aus beiden, Zeugniſſen und Bruchſtükken, einen Kranz geſchikkt und bedeutſam zu flechten wüßte, ohne eine hinein gehörige Blume liegen zu laſſen, von dem würden wir glauben müſſen, daß er uns wahres lehre, und alles wahre, was wir noch wiſſen können 322
über die Weisheit des Epheſiers.

II. Nur erregt bei der Ausführung eines ſolchen Entwurfes wieder neue Bedenken die berühmte Dunkelheit des Mannes, die ihm jedoch erſt in ſpäteren Zeiten — und das Buch de mundo z. B. möchte ich ſchon deshalb dem Ariſt. abſprechen, weil es den Herakleitos (cap. V. p. 374 E. Ed. Casaub.) σκοτεινὸς nennt — den eben erwähnten Beinamen erwarb, welchen auch wir ihm nicht entziehen, ſondern ihn lieber als einen trefflich abwehrenden Schild uns vorhalten wollten. Denn dieſe Dunkelheit muß uns nicht nur mißtrauiſcher machen gegen jede Auslegung; ſondern je weniger uns noch der Zuſammenhang vor Augen liegt der vorhandenen Bruchſtükke mit dem übrigen, um deſto mehr müſ-

*) Als ſolchen hat ſich ſchon angekündigt Creuzer, und es iſt keineswegs unſere Meinung, ſeine Arbeit zurükkdrängen oder entbehrlich machen zu wollen, ſondern vielmehr ſie hervorzulokken.

ſen wir auch zweifeln, ob wir den Sinn derſelben recht getroffen, oder nicht vielmehr falſch gegriffen haben in dieſer Dunkelheit. Darum muß uns vorzüglich daran gelegen ſein, zu wiſſen von welcher Art ſie eigentlich geweſen; und es iſt für keinen geringen Vortheil zu achten, daß ſie ſelbſt wenigſtens uns hell genug iſt, und wir ziemlich ſicher entſcheiden können, was für eine Bewandtniß es damit eigentlich gehabt habe, daß ſie nämlich nur eine grammatiſche geweſen ſei, im erſten Anfang der philo-
323 ſophiſchen Proſa höchſt natürlich und verzeihlich. Neuerlich freilich ſcheinen auch Männer welche ſich vorzüglich mit dieſen Gegenſtänden beſchäftiget haben, vielmehr zu der Meinung derjenigen ſpäteren unter den Alten ſich zu neigen, welche den Heraklitos beſchuldigen, er habe abſichtlich ſo ſehr als möglich ſeine Lehre zu verhüllen geſucht. Nur verehren jene unſrigen den Mann zu ſehr, um dies der Eitelkeit oder dem Eigenſinn zuzuſchreiben, ſondern ſuchen es in anderen heiligeren Bewegungsgründen, weshalb ſie aber auch freilich ihre Anſicht auf eine eigene und neue Weiſe zu rechtfertigen haben. Wir wenigſtens haben bei den Alten nur jenes gefunden. So beſchuldiget ein

„die ſtärkeren Geiſter ſich dem Buche nahen möchten, und es „nicht allverbreitet und deshalb gering geſchäzt würde.“ Als ob damals auch das verſtändlichſte philoſophiſche Werk ſo leicht in aller Hände gekommen wäre, und ein Schriftſteller der ſich auszeichnen wollte, hätte zur Dunkelheit und Schwerfälligkeit fliehen gemußt. Wer erkennt hier nicht die Mißdeutung einer ſpäteren Zeit, in welcher die früheren ſeltenen Bücher einen großen Werth hatten, in Vergleich mit den ſpäteren zumal in gemeine Leſerei übergegangenen Productionen der ſokratiſchen Schulen. Und läuft es nicht ebenfalls auf eine Beſchuldigung der Eitelkeit hinaus, was Plotin ſagt, (Enn. IV, 8, 1) Herakleitos habe vernachläſſiget ſeine Rede beſtimmt genug vorzutragen, weil er vielleicht gewollt, man ſolle ſich mit ihm mühen, wie er ſich ſelbſt gemüht habe um die Lehre zu finden? Anders, recht wie im Mißmuth, und als wäre er durch übelgelungene Bemühungen erbittert, ſagt Cicero (de fin. II, 5. de nat. deor. I, 26. beſonders aber eben daſelbſt III, 14) dem Herakleitos auf den Kopf zu, er ſei zu dunkel und abſichtlich dunkel, und habe nur nicht 325
gewollt verſtanden ſein; eben wie wir es oft einem, dem wir Talent genug zutrauen, als Eigenſinn ſich nicht herabſtimmen zu wollen auslegen, wenn es ihm nicht gelingt ſich uns verſtändlich zu machen. Das ſei nun dem vornehmen Römer verziehen ſeiner Bequemlichkeit wegen, da er ſich nicht gern verreden wollte über das Verhältniß der herakleitiſchen Meinung vom Feuer zu der ſtoiſchen. Clemens (Strom. VI. p. 676) erwähnt der Dunkelheit des Herakleitos freilich in Verbindung mit mehreren Schriftſtellern, von denen manche wol abſichtlich dunkel oder wenigſtens verſtekkt geſchrieben haben. Aber ſein Zwekk, die allegoriſirenden Auslegungen der heiligen Schriftſteller durch eine ähnliche abſichtliche Dunkelheit derſelben, die er vorausſezen will, zu rechtfertigen, macht ihn verdächtig, für eine ſchwache Sache, wie es zu geſchehen pflegt, auch unpaſſende Beiſpiele zuſammengerafft zu haben. Deutlich aber ſagt ſchon er nirgends,

die Dunkelheit des Herakleitos ſei abſichtlich geweſen. Sextus (adv. Math. I, 301) führt ſie auf eine ſolche Weiſe an, daß das Beiſpiel für ſeinen Zwekk nur dann recht brauchbar wird, wenn die Dunkelheit nicht eine abſichtlich veranſtaltete iſt, ſondern ihren Grund hat in der Natur der Sache oder in dem Zuſtande
326 der Sprache. Auf lezteres nun weiſet, ohne irgend eines anderen Grundes auch nur zu erwähnen, er der ſolche beiläufige Erwähnungen nicht ſcheut, Ariſtoteles ganz deutlich hin, indem er (Rhet. III, 5) die Schreibart des Herakleitos als auf eine eigene Art fehlerhaft anführt, weil nämlich ſchwer ſei zu interpungiren, indem man gar oft nicht wiſſe, ob ein Wort zum vorigen zu ziehen ſei oder zum folgenden, wozu er bald vom Anfange des Werkes her ein Beiſpiel beibringt. Grade ſo urtheilt Demetrios (de elocut. §. 192. p. 78) daß Herakleitos größtentheils dunkel werde durch den Mangel an Verbindung, ſo daß man nicht wiſſe, wo jeder Saz anfange und endige. So wie nun der Verfaſſer dieſer Schrift offenbar als einer urtheilt der es ſelbſt verſucht hat, ſo können auch wir noch jezt nicht nur auf dieſe Zeugniſſe geſtüzt, ſondern auch aus eigener Erfahrung

ſer angeſehen, auch ſie zu verhüllen. Und darum ſtehe dieſes zuerſt hier unter allen ſeinen Bruchſtükken.

1. *Ἀμαθίην γὰρ ἄμεινον, ὥς φησιν Ἡράκλειτος, κρύπτειν. ἔργον δὲ ἐν ἀνέσει καὶ παρ᾽ οἶνον.* (Plut. Sympos III. Ed. Frcof. T. I, p. 644) Die lezten Worte nämlich, wiewol ſie ähnlich aus einer andern Schrift des Plutarchos (de erud. mulier.) Stobäos anführt *ἀμαθίαν, ὥς φησιν Ἡράκλειτος, καὶ ἄλλως κρύπτειν ἔργον ἐϛὶν, ἐν οἴνῳ δὲ χαλεπώτερον* (Serm. XVIII. Ed. Lugd. p. 165) halte ich nicht für herakleitiſch, ſondern für eine Wendung, welche Plutarchos dem Spruche giebt ſeinem Zwekke gemäß, wie er ihn anderwärts (de audit. T. II. p. 43. *Τάχα μὲν γὰρ οὐδὲ ἀμαθίαν κρύπτειν ἄμεινον, ὥς φησιν Ἡράκλειτος, ἀλλ᾽ εἰς μέσον τιθέναι καὶ θεραπεύειν*) nur anführt, um ihm, in einem weiteren Sinne vielleicht, zu widerſprechen. Und zwar iſt dieſe Anführung vollſtändiger, wenn man anders, wie ich wol möchte, dem Stobäos trauen darf, der an einer Stelle, wo mehr herakleitiſches zuſammen ſteht, Serm. III, p. 48 den Spruch auch joniſcher ſo anführt *Κρύπτειν ἀμαθίην κρέσσον ἢ ἐς τὸ μέσον φέρειν.* „Unverſtand iſt beſſer zu verbergen als zur Mittheilung zu bringen.“ — Ganz ohne Zuſaz hat noch einmal Plutarchos daſſelbe (quod vit. doc. poss. p. 439) *Ἀμαθίαν γὰρ Ἡράκλειτός φησι κρύπτειν ἄμεινον.* Allein den Vorzug, wörtlicher angeführt zu haben, muß man doch wol dem ſpäteren Sammler zugeſtehen, der grade hier aus einer guten Quelle ſcheint geſchöpft zu haben.

Eben ſo wenig ſchikken ſich ja zu einer abſichtlichen Dunkelheit ſeine häufigen Klagen über die Unfähigkeit zu verſtehen, welche ſich bei den meiſten Menſchen finde, wenn er doch ſelbſt geſonnen war, ſeine Leſer nach Vermögen in den Fall des Nichtverſtehens zu ſezen; nicht viel beſſer die Aufmunterungen ſich anzuſtrengen, und auch um kleinen Gewinns willen große Mühe zu übernehmen, am allerwenigſten aber die Drohungen gegen

diejenigen welche falſches in Umlauf ſezen. Und ſo mögen dieſe gleich zu ſeiner Rechtfertigung hier mit einander folgen. So klagt Herakleitos, daß die Menſchen mit ſehenden Augen nicht ſehen.

329 2. *Οὐ γὰρ φρονέουσι τοιαῦτα πολλοὶ, ὁκόσοι ἐγκυρσεύουσιν, οὐδὲ μαθόντες γινώσκουσιν, ἑαυτοῖσι δὲ δοκέουσι, κατὰ τὸν γενναῖον Ἡράκλειτον.* Clem. Strom. II, 2 p. 432. Nach *ὁκόσοι* iſt entweder *μοι* ausgefallen, oder man muß mit Gataker *ὁκόσοις*, dann aber auch *ἐγκυρσεύωσι* ſchreiben. An dieſer ſonſt nicht vorkommenden Form aber wage ich ohne Autorität nicht zu rühren. Das *τοιαῦτα* auf einen eben dargeſtellten weſentlichen Punkt ſeiner Lehre bezogen, wäre dann das Ganze ſo zu faſſen. „Solches aber iſt nicht „die Geſinnung oder Einſicht der meiſten, wie viele mir auf „ſtoßen" oder „auf wie vielerlei Dinge ſie auch ſtoßen; noch „auch erkennen ſie es, wenn man es ihnen vorträgt, ſondern „dünken es ſich nur."

Und Clemens redet hier gerade davon, daß man den Unreinen nicht das Heilige vorwerfen müſſe; wenn nun dieſe Worte bei

ob dieſe aber da ſind oder nicht, iſt ſchlechthin unbedeutend, da ſie eben ſo leicht konnten verloren gehn als erſezt werden.

4. *Ἀπίζους τινὰς εἶναι ἐπιζύφων Ἡράκλειτός φησιν ἀκοῦσαι οὐκ ἐπιςάμενοι οὐδ' εἰπεῖν, ὠφελημένοις δήπουθεν παρὰ Σαλομῶντος.* (Clem. Strom. II, 5. p. 442) „Nicht wiſſend zu hören noch zu reden."

Wahrſcheinlich gehört auch irgendwie hieher

5. *Κύνες γὰρ καὶ βαΰζουσιν ὃν ἂν μὴ γινώσκωσι καθ' Ἡράκλειτον.* „Denn die Hunde bellen auch an „wen ſie nicht kennen." Plut an seni sit ger. resp. T. II, p. 787, wo, man mag das *γὰρ καὶ* dem Herakleitos geben oder als Anführungsformel dem Plutarchos, von nichts anderem kann die Rede geweſen ſein, als in Bezug auf das neue Lehrgebäude 331
von dem Neid und Widerwillen, der das fremde anſicht.

Und wie unbarmherzig wären bei ſo böſem Willen die Aufforderungen, die uns Clemens und Theodoretos aufbehalten haben.

6. *Τοῦτο καὶ Ἡράκλειτος ὁ Ἐφέσιος τὸ λόγιον* — nämlich wieder ein altteſtamentiſches, *Ἐὰν μὴ πιςεύσητε, οὐ μὴ συνῆτε* — *παραφράσας εἴρηκεν Ἐὰν μὴ ἔλπηται, ἀνέλπιςον οὐκ ἐξευρήσει ἀνεξερεύνητον ὂν καὶ ἄπορον.* Clem. Strom. II, 4. p. 437. Daſſelbe ſchreibt Theodoret. Vol. IV, p. 716 *Ἐὰν μὴ ἐλπίζητε, ἀνέλπιςον οὐχ εὑρήσετε ἀνεξεύρητον ἐὸν καὶ ἄπορον*, ſo daß man leſen möchte *ἔλπησθε* und *ἐξευρήσετε*. „Wenn ihr „nicht hofft, werdet ihr das ungehoffte nicht finden, da es „unfindbar iſt und unzugänglich." — Und

7. *Χρυσὸν γὰρ οἱ διζήμενοι, φησὶν Ἡράκλειτος, γῆν πολλὴν ὀρύσσουσι, καὶ εὑρίσκουσιν ὀλίγον.* Clem. Strom. IV, 2. p. 565, und Theodoret. a. a. O. „Denn „die Goldſuchenden, ſagt Herakleitos, graben viel Erde auf „und finden weniges."

Aber welches Urtheil ſpricht er ſich ſelbſt mittelbar wenigſtens,

falls er durch geſuchte Dunkelheit zum Mißverſtand verleitete, in folgenden Worten. (Clem. Strom. VI, 1. p. 649.)

332 8. *Δοκεόντων γὰρ ὁ δοκιμώτατος γινώσκει φυλάσσειν· καὶ μέντοι καὶ δίκη καταλήψεται ψευδῶν τέκτονας καὶ μάρτυρας, ὁ Ἐφέσιός φησιν.* Die erſten möchte ich nicht mit dem Ueberſezer des Clemens erklären probatorum probatissimus novit servare; noch wüßte ich ſie gelinder zu heilen als ſo *δοκεόντα γὰρ . . . γινώσκειν φυλάσσει.* „Das ſcheinbare vermeidet der trefflichſte „im Erkennen, und Strafe wird ergreifen, welche falſches er„finden und bezeugen."

Wie wenige Stellen giebt es dagegen welche ſcheinen eine abſichtliche Dunkelheit vertheidigen zu ſollen! Denn gleich die (Plut. de Pyth. orac. Vol. II, p. 397)

9. *Σίβυλλα δὲ μαινομένῳ ϛόματι καθ' Ἡράκλειτον ἀγέλαϛα καὶ ἀκαλλώπιϛα καὶ ἀμύριϛα φθεγγομένη χιλίων ἐτῶν ἐξικνεῖται τῇ φωνῇ διὰ τὸν θεόν.*

„Die Sibylle aber mit wahnſinnigem Munde nach Herakleitos

fertigen, nicht die unverſtändliche; und was wahrſcheinlich dieſe Stelle im Sinne habend Jamblichos de myst. Sect. III. cap. VIII ſagt *καὶ λόγους μὲν προϊεμένη, οὐ μετὰ διανοίας δὲ τῶν λεγόντων, ἀλλὰ μαινομένῳ φασὶ ϛόματι* iſt entweder nur eine ſchlechte Umſchreibung von jenem, und heißt „nicht aber mit „der Kunſt der Redner," oder wenn man gewaltſam *λεγομένων* leſen wollte, ſo könnte doch das gar nicht erweislich zu dem Lobe gehören, welches der Epheſier ihr beigelegt hat. Mehr noch führt man zu dieſem Behuf an, was Plutarchos in derſelben Schrift p. 404 aufbehalten hat,

10. *Οἶμαι δὲ γινώσκειν τὸ παρ' Ἡρακλείτῳ λεγόμενον ὡς ὦναξ οὗ τὸ μαντεῖόν ἐϛι τὸ ἐν Δελφοῖς οὔτε λέγει οὔτε κρύπτει ἀλλὰ σημαίνει.* „Der König, 331
„deß das Orakel iſt bei den Delphiern, erklärt nicht, noch ver-
„birgt er, ſondern deutet an."

Aber wer darf wol bei *σημαίνειν* an abſichtliche Verhüllung denken? denn was wäre dann wol *κρύπτειν*? und führt nicht der Zuſammenhang beim Plutarch vielmehr ſelbſt dahin, daß von ſolchen Dingen die Rede geweſen, welche mit dürren Worten ausgeſprochen werden nicht können, aber verhehlt doch auch nicht ſein wollen? Es iſt uns noch eine, weil ſie ſo ganz abgeriſſen daſteht, ziemlich unverſtändliche Stelle dieſer Art im Gedächtniß.

11. *Οἶδα ἐγὼ καὶ Πλάτωνα προσμαρτυροῦντα Ἡρακλείτῳ γράφοντι Ἓν τὸ ϭοφὸν μοῦνον λέγεϭθαι οὐκ ἐθέλει καὶ ἐθέλει, Ζηνὸς ὄνομα* (Clem. Strom. V, 14. p. 718), was ich ſo verſtehe, „Das Eine Weiſe allein „will ausgeſprochen nicht werden und doch auch werden, „der Name des Zeus;" nicht wie der Ueberſezer des Clemens, Quod unum sapiens est solum tamen dici non vult, idemque Jovis nomen amat.

Iſt hier nicht, wie man auch übrigens erkläre, das was nicht ausgeſprochen ſein will, der Name des Zeus, alſo gewiß das höchſte? Kurz, wer nicht etwa, die Anſicht des Theophraſtos im

Sinne habend, der uns bei Diog Laert. IX, 6 verſichert „He„rakleitos habe aus unmuthigem Trübſinn manches nur halb „vollendet gelaſſen, manches an verſchiedenen Orten verſchieden „dargeſtellt," ſolche Stellen als Entſchuldigungen darüber anſehn will, daß er nicht genug ins einzelne hineingeht, worüber auch zwei andere Autoritäten bei Diogenes (IX, 8 und 11) klagen, was aber doch das weniger richtige zu ſein ſcheint, dem leuchtet gewiß ein, Herakleitos habe ſich ſolche Sprüche für diejenigen Stellen ſeines Werkes aufgeſpart, wo er mit ſeiner Weisheit an die Grenzen des didaktiſch auszuſprechenden gekommen war, um ſtatt der eigentlichen Mythen, die ihm abgingen, mit ſolchen geheimnißvollen Sprüchen wie mit goldenen Nägeln ſeine Philoſophie am Himmel zu befeſtigen. Aerger freilich als das bisherige in dieſer Art ſcheint eine Stelle zu ſein, welche uns ebenfalls Clemens aufbewahrt hat (Strom. V, 13. p. 699) und welche man vielleicht gern für eine untergeſchobene Stelle halten würde, wenn ſie nicht grade ſo viel von der Dunkelheit an ſich hätte, derentwegen Herakleitos angeklagt wird. Sie lautet aber ſo:

haben ſollteſt. Darum kann ich keinen andern Sinn finden für dieſes Bruchſtükk, als daß es ſich anſchließt an ſeinen Tadel früherer Weiſen und Dichter, von denen er anderwärts ohnedies ſagt „Keiner von allen auf deren Reden er getroffen, habe noch „etwas richtig eingeſehen," und daß er in gleichem Sinne auch dies geſagt habe „ſolche Unzuverläſſigkeit nämlich, die dem Scheine „folgend einiges zwar richtig vorbringt, anderes aber falſch, ſei „nur gut um die Tiefe der Wahrheit zu verbergen. Denn bei „ſolcher Unzuverläſſigkeit müſſe ſie nothwendig immer entſchlüp„fen, daß ſie nicht erkannt werde." Wenn wir nur nicht zu nachgiebig den Herausgebern des Clemens gefolgt ſind, indem wir die Worte Ἀλλὰ . . . ἀγαθὴ ſchon als Worte des Hera- 337
kleitos bezeichnet haben. Denn ſie können gar wol dem Clemens angehören, ja dem Zuſammenhange nach muß man ſogar ſchließen, daß er nur ſeine Erklärung und Anwendung der Worte ſelbſt des Herakleitos voranſchikkt; und der Ausdrukk γνώσεως βάθη hat wol auch einen verdächtigen chriſtlichen Klang. Bleiben nun die Worte ἀπιςίη . . . γινώσκεσθαι dem Herakleitos: ſo möchte ich zwar ebenfalls ἀπιςίῃ leſen, die Stelle aber gehört dann mehr zu denen, welche über das Nichtverſtehen klagen und die Urſachen deſſelben aufdekken, und iſt ſo ohngefähr zu faſſen, „Durch ſeine Unglaublichkeit entſchlüpft" — das Wahre nämlich — „dem Erkanntwerden."

III. Will man dennoch ein abſichtliches Verhüllen annehmen: ſo kann man, da die Ausflucht ganz wegfällt, Herakleitos habe vielleicht nur undeutlich geredet, weil er ſeiner Sache nicht recht ſicher geweſen, wol kaum anders als glauben, daß er nicht ſowol ſelbſtentdekktes und angeſchautes vorgetragen habe, als vielmehr in heiligen Myſterien offenbartes, und auch das ganze Buch mehr im Tempel verborgen als nur niedergelegt, welches glaubhaft und gründlich ausgeführt zu ſehen uns wol verlangte *).

*) Der gelehrte Creuzer wolle dies ja nicht als eine feindſelige Ausfor-

338 Denn alle Zeugniſſe ſcheinen übereinzuſtimmen, ihn als Erfinder anzuſehen. Philo in der Schrift quis res. div. haer. an einer Stelle auf die wir noch einmal zurükkkommen, ſieht es als bekannt an und auch unter den Hellenen allgemein angenommen, daß Herakleitos, was er an die Spize ſeiner Philoſophie ſtellt, auch ſelbſt erfunden habe. Darum ſchreiben ihm auch ſpätere keinen Lehrer zu, außer auf eine offenbar falſche Weiſe, wie etwa Ammonius (in Arist. Categ. p. 1) den Pyrrhon, und Ungenannte beim Sotion (Diog IX, 5) den Xenophanes, was ſich durch die That widerlegt; oder auf eine höchſt verdächtige, wie bei Suidas (v. Ἡράκλειτος) den Pythagoreer Hippaſos, was offenbar von ſolchen herrührt, die gern alles auf den Pythagoras zurükkführen wollten. Ariſtoteles nennt freilich öfters den Herakleitos in Verbindung mit Hippaſos, was wol das einzige hiſtoriſche Fundament jener Sage ſein möchte; aber er thut es
339 ohne auch nur einmal das Wörtchen ἑταῖρος hinzuzufügen, wodurch er ſonſt dergleichen Verhältniſſe leicht andeutet; ſondern eben wie er unſern Weiſen auch mit Empedokles und Anarago-

dächtig ſein, ob ſie nicht aus einer ganz ſpäten und verwerflichen Werkſtätte gekommen ſind. Und wenn nun Clemens bald darauf p. 752 ſagt, wo er eben Entwendungen zu beſchuldigen begriffen iſt, Herakleitos habe ſehr vieles vom Orpheus genommen: haben wir wol Urſache etwas anderes zu glauben als daß er nur aus dieſer Stelle weiter fortſchließt, oder daß er höchſtens etwa noch ein paar ähnliche vor ſich gehabt hat? Und iſt es recht, deshalb gleich im allgemeinen zu ſagen, Herakleitos werde ein Schüler der Orphiker genannt? Ein älteres Zeugniß für die Eigenthümlichkeit ſeiner Lehre iſt zwar nicht gradezu beweiſend, aber doch nicht minder gewichtig, daß nämlich Ariſtoteles wo er den Herakleitos anführt als Beiſpiel felſenfeſter Ueberzeugung auch in Sachen der bloßen Meinung (Eth. Nic. VII, 5 und wiederholt Magn. Mor. II, 6) eigentlich nur einen ſolchen als Beiſpiel brauchen konnte, der ſich ſeine Meinungen ſelbſt gemacht, wie er denn auch irgend eines fremden Urſprunges, weder didaktiſchen noch myſteriöſen, mit keinem Worte erwähnt.

Dieſe Ausdrükke des Ariſtoteles, daß „Einige wie Heraklei„tos eben ſo feſt auf das trauen was ſie meinen, als andere auf „das was ſie wiſſen," werfen nun Licht auf andere Nachrichten in denen dies beſtimmter ausgeſprochen wird, und verſchaffen einigen Bruchſtükken Glauben, in denen Herakleitos ſich uns ſelbſt ſo zeigt. Hieher iſt zu rechnen die Beſchreibung die Diog. Laert. gleich anfangs giebt (IX, 1) er ſei „über die Maßen hochſinnig geweſen, und ein Verächter der übrigen." So nennt ihn auch Tatianus einen hochmüthigen (Or. ad Gr. p. 11). Hätte er nun erraubtes irgend woher umgebildet: ſo ſollte, wenn auch er ſelbſt nirgend ſeinen Vorbildern und Quellen die Ehre wollte gegeben haben, uns auch nicht einmal eine Spur erhalten worden ſein, daß jemand es darauf angelegt den hochmüthigen zu beſchämen, auch nicht aus jenen Zeiten, welche ordentlich Jagd machten auf die Abkunft der Meinungen? Diogenes verbindet mit jener Beſchreibung des Mannes eine Anführung aus ſeinem

Werk, welche zu oft vorkommt um nicht ächt zu ſein, und gleich hier ihren Plaz finden mag.

13. *Πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει.* — Clemens (Strom. I, 19. p. 373) hat *ἤδει γὰρ, οἶμαι, ὡς ἄρα ἤδη πολυμαθῆ νόον ἔχει· ὃ διδάσκει καθ' Ἡράκλειτον*, was ſchon die Herausgeber ſo verbeſſert, *ὡς ἄρα ἤδη πολυμαθῆ νόον ἔχειν οὐ διδάσκει.* Eben ſo Athenäos (XIII. p. 610 Casaub.) *πολυμαθῆ νόον ἔχειν οὐ διδάσκειν.* Allein an beiden Orten muß man, wie auch Schweighäuſer ſchon im Athen. gethan, mit Gataker (ad Anton. p. 10) aus unſerer Stelle verbeſſern *πολυμαθίη.* Das *ἔχειν* iſt vielleicht auch nur Einſchub eines älteren Anführers oder Auslegers, dem die Redensart *νοῦν διδάσκειν*, mit Recht von ſeinem Sprachgebrauch aus, nicht gefallen wollte. Doch vielleicht iſt auch die Anführung im Diogenes nicht ganz ächt, ſondern Proclus hat uns die urſprünglichen Worte erhalten, bei welchem (Coment. in Tim. p. 31) vorkommt *τί γὰρ θαυμαζόν; ἡ τῶν γεγονότων γνῶσις πολυμαθείη νόον οὐ φύει, φησὶν ὁ γενναῖος Ἡρά-*

den Gegenſaz gegen die Vielwiſſerei mit aufzuſtellen, von dem welchen Diogenes hier unmittelbar ausſchreibt aus einer ſpäteren Stelle ſind herbeigezogen worden.

Den Pythagoras aber hat auch Clemens (Strom. I, 21. p. 396) in des Herakleitos Werk erwähnt gefunden. *Ἡράκλειτος γὰρ μεταγενέστερος ὢν Πυθαγόρου μέμνηται αὐτοῦ ἐν τῷ συγγράμματι.* Daher möchten ſich an jene Worte vielleicht un- 343
mittelbar die anſchließen, welche Diogenes anderwärts (VIII, 6) gar pomphaft anführt

14. *Ἡράκλειτος ὁ φυσικὸς μονονουχὶ κέκραγε καί φησι, Πυθαγόρης Μνησάρχου ἱστορίην ἤσκησεν ἀνθρώπων μάλιστα πάντων, καὶ ἐκλεξάμενος ταύτας τὰς συγγραφὰς, ἐποιήσατο ἑαυτοῦ σοφίην πολυμαθίην κακοτεχνίην.* „Pythagoras, Mneſarchos Sohn, hat „Wiſſenſchaft geübt am meiſten unter allen Menſchen, und er hat „ſich eine Weisheit gebildet, Vielwiſſerei und ſchlechte Kunſt.“ Was nun Diogenes oder vielleicht ſchon ſein ausgeſchriebener mit dieſer Stelle wollen, nämlich des Pythagoras Schriftſtellerthum beweiſen, das wird nicht dadurch ausgerichtet. Denn die Worte ſind offenbar aus des Herakleitos Werk urſprünglich von einem andern zu einem andern Zwekk angeführt, um nämlich zu zeigen wie Herakleitos den Pythagoras behandle. Dieſer nun faßte, was zwiſchen dem erſten und lezten Saze ſtand und nicht zu ſeinem Zwekke gehörte, in den Worten *καὶ ... συγγραφὰς* zuſammen, die wir nun nicht mehr entziffern können, und die Diogenes oder wer hier redet mißverſtand, an denen aber wol kein kundiger den fremden Charakter verkennen und ſie etwa für herakleitiſche halten wird.

Und hier wäre wol auch der rechte Ort die Frage zu entſchei- 344
den, wenn es jemand könnte, ob ein anderes Fragment ohne Namen beim Stobäos (Serm. XXXIV. Ed. Lgd. p. 216) etwa ein herakleitiſches ſein mag. Gataker hat hierüber (ad Anton. p. 10) vielleicht zuerſt einen Wink gegeben. Wir ſezen es hie-

her, jedoch weniger um zu entſcheiden als nur um die Sache aufs neue zur Sprache zu bringen.

. *Πολυμαθίη κάρτα μὲν ὠφελέει, κάρτα δὲ βλάπτει τὸν ἔχοντα· ὠφελέει μὲν τὸν δεξιὸν ἄνδρα, βλάπτει δὲ τὸν ῥηϊδίως φωνεῦντα πᾶν ἔπος καὶ ἐν παντὶ δήμῳ. Χρὴ δὲ καιροῦ μέτρα εἰδέναι· σοφίης γὰρ οὗτος ὅρος, οἱ δὲ ἔξω καιροῦ ῥῆσιν μουσικὴν πεπνυμένως ἀείσωσιν, οὐ παραδέχονται ἐν ἀργίῃ γνώμην, αἰτεῖν δ' ἔχουσι μωρίας.* Statt *οἱ δὲ* muß man leſen *οἳ δὲ* und ſtatt *αἰτεῖν* wahrſcheinlich *αἰτίην*; aber auch die Worte *οὐ παραδέχονται ἐν ἀργίῃ γνώμην* verſtehen wir nicht, wenn wir nicht etwa leſen wollen *ἐνεργείῃ γνώμην*. Manchen herakleitiſchen Klang hat dieſe Stelle allerdings; aber auch manches fremde, und weshalb man ſie könnte für gemacht halten, wie denn *ἀνὴρ δεξιὸς* und *σοφίης ὅρος* uns verdächtig klingen.

345 Will man nun dieſe Rede unſerm Epheſier zuſchreiben: ſo iſt ihr allerdings ihr Plaz auch hier anzuweiſen, theils als Erklärung, wie ihm Vielwiſſerei könne eine *κακοτεχνίη* ſein — denn

eben angeführten Scholien ad Il. XVIII, 251 ſagen, Herakleitos habe den Homeros, ſicher auch tadelnd, einen Sterndeuter genannt *), aus einem ähnlichen Tadel des Heſiodos bei Plutar- 346
chos (Camill. Vol. I, p 137. 138) er habe nämlich nicht gewußt, daß „alle Tage nur eine und dieſelbe Natur haben," wo die Worte φύσιν ἡμέρας ἁπάσης μίαν ſich ſehr einer wörtlichen Anführung zu nähern ſcheinen. So ſcheint er auch von den berühmten Sieben mehrere beſonders beurtheilt zu haben, wenn ſich Diogenes mit Recht auf ihn beruft in Beziehung auf den Thales (I, 20) und auf den Pittakos (I, 76). Auf den Bias aber führt er ein freigebiges Lob wörtlich an (I, 88).

15. *Καὶ ὁ δυσάρεσος Ἡράκλειτος μάλιςα αὐτὸν ἐπήνεσε γράψας Ἐν Πριήνῃ ἐγένετο Βίας ὁ Τευτάμεω, οὗ πλείων λόγος ἢ τῶν ἄλλων.* „In Priene war Bias, „der Sohn des Teutames, der höher zu rechnen iſt als die „übrigen." Unter welchen übrigen wol kaum ſchon die beſtimmte Zahl der Sieben gemeint iſt.

Schwerlich läßt ſich denken, wie und weshalb dem Herakleitos Urtheile wie dieſe ſollten untergeſchoben ſein; und ſo bleibt unläugbar, daß er der erſte geweſen iſt, der indem er ſelbſt hervorbringend ſich als Weiſen darſtellte, zugleich auch Kritik über an- 347
dere geübt hat. Und vielleicht ſollen den ſtrengen Charakter derſelben rechtfertigen die Worte bei Diogenes (IX, 2)

16. *ὕβριν χρὴ σβεννύειν μᾶλλον ἢ πυρκαϊήν*, „Uebermuth thut mehr Noth zu löſchen als Feuersbrunſt," denen ich lieber dieſe Bedeutung als eine politiſche beilegen möchte.

*) Daſſelbe ſagt auch Euſtath. zu dieſer Stelle. Nun will man freilich ſagen, auch hier ſei der Grammatiker Herakleitos gemeint. Dies iſt aber gewiß falſch, da Euſtath. ſonſt wo er einen ſpätern Herakleitos anführt, dies ausdrücklich ſagt, einmal Ἡράκλειτος οὐχὶ ὁ σκοτεινός, und ein anderes Mal εἰς ὃ καί τις Ἡράκλειτος ἐπονήσατο. Beide Stellen führt Fabricius ſelbſt anderwärts an und ſtellt doch jene Behauptung auf.

In ein allgemeines zuſammengefaßt ſcheinen ſeine Urtheile vor uns zu liegen theils in einer erſt ſpäter zu betrachtenden Stelle bei Sextus, theils in einem durch Stobäos aufbehaltenen Bruchſtükke, welches zwar gewiß ächt iſt, aber auch unverſtändlich genug.

17. *Ὁκόσων λόγους ἤκουσα οὐδεὶς ἀφικνεῖται ἐς τοῦτο ὥςε γινώσκειν· ἢ γὰρ θεὸς ἢ θηρίον· ὅτι σοφόν ἐςι πάντων κεχωρισμένον.* Stob. Serm. III, p. 48. So ſcheint kaum möglich einen Sinn aufzufaſſen, ſondern man muß wenigſtens das zu Gute machen, daß in einigen Handſchriften der lezte Saz *ὅτι σοφόν* u. ſ. w. unmittelbar nach dem *ὥςε γινώσκει* folgt, die Worte aber *ἢ γὰρ θεὸς ἢ θηρίον* nur am Rande ſtehen. Dann verſteht man doch ſo viel „So vieler Re-
„den er auch gehört, keiner ſei doch dahin gediehen, daß er einſehe
348 „wie das Weiſe von allem abgeſondert iſt," nämlich das wahre Erkennen etwas durchaus anderes als die *πολυμαθίη*, das Wiſſen um vielerlei einzelnes als ſolches. Ob nun aber den Sinn der Worte *ἢ γὰρ θεὸς ἢ θηρίον*, die doch ſchwerlich ganz falſch ſein können, das folgende ganz mit fortgeriſſen, oder ob Herakleitos ohngefähr gemeint, ſondern auf dem ge-

der einen (Strom. V, 8. p. 676) das Werk unter der Ueberſchrift 340
περὶ φύσεως anführt, in der andern aber (Strom. I, 21. p. 396) geradezu nur ſagt ἐν τῷ συγγράμματι: ſo wollen wir überhaupt nur dieſes Eine Werk als herakleitiſch annehmen, wenn auch Diogenes (Prooem. sgm. 16) unſern Epheſier nicht namentlich unter denen aufführt, welche ihre Weisheit in einer einigen Schrift niedergelegt haben. Auch ſoll uns nicht irre machen die Stelle im Suidas (v. Ἡράκλειτος) καὶ ἔγραψε πολλὰ ποιητικῶς, da ſie offenbar aus Mißdeutung irgend einer Stelle entſtanden iſt, in welcher nur geſagt wurde daß Herakleitos größtentheils in poetiſchem Stil geſchrieben habe. Schreibt doch derſelbe (v. ἀνάριθμος) dem Herakleitos auch ein auf ihn gedichtetes Epigramm zu, eben ſo fälſchlich als ihm Stob. Ecl. Phys. I, p. 282. Ed. Heer. der ſein ſollende Vers beigelegt wird Ἐκ πυρός γε τὰ πάντα καὶ εἰς πῦρ πάντα τελευτᾷ, welcher offenbar von einem der den Gegenſaz recht in der Kürze aufſtellen wollte, jenem Xenophaniſchen (ebend. S. 294) ἐκ γαίης τε τὰ πάντα καὶ εἰς γῆν πάντα τελευτᾷ nachgebildet iſt.

Leider nur ſind auch über dieſes eine Werk wunderliche Meinungen genug zu berühren. Hieher iſt wol zuerſt zu rechnen die von Diogenes (IX, 5) ohne Quelle, aber doch deshalb wol nicht als allgemein bekannt und angenommen, erwähnte Eintheilung 350
deſſelben in drei λόγους, in die Rede vom Ganzen, in die politiſche und in die theologiſche. Eine ſolche Eintheilung ſcheint gar nicht im Geiſte der damaligen Zeit, und noch weniger im Geiſte dieſer Philoſophie, welche, ganz vom Ineinanderfließen aller Dinge ergriffen und faſt berauſcht, am wenigſten muß im Stande geweſen ſein, dasjenige ſo ſtreng zu ſondern was für ſie am meiſten in einander fließen mußte, wie nicht nur leicht gezeigt werden kann und uns anderwärts von ſelbſt ſich ergeben wird, daß die Abhandlung vom Ganzen und die theologiſche mußten in einander gefloſſen ſein, ſondern auch aus einem merk-

würdigen Bruchſtükk erhellt, wie dem Herakleitos auch das politiſche und theologiſche verfloß.

18. *Ξὺν νόῳ λέγοντας ἰσχυρίζεσθαι χρὴ τῷ ξυνῷ πάντων, ὅκωσπερ νόμῳ πόλις καὶ πόλις* (man muß wol leſen *πολὺ*) *ἰσχυροτέρως. Τρέφονται γὰρ πάντες οἱ ἀνθρώπινοι νόμοι ὑπὸ ἑνὸς τοῦ θείου. Κρατεῖ γὰρ τοσοῦτον ὁκόσον ἐθέλει, καὶ ἐξαρκεῖ πᾶσι καὶ περιγίνεται.* „Die „mit Vernunft reden müſſen beharren auf dem gemeinſchaftli„chen aller, wie eine Stadt auf dem Geſez und noch weit feſ„ter. Denn alle menſchlichen Geſeze werden genährt von dem
351 „einen göttlichen. Denn dieſes herrſcht ſo weit es will, und „genüget allem und überwindet alles.“ Stob. Serm. IV, p. 48. Man könnte vielleicht Verdacht auf dieſes Fragment werfen, weil Diogenes (IX, 2) ganz ähnliches mit ganz andern Worten anführt.

19. *Μάχεσθαι χρὴ τὸν δῆμον ὑπὲρ νόμου ὅκως ὑπὲρ τείχεος.*

gewiß dieſen Theil ganz beſonders würde zu eigen gemacht ha- 352
ben? aber in dem ganzen Abſchnitt ſeines Werkes (adv. Math. IX, cap. II) der von den Göttern handelt, gedenkt er des Herakleitos auch nicht ein einiges Mal. Daß aber das Werk über die Natur eine eigene Abhandlung vom Staat ſoll enthalten haben, ſcheint damit zuſammenzufallen, daß einige den Herakleitos überhaupt nicht für einen bloßen Phyſiologen gehalten haben, ſondern auch, oder gar mehr, für einen Sitten- und Staatslehrer. Dieſes lehrt uns Sextus, der zwar (adv. Math. VII, 5—7) ſelbſt den Herakleitos unter denjenigen nennt, welche nur den naturwiſſenſchaftlichen Theil der Philoſophie dargeſtellt haben, dabei aber hinzufügt, dies ſei nicht allgemeine Meinung, ſondern es ſei die Frage aufgeworfen worden, ob nicht Herakleitos keineswegs bloß ein phyſiſcher, ſondern auch ein ethiſcher Philoſoph geweſen. Sehr zu wünſchen wäre freilich geweſen, daß er, dem das Werk vor Augen lag, ein beurtheilendes Wort über dieſe Anſicht geſagt hätte. Soviel aber ſcheint doch aus ſeinem Stillſchweigen bei dieſer Gelegenheit zu erhellen, daß er von dieſer dreifachen Eintheilung nichts gewußt hat. Woher ſie aber ſtammen mag, dies iſt ſchwer zu errathen. Man könnte ſie für eine ganz ſpäte Conjectur halten von ſolchen, welche, überzeugt Herakleitos habe nur Ein Werk verfaßt, eben jene einzelnen An- 353
deutungen nicht unmittelbar phyſiſchen Inhaltes und jene Aeußerungen über ihn, daß er auch ein Sittenlehrer geweſen, und vielleicht jene andere (Heracl alleg. hom. Gal. p. 442) „daß er „die natürlichen Dinge, die nur dunkle Andeutungen geben kön„nen, theologiſire" mißverſtehend, oder vielleicht gar eines jüngeren Herakleitos Lob der zwölf Götter (Diog. IX, 17) mit dem älteren Werke ſchmählich verwechſelnd, welche ſage ich dieſes alles in Uebereinſtimmung bringen wollten mit des Werkes bekannter Ueberſchrift Von der Natur, und daraus ſchloſſen, dieſes müſſe ganz ausweichende Theile enthalten haben. Doch das möchte wol eine zu kühne Muthmaßung, und eher zu glauben ſein, die

Eintheilung rühre her von den Auslegern und Commentatoren des Herakleitos beſonders aus der ſtoiſchen Schule, welche dadurch die verſchiedenen, in dem Werke ſelbſt aber keineswegs getrennten Maſſen haben zu bezeichnen geſucht. Denn daß vieles was ſpäterhin, als die philoſophiſchen Disciplinen ſich trennten, dem ethiſchen Theil würde zugeordnet worden ſein, in dem Werke befindlich war, iſt unläugbar, und daß für den Ausleger wol Veranlaſſung geweſen, das was Herakleitos von der Gottheit lehrte zu trennen von ſeiner Lehre von der Welt, ließe ſich
354 vielleicht auch deutlich genug machen. Was aber jene Meinung ſelbſt betrifft, welche den Herakleitos ſeinem Weſen nach mehr für einen Ethiker halten will als für einen Phyſiker: ſo widerſpricht ſie zu deutlich den älteſten und ſicherſten Zeugniſſen. Denn Ariſtoteles führt ihn nicht nur immer mit unter den Phyſikern auf, ſondern er oder einer der doch gewiß aus ſeinem Munde geredet hat, könnte unmöglich, wenn er irgend den Geiſt des Werkes ſo aufgefaßt hätte, die ethiſche Philoſophie ſo beſtimmt auf Pythagoras und Sokrates zurükkgeführt haben, wie Magn. mor.

Betrachtung des wenigen übriggebliebenen muß das umgekehrte erhellen, daß nämlich das ethiſche nur beiſpielsweiſe und gelegentlich könne vorgekommen ſein, das Buch aber von der Natur gehandelt habe. Auf jene Anſicht bezieht ſich auch der Ruhm den derſelbe Mann über das herakleitiſche Werk in einem Senarius ausgeſprochen hat, welchen Diogenes (IX, 12) ſonderbar genug für eine Ueberſchrift ausgiebt, *ἀκριβὲς οἰάκισμα πρὸς ϛαθμὴν* (wofür Buttmann mit Recht erinnert *ϛαθμὸν* zu leſen) *βιου*. Und gewiß eben ſo wenig war auch *γνώμη ἠθῶν* eine Ueberſchrift, ſondern nur ein ähnliches Lob des ethiſirenden Inhaltes. Was nun gar die dritte an der Stelle angeführte Ueberſchrift *Μοῦσαι* betrifft, ſo denke man ja nicht daß ſie dieſem Werke angehört habe, oder wolle vielleicht ein anderes neunfach getheiltes aus ihr erweiſen, ſondern erinnere ſich nur der Stelle (Soph. p. 242 e) wo Platon den Herakleitos *Μοῦσαι Ἰάδες* nennt, woraus ſie höchſt ungeſchikkterweiſe entſtanden iſt.

Es bleibt alſo dabei, daß wir alle Bruchſtükke, ſofern ſie ächt ſein ſollen, darauf anſehn müſſen, daß ſie einen Plaz eingenommen haben in dieſem einen Werke, welches weſentlich eine 35
Darſtellung der Natur enthielt, und daß wir trachten müſſen zu erkennen, wie alles auch das mannigfaltigſte darunter als in einem und demſelben Werke vorgetragen auch in Einem Sinne gedacht und wie aus Einem Guſſe gleichartig und einklingend ſein muß.

I. Womit nun könnten wir dieſe Darſtellung ſicherer anfangen, als mit dem was Platon der älteſte und ſicherſte Zeuge überall als das Weſen der herakleitiſchen Weisheit aufſtellt, daß „alles ſich wie Ströme bewege" (Theaet. 160. d), daß „alle „Dinge gehen und nichts feſt bleibe" (Cratyl. 401. d. 402. a), daß er alles ſeiende einem ſtrömenden Fluß vergleiche, und daß alſo niemals irgend etwas eigentlich ſei, ſondern alles immer nur

werde (Theaet. 162 e). Dieſes alles geht ganz beſtimmt den Herakleitos an aus beiden Geſprächen; weiter gehend aber hüte man ſich ja, daß man nicht eine Holztaube greife ſtatt der zahmen, den Protagoras etwa oder den Kratylos mit andern unſicher herumfahrenden und gar nicht zu behandelnden Herakleiteern (Theaet. 179 d. e) anſtatt des Herakleitos ſelbſt. Eben ſo bezeichnet die ariſtoteliſche Metaphyſik (I, 6) die herakleitiſchen
357 Meinungen ſo, „daß alles wahrnehmbare immer fließe," und der Ausleger Alexandros (in Arist. Top. p. 43 Ed. Ald.) und offenbar aus dieſem Suidas (v. θέσις) daß nach Herakleitos alles unaufhörlich fließe und immer werde, nichts aber niemals ſei, ganz genau dem Platon einſtimmig, wie auch Ammonius (in Arist. de interpr. Ven. 1551 p. 8) und Herakleides (Alleg. hom. p. 465) ἐπειδὴ ῥύσει τινὶ καὶ ἀεννάῳ κινήσει τὸ πᾶν οἰκονομεῖται, wo, ohne jedoch den Herakleitos zu nennen, vieles herakleitiſirt; und viele andere könnten noch angeführt werden ganz auf dieſelbige Weiſe. Dieſen gültigſten Zeugniſſen folgend nehmen wir nun auch an was Plutarchos (*Ei* ap. Delph. II. p. 392.

, und ſammlet ſich wieder, oder vielmehr nicht wieder noch „hernach, ſondern zugleich geht es zuſammen und läßt wie„der los, ſtrömt zu und ſtrömt ab, ſo daß auch das werdende „deſſelben nie zum Sein gelangt, weil nie aufhört noch zu „überwinden iſt die Erzeugung.“ Hier erkennen wir wenigſtens in den ausgezeichneten Worten *σχίδνησι — συνάγει* und *συνίσταται — ἄπεισι* mit ziemlicher Gewißheit eigne herakleitiſche; denn die Worte *μᾶλλον . . . ἅμα* welche mit Recht nebſt den mit ihnen verloren gegangenen *συνίσταται καὶ ἀπολείπει* aus Euſeb. hergeſtellt ſind, ſind offenbar ein wegen des *πάλιν* eingeſchobener Zuſaz des Plutarchos, um den Herakleitos auch in der Sprache conſequent zu machen, wie denn das ganze Kapitel dieſe Lehre auf die Spize zu ſtellen ſucht. In den folgenden ſcheint mehr Plutarchos zu reden; jene kurzen an einander gedrängten Gegenſäze aber ſcheinen ganz in Herakleitos Stil zu ſein, und ſind vielleicht nicht unglüklich nachgeahmt in einer Stelle gegen das Ende des erſten Briefes (Steph. Poes. phil. p 147).

Offenbar mehr mit ſeinen eigenen als mit des Herakleitos Wor- 359
ten ſagt daſſelbe Plutarchos (de sera num. vind. II, p. 559). „Oder ſollen wir unvermerkt in den herakleitiſchen Fluß alle „Dinge hineinwerfen, in welchen er nicht zugiebt zweimal hin„einzuſteigen, weil alles bewege und verändere die umwandelnde „Natur.“ In einer andern Stelle hingegen (quaest. nat. II, p. 912) welche ähnlich lautet „In denſelbigen Fluß zweimal kannſt „du nicht hineinſteigen, wie Herakleitos ſagt, denn andere Wäſ„ſer ſtrömen zu,“ ſcheinen wenigſtens dieſe lezten Worte *ἕτερα γὰρ ἐπιῤῥεῖ ὕδατα* herakleitiſch zu ſein, wie uns Euſebios lehrt, welcher (Praep. evang. XIV, 20) auch erſt mittelbar vom Kleanthes beibringt, dieſer habe, als er die Lehren des Zenon mit denen anderer Phyſiker verglichen, geſagt „Zenon erkläre die „Seele wie Herakleitos, welcher um deutlich zu machen daß die „Seelen jedesmal nur durch Einathmen vernehmend werden (*ὅτι*

„αἱ ψυχαὶ ἀναθυμιώμεναι νοεραὶ ἀεὶ γίνονται) ſie den Flüſ-
„ſen vergleicht" (welches freilich entweder eine unrichtige Ausle-
gung iſt, oder eine unſtatthafte den Sinn verdunkelnde Zuſam-
mendrängung des Berichterſtatters, wenn man nicht ſtatt εἴκασεν
αὐτὰς τοῖς ποταμοῖς leſen will εἴκασεν αὐτὰς τοῖς ἐν τοῖς
ποταμοῖς, was doch nur noch ungeſchikkt wäre und nicht mehr
unrichtig) alſo ſprechend,

360 21. Ποταμοῖσι τοῖσιν αὐτοῖσιν ἐμβαίνουσιν
ἕτερα καὶ ἕτερα ὕδατα ἐπιῤῥεῖ. „Den in denſel-
„ben Fluß hineingeſtiegenen ſtrömt immer anderes und ande-
„res Waſſer zu"

wo die wörtliche Anführung zu deutlich angegeben iſt durch das
λέγων οὕτως und zu ſicher, da wir annehmen müſſen daß wir
ſie nur aus der zweiten Hand haben ſeit dem Kleanthes. Und
ſo müſſen wir denn auch als richtig annehmen was ſpätere Zeu-
gen wiederholen in demſelben Sinne, Sextus z. B. (Pyrrh. Hy-
pot. III, 115), Herakleitos vergleiche der heftigen Strömung ei-
nes Fluſſes die leichte Beweglichkeit unſerer Materie; wo wir

ſondern auch Hermias (Irris. gent. Ed. Oxon. p. 303) läßt den Herakleitos ſagen ἀρχὴ τῶν ὅλων τὸ πῦρ, und Lucian in einer offenbar nachahmenden Stelle (Vit. auct.) ſagt λέγω δὲ τὰς ἐκπυρώσιας καὶ τὴν τοῦ ὅλου συμφορὴν, wo er vielleicht genauer geſagt hätte τῶν ὅλων, ſo daß man faſt glauben möchte, dieſer ſonſt ungewöhnliche Ausdrukk τὰ ὅλα als Bezeichnung der Geſammtheit der erſcheinenden Dinge ſei eigenthümlich herakleitiſch.

Und in demſelben Sinne Simplicius (in Phys. Arist. fol. 17 a), der aber wiederum die Sache etwas verwirren würde, indem er ſagt die unmittelbare alles verändernde Strömung habe Herakleitos angedeutet διὰ τοῦ εἰς τὸν αὐτὸν ποταμὸν δὶς μὴ ἂν ἐμβῆναι, wenn er nicht um eigene Worte des Herakleitos zu geben mehr geſagt hätte als zur Sache gehört, in welchem Sinne er ſich auch in den folgenden Worten berichtigend erklärt. Indeſſen kann man doch daraus, daß er hier wo er zum erſten Mal über dieſen Gegenſtand ſpricht nichts ausführliches beibringt, faſt ſicher den Schluß machen daß er das Werk des Herakleitos nicht 362
mehr vor ſich gehabt, was auch andere Stellen beſtätigen.

Wundern aber muß man ſich, wie Ariſtoteles (Phys. VIII, 3. p. 254 Ed. Cas.) ſagen kann „die behauptenden daß nicht „nur einiges, anderes aber nicht, ſondern daß alles und immer „ſich bewege, dies aber unſerer Wahrnehmung entgehe, beſtimmten zwar nicht genau welcherlei Bewegung ſie meinten oder ob „alle Arten u. ſ. w.“ Vielleicht hat auch Alex. Aphrod., weil ihm doch vorkam als ob Herakleitos dieſen Vorwurf nicht verdiene, lieber geglaubt, wie Simplicius (ad Arist. Phys. f. 276 a) uns berichtet, Ariſtoteles meine hier nicht den Herakleitos, ſondern die Atomiſtiker. Denn daß Herakleitos ſelbſt ein Atomiſtiker geweſen, iſt gewiß dem Alexandros nicht in den Sinn gekommen; und auch wir wollen hier gleich bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit erklären daß wir nicht das geringſte Gewicht legen auf die nirgend und durch nichts unterſtüzte Ausſage

bei Stob. Ecl. Phys. I, p. 350 *Ἡράκλειτος πρὸ τοῦ ἑνὸς δοκεῖ τισι ψήγματα καταλείπειν* und Plac. Phil. I, 13 *Ἡράκλειτος ψηγμάτιά τινα ἐλάχιστα καὶ ἀμερῆ εἰσάγει.* Die bei Stobäos bald folgenden Worte *Ἡρακλείδης θραύσματα* ſcheinen bei dieſer Lage der Sache hinreichend, um zu glauben daß
363 urſprünglich dieſen Ausſagen nur eines früheren Sammlers Verwechſelung der Namen Herakleitos und Herakleides, welche bekanntlich öfter vorkommt, zum Grunde gelegen. Und ganz auf die pſeudoplutarchiſche ſcheint ſich auch die pſeudogaleniſche zu beziehn *Τῶν τεσσάρων στοιχείων πράγματα* (lies *θραύσματα*) *βραχύτατα οἷον στοιχεῖα ἀπὸ στοιχείων ἢ ψήγματα νομίζουσιν εἶναί τινες τὸ λεγόμενον ἐλάχιστα. Ἡράκλειτος εἰσάγει ταῦτα νοήσει μόνον ληπτά.* Phil. hist. Ed. Bas. IV, p. 427. Doch um zu der ariſtoteliſchen Stelle zurükkzukehren, ſo möchten wir vereinigend glauben, er habe, wie er oft ungleichartiges auf bloßen Schein zuſammenſtellt, urſprünglich beide im Sinne gehabt, zulezt aber allerdings mehr an den Demokritos gedacht. Denn dieſes daß die Wahrnehmung ſich täuſche über

[redacted]

ſchen Beſtimmtheit. Richtig iſt aber gewiß das unmittelbar folgende, und deutlich ſagt Sextus daß er uns die eigenen Worte des Herakleitos wiedergiebt,

22. ἀλλὰ τὴν μὲν αἴσθησιν ἐλέγχει λέγων κατὰ λέξιν, κακοὶ μάρτυρες ἀνθρώποισιν ὀφθαλμοὶ καὶ ὦτα βαρβάρους ψυχὰς ἐχόντων. „Schlechte Zeugen „ſind den Menſchen die Augen und Ohren der mit rohen „Seelen begabten." Ganz anders iſt freilich Sextus Umſchreibung, „dies wolle ſagen, es zieme nur rohen Seelen den ver„nunftloſen Sinneseindrükken zu glauben," faſt als hätte er ſtatt ἐχόντων geleſen ἔχουσιν. Allein Stobäos wiederholt daſſelbe (Serm. IV, p. 55) κακοὶ γίνονται ὀφθαλμοὶ καὶ ὦτα ἀφρόνων ἀνθρώπων βαρβάρους ψυχὰς ἐχόντων, wo man nur μάρτυρες einſezen muß und das bloß erklärende ἀφρόνων hinauswerfen, welches vielleicht, unſchädlich dem Sinne, ἀνθρώπων ſtatt ἀνθρώποισιν nach ſich gezogen hat, ſo daß man leicht die buchſtäbliche Uebereinſtimmung wieder auffindet.

Unter eben ſolcher Einſchränkung iſt denn auch zu verſtehen der Ausſpruch bei Diogenes (IX, 5) καὶ τὴν ὅρασιν ψεύδεσθαι, nämlich nur da wo es gegen die allgemeine Anſchauung des Fluſſes aller Dinge mit dem Scheine einer Beharrlichkeit und eines Beſtehens des einzelnen täuſcht. In einem anderen Zuſammenhang, wo wahrſcheinlich nicht mehr von der Wahrnehmung überhaupt die Rede war, muß alſo geſagt geweſen ſein was uns Polybios (L. XII) aufbewahrt hat

23. ἀληθινωτέρας δ' οὔσης οὐ μικρῷ τῆς ὁράσεως καθ' Ἡράκλειτον· ὀφθαλμοὶ γὰρ τῶν ὤτων ἀκριβέστεροι μάρτυρες, welches leztere leicht eigne Worte unſers Epheſiers ſein mögen.

Vielleicht gehören hieher noch ein paar andere Stellen. (Plut. de fac. lun. Vol. II. p. 943) „Und richtig ſagt Herakleitos daß im „Hades die Seelen riechen" καὶ καλῶς Ἡράκλειτος εἶπεν ὅτι

αἱ ψυχαὶ ὀσμῶνται καθ' ᾅδην, wovon ich jedoch nicht weiß wieviel wirklich und buchſtäblich dem Herakleitos zugehört. Es iſt aber hiemit zu vergleichen Aristot. de sensu et sensili c. 5. p. 412 Ed. Cas. „weshalb denn" — weil nämlich der Geruch entſtehe durch eine rauchartige trokne Ausdünſtung, von der un-
366 ten mehr — „auch Herakleitos ſo ſich ausgedrükkt hat

24. „daß wenn alles ſeiende Rauch würde, die Naſe doch „es unterſcheiden würde." ὡς εἰ πάντα τὰ ὄντα κάπνος γένοιτο, ῥῖνες ἂν διαγνοῖεν. Gewiß nicht durchaus mit herakleitiſchen Worten, aber doch einen Saz deſſelben ganz getreu wiedergebend und in den lezten Worten nicht ohne Spuren ſeiner eigenthümlichen dunklen Art. Alex. Aphrod. erklärt, die Naſe würde alsdann alles wahrnehmen, weil der rauchartige Dunſt ihr eigenthümlicher Gegenſtand iſt. Man könnte aber auch glauben es habe mehr Nachdrukk in dem διαγνοῖεν gelegen, und der Sinn ſei geweſen, die Naſe würde alsdann doch noch alles unterſcheiden, indeß für alle andere alles nur Ein verworrenes wäre.

So, könnte man meinen, habe Herakleitos in einer durchgeführ-

lich möchte Plutarchos jene Worte richtig und genau angewendet haben, deren Meinung nach dem Zuſammenhang ſeiner Rede dieſe müßte geweſen ſein, daß im Hades die Seelen durch den Geruch ſich nähren würden anſtatt durch Speiſe. Doch es iſt um ſo vergeblicher hierüber etwas entſcheiden zu wollen, da Theophraſtos am Anfang ſeines Buches de sensibus auch den Herakleitos unter diejenigen zählt welche in Erklärung der einzelnen Sinne ganz zurükkbleiben, und hernach von ihm auch nichts wieder anführt. Indeß eben das allgemeine iſt für uns hier merkwürdig genug, was nämlich Theophraſtos unſerm Epheſier und dem Anaxagoras gemeinſchaftlich zuſchreibt, offenbar aber in einer Formel welche mehr dem erſten als dem lezten angehört, ſie hätten ſich vorgeſtellt τὴν αἴσθησιν ἐν ἀλλοιώσει γίνεσθαι „die Wahrnehmung werde uns in dem Uebergange 366
„der Dinge aus einer Form in die andere," ein Geſichtspunkt, von welchem aus ganz vorzüglich geſagt werden konnte, das Erkanntwerden ſei ein Leiden, und der mit der Anſicht von dem Fluß aller Dinge genau zuſammengehört.

Daß demzufolge Herakleitos die Sinne ſofern ſie ein Beſtehen des einzelnen zu verkündigen ſcheinen tadeln mußte, iſt klar; wie aber Ariſtoteles ihm den Vorwurf kann gemacht haben, daß er nicht beſtimme mit welcherlei Bewegung alles ſich bewege, dies iſt nicht zu begreifen, da nicht nur in mehreren Bruchſtüken und ſpäteren Zeugniſſen dieſe Bewegung ausführlich beſchrieben wird, ſondern auch Ariſtoteles eigene Meinung dahin geht, daß jedem verſchiedenen, dem Herakleitos in der allgemeinen Verwandlung entſtehenden, zugleich eine eigenthümliche örtliche Bewegung zukomme, und Simplicius ganz in ſeinem Sinne wenn auch genau genommen nicht ganz richtig redet, wenn er ſagt (in Arist. Phys. f. 310. a) „auch die welche nur Ein Ele-

---

τοῦ οἰκείου τῶν αἰσθητῶν ἑκάστῃ ἁρμόζοντος ſtatt Ἡρακλείδης immerhin leſen Ἡράκλειτος.

„ment und Ein Prinzip annehmen, unter welche auch Herakleitos gehöre, ſezen die Ortsbewegung als die erſte. Denn die „Verdichtung und die Verdünnung zeigten auch eine örtliche Bewegung an.“ Es läßt ſich alſo nicht denken daß Ariſtoteles
360 ſchon den allbekannten Ausdrukk des Herakleitos *ὁδὸς ἄνω καὶ κάτω* unrichtig oder unvollſtändig ſollte verſtanden haben. Ja wenn er kann geglaubt haben, Herakleitos habe ſich über jene Bewegung nicht genauer erklärt: ſo haben wir grade heraus zu ſagen kein einziges wahrhaft herakleitiſches Wort mehr übrig; und es iſt gar nicht abzuſehen was doch in ſeinem Werke über die Natur geſtanden habe, wenn es nicht durch und durch eine nähere Entwikkelung jener Grundanſchauung geweſen iſt. Oder man müßte annehmen Ariſtoteles habe den Herakleitos noch weit weniger geleſen als wir irgend zu fürchten wagten.

II. Auf welche Weiſe nun dieſe Verwandlung der Dinge in dem Werke des Herakleitos dargeſtellt worden, darüber ſind im weſentlichſten alle einig; ſo wie aber nach dem einzelnen gefragt wird, weichen ſie von einander ab. Zuerſt nämlich ſtim-

ſein als die herakleitiſche. Wie denn, wo von dem beſtändigen Fluß unmittelbar die Rede iſt, Ariſtoteles nirgend unſeres Wiſſens den Hippaſos ausdrükklich dem Herakleitos beigeſellt, und ſich auch in den ſpätern Sammlern keine Spuren zeigen, daß ſie dieſes bei den Alten gefunden.

Eben ſo Diogenes (IX, 8)

Πῦρ τὸ ϛοιχεῖον, καὶ πυρὸς ἀμοιβὴν τὰ πάντα, ἀραιώσει καὶ πυκνώσει γινόμενα. So verbeſſert Roſſius (Comment. Laert. p 172). Wiewol man auch — denn eine Handſchrift beweiſet hier wenig — da hier überall das Verbum fehlt, jeden Saz vereinzeln und denn auch ſtehen laſſen könnte *ἀραιώσει καὶ πυκνώσει τὰ γινόμενα* nämlich *γίνεσθαι*.

Und nur nicht überall findet ſich daſſelbe. Daß man freilich nicht auf gleiche Weiſe wie aus dem Waſſer ſagen kann die 371
Dinge entſtehen aus dem Feuer durch Verdichtung und Verdünnung, indem dem Waſſer zwar *beides*, dem Feuer aber nur das eine begegnen kann, leuchtet ein, und vielleicht hat auch deshalb Ariſtoteles (Phys. I. c. 6. p. 201) in der Stelle „und alle ge„ſtalten dieſes Eine durch Gegenſäze, wie durch Dichtigkeit und „Dünnheit und durch mehr und weniger" zu jener Formel *πυκνότητι καὶ μανότητι* noch die andere *καὶ τῷ μᾶλλον καὶ ἧττον* hinzugefügt. Allein überall liegt in den Worten, daß das Feuer *ἀρχὴ* ſei, eine durchaus ſpätere Anſicht zum Grunde, wie denn auch keine Spur zu finden iſt daß Herakleitos ſich dieſes Ausdrukkes bedient habe, vielmehr leicht wäre zu zeigen daß derſelbe ihm nicht geziemen konnte. Und wunderliche Dinge ſind denen begegnet die hievon angefangen haben, wie Simplicius (in Arist. Phys. f. 310. a) meint „die welche nur Eine *ἀρχὴ* „annähmen wie auch Herakleitos, bewürkten das Entſtehen und „Vergehen durch Verdünnung und Verdichtung, was denn ei„gentlich daſſelbe wäre wie Miſchung und Scheidung *σύγκρισις* „*καὶ διάκρισις*, nur daß es von jenen ſchikklicher ſo genannt „würde," wodurch die weſentlichſten Verſchiedenheiten der älteſten

Syſteme aufgehoben würden. Oder Hermias (Irris. Ed. Oxon.
372 p. 223) ſagt *ἀρχὴ τῶν ὅλων τὸ πῦρ· δύο δὲ αὐτοῦ πάθη, ἀραιότης καὶ πυκνότης, ἡ μὲν ποιοῦσα, ἡ δὲ πάσχουσα, ἡ μὲν συγκρίνουσα, ἡ δὲ διακρίνουσα*, worin alle möglichen Verwirrungen unter einander gewälzt ſind. Daher möchte es gerathener ſein nicht von dieſem Anfange anzufangen, ſondern abſehend von ihm zuerſt nur die Verwandlungsweiſe der Dinge unter ſich zu betrachten. Dieſe nun wird unter der allgemeinen Vorausſezung, daß durch theilweiſe Verlöſchung des Feuers die Geſammtheit der Dinge entſtehe bald ſo beſchrieben (Plac. Phil. I, 3. Vol. II, p. 877. Vgl. Stob. Ecl. phys. I, p. 304) „daß zuerſt „das Dikktheilige in ſich ſelbſt ſich zuſammenziehend Erde werde, „dann dieſe Erde vom Feuer wiederum aufgelokkert darſtelle was „ſeiner Natur nach Waſſer ſei, verdunſtend aber Luft werde." Alſo eine plözliche Erſtarrung und Verdichtung, aus dieſer aber eine ſtufenweiſe Verdünnung und Verflüchtigung. Bald wiederum als eine ſtufenweiſe Verdichtung des Feuers, aus dieſer aber als eine plözliche Verflüchtigung des ſtarren, der Erde, in Feuer.

[redacted]

der Physiologie bei ihnen so ganz herakleitisch, daß man ohne besondere Anzeigen keine bedeutende Abweichung anzunehmen Ursache hat. Anderwärts endlich finden wir beschrieben (Diog. IX, 9)

Πυκνούμενον γὰρ τὸ πῦρ ἐξυγραίνεσθαι. συνιζάμενόν τε γίνεσθαι ὕδωρ· πηγνύμενον δὲ τὸ ὕδωρ εἰς γῆν τρέπεσθαι, καὶ ταύτην ὁδὸν ἐπὶ τὸ κάτω εἶναι· πάλιν τε αὐτὴν τὴν γῆν χεῖσθαι, ἐξ ἧς τὸ ὕδωρ γίνεσθαι, und dann, heißt es weiter, werde das meiste auf die Ausdünstung aus dem Meere zurükkgeführt *αὕτη δέ ἐστιν ἡ ἐπὶ τὸ ἄνω ὁδός.*

Also offenbar gleichmäßig abgestuft Verdünnung und Verdichtung. In diesem Zwiespalt der späteren Zeugen und Ermangelung der 370
früheren ist es nun um so erfreulicher, daß wir zu einem eigenen Bruchstükke des Herakleitos unsere Zuflucht nehmen können, welches wiewol nur wenige Züge, gleichsam die ersten Grundstriche des gesammten Naturgemäldes enthaltend, doch hinreicht den aufgedekkten Streit zu schlichten. Wir verdanken es dem Clemens (Strom. V, 14. p. 711) und setzen es hieher, ohne uns für jezt bei dem Zwekke aufzuhalten, zu welchem er es anführt.

25. *Κόσμον τὸν αὐτὸν ἁπάντων οὔτε τις θεῶν οὔτε ἀνθρώπων ἐποίησεν· ἀλλ' ἦν ἀεὶ καὶ ἔστι, πῦρ ἀείζωον, ἁπτόμενον μέτρα καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα,* welche Lesart, wie sie Clemens giebt, wol eben so gut ist, als was Steph. (Poes. phil p. 131) aus Eusebius corrigirt *μέτρῳ* — Uebrigens haben wir diesen ersten Absaz des Bruchstükkes nur deshalb auch hiehergesezt um den wahrscheinlich nahen Zusammenhang mit dem folgenden nicht aus den Augen zu rükken. Clemens fährt aber fort, „Daß er aber zugleich auch gelehrt, die Welt sei entstanden „und vergänglich, zeiget deutlich das folgende, *Πυρὸς τροπαὶ πρῶτον θάλασσα, θαλάσσης δὲ τὸ μὲν ἥμισυ γῆ τὸ δὲ ἥμισυ πρηστήρ.*

Hier muß nun jedem auffallen die merkwürdige Abweichung des 375
Werkes selbst von den späteren Beschreibungen der herakleitisch

Lehre, daß jenes von dem hernach allgemein gewordenen Kanon der vier Elemente nichts weiß, und keine ſolche vierfache Abſtufung kennt von Feuer in Luft, von Luft in Waſſer und von Waſſer in Erde, ſondern nur Feuer, Meer und aus dieſem, zum Theil wenigſtens, Erde. Sehr natürlich aber iſt daß Herakleitos dieſe vier Formen ſo feſt nicht halten konnte ſondern ſie ihm deſto mehr in einander floſſen je mehr ein Uebergang aus einer in die andere wahrzunehmen war. Daher iſt es auch unnöthig und falſch, wenn in der eben angeführten Stelle des Diogenes Gesner (Commentar. soc. Gott. Vol I) die Luft einſchiebend leſen will τὸ πῦρ ἐξυγραίνεσθαι καὶ ἀέρα γίνεσθαι, συνιζάμενον δὲ ἀέρα γίνεσθαι ὕδωρ κ. τ. λ. So iſt ihm θάλασσα nicht nur das Meer mit allem ihm zugehörigen Gewäſſer, ſondern auch die immer feuchtes aufnehmende und herablaſſende niedere Atmoſphäre, die dem lebendigen Beobachter der Natur ſo tauſendfältig nicht nur mechaniſch gemiſcht und dem Auge ſich vermiſchend ſondern auch lebendig Eins erſcheinen muß mit dem unteren Meere. Daſſelbige wird auch angedeutet in der vorhin mitgetheilten Stelle des Stobäos (Ecl. Phys. I. p. 304) durch

ſondern nur dieſer Gebrauch von θάνατος und γένεσις iſt gewiß dem Herakleitos entnommen, aber als die Gegenſtände an welchen dieſer Gegenſaz aufgezeigt worden ſchoben ſich dem Plutarchos wahrſcheinlich ſeine bekannte vier Elemente unter. Und ſchwer iſt zu glauben, wenn die Stelle worauf wir uns gründen nur die erſte Anlage war, daß in einer ausführlichen Beſchreibung dieſes Prozeſſes Herakleitos auch das verſchiedene in der θάλασσα zuſammengefaßte auf empedokleiſche Weiſe vereinzelt habe. Jene Erklärung von θάλασσα hatte Clemens von ächten 377
und verſtändigen Auslegern des Herakleitos, aber er verſtand nicht, daß dieſes feuchte beides Waſſer und Luft ſollte unter ſich befaſſen, und das „δὶ ἀέρος τρέπεται εἰς ὑγρόν“ iſt wol ſein eigen oder einer ſchlechteren Quelle entſchöpft. Doch es iſt beſſer für den Leſer, ſeine erklärenden und verbindenden Worte, wie ſie auf die mitgetheilten herakleitiſchen folgen, hier beizufügen.

Δυνάμει γὰρ λέγει· ὅτι πῦρ ὑπὸ τοῦ διοικοῦντος λόγου καὶ θεοῦ τὰ σύμπαντα δὶ ἀέρος τρέπεται εἰς ὑγρὸν, τὸ ὡς σπέρμα τῆς διακοσμήσεως, ὃ καλεῖ θάλασσαν. ἐκ δὲ τούτου αὖθις γίνεται γῆ καὶ οὐρανὸς καὶ τὰ ἐμπεριεχόμενα. Es iſt ſchwer hier nicht helfen zu wollen, aber auch zu helfen iſt ſchwer, und wer weiß ob Creuzer (Philos. vett. loci de provid. Heidelb. 1806) wirklich geholfen hat. Denn wer weiß ob die Worte καὶ θεοῦ nicht von dem Rande hineingewandert ſind? Oder wer weiß auch ob nicht τὰ σύμπαντα, das ſämmtliche urſprüngliche Feuer, das ſein ſoll was verwandelt wird, und die Worte ὅτι πῦρ zu dem vorigen gehören? Denn mit dem δυνάμει γὰρ λέγει ſteht es doch auf jeden Fall ſo, daß es ſich nur auf das vorſtehende herakleitiſche beziehen kann, nicht auf den Saz ὅτι πῦρ τρέπεται εἰς ὑγρόν; denn verwandelt wird das Feuer wirklich, ἐνεργείᾳ. Nun 378
kann Clemens entweder zu den Worten θαλάσσης δὲ τὸ μὲν ἥμισυ γῆ κ. τ. λ. ſich gedacht haben ἔϛι, und deshalb hinzugefügt Δυνάμει γὰρ λέγει „er meint nämlich dem Ver

„nach iſt das halbe Meer Erde," und dann finge erſt die Erklärung des Ganzen an bei dem ὅτι πῦρ „weil nämlich das Feuer u. ſ. w." Er kann aber auch gleich in Bezug auf das Ganze und auf ſeine eigenen vorhergehenden Worte geſagt haben, *Δυνάμει γὰρ λέγει ὅτι πῦρ* nämlich ὁ *κόσμος*; und dann müßte man nach πῦρ interpungiren, und leſen *ὑπὸ δὲ τοῦ κ. τ. λ.* Doch vielleicht wäre dieſe Anmerkung unnöthig geworden, wenn Creuzer eine wörtliche Ueberſezung nach ſeinem Sinne beigefügt hätte.

Von dieſem Meere nun ſagt Herakleitos „des Feuers Verwandlungen ſind zuerſt Meer, des Meeres aber zur Hälfte Erde zur Hälfte πρηστήρ." Daß des lezteren Wortes Bedeutung hier nicht auf eine ſo beſtimmte einzelne atmoſphäriſche Erſcheinung zu beſchränken iſt wie bei Ariſtoteles (Meteorol. III, 1. p. 353 Ed. Cas.) wo es den entzündeten und gefärbten Wirbelwind bedeutet, über den die Naturforſcher mehr wiſſen mögen, dies leuchtet ein. Vielmehr iſt offenbar, da des herakleitiſchen Meeres
379 Verwandlung halb in Erde geſchieht und halb in dieſen πρη-

habe, wie Stobäos (Ecl. Phys. L. I, cp. 30. p. 594) erzählt, oder ob hier wieder eine Uebertragung des ſtoiſchen auf Heraklitos vor ſich gegangen, da Plac. Phil. III, 3 hier ganz von Herakleitos ſchweigt, wagen wir nicht zu entſcheiden. Gewiß aber wird niemand eine ſolche Stelle als Zeugen auftreten laſſen wollen gegen unſer Bruchſtükk.

Dieſe Worte des Herakleitos zeigen uns alſo ganz beſtimmt die ſtufenweiſe Verwandlung nach der Seite des ſtarren, zugleich 380
aber auch auf der mittleren Stufe das Zuſammenſein beider Verwandlungen, auf der einen Seite die Fortſchreitung in das ſtarre und kalte, auf der andern den Rükkgang ins warme und flüchtige. Wie nun bei einer ſolchen Theilung nach beiden Seiten dieſe mittlere Stufe ſich befindet, das lernen wir aus einer andern Stelle, die Clemens noch in derſelben fortlaufenden Rede anführt

26. *Θάλασσα διαχέεται καὶ μετρέεται εἰς τὸν αὐτὸν λόγον, ὁκοῖος πρόσθεν ἦν ἢ γενέσθαι γῆ.* „Das Meer wird ausgegoſſen und gemeſſen nach dem„ſelben Verhältniß, welches zuvor Statt hatte ehe es Erde war."

So daß jenes Meer alſo nicht verſchwindet durch die Zertheilung, ſondern immer gleichförmig wieder hergeſtellt wird. Clemens leitet dieſe Worte ein durch den unmittelbar an ſeine Erklärung des vorigen Bruchſtükkes ſich anknüpfenden Saz

ὅπως δὲ πάλιν ἀναλαμβάνεται καὶ ἐκπυροῦται, nämlich wol Erde und Himmel und das darin enthaltene, *σαφῶς διὰ τούτων δηλοῖ „Θάλασσα κ τ. λ.*

Hieraus ſollte man ſchließen dieſe Worte wären aus einer Stelle genommen, in welcher der Rükkgang, der Weg nach oben, zunächſt beſchrieben wurde, und vielleicht für die mittlere Stufe 381
das frühere zugleich wiederholt, und gezeigt, wie dennoch das Meer theils durch Ausdünſtung aus der Erde ſich herſtellend, theils durch die erſte Verwandlung aus dem Feuer entſtehend immer daſſelbige zuerſt angegebene Verhältniß zeige. Wenigſtens

das μετρέεται ἐς τὸν αὐτὸν λόγον kann wol nur als das Reſultat beider vereinigten Prozeſſe für dieſe mittlere Stufe angeſehen werden, weil es ſich ſonſt verdoppeln, nicht aber gleich bleiben würde. Eben daſſelbige nur allgemeiner und wahrſcheinlich mit eigenen Worten des Herakleitos beſagt eine Stelle des Platon (Sophist. p. 242 e)

27. διαφερόμενον γὰρ ἀεὶ ξυμφέρεται „denn „ſich trennend einigt es ſich immer,"

Nämlich auseinander gehend nach beiden Seiten, gehe es auch von beiden immer wieder zuſammen in dieſelbige Geſtalt.

Weil aber die Beſchreibung des Rükkganges nach oben, wie ſie den hier dargeſtellten Stellen entſpricht, uns fehlt, und manche Spuren auf eine wiederholte Darſtellung deuten: ſo muß uns doch ungewiß bleiben, ob, was außer der ſtufenweiſen Verwandlung ſpätere Berichte erzählen von einer plözlichen Umbildung des Feuers in Erde und der Erde wieder in Feuer, nur Mißverſtand iſt, oder abgekürzte Beſchreibung deſſelben Prozeſſes, oder
382 ob nicht Herakleitos außer jenem außer Zweifel geſezten allmä-

meteoriſche Steine berufen, was uns doch von Anaxagoras aufbewahrt worden, oder daß er beobachtet wie aus dem Rauch unmittelbar feſte Körperchen ſich abſezen. Und eine völlige Gleichförmigkeit in beiden Prozeſſen müſſen wir ſeiner Darſtellung ſchlechthin zuſchreiben, genöthiget durch eine Stelle, welche Tertullianus (adv. Marc. II, c. 28) wahrſcheinlich nicht mehr aus 383
der erſten Hand anführt und wunderlich anwendet „Si ignoravit „Deus meus esse alium super se, etiam tuus omnino non scivit „esse alium infra se. Quod enim ait Heraclitus ille tenebrosus „eadem via sursum et deorsum.“ Wie wunderlich auch von andern andere einzelne Säze, ſobald ſie irgend ſprichwörtlich werden konnten, mögen aus ihrem Kreiſe herausgeriſſen worden ſein, zeigt auch ein ſolches Beiſpiel zur Genüge. Dieſelbige Stelle aber iſt uns in der Urſprache und wahrſcheinlich wörtlich aufbewahrt worden in den Werken des Hippokrates (de alimentis Ed. Chart. VI, p. 297)

28. *ὁδὸς ἄνω κάτω μίη.* Der Sinn, in welchem der Verfaſſer dieſen Spruch gebraucht hat, iſt aus dem Zuſammenhang in dem allzuaphoriſtiſchen Büchlein nicht zu entnehmen. Der Commentar des Galenos erwähnt freilich auch nicht, daß hier etwas herakleitiſches ſei. Allein offenbar ſind herakleitiſirende Gedanken und Ausdrükke viele in dem Büchlein, wie z. B. *ξύμφωνα καὶ διάφωνα* öfter vorkommt, und anderes Vereinigen von Gegenſäzen, und die Uebereinſtimmung mit der Stelle des Tertullianus iſt zu auffallend.

Denn daß *ὁδὸς ἄνω* für den Gang feuerwärts und *ὁδὸς κάτω* 384
für den Gang erdwärts eigner Sprachgebrauch des Herakleitos geweſen iſt, kann wol bei ſo vielfältigen und ſo übereinſtimmenden Anführungen der Alten niemand in Zweifel ziehen. Und was können jene Worte anders ſagen ſollen, als daß beide Wege einander durchaus gleich und entſprechend wären? wenn ſie nicht gar jemand brauchen wollte um den ſchnellen und kurzen Weg

neben dem langſamen ganz zu läugnen, buchſtäblich überſezend „denn es giebt nur Einen Weg nach oben und nach unten.“

III. Dieſe ſtreitige und gewiß, weil eine genauere Vorſtellung von dem Fluß aller Dinge nur durch ſie beſtimmt werden kann, gar nicht unwichtige Frage, ob Herakleitos auch einen unmittelbaren Uebergang aus Erde in Feuer und ſomit auch aus Feuer in Erde angenommen, welche vielleicht ein kleines Bruchſtükk von wenigen Zeilen ähnlich unſerm 36ſten würde aufgelöſt haben, könnten wir doch auch ohne das entſcheiden, wenn uns nur ſtatt der verdächtigen zulezt angeführten Stelle des Stobäos, die ohnedies nur ſehr dürftiges von Donner und Bliz enthält, mehrere irgend ſichere Zeugniſſe aufbewahrt worden wären von des Herakleitos meteorologiſchen Erklärungen. Denn hier müſſen ja wol alle verſchiedenen Verwandlungen vorgekommen ſein.
388 Und es läßt ſich gar nicht denken daß nicht Herakleitos hier mit ſeinen Erklärungen ſollte ins einzelne gegangen ſein. Schon die Worte des Diogenes *ἐκ δὲ τούτου τὰ λοιπὰ σχεδὸν πάντα ἐπὶ τὴν ἀναθυμίασιν ἀνάγων τὴν ἀπὸ τῆς θαλάττης* laſſen

durch ſeinen Scholiaſten, ohne den wol hier ſchwerlich jemand den Herakleitos gewittert hätte,

Καί τε σύγ' ἀγλεύκην βάψαις ἰόεντα θάλασσαν,
Ἤντε καὶ ἀτμεύειν ἀνέμοις πόρεν Ἐννοσίγαιος
Σὺν πυρί· καὶ γὰρ δὴ πνοιαῖς συνδάμναται ἐχθραῖς
Πῦρ μὲν ἀείζωον, καὶ ἀχίνετον ἔτρεσεν ὕδωρ
Ἀργέϛας καί ῥ' ἡ μὲν ἀκοσμήεσσα φιλοργὴς
Λεσπόζει νηῶν τε καὶ ἐμφθορέων αἰζηῶν
Ὕλη δ' ἐχθομένοιο πυρὸς κατὰ θεσμὸν ἀκούει.

Schol. *ὅτι δὲ δουλεύει ἡ θάλασσα καὶ τὸ πῦρ ἀνέμοις κατὰ θεῖον νόμον δηλονότι, τοῦτο δὲ καὶ Ἡράκλειτος καὶ Μενεκράτης εἴρηκε.* Und hernach *ἐκτίθεσθαι οὖν βούλεται διὰ τούτων καὶ Ἡράκλειτος, ὅτι πάντα ἐναντία ἐϛὶν ἀλλήλοις κατ' αὐτόν· — — τῇ γὰρ θαλάσσῃ ὑπόκεινται τὰ πλοῖα· τῷ δὲ πυρὶ ἡ ὕλη.*

Dieſe Stelle kann anſtatt zu befriedigen nur Neugierde erregen, ob hier wirklich auf herakleitiſche Phyſik Rükkſicht genommen iſt, und in welcher Beziehung wol unſer Epheſier geſagt habe, daß das Feuer den Winden diene. Auf jeden Fall ſcheint das Beiwort *ἀείζωον* hier ganz unrichtig angebracht.

Wer iſt nun aber über dieſen Mangel welcher uns drükkt härter anzuklagen als Ariſtoteles, der, da es ihm ſonſt ſo viel Freude gewährt die abweichenden Meinungen der alten Phyſiker anzuführen, in ſeinen meteorologiſchen Büchern des Herakleitos ſo gut als gar nicht gedenkt? In der That läßt er uns nur die Wahl, entweder zu glauben, daß es ihm zu viel Mühe gemacht ſich in die Naturbeſchreibungen des Herakleitos hineinzuleſen, oder daß er ſich allerdings gar ſtark hineingeleſen, daß es ihm aber beſſer gefallen habe zu verſchweigen als aufzudekken, woher er das meiſte vielleicht in dieſem Theile ſeiner Lehre genommen. Denn die Lehre zum Beiſpiel von der doppelten Ausdünſtung (Meteorol. I, 3), der feuchten welche er *ἀτμὶς*, und der troknen welche er *ἀναθυμίασις* nennt, von je-

ner ſagend, ſie ſei δυνάμει οἷον ὕδωρ, von dieſer, ſie ſei δυνάμει οἷον πῦρ, muß nothwendig ſein herakleitiſch geweſen ihrem Weſen nach. Denn das Uebergehen des Meeres und zwar zunächſt ſeines flüchtigen Theils in jenes Gebiet der höheren glänzenden Erſcheinungen kann ja wol nichts anders ſein als ein Trokkenwerden deſſelben, ſo wie umgekehrt die Ausgießung des Meeres aus dem Feuer uns beſchrieben wird als ein Feuchtwerden des lezteren; und der Uebergang des Luftmeeres in Feuer wird alſo nothwendig eine trokkene Verflüchtigung, ſo wie das Aufgelöſtwerden der Erde in Waſſer ein feuchtes Emporſteigen iſt. Dies nun ſtimmt freilich nicht genau mit Ariſtoteles überein, der beide Dünſte aus der Erde ableitet. Allein wenn wir annehmen daß Herakleitos außer der allmäligen Verwandlung
388 auch noch eine ſchnellere gelehrt, und alſo beides bei ihm vorgekommen, ein Waſſerwerden der Erde und ein Feuerwerden derſelben: ſo hätte er auch von der Erde ſagen gekonnt, ihre Verwandlung ſei theils Waſſer theils Feuer, und würde aus der Erde ſelbſt zweierlei Erhebungen oder Dünſte gehabt haben, einen feuchten durch welchen ſie in Waſſer und einen trokknen

Sache wird offenbar deutlicher werden wenn wir die beiden Stellen des Ariſtoteles hieher ſezen, zuerſt Meteor. I, 3. (Ed. Cas. p. 327. F.)
ἀλλὰ δεῖ νοῆσαι τοῦ λεγομένου καὶ καλουμένου ὑφ᾽ ἡμῶν 389
ἀέρος τὸ μὲν περὶ τὴν γῆν οἷον ὑγρὸν καὶ θερμὸν εἶναι διὰ τὸ ἀτμίζειν τε καὶ ἀναθυμίασιν ἔχειν γῆς, τὸ δ᾽ ὑπὲρ τοῦτο θερμὸν ἤδη καὶ ξηρόν· ἔστι καὶ ἀτμίδος μὲν φύσις ὑγρὸν καὶ θερμὸν, ἀναθυμιάσεως δὲ θερμὸν καὶ ξηρόν. καὶ ἔστιν ἀτμὶς μὲν δυνάμει οἷον ὕδωρ, ἀναθυμίασις δὲ δυνάμει οἷον πῦρ Und hiemit zu vergleichen Meteorol. I, 4, p. 328. D. *θερμαινομένης γὰρ τῆς γῆς ὑπὸ τοῦ ἡλίου τὴν ἀναθυμίασιν ἀναγκαῖον γίνεσθαι μὴ ἁπλῆν, ὥς τινες οἴονται, ἀλλὰ διπλῆν, τὴν μὲν ἀτμιδωδεστέραν, τὴν δὲ πνευματωδεστέραν· τὴν μὲν τοῦ ἐν τῇ γῇ καὶ ἐπὶ τῇ γῇ ὑγροῦ ἀτμίδα* (oder wie ich gern um den Widerſpruch zu lindern leſen möchte *ἀτμιδώδη*), *τὴν δ᾽ αὐτῆς τῆς γῆς, οὔσης ξηρᾶς καπνώδη.* Man ſehe nur wie hier gegen die Weiſe des Ariſtoteles alle Erklärungen einen ſtarken Geſchmakk haben nach dem herakleitiſchen Fließen, und wie er ſich möglichſt hütet eine beſtimmte *φύσις* zu conſtituiren; man vergleiche noch die folgenden Worte *πρῶτον μὲν γὰρ ὑπὸ τὴν ἐγκύκλιον φοράν ἐστι τὸ θερμὸν καὶ ξηρὸν ὃ λέγομεν πῦρ· ἀνώνυμον γὰρ* (weil er nämlich *πρηστὴρ* wol nicht mehr ſo gebrauchen konnte) *τὸ κοινὸν ἐπὶ πάσης τῆς καπνώδους διακρίσεως* mit dem oben aus Joh. Philop. beigebrachten; und man wird wol ſchwerlich anſtehen können hier ein möglichſt treues Abbild herakleitiſcher Natur- 390
anſchauung zu finden. Dann aber folgt auch daß Herakleitos unmittelbaren Uebergang der Erde in das erſcheinende Feuer angenommen, welches zwar auf ſeinem Wege hinaufwärts durch das Gebiet des oberen Meeres hindurchgehen muß, aber ohne auch nur ein ſcheinbares Stehenbleiben auf dieſer Stufe darzuſtellen; und es fehlte uns nur noch daß wir nicht auch noch für das von ſpäteren Zeugen ebenfalls berichtete unmittelbare Heraustreten der Erde aus dem Feuer beſtimmte Erſcheinungen nach-

zuweiſen haben. Nur möchten wir keineswegs ſo verſtanden ſein, als habe Ariſtoteles auch die Terminologie von dem Ephe-ſier herübergenommen; vielmehr ſind wir überzeugt daß ἀναθυμίασις kein herakleitiſches Wort iſt, ſondern in die ſpäteren Beſchreibungen ſeiner Lehre erſt aus dem Stagiriten und den ſtoiſirenden Auslegern des Herakleitos hinübergenommen.

Wollte aber jemand eben hierauf, wie denn dies ein jeder wol mitfühlt, ſich berufend, dieſer Spur nicht trauen, ſondern erzwingen wollen, die Aehnlichkeit entſtände nicht aus dem Entlehnen des Ariſtoteles, ſondern nur aus dem Beſtreben der ſpäteren, den Herakleitos aus dem Ariſtoteles zu erklären: ſo hätten wir die Abgunſt des Stagiriten um ſo mehr zu beklagen, und
391 wären mit unſerer Frage dann lediglich an das gewieſen was Herakleitos von den Geſtirnen gelehrt hat. Denn dieſe hielt er bekanntlich nicht jedes für einen beſonderen Weltkörper, in welchem ſich die ganze Reihe der Verwandlungen wiederholte, ſondern nur für feurige Erſcheinungen alle in dieſelbe Ordnung κόσμος gehörig, von welcher unſere Erde die Gegend des harten und ſtarren bildet, das äußerſte umgebende aber die Gegend des

IX, 8. *πεπεράσθαι τε τὸ πᾶν καὶ ἕνα εἶναι κόσμον*, eben ſo 392
Heſychios und Theodoret. (graec. aff. cur. disp. IV.) *Ἵππασος δὲ ὁ Μεταποντῖνος καὶ Ἡράκλειτος ὁ Βλύσωνος ὁ Ἐφέσιος ἓν εἶναι τὸ πᾶν καὶ ἀκίνητον καὶ πεπερασμένον.* Jene Meinung aber des Herakleitos von den Geſtirnen, welche ſie zu meteoriſchen Erſcheinungen herabſezt, iſt uns überliefert durch die älteſten Zeugniſſe des Platon und des Ariſtoteles. Beide zwar berichten zunächſt nur von der Sonne, jener indem er dieſe Lehre nur zu einem Vergleich braucht Rep. IV, p. 498 b, daß nach Herakleitos die Sonne verlöſche und ſich wieder entzünde, denn anders kann niemand die Worte verſtehen *πρὸς δὲ τὸ γῆρας ἐκτὸς δή τινων ὀλίγων ἀποσβέννυνται πολὺ μᾶλλον τοῦ Ἡρακλειτείου ἡλίου, ὅσον αὖθις οὐκ ἐξάπτονται* — Ariſtoteles aber (Meteorol. II, 2) genauer, daß nach Herakleitos die Sonne alle Tage neu werde. Denn daß hier nicht etwa nur die Rede iſt von einer Anwendung jener allgemeinen Lehre von dem Fließen aller Dinge, vermöge deren alles immer neu wird, ſondern daß Herakleitos ausdrükklich eben das ſcheinbare Beſtehen, deſſen andere Dinge ſich länger erfreuen, der Sonne nur einen Tag gegönnt hat, zeigen die Worte des Ariſtoteles deutlich, welche ohne dies, da ſie den Herakleitos buchſtäblich anführen, hieher gehören. Ariſtoteles nämlich ſtreitet gegen die auf keinen 393
beſtimmten Urheber zurükkgeführte Lehre, daß die Sonne ſich von dem feuchten nähre, und ſagt unter andern

29. *περὶ δὲ τὸν ἥλιον ἀδύνατον τοῦτο συμβαίνειν· ἐπεὶ τρεφομένου γε τὸν αὐτὸν τρόπον* — wie die Flamme nämlich — *ὥσπερ ἐκεῖναί φασι, δῆλον ὅτι καὶ ὁ ἥλιος* — was nämlich Ariſtoteles vorher von der Flamme gezeigt hatte — *οὐ μόνον καθάπερ ὁ Ἡράκλειτός φησι, νέος ἐφ' ἡμέρῃ ἐστὶν, ἀλλ' ἀεὶ νέος συνεχῶς·* was ganz genau in Uebereinſtimmung mit jener platoniſchen Stelle, die er offenbar in Gedanken hat, Alex. Aphrod. erklärt (in Meteorol. fol. 93 a.) *οὐ μόνον, ὡς Ἡράκλειτός φησιν, νέος ἐφ' ἡμέ-*

ρῃ ἂν ἦν, καθ' ἑκάςην ἡμέραν ἄλλος ἐξαπτόμενος τοῦ πρώτου ἐν τῇ δύσει σβεννυμένου, ἀλλ' αἰεί τε καὶ συνεχῶς νέος τε καὶ ἄλλοτε ἄλλος ἐγίνετο, ὥσπερ καὶ αἱ φλόγες ἐν τῷ γίνεσθαι τὸ εἶναι ἔχων.

Proklos aber hat, wie mehreres, auch dieſes ſchlechthin mißverſtanden wenn er ſagt (Comment. in Tim. p 334) διὰ δὴ τοῦτο nämlich weil er nur zur zweiten δημιουργία gehört καὶ τὸν Ἥλιον νέον θεὸν εἰώθασιν ἀποκαλεῖν, καὶ νέος ἐφ' ἡμέρῃ ἥλιος, φησὶν Ἡράκλειτος. Und hat Herakleitos die Sonne nur als eine ſolche täglich wiederkommende Erſcheinung angeſe-
394 hen: ſo können wir uns auch gefallen laſſen zu glauben was Theodoretos ſagt (graec. aff. cur. disp. I.) er habe der Sonne nur einen Durchmeſſer von Einem Fuß zugeſchrieben, was Plac. Phil. II, 21. leider wieder hexametriſch angegeben wird Ἡράκλειτος εὖρος ποδὸς ἀνθρωπείου. Auf dieſe Meinung von der Sonne bezieht ſich auch gewiß jenes merkwürdige Bruchſtükk welches Plutarchos uns zwiefach aufbewahrt hat.

30. Ἥλιος οὐχ ὑπερβήσεται μέτρα, φησὶν ὁ Ἡράκλειτος· εἰ δὲ μὴ, (denn hier wird wol niemand an

jemand aber vorzüglich neugierig zu wiſſen, wer die Erinnyen 395
hier ſind und wozu die Gehülfen der *Δίκη*, der ſehe zu wie-
viel ächt herakleitiſches wol ſein mag bei Platon (Cratyl. p.
412), wo doch die Aufſicht nur gehen kann auf den richtigen
Gang der Dinge, wenn doch alles immer geht, und das Auf-
ſicht führende nur das Feuer zu ſein ſcheint.

Denn eine ſolche Ordnung zu erklären, wie ſie obwaltet ſowol in jenem abendlichen Verlöſchen als auch in dem täglichen und jährlichen Umlauf, mußte allerdings derjenige am meiſten in Verlegenheit ſein, welchem ſich die Sonne nicht merklich unterſchied von ſolchen Naturerſcheinungen bei welchen keine regelmäßige Wiederkehr zu bemerken iſt. Daher man ſich einer ſo gewaltſamen Erklärung nicht wundern darf, ſondern ſie vielmehr als ſymboliſch anſehen muß, und auf jede beſtimmte Ordnung in dem Leben der Dinge anwendbar, welche nothwendig ſchwierig ſein muß zu bezeichnen, wenn man die feſtſtehenden Formen ſo tief unterordnet jener Grundanſicht von dem allgemeinen Fluß. Hiemit ſtimmt nun ſehr wohl zuſammen die ſchon oben bemerkte und nachgewieſene Abneigung gegen Sterndeuterei und Unterſcheidung der Tage; und wenn auch Herakleitos noch mehr aſtronomiſche Betrachtungen gemacht hat, wie die welche Strabo anführt (I, p. 7.)

31. *Βελτίων δ' Ἡράκλειτος καὶ Ὁμηρικώτερος ὁμοίως* 396
ἀντὶ τοῦ ἀρκτικοῦ τὴν ἀρκτὸν ὀνομάζων. „Ἠοῦς γὰρ καὶ ἑσπέρας τέρματα ἡ ἄρκτος, καὶ ἀντίον τῆς ἄρκτου οὖρος αἰθρίου Διός „des Morgens und „Abends Scheidung iſt der Bär; und dem Bären gegenüber „die Grenze des hellen Zeus," welches doch höchſt wahrſcheinlich herakleitiſche Worte ſind, obgleich befremdlich jede Anführungsformel fehlt. Strabo will hieraus beweiſen *ἄρκτος* heiße dem Herakleitos der arktiſche Kreis. Man könnte aber eben ſo gut ſagen *ἠοῦς καὶ ἑσπέρας τέρματα* heiße der arktiſche Kreis, je nachdem die Abſicht des Herakleitos war, entweder

den Nord- und Südpunkt des Horizonts zu bezeichnen, oder mehr die Eigenſchaften der Sterne, in wieſern ſie auf- und untergehn oder nicht.

ſo hatten ſie doch gewiß keinen aſtrologiſchen Zweck, ſondern nur den der geographiſchen Ortsbeſtimmung. Daß ihm aber jene Regelmäßigkeit etwas ſehr bedeutendes geweſen, ſieht man daraus, was zwar nur eine ſpätere Nachricht ſagt (Stob. Ecl Phys. I, p. 264), daß Herakleitos ein großes Jahr und zwar aus achtzehntauſend Sonnenjahren zuſammengeſezt, die ſich aber doch durch die hinzugefügte beglaubigt, daß ein Stoiker Diogenes ſein
307 großes Jahr nach dem herakleitiſchen beſtimmt und jenes große zur Tageseinheit nehmend das ſeinige aus 365 ſolchen conſtruirt habe *).

Niemand aber wird wol erſt Beweis dafür verlangen, daß, was von der Sonne, auch von allen andern Geſtirnen gegolten habe, und Herakleitos ſie nicht als ungleichartig ſchildern wollte, indem er ſagte was Plutarchos uns zwiefach zu leſen giebt

32. *Καὶ ὥσπερ ἡλίου μὴ ὄντος ἕνεκα τῶν ἄλ-*

[redacted]

auch nach Herakleitos der Mond aus bloßem Feuer beſtehe *), und Diogenes, welcher (IX, 9) ſagt daß alle Geſtirne zwar Flammen wären, welche ſich aus den glänzenden Dünſten ſammeln, die Sonne aber die glänzendſte und wärmſte; denn die übrigen Sterne wären weiter von der Erde, weshalb ſie weniger glänzten ſowol als wärmten, der Mond aber zwar der Erde näher, dafür aber durch eine minder reine Gegend ſich bewegend. Da nun das nächtliche Verlöſchen, gleich dem Uebergang aus dem flammenden Zuſtand in den allmälig verglimmenden, kein Verſchwinden der Größe nach iſt, ſondern die ganze Geſtalt wiewol verdunkelt ſich hinabſenkt: ſo gewinnt der Bericht des Diogenes das Anſehn größerer Genauigkeit, wenn er nämlich ſagt daß in dem *περιέχον* nachenförmige Behälter ſich finden, oder vielleicht lieber Hölungen, in welchen ſich die glänzenden Ausdünſtungen ſammeln. Dagegen Stobäos und Plac. Philos. zwar beide auch den Herakleitos gleich dem Parmenides behaupten laſſen, die 399
Sterne wären *πιλήματα πυρός*, hernach aber von der Sonne kurzweg ſagen (Stob. Ecl. Phys. I, 26. p. 524) *Ἡράκλειτος καὶ Ἐκαταῖος ἄναμμα νοερὸν τὸ ἐκ θαλάττης εἶναι τὸν ἥλιον, σκαφοειδῆ δ' εἶναι ὑπόκυρτον.* Der Verfaſſer der Bücher de plac. Philos II, 22. giebt zwar der Sonne dieſelbe nachenförmig gekrümmte Geſtalt, das erſte aber daß ſie ein „aus dem Meere entzündetes vernünftiges" ſei ſchreibt er gewiß mit mehrerem Rechte nur den Stoikern zu, wie auch bei Stobäos ſelbſt Ecl. Phys. I, 27. p. 554 der Mond nach dem Chryſippos iſt ein *νοερὸν ἔξαμμα*, und bei Diog. VII, 145 die Sonne.

*) In der Stelle von dem Weſen des Mondes Plac. Phil. II, 28 *Ἡράκλειτος γῆν ὁμιχλῇ περιειλημμένην* muß man offenbar leſen *Ἡρακλείδην*; ſo ſtimmt ſie mit der analogen des Stobäos (Ecl. Phys. I, 27) *Ἡρακλείδης καὶ Πτελλος γῆν ὁμιχλῇ περιεχομένην* und mit Plac. Phil. II, 13. vgl. Stob. Ecl. Phys I, 23, p. 514 *Ἡρακλείδης καὶ οἱ Πυθαγόρειοι ἕκαστον τῶν ἄστρων κόσμον ὑπάρχειν γῆν περιέχοντα ἀέρα τε καὶ αἰθέρα ἐν τῷ ἀπείρῳ αἰθέρι.*

Schwerlich iſt bei Herakleitos das *νοερὸν* ſo beſtimmt ausgeſprochen geweſen; den Stoikern aber ſtatt deſſen *νοτερὸν* unterſchieben zu wollen (ſ. Heynii Opusc. III, p. 104) verräth ſonderliche Unkunde in dieſer Sache.

Wie nun aus jener Geſtalt, in welche die Geſtirne gefaßt werden, wenn man ſie beweglich annimmt, die Phaſen und die Finſterniſſe ſcharfſinnig genug erklärt werden, dies ſehe der Leſer bei Diogenes, Stobäos und dem falſchen Plutarchos ſelbſt nach; uns iſt nur angelegen die Ausſage zu vergleichen in Abſicht auf die Herkunft und Nahrung der Geſtirne. Was nämlich jenes
400 Verlöſchen der Sonne betrifft, ſo dürfen wir es wol nicht anders verſtehen nach der Analogie der ganzen Anſicht, als daß das ſie bildende Feuer den Weg herabwärts antritt. In dieſem den ganzen Tag fortwährenden Ausſtrömen nun wird die Sonne nach dem zulezt beigebrachten Fragment die Urſache der Erleuchtung, und ſo auch die Quelle alles Wachsthums und aller Hervorbringung auf der Erde, wenn anders Plutarchos (Quaest. Plat. p. 1007) nur irgend etwas herakleitiſches ſagt von den

I, 26. p. 522) die Meinung des Xenophanes, daß die Sonne aus entzündeten Wolken beſtehe, von Theophraſtos ſo ſcheint erklärt worden zu ſein, ſie beſtehe aus Feuertheilchen welche geſammelt würden aus der feuchten Ausdünſtung „ἐκ τῆς ὑγρᾶς ἀναθυμιάσεως“ und ſich ſammelten in der Sonne, oder nach Galenos Bericht (Hist. phil. c. XIV) ἐκ τῶν ξηρῶν ἀτμῶν πυρίδιά τινα συνέρχεσθαι, welche in einen Körper zuſammentretend (vergl. Plac. Phil. II, 20) die Sonne bilden. Die Berichte aber welche den Herakleitos unmittelbar angehn ſcheinen ſich bald zu theilen. Einige, wie Plac. Phil. II, 17, ſagen, nach Herakleitos und den Stoikern nähren ſich die Sterne ἐκ τῆς ἐπιγείου ἀναθυμιάσεως; ſo auch Stobäos (Ecl. Phys. I, p. 510), nach Herakleitos und Parmenides nähren ſich die Sterne ἐκ τῆς ἀπὸ γῆς ἀναθυμιάσεως, was uns offenbar an die trokknen Ausſtrömungen aus der Erde denken läßt, wenn wir es für ſich nehmen. Dagegen ſagt eine andere Stelle bei Stobäos (Ecl. Phys. I, 26. p. 524) und mehrere ſtimmen damit überein „nach Herakleitos und Hekatäos ſei die Sonne ein νοερὸν ἄναμμα ἐκ τῆς „θαλάττης.“ Nun könnte man freilich ſagen, das ἐπίγειος und ἀπὸ γῆς in jenen Stellen ſei in weiterem Sinne zu nehmen, von der Erde als dem ganzen Weltkörper, zu dem alſo das Meer auch gehöre, und nur das naſſe ſei doch das 402
ausdünſtende und nährende, der Gegenſaz ſei aber hier nur genommen gegen diejenigen Meinungen, welche die Geſtirne ſich aus dem Aether oder aus dem umgebenden leeren ernähren laſſen. Und dies ließe ſich wol hören, wenn man ſich nur hütet dem Herakleitos den Gedanken unterzuſchieben, als ob die Geſtirne ihre Nahrung als feuchtes bekämen, und ſie durch irgend thieriſche Lebensverrichtungen erſt ſelbſt in ihre, die feurige, Natur verwandelten; denn davon iſt nirgend eine Spur, und ſeiner ganzen Denkart ſcheint dies vielmehr entgegen. Nährt ſich alſo auch die Sonne von dem Meere, ſo ſind doch ihre Nahrung gewiß nicht etwa die Ausdünſtungen, die auch als ſolche ihrer Na-

tur nach naſſes ſind und nur die obere Schicht des herakleitiſchen Meeres bilden; ſondern es ſind eben die Ausdünſtungen dieſer oberen Schicht, die τροπαὶ θαλάσσης welche πρηστὴρ werden. Wenn man nun dies doch annehmen muß, warum ſoll man nicht auch bemerken, daß in den einen Stellen von den Sternen, in den andern aber von der Sonne die Rede iſt, und daß alſo nach Herakleitos beide zwar ſich von den trokknen Dünſten nähren, nur die Sterne vielleicht von dem was aus der Erde, die Sonne hingegen von dem was aus dem Waſſer über-
403 geht in Feuer? Grade dieſe Meinung wird den Stoikern zugeſchrieben von Porphyrios (de antr. Nymph. Ed. Holsten. p. 257)

τοῖς δ' ἀπὸ τῆς ϛοᾶς ἥλιον μὲν τρέφεσθαι ἐκ τῆς ἀπὸ τῆς θαλάσσης ἀναθυμιάσεως ἐδόκει, σελήνην δ' ἐκ τῶν πηγαίων καὶ ποταμίων ὑδάτων, τοὺς δ' ἀϛέρας ἐξ ἀναθυμιάσεως τῆς ἀπὸ τῆς γῆς

wo doch wol niemand dieſe verſchiedenen ἀναθυμιάσεις als ihrer Natur, ſondern nur als ihrem Urſprung nach verſchieden, und alſo jede wie anders modificirt, ſo auch für andere Geſtirne

[redacted]

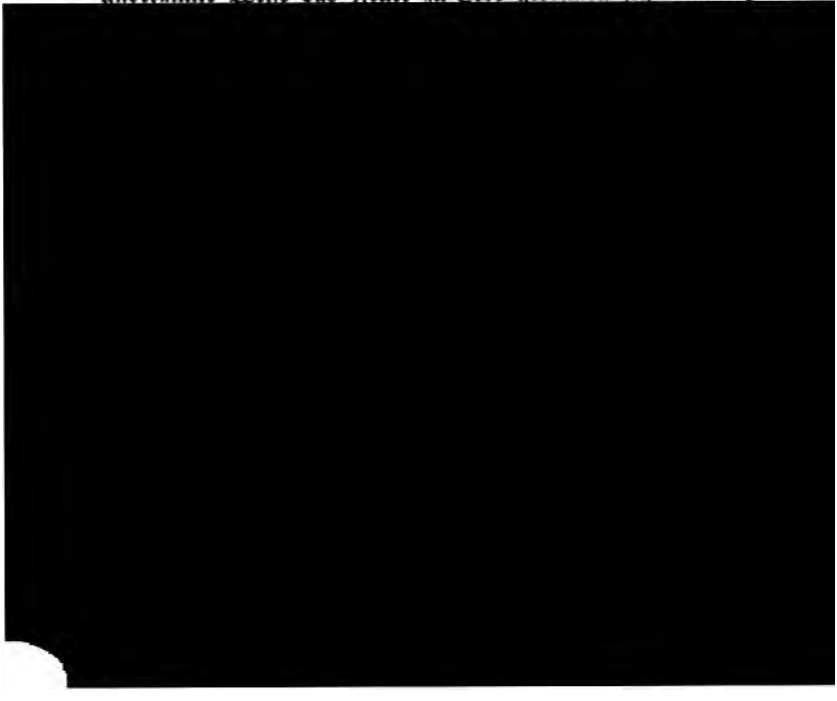
ſich mit den Geſtirnen zu theilen hätten in die Dünſte aus den Gewäſſern und die andern; ob aber dieſe nur die aus dem Meere oder auch die aus der Erde wären, bliebe immer ungewiß. Wie dem aber auch ſei, wenigſtens in der ſtoiſchen Erklärung treten offenbar trokkene Ausdünſtungen aus der Erde neben die aus dem Meer als Nahrung der Geſtirne; und da ſchon mehrere Spuren darauf führten dem Herakleitos ein ſolches unmittelbares Uebergehen der Erde in Feuer zuzuſchreiben, warum wollten wir nicht dies im weſentlichen für herakleitiſch halten, wenn auch die Stoiker in der Vertheilung dieſer Dünſte als Nahrung im einzelnen von ihm abgewichen ſein ſollten? Und nun erſt möchte es Zeit ſein den entſcheidenden Stein hinein zu werfen, nämlich eine Stelle des Diogenes (IX, 9 — 11) alſo lautend

γίνεσθαι δὲ ἀναθυμιάσεις (was hier offenbar nicht in dem engen ariſtoteliſchen Sinne zu nehmen iſt, ſondern allgemein) *ἀπό τε γῆς καὶ θαλάττης, ἃς μὲν* (alſo beiderlei aus beiden, da er ja nicht ſagt *τῆς μὲν*) *λαμπρὰς καὶ καθαρὰς, ἃς δὲ σκοτεινάς· αὔξεσθαι δὲ τὸ μὲν πῦρ ὑπὸ τῶν λαμπρῶν, τὸ δὲ ὑγρὸν ὑπὸ τῶν ἑτέρων.*

Die glänzenden und reinen Dünſte alſo aus dem Meer und der 405
Erde ſind das Feuerwerden derſelben, ſo wie die dunkeln theils das übergehende ſind aus der unteren tropfbaren Schicht des Meeres in die obere, theils das waſſerwerdende aus der Erde, und in ſo fern das feuchte vermehren. Nachdem er nun die *σκαφὰς ἐν τῷ περιέχοντι* (oben S. 398) demonſtrirt, ſagt er daß in dieſen die glänzenden Ausdünſtungen ſich ſammelnd die Sterne bildeten; und aus dem wechſelnden Ueberhandnehmen beider der glänzenden und dunkeln erklärt er ſo Tag und Nacht als Sommer und Winter, ſo daß ſchon in dieſer frühen Naturkunde beides auf denſelben Verhältniſſen beruht hat, je nachdem ſie ſich mehr im großen geſtalten oder im kleinen. Denn ſo lehrt dieſelbige Quelle des Diogenes weiter, daß „die glänzende Aus„dünſtung welche im Kreiſe der Sonne zur Flamme wird den

„Tag bilde, das Ueberhandnehmen der entgegengeſezten aber die „Nacht hervorbringe; und die durch die glänzenden vermehrte „Wärme den Sommer bilde, das durch die dunkeln aber über„wiegend gewordene feuchte den Winter verurſache.“ Wenn nur nicht der Sommer in den folgenden Worten *ἀκολούθως δὲ τούτοις καὶ περὶ τῶν ἄλλων αἰτιολογεῖ* plözlich alles, was ſonſt noch in der Region der feurigen Erſcheinungen vorgeht, unſerer Wißbegierde entzogen, und ſo auch die Entſcheidung der Frage unmöglich gemacht hätte, von welchen trokknen Ausdünſtungen welche Sterne, oder ob alle nur von der *ἐπίγειος*, von der aus dem Meere aber die übrigen Erſcheinungen erzeugt würden, in Uebereinſtimmung mit den alten Worten *τροπαὶ θαλάσσης ἥμισυ πρηστήρ*.

Schwerlich aber wird, wer dies alles in Erwägung zieht und die zerſtreuten Spuren verbindet, noch länger bezweifeln können daß nach Herakleitos auch die Erde unmittelbar ſich in Feuer aufgelöſt habe, und alſo gewiß auch auf irgend eine uns unbekannte Weiſe das Feuer zu Erde geronnen ſei, und daß vor-



wenn nicht auch dieſe ununterbrochen ihre Bewegung aufwärts wiederholten und das Feuer herſtellten.

IV. So iſt es alſo gewiß eine Darſtellung des Naturlaufes ganz im Sinne des Herakleitos, welche uns Maximus Tyr. giebt (Ed. Davis. Diss XLI. p. 489)

Ὁρᾷς οὖν τὰ πάθη, ἃ σὺ μὲν καλεῖς φθορὰν τεκμαιρόμενος τῇ τῶν ἀπιόντων ὁδῷ, ἐγὼ δὲ σωτηρίαν τεκμαιρόμενος τῇ διαδοχῇ τῶν μελλόντων. Μεταβολὴν ὁρᾷς σωμάτων καὶ γενέσεως, ἀλλαγὴν ὁδῶν ἄνω κάτω κατὰ τὸν Ἡράκλειτον· αὖθις αὖ ζῶντα μὲν τὸν ἐκείνων θάνατον, ἀποθνήσκοντα δὲ τὴν ἐκείνων ζωήν.

Ja man muß auch jenen ſtärkſten Ausdrukk deſſen ſich Platon bedient, wo er doch wol nur Schüler des Herakleitos vorzüglich im Auge hat, *ὡς τὸ πᾶν κίνησις ἦν, καὶ ἄλλο παρὰ τοῦτο οὐδέν* (Theaet. p. 156. a) der Anſicht des Meiſters ſelbſt nicht unangemeſſen finden. Denn nur in dem Auseinandergehn des Seins nach dieſen beiden Seiten, und ſeinem Zuſammentreten von beiden Seiten her, wird und beſteht und vergeht alles; ſo daß die Geſammtheit aller Dinge offenbar ihr Sein nur hat in dem Zuſammentreffen der entgegengeſezten Bewegungen, und nur 408
ſo lange beide auf demſelben Punkte einander gleichſam hemmen oder theilweiſe aufheben, irgend etwas in feſter Geſtalt zu beſtehen ſcheint. Denn wo etwa die hinabwärts gehende Bewegung des Feuers der langſam hinaufwärts gehenden der Erde nicht in den Weg tritt, da bleibt auch kein Waſſer, ſondern es geht weiter hinauf in Feuer. Und dieſes eben, nicht irgend ein Streit zwiſchen Stoffen, materiellen Principien als ſolchen, ſondern der Streit der entgegengeſezten Bewegungen, iſt jener Krieg, aus welchem, wie alle Zeugniſſe einſtimmig behaupten, nach der Lehre des Herakleitos alle Dinge hervorgehn. So Plutarchos (de Isid. et Osir. II, p. 370)

Ἡράκλειτος μὲν γὰρ ἄντικρυς πόλεμον ὀνομάζει πατέρα καὶ βασιλέα καὶ κύριον πάντων, καὶ τὸν μὶ

Ὅμηρον εὐχόμενον Ἔκ τε θεῶν ἔριν ἔκ τ᾽ ἀνθρώπων ἀπολέεσθαι λανθάνειν φησὶ τῇ πάντων γενέσει καταρώμενον, ἐκ μάχης καὶ ἀντιπαθείας τὴν γένεσιν ἐχόντων.

wo nur zu bedauern iſt, daß er die Lehre des Epheſiers ſo ganz in ſeine Rede eingeflochten hat. Indeß deutet doch die *ἀντιπάθεια* ganz ausdrükklich auf jene zwei entgegengeſezten *πάθη*, das Hinauf- und Hinabſteigen oder die Erſtarrung und Verflüchtigung. Eben ſo wenig wörtlich hat uns Simplicius einen
409 Zuſaz zu dieſer Stelle aufbehalten (in Arist. Praedic. f. 104. b), wo er den Anhängern des Herakleitos, wie andern welche „*τὰ ναντία ἀρχὰς ἔθεντο*, die Behauptung zuſchreibt, daß wenn von den entgegengeſezten eines ausbliebe, alsdann alle Dinge verſchwinden würden, und dann auf dieſelbe Stelle des Herakleitos anſpielend hinzufügt

διὸ καὶ μέμφεται τῷ Ὁμήρῳ Ἡράκλειτος εἰπόντι Ὡς ἔρις ἔκ τε θεῶν ἐκ τ᾽ ἀνθρώπων ἀπόλοιτο· οἰχήσεσθαι γάρ φησι πάντα.

Daſſelbige wollen alſo auch die Worte bei Diogenes ſagen *γίνε-*

ἄλλων ἢ καὶ ὅλων οἰκονομῶν τὰ συμφέροντα, ὅπερ καὶ Ἡράκλειτος λέγει, ὡς τῷ μὲν θεῷ (τῶν μὲν θεῶν Cod. Lips.) καλὰ πάντα καὶ δίκαια, ἄνθρωποι δὲ ἃ μὲν ἄδικα ὑπειλήφασι, ἃ δὲ δίκαια. Die Anführung des Herakleitos ſoll nur auf das ihr voranſtehende ſehen; aber wörtlich eignes iſt gewiß auch dort nicht zu ſuchen. So ſagt Ariſtoteles

33. Καὶ Ἡράκλειτος τὸ ἀντίξουν συμφέρον, καὶ ἐκ τῶν διαφερόντων καλλίστην ἁρμονίαν, καὶ πάντα κατ' ἔριν γίνεσθαι (Eth. Nicom VIII, 2); denn ſo iſt wol dieſe Stelle anzuſehn, daß die erſten beiden Säze faſt buchſtäblich Redensarten des Herakleitos ſind, der lezte mehr allgemein zuſammenfaſſende aber dem Ariſtoteles eigner angehört. Das entgegenſtrebende nämlich iſt das einige heilſame zur Erhaltung der Dinge, und jedes beſtehende, jede Zuſammenfügung iſt nur möglich aus dem verſchiedenen der Bewegung. Und daſſelbige iſt gewiß auch der wahre Sinn der Stelle welche Platon, und zwar in ſo fern er die Ausdrükke tadeln läßt gewiß buchſtäblich, anführt (Conviv. p. 187. a)

ὥσπερ (nämlich daß auch die Tonkunſt vorzüglich darauf beruhe ſeindſeliges einander zu befreunden) ἴσως καὶ Ἡράκλειτος βούλεται λέγειν· ἐπεὶ τοῖς γε ῥήμασιν οὐ καλῶς λέγει· τὸ γὰρ ἓν φησι διαφερόμενον αὐτὸ αὑτῷ ξυμφέρεσθαι ὥσπερ ἁρμονίαν τόξου καὶ λύρας. Denn ob ſich Herakleitos des Ausdrukks τὸ ἓν bedient habe, kann bezweifelt werden, da er dem Platon zwar ſehr geläufig iſt, und ſich alſo leicht kann eingeſchlichen haben, in den Bruchſtükken des Epheſiers aber ſich ſonſt keine Spur davon findet. Es müßte denn eine ſolche verborgen ſein in einer Stelle bei Diogenes (IX, 12) und bei Suidas (v. Δήλιος κολυμβητής), welche auch als Ueberſchrift des herakleitiſchen Werkes anführen, jener τρόπου κόσμον ἑνὸς τῶν ξυμπάντων, dieſer κόσμον τρόπων ἑνὸς τῶν ξυμπάντων, wo wenn man nicht ſehr verwegen mit Küſter emendiren will κόσμον τρόπων· ἕνα

ἀντὶ ξυμπάντων, man wol mit mir leſen wird κόσμον τροπῶν ἑνὸς ἢ ξυμπάντων, „die Anordnung der Verwandlungen des Einen oder aller Dinge;" nur daß man es auf keinen Fall als eine Ueberſchrift annehmen muß. Gewiß aber iſt das διαφερόμενον ξυμφέρεσθαι ganz dem Herakleitos ähnlich. Man vergleiche auch No. 27.

412 Daß nun Eryximachos hier ſeinen Schriftſteller mißverſteht, ob mit oder ohne Platons Wiſſen bleibe uns unentſchieden, iſt wol ſehr deutlich; denn man ſieht ja daß die Lyra nur als Beiſpiel angeführt wird, und zwar neben dem Bogen, weshalb ſchon von der Tonkunſt nicht die Rede ſein kann, und ἁρμονία nicht kann in dem muſikaliſchen Sinne ſtehn. Sondern Herakleitos redet auf jeden Fall irgendwie von dem Lauf der Natur und braucht von ihr das διαφερόμενον ξυμφέρεσθαι, daß nämlich das ſeiende auseinandergehend nach den beiden entgegengeſezten Wegen zugleich doch zuſammentrete um die Verſchiedenheit der Dinge in der Welt zu bilden, ganz in der genaueſten Uebereinſtimmung mit dem ſo eben aus Ariſtoteles angeführten. Und eben weil

dieſe παλίντονος ἁρμονίη κόσμου muß alſo auch dem Weſen nach daſſelbige ſein wie jenes διαφερόμενον ξυμφέρεσθαι, es ſei nun das Subject dazu auch die Welt geweſen, oder das Eine, ſeiende, oder jegliches aus der Geſammtheit der einzelnen Dinge; eben das bald Auseinandergehen und Geſpanntwerden nach irgend einer Seite, bald wieder Zurükktreten in den vorigen Stand und Nachgelaſſen werden, muß, wie die ganze Thätigkeit der Lyra und des Bogens, ſo auch das ganze Leben der Welt ausmachen.

Allein man könnte einwenden, in der erſten Stelle des Plutarchos ſcheine die Sache gar nicht von dieſer Seite genommen, ſondern vielmehr die Rede zu ſein von dem wechſelnden Zuſammenſein des guten und des böſen, wie nicht nur die ganze Gedankenfolge im allgemeinen zeige, ſondern auch noch beſtimmter die unmittelbar nach den Worten des Herakleitos offenbar zum Beweiſe deſſelbigen Sazes, wie aus der Anführungsformel καὶ κατ' Εὐριπίδην erhellt, beigebrachten Verſe des Euripides Οὐκ ἂν γένοιτο χωρὶς ἐσθλὰ καὶ κακά, Ἀλλ' ἔστι τις σύγκρασις 414
ὡς ἔχειν καλῶς· und daß Herakleitos die Worte wirklich in dieſem Sinne geſchrieben, beſtätige auch Simplicius, der eben nicht ſeine Weisheit aus Plutarch zu ſchöpfen pflege, und dem die Stelle ganz bei derſelben Gelegenheit einfalle wo er ſagt (in Phys. Arist. f. 11. a) ὡς Ἡράκλειτος τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ κακὸν εἰς ταυτὸν λέγων συνιέναι δίκην τόξου καὶ λύρας. Um nun dieſe freilich nicht abzuläugnende Verbindung, in welcher jene Worte vorgekommen ſind, und ſomit erſt den eigentlichſten tiefſten Sinn der Formel ſelbſt zu verſtehen, die gleichſam die Angel der ganzen herakleitiſchen Lehre iſt, müſſen wir uns erlauben, etwas weiter auszuholen, und vorgreifend manches hier aufzuſtellen, was erſt durch alles folgende allmälig kann erwieſen werden. Wenn nämlich alle Dinge gleichermaßen aus dem Zuſammentreffen der entgegengeſezten ſich unter einander aufhaltenden und hemmenden Bewegungen entſtehen, und alſo

gar nicht durch ſich ſelbſt ſind, ſondern nur von außen in jedem Augenblikk aufs neue werden: ſo haben ſie alle gleiches Recht und gleichen Antheil an dem Sein und Weſen des Ganzen; und wenn von dieſen vergänglichen Formen Eine gewählt werden ſoll um gleichſam zum Schema des Seins und der Einheit, ihr Uebergang in die andern aber zum Schema des Werdens und der Vielheit zu dienen: ſo ſcheint jede dazu gleich gut zu ſein. Denn man kann eben ſowol ſagen, die Welt ſei eine immer flüſſig werdende und ſchmelzende aber auch immer wieder ſich niederſchlagende und erſtarrende Erde, oder ein immer in Feuer verhauchendes und Erde abſezendes aber auch aus beiden ſich immer wiederherſtellendes Meer, als Herakleitos, wie wir wiſſen, (ſ. oben S. 374) geſagt hat, ſie ſei ein theilweiſe immer verlöſchendes und ſich wieder entzündendes Feuer. Daß er aber dennoch nur dieſes geſagt hat und nicht jenes, hat ſeinen Grund darin, daß ihm eben nur die Bewegung das reelle und lebendige war, die Ruhe und der Stillſtand aber das nichtige und todte. Alſo konnte ihm auch nur das bewegliche, alles durchdringende

ſeinem erſten Buche von der Vorſehung (Plut. de Stoic. repugn. p. 1053) „daß im Feuerwerden auch das ſeelenloſe in der Welt „ſich in beſeeltes wandele;" und gleich wie dieſer fortfahrend ſagt, daß „in des Feuers Verlöſchung auch das beſeelte ſich um„wende zum körperartigen:" ſo mußte die Bewegung nach unten, welche ihr Ende findet im Erſtarren und Erdewerden der Dinge, auch dem Herakleitos das Böſe ſein. Da er nun wie wir geſehen haben von den größten Bewegungen der Natur einige erkannte als ſolche in denen das Feuerwerden die Oberhand hat, andere aber als ſolche in welchen das Verlöſchen und Erdewerden hervortritt: ſo konnte er grade in Beziehung auf dieſe ſagen, daß die zwiſchen Spannung und Erſchlaffung ſchwankende Zuſammenfügung der Welt ein Wechſel ſei zwiſchen dem Uebergewicht des guten und des böſen, wiefern nämlich der Tag und der Sommer und die Wärme und alles auf dieſe Seite tretende 417
ein Uebergewicht des guten iſt, Nacht aber und Kälte und Winter und alles ähnliche des böſen, und der Zuſtand der Welt immer wechſelt zwiſchen dieſen. Und daß er wirklich, als er das Bild brauchte von dem Bogen und der Leier, gutes und böſes in dieſem Sinne genommen habe, beweiſet nicht nur dieſelbe Stelle des Simplicius, welcher nach den oben angeführten Worten alſo fortfährt

„ὃς καὶ ἐδόκει θέσιν" was aber eine θέσις heiße, erinnere ſich jeder aus Ariſtoteles (Top. I, 9) „λέγειν διὰ τὸ οὕτως ἀδιορίςως φάναι, ἐνεδείκνυτο δὲ τὴν ἐν τῇ γενέσει ἐναρμόνιον μίξιν τῶν ἐναντίων" Herakleitos habe geſchienen einen Blendeſaz vortragen zu wollen an dieſer Stelle, weil er ſich ſo unbeſtimmt ausgedrükkt, er habe aber angedeutet die zur Zuſammenfügung gedeihliche Miſchung des entgegengeſezten in dem Gebiete des Werdens;

ſondern es wird auch beſtätiget durch eine Stelle des Porphyrios, welcher wo er von den Gegenſäzen in der Natur überhaupt redet, (de antr. Nymph. p. 268 Ed. Castabr.) ſobald er auf eben

dieſe gekommen iſt „τὸ μὲν ἀνατολικὸν τὸ δὲ δυτικὸν, καὶ τὰ μὲν ἀριστερὰ τὰ δὲ δεξιά,“ auch durch Himmelspunkte be-
418 ſtimmt von einigen durch Nord und Süd, von andern durch Oſt und Weſt, „νύξ τε καὶ ἡμέρα,“ ſich auch gleich unſerer Stelle erinnert und hinzufügt

καὶ διὰ τοῦτο παλίντονος ἡ ἁρμονία, καὶ τόξου, εἰ διὰ τῶν ἐναντίων. Denn niemand wird hoffentlich zweifeln ſo durch einen einzigen Strich nicht nur der Unübertragbarkeit ſondern auch der Unſinnigkeit dieſer Stelle ein Ende zu machen. Oder hat wol jemand ſchon verſtanden was es heißen könne, wenn hier ſtände καὶ τοξεύει διὰ τῶν ἐναντίων? Und wenn man lieſt ἢ τοξεύει, wie die Ausgabe von van Goens, die ich nicht bei der Hand habe, zu leſen ſcheint, ſo würde ich dies eben ſo bequem verwandeln in ἢ τόξου.

Und hieraus erklärt ſich auch am beſten, wie unmittelbar hinter jene plutarchiſche Stelle vom Kriege als dem allgemeinen Vater aller Dinge, die oben unter N. 30 (S. 394) angeführten heraklitiſchen Worte gekommen ſind. Denn da das Gute und das

ßen Vorderſazes auf dieſe Art. Doch ſcheint es zu kühn, wenn man um den Saz herakleitiſcher herzuſtellen, das εἰ δὲ χρὴ iſt es gewiß nicht, leſen wollte εἰδέναι χρὴ — καὶ δίκην, ἔριν „Man muß wiſſen, daß der Krieg das gemeinſame iſt, „und das Recht der Streit." Für das folgende aber weiß ich um ſo weniger Rath, da das καὶ vielleicht ſchon eine zweite Stelle anfängt.

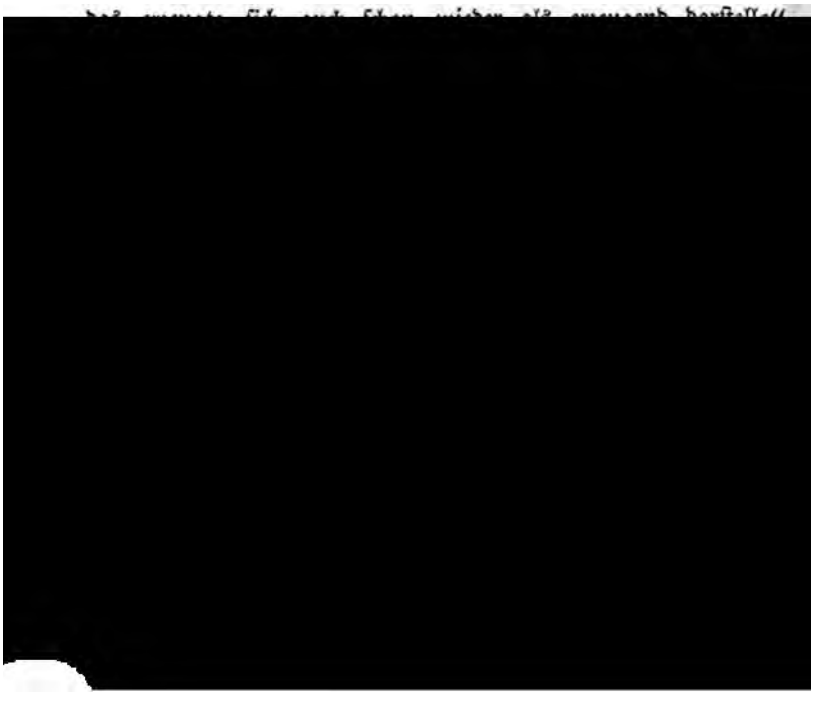
Sprach nun Herakleitos von dem Kriege in dieſem Sinne, und ſtrafte bei dieſer Gelegenheit den Homeros: ſo konnte er ſehr leicht, da ja auch der Weg nach oben des Krieges und des Gegengewichtes bedarf, wenn nicht alle Dinge dahinfahren ſollen, in demſelben Zuſammenhange, und ſo daß vielleicht nur weniges dazwiſchen fehlt, auch dieſes von der Sonne dem Erzeugniß des Weges nach oben ſagen, daß ſogar ſie wenn ſie ihr Maaß wollte überſchreiten von den Gehülfen der *Δίκη* müſſe gefunden werden, weil wechſelnd um die Welt *in ihrer* Zuſammenfügung zu erhalten auf *ein Uebergewicht des Guten auch wieder* folgen müſſe *ein Vorwalten des Böſen.*

Wie nun die Geſammtheit aller Dinge eine ſolche Zuſammenfügung aus dem entgegengeſezten iſt, ſo auch jedes einzelne, und auch jede beſondere Form des Seins beſteht nur darin, daß die beiden Wege ſich vielfältig kreuzen, und dadurch verſchiedene Verwandlungsſtufen, bei jeder in einem eigenthümlichen Verhältniß zuſammengehalten werden. Aber nur bei den Elementen oder Grundformen iſt dieſes einfach und leicht zu ſehen, bei den im engeren Sinne lebendigen mehr ausgebildeten Geſtalten aber zuſammengeſezter und ſchwieriger. Daß dies Herakleitos geſehen, und den lezteren deshalb einen Vorzug vor den erſteren zugeſtanden hat, lehrt uns ein wol nur in dieſem Zuſammenhang verſtändliches Fragment bei Plutarchos (de anim. procr. p. 1026)

36. *Ἁρμονίη γὰρ ἀφανὴς φανερῆς κρείττων, καθ' Ἡράκλειτον ἐν ᾗ* offenbar bezieht ſich dies auf *ἀφανὴς* zurükk *τὰς διαφορὰς καὶ ἑτερότητας ὁ μιγνύων θεὸς*

ἔκρυψε καὶ κατέδυσεν. Denn das lezte kann man ſchwer-
421 lich noch als buchſtäblich anſehn, da durch das μιγνύων eine fremde Anſicht durchleuchtet, wiewol das ἔκρυψε καὶ κατέδυσεν eine ſehr ächte Beſchreibung des ἀφανὴς iſt. Daher mag dies wol aus einem ſtoiſchen Ausleger ſein, der gern Prunk trieb mit zierlichen platoniſirenden Redensarten.

Ob aber Herakleitos auf genauere Beſchreibung und Erklärung der verſchiedenen Geſtalten des Lebens ſich eingelaſſen, oder ob der Tadel gegründet iſt, daß er nicht ins einzelne gehe, dies ſind wir nicht mehr im Stande zu entſcheiden. Denn für uns ſtehen ganz einzeln in dieſer Art die beiden Nachrichten, „Er habe das „vollſtändige Sein des Menſchen anfangen laſſen mit dem vier„zehnten Jahr, weil von da an die Samenfeuchtigkeit abgeſon„dert werde, und auch die Vorſtellung des guten und böſen und „die Feſtigkeit der Belehrung darüber ſich einſtelle" (Plac. Phil. V, 23. Galen. phil. hist. Ed. Venet. p. 34 b) und „Er habe die „Länge einer Generation beſtimmt auf dreißig Jahre, weil bin„nen dieſer Zeit von der Erzeugung des Erzeugers an gerechnet



mit Heindorf leſe ſtatt ἄλλῳ) γένει συμβαλεῖν, und dann weiter unten ἢ οὐ καὶ Ἡράκλειτος ταυτὸν τοῦτο λέγει ὃν σὺ ἐπάγῃ ὅτι ἀνθρώπων ὁ σοφώτατος πρὸς θεὸν πίθηκος φανεῖται. „Der ſchönſte Affe iſt häßlich mit „dem menſchlichen Geſchlecht verglichen.“ Und — wiewol dies leztere vielleicht nicht ſo buchſtäblich iſt „der weiſeſte Menſch „iſt gegen Gott nur ein Affe.“

Ja will man Vermuthungen wagen, ſo ſcheint die Art wie er ſich im allgemeinen über die Bedingungen ausdrükkt, unter welchen die einzelnen Dinge entſtehen und beſtehen, eben nicht auf eine ſehr klare Einſicht in das einzelne zu deuten. Denn es 423
ſcheint er habe die Geſeze, nach welchen auf verſchiedene Weiſe die entgegengeſezten Bewegungen einander bald hemmen bald wieder frei laſſen und dadurch die einzelnen Dinge erzeugen und zerſtören, unter dem alten dichteriſchen Namen „Εἱμαρμένη“ dargeſtellt, der immer vorzüglich der dunkeln unbegriffenen Nothwendigkeit gegeben ward. Dies erhellet aus verſchiedenen mit einander zu vergleichenden Erklärungen darüber was Herakleitos unter εἱμαρμένη gemeint habe. Zuerſt ſagt Stobäos (Ecl. Phys. I, p. 58)

Ἡράκλειτος —, εἱμαρμένην δὲ λόγον ἐκ τῆς ἐναντιοδρομίας δημιουργὸν τῶν ὄντων. Die Beſtimmung, das Geſchikk, oder wie man wolle, ſei nach Herakleitos das aus dem Gegenlauf alle Dinge bildende Verhältniß. Denn dieſer Erklärung von λόγος müſſen wir wol, wenn nicht ſehr dringend das Gegentheil geboten wird, vorläufig treu bleiben, da wir oben in eigenen Worten des Herakleitos λόγος in demſelben Sinne gehabt haben. Nur ſo kann auch ohne Tadel Diogenes, der doch aus ähnlichen Quellen ſchöpfte, nur ſchlechthin ſagen (IX, 7) πάντα τε γίνεσθαι καθ' εἱμαρμένην, καὶ διὰ τῆς ἐναντιοτροπῆς ἡρμόσθαι τὰ πάντα. „Alles ge„ſchähe nach der Beſtimmung und durch die Gegenwand„lung würden alle Dinge zuſammengefügt.“ Was aber jene 424

ἐναντιοδρομία und dieſe ἐναντιοτροπὴ bedeuten ſollen iſt klar, nämlich den Gegenſaz in den beiden Bewegungen und in den Verwandlungsſtufen des Seins, und genau ſo bezieht ſich jenes auf den einen herakleitiſchen Ausdrukk ὁδὸς, dieſes auf den andern τροπή. Und offenbar ſind wol dieſe Wörter von den ſtoiſchen Auslegern des Epheſiers gebildet um ſeinen Gedanken nach ihrer Weiſe darzuſtellen. Denn er ſelbſt hat in ſolcher Form Erklärungen wol nicht gegeben, und ſtoiſches Gepräge tragen ſie ſtark.

Anderwärts ſagt derſelbige (Ecl. Phys. I, p. 178, womit, ausgenommen daß das lezte ausgelaſſen iſt, faſt wörtlich übereinſtimmt Plac. phil. I, 28)

Ἡράκλειτος οὐσίαν εἱμαρμένης ἀπεφαίνετο λόγον τὸν διὰ οὐσίας τοῦ παντὸς διήκοντα. Αὕτη δ' ἐξὶ τὸ αἰθέριον σῶμα, σπέρμα τῆς τοῦ παντὸς γενέσεως, καὶ περιόδου μέτρον τεταγμένης. Auch hier iſt keine Noth λόγος anders zu erklären, als daß die εἱμαρμένη iſt „das des Ganzen Sein durchdringende Verhältniß" nämlich des Gegenſazes in allen

In den lezten Worten, welche Stobäos allein hat, möchte man, wenn ſie nach obiger Vorausſezung auf die erſte Erklärung der *εἱμαρμένη* ſollen bezogen werden, ſtatt *καὶ* lieber leſen *κατά*.

Aus dieſen Erklärungen ſollte nun wol jeder ſchließen, Heraklei-
tos habe ſich des Ausdrukks *εἱμαρμένη* bedient, um die be-
ſtimmte Weltordnung zu bezeichnen. Nun aber will eine Stelle
des Plutarchos, aus der wir ſchon mehrere Worte des Herakliei-
tos angeführt haben, behaupten, dieſer Ausdrukk wäre dem Ephe-
ſier fremd. Sie lautet (de anim. procr. p. 1026) ſoviel wir da- 426
von hier bedürfen ſo: *συλλαβοῦσα δὲ τὸ ταυτὸν . . . ζωή τε τοῦ παντὸς ἐξιν ἔμφρων καὶ ἁρμονία καὶ λόγος ἄγων πει-
θοῖ μεμιγμένην ἀνάγκην, ἣν Εἱμαρμένην οἱ πολλοὶ καλοῦ-
σιν, Ἐμπεδοκλῆς δὲ φιλίαν ὁμοῦ καὶ νεῖκος, Ἡράκλειτος δὲ παλίντροπον κ. τ. λ.* Nun mag man das *ἣν* auf *ἀνάγκη* ziehn, oder was mir richtiger ſcheint annehmen daß es ſtatt *ὅ* ſtehend den ganzen Saz wieder aufnehme, ſo ſteht *Εἱμαρμένη* nur als ein trivialer Ausdrukk da, welcher hernach überſezt wird in die verſchiedenen Anſichten der Philoſophen von jenen Lebens-
geſezen des Ganzen und der daraus hervorgehenden Beſtimmt-
heit des einzelnen. Allein hier iſt wol viel darauf zu rechnen, daß Plutarchos alle dieſe Anſichten neben einander ſtellen wollte, und nicht eben daran dachte, wo vielleicht auch *Εἱμαρμένη* ein techniſcher Ausdrukk wäre. Und was die Sache außer Zweifel zu ſezen ſcheint, iſt was de plac. phil. I, 27 geſagt wird, *Ἡράκλειτος πάντα καθ' εἱμαρμένην, τὴν δὲ αὐτὴν καὶ ἀνάγκην.* Dies kann nur ein ſtoiſcher Ausleger geſagt haben im Gegenſaz gegen die Erklärungen ſeiner Schule, welche einen Unterſchied machte zwiſchen *Εἱμαρμένη* und *ἀνάγκη*, und er konnte kaum auf eine ſolche Darſtellung gekommen ſein, wenn ſich nicht He-
rakleitos jenes Ausdrukks in der That bedient hätte. Denſelben Urſprung haben offenbar auch die Worte des Theodoretos (Vol. 427
IV, p. 851) *καὶ ὁ Ἡράκλειτος δὲ πάντα καθ' εἱμαρμένην*

εἴρηκε γίγνεσθαι. Ἀνάγκην δὲ τὴν εἱμαρμένην καὶ οὗτος ὠνόμασε. Nur daß er nicht recht klar ſah worauf es eigentlich ankäme. Doch ſei der Ausdrukk geweſen welcher er wolle, ſo hat gewiß wenigſtens Herakleitos den Gedanken an allgemeine feſtſtehende Naturgeſeze in den Verwandlungen der Dinge auf das beſtimmteſte aufgefaßt, wie auch noch aus einer Stelle des Simplicius erhellt (in Phys. f. 6. a) wo er den Hippaſos und Herakleitos zuſammenſtellend als ſolche welche alles aus dem Feuer entſtehen und in daſſelbe wieder auflöſen laſſen, ὡς ταύτης μιᾶς οὔσης φύσεως τῆς ὑποκειμένης, hinzufügt

πυρὸς γὰρ ἀμοιβὴν εἶναί φασιν. Ἡράκλειτος δὲ πάντα ποιεῖ καὶ τάξιν τινὰ καὶ χρόνον ὡρισμένον τῆς τοῦ κόσμου μεταβολῆς κατά τινα εἱμαρμένην ἀνάγκην. Wo man gewiß eine durch Auslaſſung entſtandene Umſtellung annehmen und leſen muß πυρὸς γὰρ ἀμοιβὴν πάντα εἶναί φασιν. Ἡράκλειτος δὲ ποιεῖ καὶ τάξιν u. ſ. w. Wenn man nicht dem Simplicius von dem Unrecht helfen will daß er dem Hippaſos ebenfalls jenes zuſchreibt von der ἀμοιβὴ πυ-

„Καὶ Ἡρακλειτος δὲ ὁ Ἐφέσιος τὴν μὲν προσηγορίαν
„μετέβαλε," die Rede nämlich war von der ἡδονὴ des Epi-
kuros und der εὐθυμία des Demokritos, „τὴν δὲ διάνοιαν
„καταλέλοιπεν· ἀντὶ γὰρ τῆς ἡδονῆς εὐαρέσησιν τέ-
„θεικεν·" wenn nicht etwa eben ſtoiſche Ausleger den Theo-
doretos über das Wort getäuſcht haben;

und welches ihm durchaus natürlich ſein mußte, da ja nur in derſelben Nothwendigkeit auch das Daſein des Menſchen ſelbſt 429
gegründet iſt. Auf der andern Seite aber, in wiefern alle einzelnen ſcheinbar beſtehenden Dinge nur gleichſam nebenbei hervorgebracht werden, indem die univerſellen Kräfte ihren Gang gehen, und alſo von den lezteren aus angeſehen die mehr individuelle Formen des Daſeins nur zufällige Ergebniſſe ſind, konnte gar wol Herakleitos die Welt, die Geſammtheit der Dinge, auch als nur ein Spiel der eigentlich wirkenden Kräfte betrachten. Dies erzählt uns Clemens, aber merkwürdig den alten Weiſen mißverſtehend oder verdrehend (Paedag. I, 5. p. 111)

Ἀγαλλιᾶται τὸ πνεῦμα τῶν ἐν Χριϛῷ παιδίων ἐν ὑπο-
μονῇ πολιτευομένων· καὶ αὕτη ἡ θεία παιδιά. Τοιαύ-
την τινὰ παίζειν παιδιὰν τὸν ἑαυτοῦ Δία Ἡράκλειτος
λέγει. „Und dieſes," wie nämlich der Geiſt der Kindlein in
Chriſto fröhlich iſt wenn ſie in Geduld wandeln, „iſt das gött-
„liche Spiel. Und ein ſolches Spiel, meint auch wol Hera-
„kleitos, ſpiele ſein Zeus."

und wer eine ſo verſchrobene Anführung nicht für ſicher genug halten ſollte, um irgend etwas daraus zu nehmen, dem ſagt es deutlicher Proklos (Comment. in Tim. p. 101)

Ἄλλοι δὲ καὶ τὸν δημιουργὸν ἐν τῷ κοσμουργεῖν παίζειν
εἰρήκασι, καθάπερ Ἡράκλειτος.

Daß alſo eben in dem Weltbilden Zeus ſpielt. Aehnliches hatte 430
auch Lucian vernommen, der den Herakleitos nach den Worten
ἐν τῇ τοῦ αἰῶνος παιδιῇ fragt τί γὰρ ὁ αἰὼν ἐϛι; und ihn
antworten läßt παῖϛ παίζων, πεσσεύων, διαφερόμενος, eigent-

liches und uneigentliches durch einander werfend. Wurde nun dieſe Anſicht ſtärker hervorgehoben oder mehr einzeln auseinandergelegt, ſo kann daraus gar leicht eine ſolche Rede zum Nachtheil des Epheſiers entſtanden ſein, wie ſie uns Nemeſios aufbewahrt hat „daß Demokritos, Herakleitos und Epikuros weder „für das allgemeine noch für das einzelne eine Vorſehung zugeben wollten" (de nat. hom. Ed. Ox. p. 310). Auch Philo ſpricht ähnlich (Alleg. leg. II, p. 62) *ὁ δὲ γονοῤῥυὴς* (nämlich *λόγος*) *ἐκ κόσμου πάντα καὶ εἰς κόσμον ἀνάγων, ὑπὸ θεοῦ δὲ μηδὲν οἰόμενος γεγονέναι, Ἡρακλειτείου δόξης ἑταῖρος, κόρον καὶ χρησμοσύνην, καὶ ἓν τὸ πᾶν, καὶ πάντα ἀμοιβῇ εἰσάγων·* und ſo könnte ganz unſchuldig auch in dieſer Hinſicht der Mann mit denen zuſammengeſtellt worden ſein, welchen er am meiſten entgegengeſezt iſt. Ja wenn es nicht zu kühn wäre, über ein einzelnes abgeriſſenes Wort eine Vermuthung zu wagen: ſo möchten wir vielmehr mit dieſer zwiefachen Anſicht von Nothwendigkeit und Spiel in Verbindung bringen, was Jamblichos erzählt, daß Herakleitos die Opfer „*ἄκεα*" Heilungen ge-

eine Stelle bei Elias Cretenſ. ad Greg. Nazianz. (Orat. XXIII, p. 836) „Quos quidem, nämlich die turpiora sacrificia darbrin„genden, irrideus Heraclitus „„Purgantur,““ inquit „„cum cruore „„polluuntur, non secus ac si quis in lutum ingressus luto se „„abluat.““ Herakleitiſche Manier leuchtet wol genug hervor auch aus der Ueberſezung. Doch dieſes hier nur beiläufig.

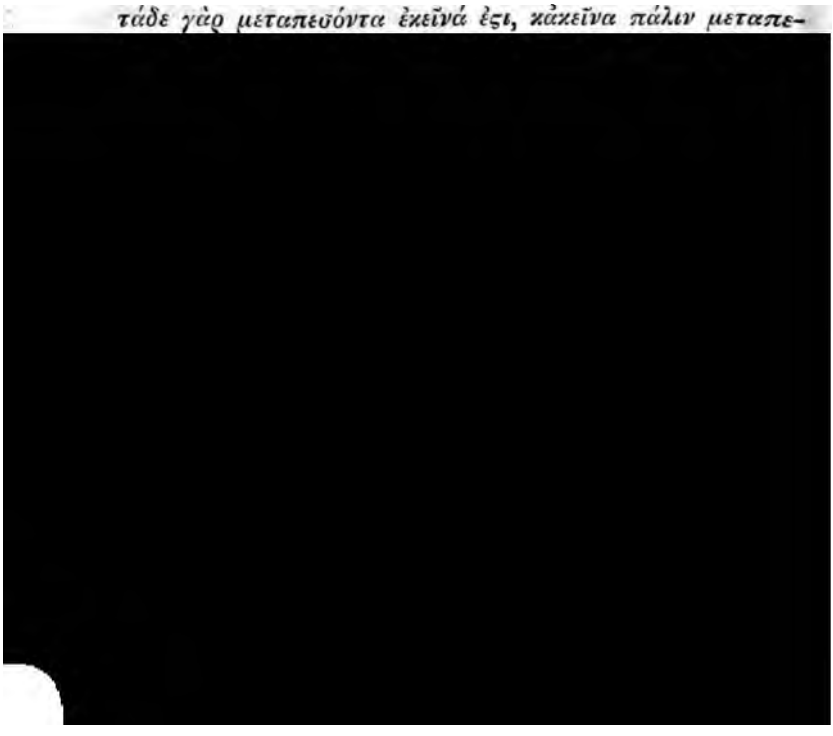
Weil nun nach Herakleitos das Entſtehen und Vergehen 432
der Dinge in derſelben Nothwendigkeit gegründet iſt, und nach ſeinen zulezt angeführten Worten die vollkommenſten Dinge diejenigen ſind, welche alle Gegenſäze aufs vielfältigſte gebunden enthalten: ſo konnte er ſagen, die Dinge wären auf eine ſolche Weiſe zuſammengefügt, daß auch das in die Verknüpfung aufgenommen wäre, was zu ihrem Daſein nicht ſtimmt ſondern es wieder auseinanderdrängt. Und dies ſcheint der Sinn der Worte zu ſein welche in dem ariſtoteliſchen Buche de mundo (c. V. p. 179) aufbewahrt ſind, und unter der Form einer Bereitungsvorſchrift von dem Weſen der einzelnen Dinge reden.

37. *Ταὐτὸ δὲ τοῦτο*, nämlich die Verbindungen der Gegenſäze, *ἦν καὶ τὸ παρὰ τῷ σκοτεινῷ λεγόμενον Ἡρακλείτῳ· συνάψειας οὖλα καὶ οὐχὶ οὖλα, συμφερόμενον* [*καὶ*] *διαφερόμενον, συνᾷδον* [*καὶ*] *διᾷδον· καὶ ἐκ πάντων ἓν καὶ ἐξ ἑνὸς πάντα.* Die eingeklammerten *καὶ* verdienen wol gelöſcht zu werden wie ſie auch bei Stobäos (Ecl. Phys. I, p. 690) fehlen; nicht ſo aber die lezten beiden. Denn ein nicht abzuweiſendes Gefühl behauptet, die Worte *ἐκ—πάντα* enthalten eine andere herakleitiſche Stelle, oder vielleicht auch nur eine von ſpäteren, um 433
ſeine ganze Denkart zuſammenzufaſſen, aufgeſtellte Formel, welche unſer unbekannter Autor hier mit beifügt, weil ſie ganz allgemein das Verknüpftſein des entgegengeſezten ausdrükkt. Was aber hier *οὖλα καὶ οὐχὶ οὖλα* heißen ſolle, bleibt zweifelhaft. Woran man zunächſt denkt, ganzes und unganzes giebt keinen reinen Sinn; wie unſer Autor es zu erklären

ſcheint durch *ὀρθὸν καὶ περιφερές*, will nicht ſtimmen zu dem nie mathematiſch auftretenden Herakleitos, und ſo will kaum etwas anderes übrig bleiben, als, wogegen ſich auch noch manches einwenden läßt, zu überſezen „Verknüpfe verderbliches „und nicht verderbliches, zuſammentretendes und auseinander„gehendes, zuſammenſtimmendes und mißſtimmiges.“ Und „Aus allem Eins, und aus Einem alles.“

Und weil auch alle entgegengeſezten Zuſtände der Dinge eben ſo wie das Entſtehen und Vergehen ſelbſt nur gegründet ſind in dem ſchwankenden Uebergewicht derſelben immer vorhandenen Gegenſäze, denen auch dieſes Schwanken weſentlich iſt: ſo konnte Herakleitos auch die entgegengeſezten Zuſtände dem Weſen nach als daſſelbige anſehn, wie dies auch geſchieht in einem Bruchſtükk bei Plutarchos (Consol. ad Apoll. p. 106)

434 38. *Καὶ ᾗ φησιν Ἡράκλειτος „ταὐτό τ᾽ ἔνι* (bis auf beſſeren Rath *ἐϛὶ*) *ζῶν καὶ τεθνηκὸς καὶ τὸ ἐγρηγορὸς καὶ τὸ καθεῦδον καὶ νέον καὶ γηραιόν· τάδε γὰρ μεταπεσόντα ἐκεῖνά ἐϛι, κἀκεῖνα πάλιν μεταπε-*



θεῶν καὶ ἀνθρώπων ἀπόλοιτο· οὐ γὰρ ἂν εἶναι ἁρμονίαν μὴ ὄντος ὀξέος καὶ βαρέος, οὐδὲ τὰ ζῶα ἄνευ ἄῤῥενος καὶ θήλεος, ἐναντίων ὄντων. Sie führt uns, wie 435
man ſieht, auf früheres zurükk, und wenn ſie wörtlicher und nicht in indirecter Rede da ſtände, könnten wir ſie an den Zuſaz des Simplicius zu jenem Tadel „weil nämlich ſonſt „ohne Krieg alle Dinge dahinfahren würden," anknüpfen als Fortſezung „denn es gäbe keine Harmonie ohne hohes und „tiefes, und keine Thiere ohne männliches und weibliches, „welches auch Gegenſäze ſind."

Und wenn er hier irgend ins ethiſche hinüberſchweifte: ſo war ſehr leicht zur Befeſtigung in jener *εὐαρέσησις* die nicht minder richtige Folgerung zu ziehen, daß alſo die Menſchen mit Unrecht ſich ſo oft über die Eine Seite des Gegenſazes als über ein Uebel beſchweren, weil ohne ſie auch die andere das nicht ſein würde was ſie iſt. Durch viele Beiſpiele konnte er ſuchen dieſes gemeinverſtändlich zu machen, und von dieſer Seite iſt wahrſcheinlich auch anzuſehen ein Bruchſtükk, welches uns Stobäos (Serm. Tit. III, p. 48) aufbehalten hat.

39. *Ἀνθρώποις γίνεσθαι, ὁκόσα θέλουσιν, οὐκ ἄμεινον. Νοῦσος ὑγείαν ἐποίησεν ἡδὺ καὶ ἀγαθόν, λιμὸς κόρον, κάματος ἀνάπαυσιν.*" So weit nämlich kann man füglich alles als Eine Stelle anſehn, da es ja genau genug zuſammenhängt, und hat nicht 436
nöthig, wie in den Ausgaben des Stobäos geſchieht, bei *ἄμεινον* abzuſezen; ſondern das erſte „Daß den Menſchen werde „was ſie begehren, wäre um nichts beſſer" iſt als Einleitung anzuſehn zu dem folgenden „Krankheit macht erſt die Geſund„heit angenehm und gut," wiewol ich nicht dafür einſtehen möchte daß dieſes *ἡδὺ καὶ ἀγαθόν* buchſtäblich ſo vom Herakleitos herrühre „Hunger die Sättigung, Ermüdung die Ruhe."

Eben hieher, um nämlich die nothwendige Vereinigung der Gegenſäze anſchaulich zu machen, möchte ich auch jene ſymboliſche

Geſchichte bringen, welche Plutarchos uns erzählt (de garrul. p. 511) aber ſelbſt mißverſtanden zu haben ſcheint; nämlich Herakleitos von ſeinen Mitbürgern gebeten ihnen einen Lehrſpruch über die Eintracht vorzutragen ſei auf die Bühne geſtiegen, habe einen Becher kalten Waſſers genommen, Mehl hineingeſtreut, es mit dem Poleiſtengel umgerührt, und ausgetrunken, und ſei dann davon gegangen. Denn eine γνώμη über die Eintracht wird dieſe Geſchichte ſogleich, wenn Herakleitos zeigen wollte daß nur das entgegengeſezte im Staate, wie hier Mehl und Waſſer, trokknes und naſſes durch das Umrühren, recht genau müſſe verbunden werden, um gedeihliches und ſchmakkhaftes daraus zu bereiten. Unverſtändlich und ſchlecht aber ſcheint die Geſchichte zu werden, wenn man mit Plutarchos erklärt, der Weiſe habe andeuten gewollt, Friede und Eintracht würden ihnen nicht fehlen, ſobald ſie nur einfacher und weniger Dinge bedürften. In dem Polei aber möchte ich am wenigſten irgend etwas ſuchen. Dies war ein gemeines Gewürzkraut, und wie man einen Wein damit bereitete, ſo brauchte ihn gewiß auch das gemeine Volk um

437

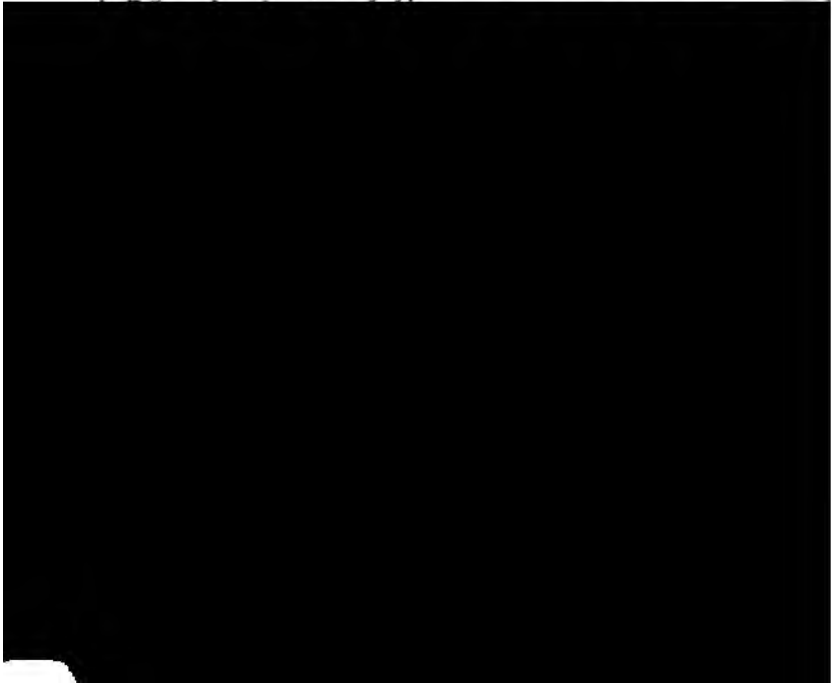
Reden aufhöbe, weil er annähme alles ſei und ſei auch nicht, 438
alles ſei wahr und alles ſei falſch, und von jeglichem Dinge
könne man mit Recht das entgegengeſezte behaupten. Zuerſt iſt
das dritte Buch der Metaphyſik voll dieſer Beſchuldigungen von
Anfang bis zu Ende. Denn wenn er auch Anfangs c. III ſagt
„Es kann niemand ſich vorſtellen daß daſſelbige ſei und auch
„nicht ſei, wie einige vom Herakleitos meinten," ſo iſt dieſe Recht-
fertigung nur des Ariſtoteles eignem Grundſaz zu Liebe da, weil
ja ſonſt, was von keinem Dinge gelten ſoll, wenigſtens von die-
ſem Herakleitos gelten müßte, daß ihm widerſprechendes zugleich,
widerſprechende Meinungen nämlich, zukäme. Behandelt aber
wird er durchgehends ſo, als wäre dieſes wirklich ſeine Meinung
in demſelben Sinne in welchem es der Logik des Ariſtoteles und
dem Saze des Widerſpruches zuwiderläuft. So wird als eine
Rede des Herakleitos angegeben c. VII, daß alles ſei und auch
nicht ſei, und geſagt daß dieſem Saz zufolge alles wahr ſei.
Hiedurch wird auf der einen Seite ein Gegenſaz aufgeſtellt zwi-
ſchen Herakleitos und Anaxagoras, welchem lezteren Ariſtoteles
nicht nur das ὁμοῦ πάντα χρήματα vorrükkt, ſondern auch eine
durch Tradition erhaltene mündliche Rede, daß er zu ſeinen Freun-
den geſagt, die Dinge wären ihnen ſolche wie ſie ſich vorſtell-
ten, und wegen dieſes beiden wird von ihm geſagt, nach ſeiner 439
Lehre ſei alles falſch, weil er ein mittleres annähme zwiſchen
den widerſprechenden Behauptungen; was im Eingange ſeines
Commentars zu dieſem Buche Alexandros ſehr unbeſorgt auf den
Herakleitos überträgt. Späterhin aber wirft auch Ariſtoteles auf
der andern Seite wieder beide zuſammen als ſolche die beides
behaupten, alles ſei wahr und alles ſei falſch. Auch anderes in
dieſem Buche, wobei Herakleitos nicht genannt wird, deutet der
Commentator Alexandros wie der Zuſammenhang lehrt, ganz
richtig auf ihn, wie die Stelle c. IV. *Εἰσὶ δέ τινες, οἳ καθάπερ εἴπομεν, αὐτοί τε ἐνδέχεσθαί φασι τὸ αὐτὸ εἶναι καὶ μὴ εἶναι, καὶ ὑπολαμβάνειν οὕτως. χρῶνται δὲ τῷ λόγῳ*

τούτῳ πολλοὶ καὶ τῶν περὶ φύσεως. Nur c. V, wo indirekt die Meinung widerlegt wird, als ob über denſelben Gegenſtand derſelbe Sinn zur ſelben Zeit widerſprechendes ausſagen könne, denkt Ariſtoteles offenbar nur an Protagoras und an Sophiſten, was aber Alexandros auch auf den Epheſier deutet. Ueberhaupt muß aus dieſem Buch einleuchten, daß jener berühmte Commentator das Werk des Herakleitos nicht in Händen gehabt hat, er müßte es denn zwar gehabt aber überall nicht hineingeſehen haben; ſo nachläſſig geht er zu Werke, nicht eine einzige Stelle anführend, nicht eine eigene Bemerkung hinzufügend über den Sinn der herakleitiſchen Säze, ſondern immer nur den Ariſtoteles aus ſich ſelbſt wiederholend. Im zehnten Buch wird auch c. V. gezeigt, was dabei heraus komme, wenn ein Menſch dem Saze des Widerſpruchs widerſpreche, und Ariſtoteles meint „auch He„rakleitos ſelbſt, wenn man ihn ſo ausfrage, werde wol am Ende „eingeſtehen müſſen μηδέποτε τὰς ἀντικειμένας φάσεις δυνα„τὸν εἶναι κατὰ τῶν αὐτῶν ἀληθεύεσθαι· νῦν δ' οὐ συνιεὶς ἑαυτὸν τί ποτε λέγει ταύτην ἔλαβε τὴν δόξαν.“ Um

Den Ungrund dieſer Beſchuldigungen des Ariſtoteles aufzudekken, und zu zeigen wie er dabei dem Herakleitos überall ein Sein und ein Zugleich leiht von welchen jener nichts weiß und was ſonſt noch für Verwirrungen darin liegen, dies gehört nicht hieher; wol aber iſt daran gelegen, daß jeder ſich überzeuge, es gehen in der That dieſe Beſchuldigungen des Ariſtoteles auf nichts anderes, als auf die bisher angeführten und ähnliche Darſtellungen. Dies iſt aber ſehr leicht zu ſehen. Denn offenbar gehen ſie auf etwas allgemein bekanntes von herakleitiſcher Lehre, weil wenn ſie nur Folgerungen wären aus einzelnen dunkeln unbekannten Stellen, alsdann Ariſtoteles nicht unterlaſſen haben würde dieſe anzuführen. Folgerungen aber enthalten ſie offenbar nur; denn daß Herakleitos logiſches dieſer Art als ſolches vorgetragen, hat keiner von denen behauptet, welche ſein Werk kannten, und es kann auch keinen ſo bedünken, der irgend verſteht aus abgeriſſenen Theilen ſich das Bild eines Ganzen zuſammenzuſezen und der an dieſes Geſchäft geht mit einiger Kenntniß von dem Zeitalter des Herakleitos. Nun iſt aber eben jene Lehre unter den bekannten und von allen Seiten beſtätigten diejenige welche am leichteſten auf ſolche Beſchuldigungen führen konnte, und ſo bleibt nichts anders übrig als ſie nur hierauf zurükkzuführen. 442
Auch kommt uns zu Hülfe der vortreffliche Simplicius, welcher in der ſchon oben angeführten Stelle (in Phys. f. 11. a) ſtillſchweigend den Stagiriten zurechtweiſet, Herakleitos habe in der That keine ſolche θέσις vorgetragen, ſondern es ſcheine nur ſo, ſeines Ausdrukks wegen, dem aber die ſchulmäßige Beſtimmtheit fehle. Und offenbar durch den Stagiriten und ſeine Commentatoren hat ſich auch Sextus verführen laſſen, ähnliches von Herakleitos zu ſagen; wiewol nicht recht zuverſichtlich, wie es ſcheint, und nirgend das geſagte durch rechte Anführungen belegend, ſo daß er ſchon deshalb den oben wider ihn ausgeſprochenen Tadel verdient, aber doch einen Theil davon auf ſeine Ueberlieferer zurükkwerfen kann. So iſt ziemlich verworren die Stelle Pyrrh.

Hyp. II, 59. *Ἑτέρα μέν ἐξιν ἡ Γοργίου διάνοια, καθ' ἣν φησι μηδὲν εἶναι, ἑτέρα δὲ ἡ Ἡρακλείτου, καθ' ἣν φησι πάντα εἶναι;* denn das ariſtoteliſche *πάντα εἶναι καὶ μὴ εἶναι* hat einen andern Sinn, und nur wenn man daran denkt wie Gorgias dies Nichtſein erwies, findet man den Vergleichungspunkt. Ganz ariſtoteliſirend iſt eine andere Stelle ebendaſ. §. 63 *ὁ μὲν Δημόκριτος ἔφη μήτε γλυκὺ αὐτὸ*, nämlich *τὸ μέλι*, 443 *εἶναι μήτε πικρόν· ὁ δὲ Ἡράκλειτος ἀμφότερα.* Eben ſo verführt war auch ſchon ſein Vorgänger Aeneſidemos, welcher nach Pyrrh. I, 210 geſagt haben ſoll, die ſkeptiſche Philoſophie ſei der Weg zur herakleitiſchen, weil die Skeptiker wol ſagen von demſelben Dinge ſcheine uns widerſprechendes, die Herakleiteer aber hievon wieder übergehn dazu daß es ſich auch daran befinde.

V. Sehr merkwürdig aber iſt was Ariſtoteles in Verfolg der angeführten Stelle Phys. I, 2 ſagt. Nämlich nach dem obigen, daß nämlich wenn die Dinge der Erklärung nach Eines wären wie Rokk und Kleid, alsdann jener Saz des Herakleitos müſſe zugegeben werden, daß auch gut ſein und nicht gut ſein



wie Simplicius zu der Stelle ſagt, *εἰ οὕτως ἓν τὸ ὂν . . μία πολυωνυμία γενήσεται τὰ πάντα* (in Phys. f. 18. a). Und dies führt uns zurükk auf die vorher ſchon im allgemeinen erwähnte Lehre vom Feuer, an welche unſtreitig auch Ariſtoteles an unſerer Stelle denkt. Nämlich eine ſolche Einerleiheit aller Dinge behaupten nach ihm alle diejenigen, welche nur Ein Prinzip, *μίαν ἀρχὴν*, Eine allen Dingen zum Grunde liegende Natur, „*μίαν ὑποκειμένην φύσιν*“ annehmen, und aus dieſer, es ſei nun durch Verdichtung und Verdünnung oder durch „mehr und „weniger“ das Viele entſtehen laſſen. Dieſen nun zählt Ariſtoteles überall auch den Herakleitos bei bald namentlich bald ſtillſchweigend, aber doch ſo deutlich daß ſeine Commentatoren ein überflüſſiges thun indem ſie uns den Namen ergänzen. Und dies iſt eben unſere Klage, daß Ariſtoteles ſo ohne Unterſchied was Herakleitos vom Feuer gelehrt hat neben die Lehre des Thales vom Waſſer ſtellt und des Anarimenes von der Luft, ohne zu bedenken, daß dieſe beiden wol nicht von der allgemeinen Anſchauung des Fließens und Verfließens aller Dinge ausgegangen ſind, und es ihnen alſo eine ganz andere Bedeutung haben muß, wenn ſie ein Element als die *ἀρχὴ* von allem anſehn. Ja man kann faſt ſagen wider beſſeres Wiſſen thue Ariſtoteles dieſes; denn anderwärts (Phys. III, 5) ſagt er ausdrükklich „es habe kein Naturforſcher das Eine und unendliche als Feuer oder Erde beſtimmt, „ſondern nur als Waſſer oder Luft oder das mittlere zwiſchen „beiden;“ und der Grund den er hiezu anführt, „weil nämlich „Feuer und Erde nur nach einer Seite hin beweglich ſind, Waſſer und Luft aber nach beiden,“ zeigt eben daß das Feuer gleichviel auch ob es *ἄπειρον* iſt oder *πεπερασμένον* nicht könne in demſelben Sinne *ἀρχὴ* ſein wie Luft oder Waſſer. Daher auch vorzüglich immer etwas ſchiefes in der Darſtellung liegt, wo von dem Begriff *ἀρχὴ* ausgegangen wird, wie Metaph. XI, 1. wo es heißt, die damaligen, weil ſie mehr *λογικῶς* zu Werke gingen, ſezten *τὰ καθόλου* als *οὐσίας* und *ἀρχὰς*, die alte-

aber τὰ καθ' ἕκαστα, οἷον πῦρ καὶ γῆν, was einen ganz falſchen Schein giebt; denn das Feuer wie es wahrnehmbar vorkommt, iſt dem Herakleitos eben ſo wenig eine ἀρχὴ und eine wahre οὐσία, wie jedes andere erſcheinende Ding. Eben ſo Me-
446 taph. I, 7. τὸ μὲν γὰρ ἂν δόξειε στοιχειωδέστατον εἶναι πάντων ἐξ οὗ γίγνεται συγκρίσει πρώτου· τοιοῦτον δὲ τὸ μικρομερέστατον καὶ λεπτότατον ἂν εἴη τῶν σωμάτων· διόπερ ὅσοι πῦρ ἀρχὴν τιθέασι μάλιστα ὁμολογουμένως τῷ λόγῳ τούτῳ λέγοιεν und Metaph. II, 4. ἕτεροι δὲ πῦρ φασιν εἶναι τὸ ὂν τοῦτο καὶ τὸ ἓν ἐξ οὗ τὰ ὄντα εἶναί τε καὶ γεγονέναι. Denn beide Stellen können gar leicht den Gedanken erregen, als habe Herakleitos an eine elementariſche Grundgeſtalt des Feuers gedacht, was vielleicht von dem Pythagoreer Hippaſos gelten kann, der freilich auch hier (Metaph. I, 3) mit Herakleitos zuſammenſteht, von dieſem ſelbſt aber niemals; wie denn überall der Begriff eines στοιχεῖον den man wol aus Empedokles und Anaxagoras auffaſſen kann gar nicht in ſeiner Gedankenreihe vorkommt. Schon Alex. Aphrod. zu Metaph. II, 4 drükkt ſich über

ματίζεσθαι πέφυκεν, ὅπερ ἐοίκασι βούλεσθαι λέγειν ἄλλοι τε πολλοὶ καὶ Ἡράκλειτος ὁ Ἐφέσιος, wo man freilich nicht weiß wer dieſe vielen andern ſind, wenn nicht die übrigen alten Phyſiologen, wie auch Simplicius (f. 138. 139) erklärt, bemerkend dabei, wie er denn immer wenigſtens auf richtigem Wege iſt, „dieſes Eine ſei dann zwar ein ungewordenes, aber doch nicht „ein unbewegtes, wenn doch aus ſeiner Verwandlung die andern „Dinge entſtehen ſollen," und auch noch von dem Herakleitos ſelbſt ſagend, „er habe ſein κοινὸν ὑποκείμενον als das einige „ungewordene angeſehen." Warum iſt aber der treffliche Mann nicht einen Schritt weiter gegangen, und hat bemerkt daß dem Herakleitos das Feuer doch auch müſſe ein gewordenes ſein, weil es immer werde aus der Zurükkwandlung aller Dinge? Dann würde er geſehen haben daß es beides iſt in verſchiedener Hinſicht, ein gewordenes und ein ungewordenes, ſo nämlich daß Herakleitos, ausgehend davon daß nichts beſtimmt wahrzunehmen iſt als werdendes und fließendes, genöthiget geweſen für das wahrhafte Sein, von welchem alles werdende nur verſchiedene Geſtalten ſind, ſich ein darſtellendes Bild zu borgen von dem werdenden, und dazu eben das Feuer gewählt habe. Und dieſe Einſicht lag dem Simplicius deſto näher, da er ſich an Einer Stelle wenigſtens über den Grund dieſer Wahl des Herakleitos ganz richtig erklärt, wenn er ſagt (in Phys. f. 8.) „Herakleitos „habe dabei geſehen auf die lebenerzeugende und bildende Kraft „des Feuers;" denn eben weil es Leben und Bewegung hervorbringt war es ihm zunächſt das Bild des zum Grunde liegenden Seins, welches die Quelle alles Werdens iſt. Eben ſo erſcheint es auch in der ſtoiſchen Theorie, nach Cicero (de nat. Deor. III, 14) der zwar nicht beſtimmen will ob es beim Herakleitos eben ſo geweſen „Omnia vestri, Balbe, solent ad igneam „vim referre, Heraclitum, ut opinor, sequentes. — Vos autem „ita dicitis, omnem vim esse ignem ... id vivere, id vigere quod „caleat." Ueberdies kannte wenigſtens Simplicius die He-

ſtelle, in welcher Herakleitos am allgemeinſten, und vielleicht auch zuerſt in ſeinem Werke, ſich über die Bedeutung und den Werth
449 des Feuers in dieſer Hinſicht ausläßt; denn er führt das weſentliche daraus an (in libr. de coel. f. 68. b)

ἐν οἷς φησι „μέτρα ἀνάπτων, καὶ μέτρα σβεννύς.“ Denn niemand wird wol zweifeln, daß dies aus derſelben Stelle genommen ſei, welche wir ſchon oben (N. 25) angeführt, damals aber dieſen Theil derſelben übergangen haben. Dort freilich, bei Clemens ſteht ἁπτόμενον μέτρα καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα, und da Simplicius ſtatt deſſen nicht nur das active ſezt, ſondern auch die männliche Endung, die weder auf etwas in ſeiner Rede gehn kann noch ſich auf πῦρ beziehen läßt; ſo könnte man glauben, er habe eine ähnliche zwar aber doch andere Stelle im Sinne. Allein da gerade über dieſen Theil der herakleitiſchen Lehre ſoviel von allen geredet worden iſt, und ſich nirgend eine Angabe findet, wodurch jene männliche Endung könnte gerechtfertiget werden: ſo muß man entweder eine Corruption vermuthen, oder, da ohnedies höchſt unwahr-

„wird ſein immerlebendes Feuer, mit Maßen ſich entzündendes,
„mit Maßen ſich verlöſchendes.“ Was die Worte τὸν αὐτὸν
ἁπάντων bedeuten iſt allerdings zweifelhaft. Plutarchos führt
den Anfang derſelben Stelle (de anim. procr. p. 1014) ohne
dieſe Worte an κόσμον τόνδε, φησὶν Ἡράκλειτος, οὔτε
τις θεῶν οὔτ' ἀνθρώπων ἐποίησεν. Allein er kann
hier leicht abgekürzt haben, weil jene Worte zu ſeiner Abſicht
gar nicht gehörten. Beobachtet man ſie aber für ſich, ſo kön-
nen ſie einen zwiefachen Sinn haben. Sie können, ἁπάντων
als Neutrum angenommen, eben jenes ausdrükken ſollen, was
ſo viele ſpätere Zeugniſſe dem Herakleitos zuſchreiben, er habe
nur Eine Welt angenommen, nicht mehrere. „Die Welt, die 451
„Eine und ſelbige aus allen Dingen.“ Allein hiezu müßte
man vorausſezen, nicht nur daß Herakleitos ſich ſelbſt in Op-
poſition gegen diejenigen geſezt, die mehrere Weltſyſteme an-
nahmen, ſondern auch daß er in ſeinem Werke ſchon ehe er
die Lehre vom Feuer abhandelte jenen Widerſpruch ausgeſpro-
chen habe, was kaum denkbar iſt, da er nur auf ſeiner Mei-
nung von den Geſtirnen beruht. Sie können aber auch, ἁπάν-
των als Masculinum, heißen „die Welt, dieſelbige für alle
„Menſchen,“ und ſo auf den Saz gehen, daß die Welt der
ſchlafenden eine andere Welt iſt als die der wachenden. Wer
nun nicht glauben will daß dieſer Saz jener Hauptlehre vom
Feuer vorangegangen, dem bleibt wol nichts übrig als anzu-
nehmen, daß auch Clemens hier nicht aus dem Werke des He-
rakleitos unmittelbar geſchöpft habe, ſondern aus einem Com-
mentator der in Bezug auf ſein eigenes vorhergegangenes jene
Worte eingeſchaltet.

Das ἁπτόμενον μέτρα καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα erklärt
aber gewiß jeder der unſere Stelle für ſich betrachtet von den
ununterbrochen nach verſchiedenem Maaß vor ſich gehenden Ver-
wandlungen, indem nach einem andern Maaß das Feuer ſich
entzündet, wo Erde unmittelbar in Feuer übergeht, nach einem

andern wo Erde in Meer, denn auch das iſt ja ſchon ein partielles Entzünden, oder wo Meer in Feuer; und ſo auch umgekehrt vom Verlöſchen. Auch kann nur in dieſem Sinne die Welt gleich geſezt werden dem ſo nach ewigen Geſezen wechſelnden Feuer. In ſo fern nun das Feuer frei erſcheint, als Flamme vorzüglich oder als πρηστὴρ, iſt es eben ſo ein gewordenes vergehendes Ding wie jedes andere. Daher auch manche fleißig und mit Recht erinnern, das Feuer in dem höhern Sinne ſei nicht die Flamme, ſondern die θερμὴ οὐσία oder die ξέουσα οὐσία. Daher auch bei Cicero die vorſichtigen Ausdrükke, die er doch wahrſcheinlich aus Stoikern überſezt, ignea vis, und id vivere quod caleat. Denn nur in ſo fern es gebunden aber doch jenem ähnlich als Wärme oder Empfänglichkeit für Wärme allen Dingen einwohnt als ihre bewegende belebende Kraft und ſie alle durchdringt, war es ihm das Schema von dem Leben und Sein der Welt, die Grundform aller Dinge. Weil es nun ſo als die bewegende alles belebende und durchdringende Kraft gedacht wurde: ſo konnten ſpätere vorzüglich chriſtliche Bericht-

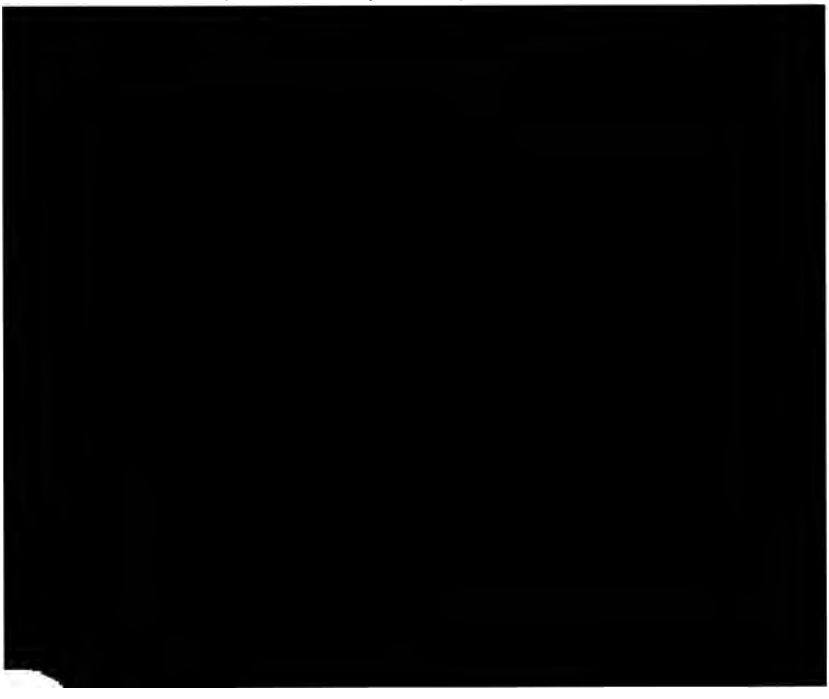
ren Räumen ſich entwikkelnde Licht als deſſen reinſte Erſcheinung Zeus genannt. Darum nennt er jene Himmelsgegend (S. oben N. 30. S. 396) die Grenze des *αἰθρίου Διὸς*, und wo er die Anordnung der Welt und die Folge der Dinge als ein Spiel des Feuers betrachtet, da iſt es Zeus welcher ſpielt. So iſt gewiß auch viel herakleitiſches enthalten in einer nur in Bezug auf die Ableitung des *δίκαιον* und auf die Uneinigkeit der Anhänger des Herakleitos ſcherzhaften Stelle des Platon (Cratyl. p. 412) „daß es in dem beſtändigen Wandel ein durch alles „andere hindurchgehendes gebe, welches auch das ſchnellſte und 454
„feinſte ſei; denn es könnte nicht durch alles ſeiende gehen, „wenn es nicht ſo fein wäre, daß nichts es faſſen könne, und „ſo ſchnell, daß in Vergleich mit ihm alles andere ruhe.“ Man ſieht hieraus wie jene zu materielle Darſtellung (Arist. Metaph. I, 7) entſtanden iſt, daß das Feuer ſeine Stelle erhalte als das *στοιχειωδέστατον καὶ μικρομερέστατον σωμάτων*. Auch gewiß auf dieſe platoniſche Stelle ſich gründend berichtiget Simplicius die andere oben angeführte des Ariſtoteles (de Coel. III, 1) welche das Feuer als das unter allen Umwandlungen bleibende, *ὑπομένον*, darſtellen wollte, daß es keineswegs ein ruhendes ſei, ſondern vielmehr das eigentlich ſich bewegende und umwandelnde. Auch ſieht man wol nirgend ſo deutlich als hier, wie die Vorſtellung des Herakleitos vom Feuer zuſammenhängt mit ſeiner Hauptanſchauung von der allgemeinen Bewegung. Auch jener Unterſchied zwiſchen dem ewigen immerlebenden Feuer und dem erſcheinenden kommt im Verfolg bei Platon ausdrükklich vor, wo geſagt wird nicht die Sonne ſei das geſuchte, ſondern *αὐτὸ τὸ πῦρ* oder vielmehr *αὐτὸ τὸ θερμὸν τὸ ἐν τῷ πυρὶ ἐνόν*. Derſelbe findet ſich ebenfalls leiſe angedeutet in einem herakleitiſchen Fragment bei Clemens

40. *Ἤ, ὡς φησιν Ἡράκλειτος, τὸ μὴ δῦνον πῶς* 455
ἄν τις λάθοι; (Paed. II. 10. p. 229) wo *τὶς λάθοι* verdorben iſt, und *τὶ*, wie Gataker (ad Ant. p. 2) will, nicht

ſprachmäßig; richtiger wäre τινά „das nicht untergehende wie „könnte das jemand verborgen ſein?“ wenn man nicht aus Clemens vorhergehenden Worten λήσεται — τις, auch hier leſen will τὶς λάθοιτο mit wenig verſchiedenem Sinn.

Denn indem er das Feuer in dieſem Sinne das nie untergehende nennt, ſezt er es gewiß der Sonne entgegen als dem untergehenden. Auch die vorhergehenden Worte des Clemens ſelbſt beſtätigen dies λήσεται μὲν γὰρ ἴσως τὸ αἰσθητὸν φῶς τις· τὸ δὲ νοητὸν ἀδύνατόν ἐϛιν (wenn man nicht leſen muß ἄδυτον in dem Sinne, nicht untergehend).

Weil nun aber dieſes Feuer, welches Clemens hier ganz in dem Sinne der ſpäteren Philoſophen ein φῶς oder πῦρ νοητὸν nennt, wie anderwärts ein δυνάμει πῦρ, ſich nicht trennen läßt von der unmittelbaren Wahrnehmung des Feuers, in welcher jene οὐσία τοῦ παντὸς mit der mindeſten Beimiſchung von Verlöſchung erſcheint: ſo iſt nicht unrecht jene im Stobäos aufbehaltene den Worten nach ariſtoteliſirende Erklärung, daß die οὐσία τοῦ παντὸς ſei ein αἰθέριον σῶμα, und in Bezug auf die



γίνεται καὶ εἰς ὃ ἀναλύεται· ἀμοιβὴν γὰρ εἶναι τὰ πάντα,

wo αὐτοῦ zu ergänzen iſt (Praep. XIV, 3.)

Und gewiß war eigentlich eben ſo gemeint was Ariſtoteles vielleicht auch nicht ohne Mißverſtand Phys. III, 5 ſagt

ἀδύνατον τὸ πᾶν κἂν ᾖ πεπερασμένον ἢ εἶναι ἢ γίνεσθαι ἕν τι αὐτῶν, von den Elementen nämlich iſt die Rede,

ὥσπερ Ἡράκλειτός φησιν ἅπαντα γίνεσθαί ποτε πῦρ.

und was Simplicius zu dieſer Stelle in die Formel auflöſet 457

ὡς Ἡράκλειτος εἰς πῦρ λέγων καὶ ἐκ πυρὸς τὰ πάντα.

Sehr gut nämlich konnte unſer Epheſier der gewöhnlichen Anſicht, welche alles materieller auffaßt, ſich anſchmiegend ſagen daß jegliches Quantum Materie die Reihe der Verwandlungen durchlaufend ſich auch einmal als Feuer darſtelle, und in dieſem Sinne „alles einmal Feuer werde.“ Ariſtoteles aber ſcheint die Sache ſo verſtanden zu haben, als ſollte irgendwann die Geſamtheit der Dinge zugleich in Feuer aufgehn. So ſcheint der Zuſammenhang es faſt nothwendig zu ergeben; auch erklärt Themiſtius (Paraphr. Phys. 33. b) eben ſo

ὥσπερ Ἡράκλειτος τὸ πῦρ οἴεται μόνον στοιχεῖον, καὶ ἐκ τούτου γεγονέναι τὸ πᾶν· ἐντεῦθεν γὰρ ἡμᾶς καὶ δεδίττεται, συμφλεγήσεσθαί ποτε τὸ πᾶν ἀπειλῶν, ἐπειδὴ διαλυθήσεται εἰς τοῦτο ἐξ οὗ καὶ γέγονε.

Wollte man einwenden, der Paraphraſt ſage hier mehr als ſein Autor: ſo ſcheinen andere ariſtoteliſche Stellen daſſelbige nur noch beſtimmter auszuſprechen. Von den Stoikern läßt ſich kaum bezweifeln, daß ſie ſolche abwechſelnde Weltbildungen aus Feuer und Weltauflöſungen in Feuer angenommen haben. Zeugniſſe hiervon anzuführen iſt eigentlich nicht dieſes Ortes. Doch ſei uns eines vergönnt, weil es ja ſehr an herakleitiſchen Urſprung 458
mahnt, aus Euſebios (Praep. XV, 18.) Ἀρέσκει δὲ τοῖς πρεσβυτάτοις τῶν ἀπὸ τῆς αἱρέσεως ταύτης ἐξαιροῦσθαι πάντα κατὰ περιόδους τινὰς τὰς μεγίστας εἰς πῦρ αἰθερωδες ἀναλυομένων πάντων . . . ἀρέσκει γὰρ τοῖς Στωϊκοῖς φιλοσό-

φοις τὴν ὅλην οὐσίαν εἰς πῦρ μεταβάλλειν, οἷον εἰς σπέρμα, καὶ πάλιν ἐκ τούτου αὐτὴν ἀποτελεῖσθαι τὴν διακόσμησιν οἵα τὸ πρότερον ἦν. Eben ſo ſchreibt Simplicius (in Arist. Phys. V, f. 207. b) den Stoikern mehrere auf einander folgende κοσμοποιΐας zu, ſo daß chriſtliche Mißverſtändniſſe um ſo weniger zu beſorgen ſind als die Chriſten ſich am meiſten über dieſe Weltenfolge ſpöttelnd auslaſſen. Man ſehe nur Tatianus (Orat. p. 12, 23.) Ja Plutarchos (de *EI* ap. Delph. II, p. 389) beſtimmt gar das Zeitverhältniß der διακόσμησις, beſtehenden Weltordnung, zu der ἐκπύρωσις, dem Aufgelöſtſein des Ganzen in Feuer, daß nämlich jene zu dieſer ſich verhalte wie drei zu eins, und führt zur Bezeichnung beider eine Terminologie als ſtoiſch an, daß nämlich die διακόσμησις von ihnen κόρος genannt werde, die ἐκπύρωσις aber χρησμοσύνη, Worte die auch Philo (ſ. oben S. 430) als der herakleitiſchen Meinung befreundeten angehörig anführt, und die offenbar ſehr alt und
459 wahrhaft herakleitiſch klingen. Und kurz vorher in derſelben Schrift braucht er die oben N. 41. angeführten Worte als eben

γενητὸς καὶ φθαρτὸς zuſchreibend ſagt, ungeworden nenne Heraklitos nur τὰ ἁπλῶς ὄντα καὶ τὴν τούτων τάξιν, καθ' ἣν ἐπ' ἀμφότερα ἐν μέρει ἡ τοῦ κόσμου μεταβολὴ ὅτε μὲν ἐπὶ πῦρ ὅτε δ' ἐπὶ τοιοῦτον κόσμον, wo ἐν μέρει wie überall nur heißen kann abwechſelnd der Zeit nach, nicht theilweiſe zugleich. Eben ſo beſtimmt erklärt ſich Simplicius ſelbſt an der- 460
ſelben Stelle καὶ ὁ Ἡράκλειτος δὲ ποτὲ μὲν ἐξάπτεσθαί φησι τὸν κόσμον, ποτὲ δὲ ἐκ πυρὸς αὖθις συνίζασθαι αὐτὸν, κατά τινας περιόδους χρόνων, mit dem Zuſaz ταύτης τῆς δόξης ὕστερον ἐγένοντο οἱ Στωϊκοί· und anderwärts in Phys. f. 257. b. wo ſeine Ausdrükke aber nicht ganz ſo beſtimmt ſind, fügt er hinzu καὶ ὕστερον οἱ ἀπὸ τῆς σοᾶς; und den Unterſchied zwiſchen dieſer Meinung und der chriſtlichen von der Weltzerſtörung ſezt er in beiden Stellen nur ſo feſt ἐφιζάνειν δὲ τούτοις δέομαι, ὅτι οὐδεὶς τῶν παλαιῶν λέγεται τὴν φθορὰν τοῦ κόσμου τοιαύτην εἰπεῖν, ὁποίαν οἱ νῦν φασιν, ὡς φθαρέντα μηκέτι αὖθις ἐπανήκειν, und γίνεσθαι δὲ καὶ φθείρεσθαι τὸν ἕνα κόσμον ὡς μηκέτι εἶναι κόσμον, οὐδένα τῶν φυσιολόγων ἴσμεν λέγοντα. Es lohnt kaum noch nach dieſen auch den Diogenes noch anzuführen (IX, 8) γεννᾶσθαί τε αὐτὸν ἐκ πυρὸς καὶ πάλιν ἐκπυροῦσθαι κατά τινας περιόδους ἐναλλὰξ τὸν σύμπαντα αἰῶνα, und ähnliches de plac. phil. I, 3. Hieher iſt auch noch zu rechnen eine Stelle des Lucianus, welche mit dieſen Zerſtörungen die ſpät erſonnene Schwermuth des Mannes in Verbindung bringt, und ihm den Ausdrukk ἐκπύρωσις ſelbſt gewiß mit Unrecht in den Mund legt, Ἡγέομαι γὰρ, ὦ ξένε, τὰ ἀνθρώπινα πρήγματα ὀϊζυρὰ καὶ δακρυώδεα, καὶ οὐδὲν αὐτέων ὅ,τι μὴ ἐπικήριον· τῷ δὴ οἰκτείρω τε σφέας καὶ ὀδύρομαι· καὶ τὰ μὲν παρεόντα 461
οὐ δοκέω μέγαλα, τὰ δ' ὑσέρῳ χρόνῳ ἐσόμενα πάμπαν ἀνιηρά· λέγω δὲ τὰς ἐκπυρώσιας καὶ τὴν τοῦ ὅλου συμφορήν. (Vit. auct.) Und bei Euſebios (Praep. XIV, 3) wo auch die Zeitbeſtimmung auf ihn zurükkgeführt wird ὁ δὲ Ἡράκλει-

τος .. ἅφη .. χρόνον τε ὡρίσθαι τῆς τῶν πάντων εἰς τὸ πῦρ ἀναλύσεως καὶ τῆς ἐκ τούτου γενέσεως. Was Wunder alſo wenn, auf ſo viele und ſo deutliche Zeugniſſe geſtüzt alle Geſchichtſchreiber der Philoſophie dem Herakleitos dieſe periodiſch wiederkehrenden gänzlichen Auflöſungen der Welt in Feuer zuſchreiben? Dennoch ſcheint die Sache noch neuer Erwägung ſehr werth und großen Zweifeln unterworfen zu ſein. Denn da, wie wir ſahen, in ſeinem Syſtem ganz nothwendig liegt ein immerfortgehendes mit dem entgegengeſezten Prozeß zugleich geſeztes Uebergehen aller ſcheinbar beſtehenden Dinge in Feuer: wie ſollte er doch neben dieſem allmähligen und theilweiſen noch ein zweites allgemeines angenommen haben? Dies muß jeder höchſt unwahrſcheinlich finden, der dabei bedenkt daß durch dieſes Aufgelöſtſein der Welt in Feuer, wenn es nun gar nach den Stoikern den vierten Theil der geſammten Zeit einnehmen ſoll, der ewige Fluß der Dinge, die Hauptanſchauung des Herakleitos, um eben ſo viel gehemmt wird, und daß eben ſo lange auch

462 das Zuſammenſein beider Wege nach oben und nach unten, und

und Entzündens ging, fälſchlich von der Zeit verſtanden werden! Und wenn Herakleitos ſagte, alle Körper würden einmal Feuer, wie leicht war es ſtatt deſſen zu verſtehen, die ganze Welt würde einmal Feuer werden, zumal in ſeiner dunkeln ungenauen Sprache! Sehen wir doch noch, recht wie es ſchwankende Ausleger zu ma- 463
chen pflegen, beides neben einander ſtehen plac. phil. I, 3 *πάλιν δὲ τὸν κόσμον καὶ πάντα τὰ σώματα ὑπὸ πυρὸς ἀναλύεσθαι ἐν τῇ ἐκπυρώσει.* Ja dieſer Ausdruck ſelbſt, *ἐκπύρωσις* und *ἐκπυροῦσθαι*, der gar nicht herakleitiſch iſt, ſondern ariſtoteliſch, und ganz allgemein eben wie *ἐξυγραίνεσθαι* und *ἐξύγρανσις* vorkommt, alſo bei den erſten Commentatoren des Herakleitos vielleicht nur den Weg nach oben bezeichnen ſollte, wie er mit dem nach unten zugleich beſteht, iſt erſt ſpäter zu einem techniſchen Ausdruck für dieſe periodiſche Verwandlung umgedeutet worden, und wird als ſolcher allgemein den Stoikern zugeſchrieben. So Clemens nachdem er den Herakleitos angeführt hatte Strom. V, 1 *οἵδε γὰρ καὶ οὗτος ἐκ τῆς βαρβάρου σοφίας μαθὼν τὴν διὰ πυρὸς κάθαρσιν τῶν κακῶς βεβιωκότων, ἣν ὕστερον ἐκπύρωσιν ἐκάλεσαν οἱ Στωϊκοί.* Eben ſo Simplicius (de Phys. f. 111. b) *εἶεν δ' ἂν καὶ οἱ Στωϊκοὶ ταύτης τῆς δόξης· ἡ γὰρ ἐκπύρωσις τοιοῦτόν τι αἰνίττεται.* Auch finden ſich noch Spuren, daß dieſe Vorſtellung nicht allgemein für herakleitiſch gegolten. So beſchließt Maximus Tyrius die oben (S. 407) angeführte Stelle mit den Worten *Διαδοχὴν ὁρᾷς βίου καὶ μεταβολὴν σωμάτων, καινουργίαν τοῦ ὅλου*, ſo daß dieſer Schriftſteller keine andere Erneuerung anerkannt hat als eben die theilweiſe erfolgende. Noch merkwürdi- 464
ger iſt eine Stelle bei Antoninus, der freilich anderwärts (III, 3) auch ſagt *Ἡράκλειτος περὶ τῆς τοῦ κόσμου ἐκπυρώσεως τοσαῦτα φυσιολογήσας*, hier aber (V, 32) in den Worten *ὥστε καὶ ταῦτα ἀναληφθῆναι εἰς τὸν τοῦ ὅλου λόγον, εἴτε κατὰ περίοδον ἐκπυρουμένου, εἴτε ἀϊδίοις ἀμοιβαῖς ἀνανεουμένου* ganz deutlich der ſtoiſchen Lehre von der periodiſchen *ἐκπύρωσις*

eine andere gegenüberſtellt von einer nur durch immerwährenden Wechſel erfolgenden Erneuerug. Auf wen aber ſoll man dieſe zurükkführen als auf den Epheſier, da ſich ſonſt nirgends eine ähnliche Anſicht findet? und muß man nicht hieraus faſt auf eine zwiefache Auslegung dieſes Theiles ſeiner Lehre ſchließen? Wären es nun nur die Stoiker welche die periodiſche gänzliche ἐκπύρωσις dem Herakleitos beilegten, ſo wäre es um ſo leichter ſie lediglich als ein Mißverſtändniß anzuſehn, da dieſe Schule niemals ein Talent der Naturforſchung beſeſſen hat, und alſo leicht das ohnehin dunkel geſchriebene Werk eines ſolchen unrichtig auslegen konnte, deſſen Naturlehre ſie nur anderweitiger Uebereinſtimmung wegen in ihrem Syſtem erneuern wollten. Auch ſcheinen ſie nicht nur des Entlehnens, ſondern auch des Mißbrauchs beſchuldigt zu werden von Plutarchos: *Ἀκούω ταῦτ'*,
465 *ἔφη, πολλῶν, καὶ ὁρῶ τὴν στωϊκὴν ἐκπύρωσιν ὥσπερ τὰ Ηρακλείτου καὶ τὰ Ὀρφέως ἐπινεμομένην ἔπη οὕτω καὶ τὰ Ἡσιόδου, καὶ συνεξαπατῶσαν κ. τ. λ.* (de def. orac. II, p. 415). Allein dieſe Auslegung rührt ſchwerlich von den Stoikern her,

ihm iſt οὐρανὸς die übermondliche Region wo die fünfte Subſtanz herrſcht, und die gänzliche Umwandlung aller Dinge in ein πῦρ αἰθερῶδες konnte er allerdings bezeichnen als ein Werden ſeines Himmels. Auch die Art wie er die angeführte Meinung widerlegt beſtätigt dieſes. Er ſagt nämlich, jene βλέποντες ἐπὶ μικρὸν würden, wenn ſie ſich weiter umſähen, finden daß zur ſelbigen Zeit an andern Orten das Meer zunähme: ἀλλὰ τούτου τὴν αἰτίαν οὐ τὴν τοῦ κόσμου γένεσιν οἴεσθαι χρή. Nämlich im Gegenſaz von οὐρανὸς konnte er das Syſtem der wandelbaren Elemente κόσμος nennen: und wenn alſo ſeine Widerlegung darin beſteht, daß in dieſem Sinne nicht beides zugleich ſtatt finden könne, Werden des Himmels und Werden der Erde: ſo hatte er nicht ein ſolches Feuerwerden im Sinne, welches eben deshalb ununterbrochen fortgehen kann weil es mit dem entgegengeſezten Prozeß zugleich beſteht, ſondern jenes wodurch der entgegengeſezte Prozeß mit allen ſeinen Reſultaten aufgehoben wird, ſo daß er erſt in einer neuen Zeit aufs neue beginnen muß. Daß aber hier obgleich ungenannt gegen ſonſtige Gewohnheit kein anderer als Herakleitos gemeint war wußte wol Alexandros aus einer ächten Tradition; auch iſt keine andere mögliche Beziehung aufzufinden in allem was wir von vorariſtoteliſcher Naturwiſſenſchaft wiſſen. Schon dieſe Stelle alſo erlaubt keinen Zweifel darüber, daß Ariſtoteles dem Herakleitos wirklich dieſe Lehre zugeſchrieben. Die andere Stelle de Coelo I, 10 lautet ſo: γενόμενον μὲν οὖν, nämlich τὸν οὐρανὸν, ἅπαντες εἶναί φασιν, ἀλλὰ γενόμενον οἱ μὲν ἀΐδιον οἱ δὲ φθαρτὸν ὥσπερ ὁτιοῦν ἄλλο τῶν φύσει συνισταμένων, οἱ δ' ἐναλλὰξ ὅτε μὲν οὕτως, ὅτε δὲ ἄλλως ἔχειν φθειρόμενον *), καὶ τοῦτο ἀεὶ διατελεῖν οὕτως, ὥσπερ Ἐμπεδοκλῆς ὁ Ἀκραγαντῖνος καὶ Ἡράκλειτος ὁ Ἐφέσιος. Die ſehr

*) Simplicius lieſt f. 53. wo er dieſe Stelle wahrſcheinlich aber nur aus dem Gedächtniß anführt φθαρτὸν ſtatt φθειρόμενον.

undeutlichen Worte *οἱ δ' ἐναλλὰξ . . . φθειρόμενον* erklärt Simplicius gleich ſo fol. 78. b: *διπλῶς δὲ τοῦτο* (nämlich *τὸ φθαρτὸν φάναι*)· *οἱ μὲν γὰρ οὕτω φθαρτὸν ὡς ὁτιοῦν ἄλλο τῶν συνεστώτων ἀτόμων, ὥσπερ Σωκράτη, φθαρτὸν δηλονότι καὶ οὐκέτι ἐπανήκοντα, οἱ δ' ἀμοιβαδὸν γίνεσθαί τε καὶ φθείρεσθαι τὸν αὐτὸν καὶ αὖθις φθείρεσθαι* (was wol heißen muß *καὶ αὖθις γίνεσθαι* oder *καὶ αὖθις γίνεσθαι καὶ φθείρεσθαί*) *φασιν, καὶ ἀΐδιον εἶναι τὴν τοιαύτην διαδοχήν.* So ſehr nun auch der erſte Theil dieſer Erklärung bezweifelt werden kann, weil Simplicius ſelbſt unten fol. 69 läugnet, irgend ein Alter habe eine ſolche *φθορὰ* der Welt angenommen *ὡς φθαρέντα μηκέτι αὖθις ἐπανήκειν*, und ſich vorher ſehr quält dieſes *φθαρτὸν ὥσπερ ὁτιοῦν ἄλλο* auf den Demokritos zu beziehen: ſo richtig iſt unſtreitig der lezte
408 Theil derſelben, und wird beſtätiget durch den Ausdruck deſſen ſich Ariſtoteles ſelbſt weiter unten bedient, wo er die angeführten Meinungen würdiget *τὸ δ' ἐναλλὰξ συνιζάναι καὶ διαλύειν, οὐδὲν ἀλλοιότερον ποιεῖν ἔοικεν, ἢ τὸ κατασκευάζειν αὐτὸν*

fang ſeiner Lehre dem Ariſtoteles hier wenigſtens nicht recht gegenwärtig geweſen ſein. Denn das immerlebende Feuer, das Eine ſeiende, war auch wie wir geſehen haben immer, und keiner der Götter hat es gemacht. Auch zeigt das ganze folgende, am deutlichſten aber wol die Ausdrükke εἰς ἄλληλα τῶν στοιχείων συνιόντων und εἰ τὸ ὅλον σῶμα συνεχὲς ὂν, daß Ariſtoteles überhaupt mehr an den Agrigentiner denkt als an den Epheſier. Offenbar aber iſt freilich daß er dieſem denſelben periodiſchen Wechſel von Zuſammenſezung und Auflöſung der Welt beilegt wie jenem. Mit welchem Recht nun, darauf kommt es eben an. Und wie ſoll man anders glauben, als daß ſeine unphiloſophiſche Methode, die einzelnen aus dem Zuſammenhang herausgeriſſenen Lehren verſchiedener Weiſen unter ſeinen eigenen Rubriken vergleichend zuſammenzuſtellen, ihn auch hier irre geführt habe? Denn grade in welcher Hinſicht er den Herakleitos und Empedokles zuſammenſtellt, in derſelben unterſcheidet ſie Platon auf das beſtimmteſte. Wo er nämlich von dem Einen und Vielen redet (Soph. p. 242. e) ſagt er Ἰάδες δὲ καὶ Σικελικαί τινες ὕστερον μοῦσαι ξυνενόησαν ὅτι συμπλέκειν ἀσφαλέστατον ἀμφότερα καὶ λέγειν ὡς τὸ ὂν πολλά τε καὶ ἓν ἐστιν, ἔχθρᾷ δὲ καὶ φιλίᾳ συνέχεται· διαφερόμενον γὰρ ἀεὶ ξυμφέρεται, φασὶν αἱ συντονώτεραι τῶν μουσῶν· αἱ δὲ μαλακώτεραι τὸ μὲν ἀεὶ ταῦτα οὕτως ἔχειν ἐχάλασαν, ἐν μέρει δὲ τοτὲ μὲν ἓν εἶναί φασι τὸ πᾶν . . . τοτὲ δὲ πολλά. Ausſchließlich alſo wird hier dem Empedokles zugeſchrieben daß er das ſeiende laſſe abwechſelnd Eines ſein und Vieles, dem Herakleitos aber recht nachdrükklich beigelegt daß es bei ihm immer beides zugleich ſei; und Platon könnte

ſeinem Commentar iſt, zwiſchen den Worten ἐκ τῶν ῥημάτων αὐτοῦ δέδεικται und denen ὁ γὰρ ἐκεῖνα λέγων, von welchen die erſteren offenbar noch auf den Empedokles zu beziehen ſind, in den lezteren aber die Erörterung über den Herakleitos ſchon im vollen Gange ſein muß.

unmöglich ſo geredet haben, wenn er im Herakleitos gefunden hätte ein zwiefaches *συμπλέκειν* dieſer Gegenſäze, deren eines ausgedrükkt würde durch die oben ſchon angeführten Worte *διαφερόμενον γὰρ ἀεὶ ξυμφέρεται*, das andere aber dem empedokleiſchen ganz gleich wäre. Wie nun der Zuſammenhang ergiebt, daß er allerdings bei Empedokles unter dem Vieles ſein verſteht die Welt der Zwietracht, unter dem Eines ſein aber den *σφαῖρος*: ſo geht auch beim Herakleitos das Eines ſein offenbar darauf daß in einer Hinſicht alles Feuer iſt, das Vieles ſein aber auf die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen; und wenn beides immer ſtattfindet, ſo kann auch nie dieſe Vielheit zerſtört und zuweilen alles lediglich Feuer ſein. Gewiß alſo hat Platon von ſolchen periodiſchen Weltzerſtörungen nichts gewußt; und da nur er auf der einen Seite der älteſte und ſicherſte Gewährs-
471 mann iſt, und auf der andern ſich ſchon ergeben hat wie leicht jener Mißverſtand entſtehen konnte: ſo werden wir wol am beſten berathen ſein, wenn wir ihm folgen, und dieſe Behauptung ausſtreichen aus dem Verzeichniß herakleitiſcher Lehren. Was aber aus der ariſtoteliſchen Stelle Meteorol. I, 14 hervorgeht,

VI. Wie nun das Sein nur in der Bewegung iſt, und das Feuer als das beweglichſte und bewegende gleichſam die poſitive Seite des Seins und das Gute darſtellt: ſo iſt auf der andern Seite die Ruhe der Tod, und das Starre als das ru- 472
hendſte und unbeweglichſte ſtellt die negative Seite dar, das ſchlechte und verwerfliche. So wird Plac. phil. I, 23 (ſ. oben S. 360) hinzugefügt ἔστι γὰρ τοῦτο, Ruhe und Stillſtand nämlich, τῶν νεκρῶν. So wird die Ruhe dargeſtellt als Qual (Stob. Ecl. phys. I, p. 906) . . τὸ μὲν ἐν τοῖς αὐτοῖς ἐπιμένειν κάματον εἶναι, τὸ δὲ μεταβάλλειν φέρειν ἀνάπαυσιν. Und Jamblichos in einem Fragment bei Stobäos (Ecl. phys. I, p. 894), wo er diejenigen anführt welche das ungeordnete, das Böſe, zuerſt daſein laſſen und die ordnende Kraft ihm erſt ſpäter zubringen, fügt dieſen auch den Herakleitos bei, als ſei ihm das Böſe geweſen ἡ ἐν τῷ μεταβάλλεσθαι ἀνάπαυλα, die Hemmung des Verwandeltwerdens; welches freilich eine wunderliche Zuſammenſtellung iſt, aber ſonſt doch richtig, daß nur dieſes dem Herakleitos das negative und das Uebel ſein konnte. In demſelben Sinne iſt auch zu verſtehen was uns Clemens als eigne Worte des Herakleitos aufbewahrt hat

42. Θάνατός ἐϛιν ὁκόσα ἐγερθέντες ὁρέομεν, ὁκόσα δὲ εὕδοντες, ὕπνος. (Strom. III, 3. p. 520) „Tod „iſt was wir wachend ſehen, was aber ſchlafend, Traum.“ Nämlich weil wir alles nur ſehen in wie fern es ein beharrliches iſt, denn von den feſten Geſtalten war hier gewiß die Rede, ſo 473
iſt eben was wir ſehen der Tod, und eben darum wird er auch geſagt haben „τὴν ὅρασιν ψεύδεσθαι“ (Diog. IX, 5. Hesych. de vitis v. Ἡράκλ.) Und nicht hat er wie Clemens meint die γένεσιν gewollt θάνατος nennen, ſondern das nicht mehr werdende, erſtarrte. Hat nun das Starre nicht Leben in ſich ſelbſt, ſo iſt es auch an ſich ſelbſt verächtlich. Daher auch der Leib als entſeelter ihm über die Maßen verächtlich erſchien, wie uns Plutarchos aufbehalten hat

43. *Νέκυες γὰρ κοπρίων ἐκβλητότεροι καθ' Ἡράκλειτον· κρέας δὲ πᾶν νεκρὸν καὶ νεκροῦ μέρος* (Symposiac. IV, p. 669) „Leichname muß man mehr noch als Un„flat fortschaffen." Die lezten Worte nämlich gehören dem Plutarchos, bei dem die Rede davon ist, daß Fleisch nichts taugt, als Speise, ohne Salz, und also halb scherzhaft die Worte des Herakleitos angeführt sind. Man sieht aber nur um so sicherer daß sie von Leichnamen handeln, und daß ganz umgedeutet ist was spätere daraus gemacht haben, wie Suidas (v. *Ἡράκλ.*) *Ἡράκλειτος ἔφη ὀλιγωρεῖν πάντη τοῦ σώματος καὶ νομίζειν αὐτὸ καὶ κοπρίων ἐκβλητότερον· ἐκ τοῦ ῥᾴςου δὲ αὐτῷ τὰς θεραπείας ἀποπληροῦν, ἕως ἂν ὁ θεὸς ὥσπερ ὀργάνῳ τῷ σώματι χρῆσθαι ἐπιτάττῃ,*
474. und fast mit denselben Worten Cedren. hist. p. 157. Auch Celsus machte einen fremden Gebrauch davon gegen die christliche Auferstehungslehre in einer Stelle die uns Origenes aufbehalten (contra Cels. V, p. 588) *καὶ ψυχῆς μὲν αἰώνιον βιοτὴν δύναιτ' ἂν παρασχεῖν· νέκυες δὲ, φησὶν Ἡράκλει-*

auch im Schlaf und im Tode erſcheint. Die Wärme aber und die Selbſtbewegung leitete Herakleitos erſt ab aus der Verbindung des Leibes mit der übrigen Welt und vorzüglich mit dem- 475
jenigen worin ſich am reinſten das Weſen des Feuers darſtellt. Und dieſes iſt eben die äußere höhere vom erſtarrten entfernteſte Region, von allen Berichterſtattern über unſern Weiſen, ungewiß jedoch ob mit ſeinem eigenen Ausdrukk, τὸ περιέχον genannt. Selbſtbewegung aber und Bewußtſein, Erkennen ſamt allem dahin gehörigen, waren den Alten insgeſamt weſentlich verbunden, und wo nur Lebenskraft, Seele, ψυχή, genannt wird, da iſt immer die Einheit dieſer beiden Thätigkeiten gemeint. Auch Herakleitos vermochte nicht beides zu trennen; wenn alſo alle lebendige Bewegung von dem περιέχον ausging, ſo ging auch von ihm aus alles Erkennen. Inſofern demnach das reinſte erſcheinende mindeſt verloſchene Feuer gleich geſezt werden kann dem ewiglebendigen, iſt es auch die allgemeine Seele, von welcher aus erſt Lebenskraft und Bewußtſein alles übrige was ſich deren erfreuen ſoll durchdringen muß. So Sextus (adv. Math. VII, 126) ἀρέσκει γὰρ τῷ φυσικῷ τὸ περιέχον ἡμᾶς λογικόν τε ὂν καὶ φρενῆρες. Daher iſt auch das Erkennen in ſofern es wahr iſt in allen eines und daſſelbige, ein gemeinſchaftliches. Und hier gleich mag es erlaubt ſein die Vermuthung aufzuſtellen, daß der Sprachgebrauch durch das Wort λόγος auch die Vernunft zu bezeichnen, der ſich aus keiner andern Denkungsart 476
ſo natürlich erklären läßt, von Herakleitos wol zuerſt ausgegangen iſt, und abgeleitet von λέγειν ſammeln, zuſammenſtellen, wovon auch die mit jener Bedeutung von λόγος zuſammenhangenden λογίζεσθαι und λογισμός. Denn ihm iſt ja das Weſen der Dinge nichts anders als das jedesmalige Maaß und Verhältniß, bald μέτρον bald λόγος von ihm ſelbſt genannt, nach welchem jenes Feuer ſich entzündet und verlöſcht und die verſchiedenen Aeußerungen nach beiden Seiten ſich unter einander hemmen. Alſo hat auch das Erkennen keinen andern Gegenſtand

als den Inbegriff dieſer Verhältniſſe; und da es urſprünglich nur demſelben Weſen einwohnt aus welchem jene Verhältniſſe ſich entwikkeln: ſo iſt es auch nur die Art wie das Grundweſen die Geſeze aller Entwikklungen in ſich trägt. In dieſe Bedeutung wenigſtens ſpielt λόγος hinüber in jener bekannten Stelle bei Sextus (adv. Math. VII, 132) welche wir bald in ihrem ganzen Zuſammenhange aufführen werden, hier aber nur aufmerkſam darauf machen wollen, daß man wenigſtens in den Worten τοῦ λόγου δὲ ἐόντος ξυνοῦ, ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν mit keiner andern Bedeutung von λόγος ausreicht, und daß hier ganz offenbar die Quelle iſt von dem ſtoiſchen
477 Ausdrukk κοινὸς λόγος, der wiederum in ſeinem Zuſammenhange mit den λόγοις σπερματικοῖς noch deutliche Spuren davon trägt, daß die Bedeutung herüber genommen iſt von den Verhältniſſen durch welche die wiederkehrenden Formen der Dinge da ſind. Man vergleiche nur Athenagor. legat. Ed. Ox. p. 28. Εἰ γὰρ ὁ μὲν θεὸς πῦρ τεχνικὸν ὁδῷ βαδίζον ἐπὶ γενέσεις κόσμου, ἐμπεριειληφὼς ἅπαντας τοὺς σπερματικοὺς λόγους, καθ'

der πολυμαθίη. Nur ſind die Worte ἤτε οἱ verderbt und 470
weder die Leſearten ὅτε ἦ und ἤτε οἱ, noch was die Heraus-
geber des Diogenes und Meric. Caſaubonus (ad Antonin. V,
p. 403) beibringen, ſcheint zu befriedigen. Eben ſo wenig
Creuzers zwiefacher Vorſchlag ἦ δέει oder ἢ ὠθέει ἐν κυβερ-
νήσει· denn was heißt δέειν ἐν κυβερνήσει, und ὠθεῖν
πάντα διὰ πάντων? Bis auf beſſeres möchte ich leſen ἤτε
οἵη κυβερνήσει πάντα διὰ πάντων. „Denn Eines nur ſei
„weiſe zu verſtehen die Einſicht welche allein jeglichen geleiten
„kann durch alles;“ wo aber auch, wie man ſchon aus ἐπί-
ϛασθαι ſieht, die γνώμη nicht zu denken iſt ohne ihren In-
halt, das allgemeine Geſez. γνώμη aber geradezu durch Gott
überſezen, oder auch nur beſtimmt als Weltſeele zu verſtehen,
kann uns ſelbſt die Vergleichung mit N. 11, S. 334 nicht
geneigt machen.

ferner die auch ſchon oben in anderer Hinſicht angeführten Worte
ξυνόν ἐϛι πᾶσι τὸ φρονεῖν· ξὺν νόῳ λέγοντας
ἰσχυρίζεσθαι χρὴ τῷ ξυνῷ πάντων, ὅκωσπερ κ.
τ. λ. (ſ. N. 18) welche ſo beſtimmt darauf bringen, daß wie
nur in dem allen gemeinſamen Geſeze des Staates das Wohl,
ſo auch nur in dem allen gemeinſamen Erkennen die Wahr-
heit ſei. „Das Erkennen iſt allen gemein. Die mit Ver- 470
„nunft reden wollen müſſen ſich durchaus halten an das al-
„len gemeinſame, eben ſo wie u. ſ. w.“ Die vorhergehenden
Worte aber „σωφρονεῖν ἀρετὴ μεγίϛη· καὶ σοφίη
ἀληθέα λέγειν καὶ ποιεῖν κατὰ φύσιν ἐπαΐοντας“ will ich nicht behaupten daß man für wahrhaft hera-
kleitiſche zu nehmen habe. Sie ſcheinen eher einer ſpäter ge-
machten Sentenz zu gleichen, welche einen herakleitiſchen Ge-
danken ausdrükken wollte und das rechte nicht treffen konnte.
Die Nachbarſchaft ächter Stellen thut dieſem Verdacht, der
freilich auf dem bloßen Gefühl beruht und ſich ohne Stüze
ſelbſt durchhelfen muß, keinen Eintrag. Denn niemand wird

doch glauben, daß Stobäos das Werk des Herakleitos ſelbſt in Händen gehabt, ſondern er ſchreibt nur zuſammen aus früheren Epitomatoren oder aus zerſtreuten Anführungen. Und ſolches ioniſche wie dieſes, konnte wol Jeder zuſammenbringen. Aus dieſer gemeinſamen Quelle wurden nun allerdings auch die Geſeze, als ein gemeinſam von den Menſchen für gut erkanntes, vorzüglich abgeleitet, und die Nothwendigkeit ihnen zu folgen wiederholt eingeſchärft. Daher mit der zulezt angeführten ächten Stelle allerdings dem Sinne nach in genauer Verbindung ſtehn die in der Sammlung des Stobäos folgenden Worte τρέφον-
480 ται γὰρ κ. τ. λ., aber ſich wol nicht unmittelbar an jene anſchließen, ſondern eben dieſe Ableitung lag doch wahrſcheinlich zwiſchen ihnen. Vielleicht hat auch auf Aeußerungen dieſer Art, die nicht beſtimmt genug abgefaßt waren, und nicht bloß auf protagoreiſches, Platon Rükkſicht genommen im Theätetos p. 177. c. Der Tadel aber, daß nicht alles was feſtgeſezt iſt bloß deshalb auch gut ſein könne, trifft wol den Herakleitos nicht. Denn dieſer hat gewiß, hierin Platons Vorgänger, auch gefolgert, die

μόδωρον ἑωυτῶν ὀνήϊστον ἐξέβαλον λέγοντες· „Ἡμέων μηδὲ εἷς ὀνήϊσος ἔστω· εἰ δέ τις τοιοῦτος, ἄλλῃ τε καὶ μετ' ἄλλων." „Es gebührte den „Epheſiern, wie ſie erwachſen ſind allen zu ſterben und den „unmündigen die Stadt zu verlaſſen, weil ſie den Hermodo„ros, den trefflichſten unter ihnen, vertrieben haben, ſagend, „Unter uns ſoll keiner der trefflichſte ſein; iſt einer ein ſolcher, „ſo ſei er es anderwärts und bei andern." So Diogenes (IX, 2.) Und genau ſo Cicero (Tusc. V, 36), nur daß er das ἥβηδὸν und τοῖς ἀνήβοις . . . καταλιπεῖν nicht mit ausdrükkt. Aber wunderlich verdreht führt daſſelbe Jamblichos an (de vit. Pyth. s. 173) οὐ γὰρ καθάπερ Ἡράκλειτος Ἐφεσίοις γράψειν ἔφη τοὺς νόμους, ἀπάγξασθαι τοὺς πολίτας ἡβηδὸν κελεύσας. Die Verwirrung kann vielleicht durch Diogenes veranlaßt ſein, der unmittelbar nach dieſer Erzählung von einer dem Herakleitos angemutheten Geſezgebung für Epheſos redet. Das ἀπάγξασθαι hat auch Strabo (XIV, p. 950) und hernach lieſt er φάντες ſtatt λέγοντες, und εἰ δὲ μὴ ſtatt εἰ δέ τις τοιοῦτος; dunkler iſt jenes, aber auch attiſcher, und überhaupt wol nichts zu entſcheiden über die Leſeart einer Stelle, die wegen des Ruhmes, den Hermodoros in Italien erlangte, in gar vieler Mund kommen mußte.

Am allgemeinſten aber und vollſtändigſten handelt von dem ausſchließenden Werthe dieſes gemeinſamen Erkennens jenes Bruchſtükk, welches zuerſt von Ariſtoteles (Rhet. III, 5) und nach ihm von mehreren, am vollſtändigſten aber von Sextus (adv. Math. VII, 132) aufbehalten worden iſt, welcher auch ſagt, daß Herakleitos, nachdem er das περιέχον erläutert habe, alſo fortfahre

47. λόγου τοῦδε ἐόντος αἰεὶ ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι καὶ πρόσθεν ἢ ἀκοῦσαι καὶ ἀκούσαντες τὸ πρῶτον· γινομένων γὰρ κατὰ τὸν λόγον τόνδε ἄπειροι ἐοίκασι πειρώμενοι ἐπέων

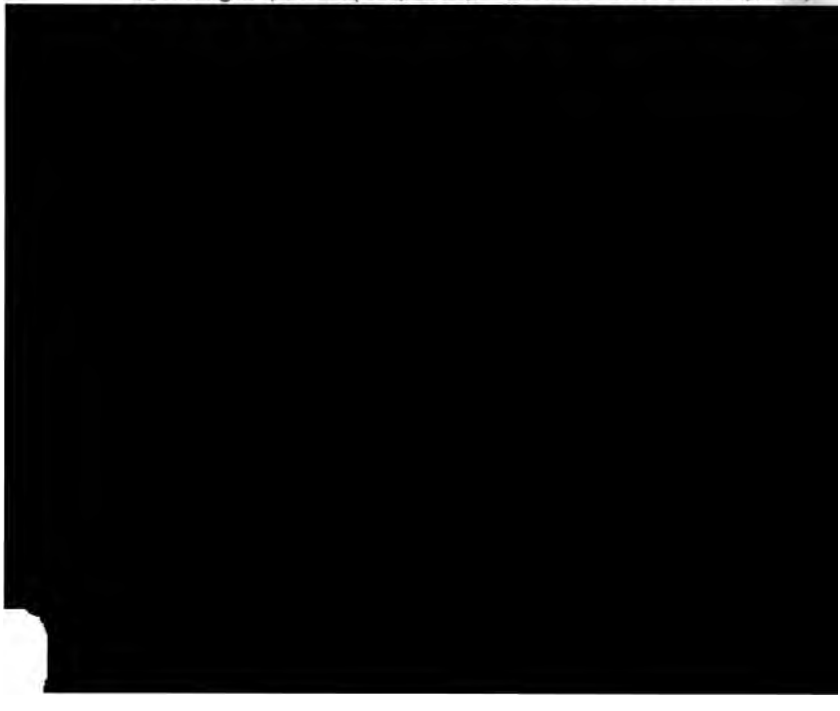
καὶ ἔργων τοιούτων ὁποίων ἐγὼ διηγεῦμαι κατὰ φύσιν διαιρέων ἕκαστον καὶ φράζων ὅκως ἔχει· τοὺς δὲ ἄλλους ἀνθρώπους λανθάνει ὁκόσα ἐγερθέντες ποιοῦσιν ὅκωσπερ ὁκόσα εὕδοντες ἐπιλανθάνονται. Clemens (Strom. V, 14. p. 716) und Euſebios (Praep. XIII) leſen τοῦ δέοντος; allein für die Leſeart des Sextus entſcheidet, daß nicht nur Ariſtoteles eben ſo lieſt, ſondern daß auch ſein ganzer Zweifel, zu wel-
483 chem Zeitwort αἰεὶ gehört, nicht ſtattfinden könnte wenn δέοντος geſtanden hätte. Das αἰεὶ ſelbſt aber fehlt bei Sextus, und iſt aus Ariſtoteles und Clemens aufgenommen worden. Wohin es aber gehöre darf uns nicht zugemuthet werden beſſer zu wiſſen als Ariſtoteles, und es mag nur willkührlich ſein, daß wir zum folgenden es ziehend ſo überſezen, „Von „dieſem beſtehenden Verhältniß finden ſich die Menſchen im„mer ohne Einſicht, ſowol ehe ſie davon hören als nachdem „ſie zuerſt davon gehört. Denn des nach dieſem Verhältniß „erfolgenden unkundig ſcheinen ſie zu verſuchen ſolche Reden

verbundene Anweiſung. Nachdem nemlich Sextus eingeſchoben ſeine Erklärung, daß in dieſen Worten offenbar geſagt ſein ſolle, wir thäten alles und erkennten alles durch Theilnahme an der göttlichen Vernunft, ſagt er, Und kurz darauf ſchließt Heraklei-tos alſo weiter

48. *διὸ δεῖ ἕπεσθαι τῷ ξυνῷ· τοῦ λόγου δὲ ἐόντος ξυνοῦ ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν· ἡ δ' ἐξὶν οὐκ ἄλλο τι ἢ ἐξήγησις τοῦ τρόπου τῆς τοῦ παντὸς διοικήσεως· διὸ καθότι ἂν αὐτοῦ τῆς μνήμης κοινωνήσωμεν, ἀληθεύομεν· ἃ δὲ ἂν ἰδιάσωμεν, ψευδόμεθα.* „Darum muß man dem gemein-„ſamen folgen: ohneracht aber das Geſez" (des Denkens nämlich, einerlei mit dem Geſez des Seins) „ein gemeinſa-„mes iſt, leben doch die meiſten als eine eigenthümliche Ein-„ſicht beſizend." Das folgende aber, wenn gleich es ganz beſtimmt ächt herakleitiſche Gedanken ausdrükkt, können wir uns doch unmöglich entſchließen mit Stephanus und Fabricius und Creuzer noch für eigene Worte des Herakleitos zu halten, wäre auch, was wol ſein kann, wenn er etwa einen Commentator vor ſich hatte der nicht beſtimmt genug ſeine Erklärungen von der Grundſchrift unterſchied, Sextus ſelbſt dieſer Meinung geweſen. Denn viel zu ſchulmäßig und nach ſtoiſcher Form zugeſchnitten iſt zumal die Erklärung *ἡ δὲ—διοικήσεως*; aber auch das folgende trifft wol derſelbe Vorwurf. Offenbar wird hier die Einſicht welche jeder einzelne anders für ſich hat als irrig verworfen, und nur der reine Ausdrukk des gemeinſamen Geſezes als Wahrheit geprieſen. Warum nun aber ſoviel Urſach iſt über den Mangel dieſes gemeinſamen Princips der Wahrheit in den Vorſtellungen der Menſchen zu klagen, und woher dieſer Mangel rührt, das verſteht ſich aus des Epheſiers mit allem bisherigen genau zuſammenhangenden Gedanken von der Seele, welche wir hier vortragen müſſen.

Die Seele, als dasjenige wodurch allein Selbſtbewegung

und Bewußtſein möglich wird, muß im Gegenſaz gegen das für ſich betrachtet ſtarre und todte des Leibes dasjenige Weſen ſein, welches die höchſte Stufe darſtellt von dem Wege nach oben, und dies iſt nichts anders als der ſchon vorher erwähnte troknene Dunſt der auch die Geſtirne bildet und die höheren meteoriſchen Erſcheinungen hervorbringt. Hierüber redet auch Ariſto-
406 teles ganz deutlich (de anima I, 2) *Καὶ Ἡράκλειτος δὲ τὴν ἀρχὴν εἶναί φησι τὴν ψυχήν, εἴπερ τὴν ἀναθυμίασιν, ἐξ ἧς τἆλλα συνίςησι· καὶ γὰρ ἀσώματον δὴ καὶ ῥέον ἀεί κ. τ. λ.* Was er hier von der *ἀρχὴ* ſagt, dies wollen wir ihm als ein verfehltes Beſtreben den Herakleitos in ariſtoteliſches zu überſezen, gern erlaſſen; denn es zeigt nur wie wenig er ihn verſtanden. Wenn nämlich auch das Feuer als das ewiglebende die Quelle beides aller Bewegung und alles Erkennens iſt, und in ſo fern allerdings, wiewol wir nicht wiſſen ob Herakleitos ſich dieſes Ausdrukks bedient habe, die Seele des Ganzen genannt werden kann, deſſen Leib alsdann aber ſämmtliche vergängliche Erſcheinungen ſein müßten, welche die Welt bilden: ſo iſt doch



τοῦτο ὅπερ καὶ ἡμεῖς φαμεν, ὁ δὲ Δημόκριτος κ. τ. λ. und der andere Themiſtios, ebenfalls um die ἀρχὴ und die ψυχὴ gleich ſezen zu können, ſagt, unter der ἀναθυμίασις, aus welcher er alles andere entſtehen laſſe, ſei nichts anderes zu verſtehen als Feuer, und dies ſei allerdings das unkörperlichſte und immer fließende. Etwas richtiger drükkt er ſich weiter unten aus, wo er weniger durch Ariſtoteles gebunden redet, ὡς δ' ὅσοι γε ἓν τῶν στοιχείων τὴν ψυχὴν ἔθεντο, nämlich dieſen Gebrauch von στοιχεῖον wollen wir nicht für richtig halten wenigſtens in Bezug auf Herakleitos, ſondern nur das folgende τὴν ἐκείνου ποιότητα μόνην προτιθέασι καὶ τῇ ψυχῇ, οἱ μὲν πυρὸς τὴν θερμότητα, καθάπερ Ἡράκλειτος. Simplicius aber (fol. 8) der wol etwas unſicheres merkte an der Rede des Ariſtoteles deutet dieſe Unſicherheit falſch, περὶ δὲ Ἡρακλείτου συλλογιζομένῳ ἔοικεν, οὐχ ὡς σαφῶς λέγοντος πῦρ ἢ ἀναθυμίασιν ξηρὰν τὴν ψυχήν· ἀλλ' ὡς τοῦ πυρὸς πρὸς τῷ λεπτομερεῖ καὶ τὸ εὐκίνητον ἔχοντος, καὶ τῷ κινεῖσθαι τὰ 488
ἄλλα κινοῦντος, καὶ διὰ ταῦτά τε τῇ ψυχῇ προσήκοντος, ὡς διὰ παντὸς τοῦ ζῶντος ἰούσῃ σώματος κ. τ. λ. Denn weder iſt Herakleitos zweifelhaft oder auch nur unklar geweſen über dieſen Punkt, noch iſt das εἴτερ des Ariſtoteles unſicher, ſondern ganz beſtimmt zu verſtehen.

Dieſe Deutung des Simplicius hat ihren Grund wahrſcheinlich darin, daß neben der richtigen ſich eine Meinung verbreitet hatte, die Seele wäre nach Herakleitos Luft. Dies erzählt Tertullianus (de anim. c. IX) non ut aër sit ipsa substantia ejus, etsi hoc Aenesidemo visum est et Anaximeni, puto secundum quosdam et Heraclito; iſt aber ſelbſt eines beſſern überzeugt ibid. c. V. nec illos dico solos, qui eam de manifestis corporalibus effingunt, ut Hippasus (ſo lieſt ſchon Fabricius ſtatt Hipparcus) et Heraclitus ex igni. Sextus führt dieſe Meinung in einem noch allgemeineren Sinne auf den Skeptiker Aeneſidemos zurükk τό,τε ὂν κατὰ τὸν Ἡράκλειτον ἀήρ ἐστιν, ὥς

φησιν ὁ Αἰνησίδημος (adv. Math. X, 233); anderwärts ſtellt er ſie auch als von mehreren angenommen dar κατ' ἐνίους Ἡράκλειτος ἀέρα (φησὶ τῶν πάντων ἀρχήν) . . Ἵππασος δὲ καὶ κατ' ἐνίους Ἡράκλειτος πῦρ. Es gereicht nun zwar wie ſchon geſagt dem Sextus, dem die Quellen herakleitiſcher Weisheit noch ſo reichlich floſſen, nicht zum Ruhme, über dieſe leicht zu entſcheidende Frage, wie es ſcheint, zweifelhaft geblieben zu ſein, auf der andern Seite aber iſt ihm am wenigſten zu verdenken, daß er irre gemacht worden durch das Anſehn des Aeneſidemos. Wie übrigens dieſer, und gewiß erſt nach ihm andere, gegen die deutlichſten Ausſprüche des Herakleitos ſelbſt, auf die Meinung kommen konnten, die ἀρχὴ ſei nach Herakleitos Luft, dies iſt nur zu erklären aus dem ariſtoteliſchen Kanon, daß die Alten daſſelbe was ſie als ἀρχὴ ſezten auch als das Weſen der Seele insbeſondere anſahen, verbunden mit jener Meinung daß die Seele Luft wäre nach ihm. Denn nach einer andern Stelle des Sextus (adv. Math. VII, 349) folgte Aeneſidemos dem Herakleitos auch darin, daß die Vernunft ihren Siz außer-

49. *Ἡράκλειτος ἐκ τούτων συνιζάμενος τοὺς λόγους ὧδέ πως γράφει, ψυχῇσι θάνατος ὕδωρ γενέσθαι, ὕδατι δὲ θάνατος γῆν γενέσθαι· ἐκ γῆς δὲ ὕδωρ γίνεται, ἐξ ὕδατος δὲ ψυχή.* „Den Seelen „iſt Tod Waſſer zu werden, dem Waſſer Tod Erde zu werden; „aus Erde aber wird Waſſer, und aus Waſſer Seele." (Strom. VI, 2.) Die lezten Worte *ἐκ γῆς — ψυχή* deswegen dem Heraklitos abzuſprechen, weil Philon daſſelbige nur ſo anführt *εὖ καὶ ὁ Ἡράκλειτος, ἐν οἷς φησι ψυχῇσι θάνατος γῆν γενέσθαι* (quod mund. sit incorr. p. 958) wie Heyne thut (Opusc. III, p. 106) finde ich keinen Grund. Es ſteht dahin ob ganz in demſelben Sinn gemeint iſt, was Proklos anführt (in Tim. p. 36) . . *καὶ ἄλλος οὗτος ψυχῶν τῶν νοερῶν θανατὸς ὑγρῇσι γενέσθαι φησὶν Ἡράκλειτος.* Ueberhaupt aber bilden dieſe Worte zu ſehr einen Herameter, als daß man ſie wie ſie hier ſtehen dem Heraklitos beilegen könnte, ſondern ſie ſollten wol nur einen heraklitiſchen Saz dem Gedächtniß einprägen, wie wir oben ſchon einen ähnlichen Fall gehabt haben.

Aus dieſen Worten nun ſchloß man alſo ſehr natürlich, Wenn in abſteigender Bewegung auf die Seele das Waſſer folgt, ſo muß die Seele Luft ſein. Daher fügt auch Philon hinzu *ψυχὴν γὰρ οἰόμενος εἶναι τὸ πνεῦμα, τὴν μὲν ἀέρος τελευτὴν γένεσιν ὕδατος, τὴν δ' ὕδατος γῆς πάλιν γένεσιν αἰνίττεται.* Nur daß hiebei immer die empedokleiſche Phyſik der vier Elemente zum Grunde liegt, welche der größten Wahrſcheinlichkeit nach Herakleitos nicht anerkannte, ſondern nur drei Entwikklungsſtufen darſtellte, *πῦρ*, *θάλασσα*, welches er hier auch *ὕδωρ* nennt, eben ſowol die elaſtiſche Flüſſigkeit mit darunter begreifend, und *γῆ*. Wer nun dieſe drei Formen auf jene vier Elemente zurükkführen will wird freilich die Luft bilden müſſen theils aus der *θάλασσα* des Herakleitos, theils aus ſeinem *πῦρ*, in wiefern es nämlich ein erſcheinendes iſt unter der Form der

ἀναθυμίασις. So wird denn freilich von jener Anſicht aus für jeden um ſo mehr als er ſich unter Feuer auch Flamme denkt Herakleitos ſagen die Seele ſei Luft: ganz unrecht aber wird dies auch auf die ἀρχὴ ausgedehnt. Man ſehe was Galenos von
492 den Stoikern ſagt πνεῦμα γάρ τι τὴν ψυχὴν εἶναι βούλονται καθάπερ καὶ τὴν φύσιν, ἀλλ' ὑγρότερον μὲν καὶ ψυχρότερον τὸ τῆς φύσεως, ξηρότερον δὲ καὶ θερμότερον τὸ τῆς ψυχῆς. Ed. Chart. T. V, p. 449. Ihm ſelbſt aber dem Herakleitos iſt es nur das Feuer, welches erlöſchend zunächſt Waſſer wird, und in dieſem Sinne Waſſer werden der Tod der Seele, und es iſt nur das erſcheinende Feuer, die ξηρὰ ἀναθυμίασις welche aus dem Waſſer entſteht, und an welche er die erſcheinende Bewegkraft und Erkenntniß bindet. Deshalb nun, weil diejenige Form des Daſeins, mit welcher Herakleitos weſentlich das Leben als beſondere Erſcheinung verbindet, ſich vorzüglich aus dem Waſſer entwikkelt, und der unmittelbare Uebergang des ſtarren in dieſe Form von den meiſten überſehen wurde, nannte Clemens oben, wahrſcheinlich älteren Commentatoren nachſprechend,

In dieſen will Markl. leſen ὅτῳ ſtatt ὅπως; gewiß nicht mit Unrecht, wenn die Worte plutarchiſch ſind; als herakleitiſch aber könnte man wol φρονοῦντος ὅπως κυβερνᾶται verbinden „aus dem in welchem die Erkenntniß iſt wie das Ganze „regiert wird."

Eben ſo Sextus in der vorhin ſchon angezogenen Stelle (adv. Math. VII, 126 sq) τοῦτον δὴ τὸν θεῖον λόγον καθ' Ἡράκλειτον δι' ἀναπνοῆς σπάσαντες νοεροὶ γινόμεθα. Durch dieſes Eingeſogenwerden wird nun die Seele eines einzelnen, indem die allgemeine ξηρὰ ἀναθυμίασις ſich vereiniget mit dem in einem jeden aus den Feuchtigkeiten ſeines Leibes ſich bildenden trokknen Dunſt. Dies iſt wenigſtens das wahre an einem Berichte des Nemeſios (de nat. hom. c. II, Ed. Ox. p. 38) Ἡράκλειτος δὲ τὴν μὲν τοῦ παντὸς ψυχὴν ἀναθυμίασιν ἐκ τῶν ὑγρῶν, τὴν δὲ ἐν τοῖς ζώοις ἀπό τε τῆς ἐκτὸς καὶ τῆς ἐν αὐτοῖς ἀναθυμιάσεως ὁμογενῆ πεφυκέναι. Daſſelbe faſt wörtlich de plac. phil. IV, 3. Dieſe Verbindung nun iſt für den Leib zwar, oder, wenn man die in einem jeden ſelbſt ſich erzeugende ἀναθυμίασις auch für ſich wenigſtens als die niedere Seele will gelten laſſen, für das einzelne lebendige zwar eine Erhöhung, und erſt die Quelle des Lebens in vollerem Sinne, für das φρενῆρες ſelbſt aber iſt ſie natürlich eine Erniedrigung und ein Tod. Der Leib wird belebt durch ſeine Verbindung mit dem Princip des Bewußtſeins und der Selbſtbewegung, dieſes aber ſtirbt, weil es gebunden iſt und in Ruhe bleiben muß. So erklärt Sextus gewiß mit Recht die Worte des Herakleitos welche er anführt

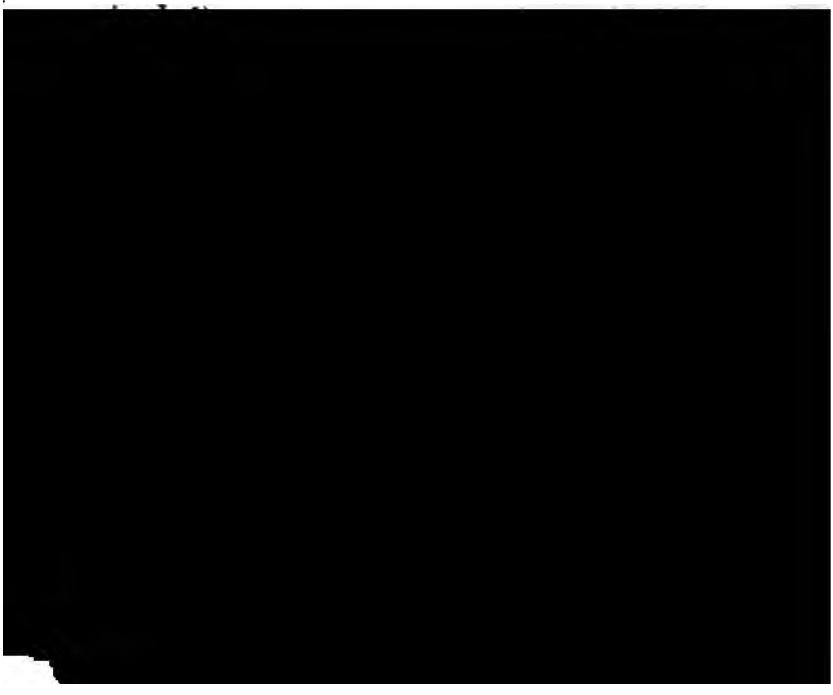
50. Ὁ δὲ Ἡράκλειτός φησιν, ὅτι καὶ τὸ ζῆν καὶ τὸ ἀποθανεῖν καὶ ἐν τῷ ζῆν ἡμᾶς ἐστι, καὶ ἐν τῷ τεθνάναι. „Und Herakleitos ſagt, ſowol das Leben als „das Sterben iſt beides in unſerm Leben und in unſerm Tode." (Pyrrh. III, 230.)

Denn der Tod wird dann die Errettung, die Wiederbelebung

der Seele. Daher iſt auch gewiß herakleitiſches in jenem Wortſpiel welches Platon anführt daß die Körper die Gräber der Seele ſind, worauf auch Philon deutet (Alleg. leg. I, fin.) *μονονοὺ καὶ ὁ Ἡράκλειτος, κατὰ τοῦτο Μωϋσέως ἀκολουθήσας τῷ δόγματί φησι, ζῶμεν τὸν ἐκείνων θάνατον, τεθνήκαμεν δὲ τὸν ἐκείνων βίον· ὡς νῦν μὲν ὅτε ἐνζῶμεν τεθνηκυίας τῆς ψυχῆς καὶ ὡς ἂν ἐν σήματι τῷ σώματι ἐντετυμβευμένης.* Auch muß man ſchließen Herakleitos habe ſich mehrere Arten gedacht, wie das beſeelende Princip mit den niederen Entwikkelungsſtufen könne verbunden ſein, und zwar nicht nur ſolche die geringer ſind als das menſchliche Leben, ſondern auch ſolche die etwas höheres darſtellen; und dieſe ſcheint er gemeint zu haben ſo oft *θεοὶ* und *δαίμονες* bei ihm in der Mehrzahl vorkommen und alſo gewiß als einzelne Weſen. So mag er gemeinſt haben, wenn er es in der That geſagt hat, was wir bei Diogenes (IX, 7) leſen

πάντα ψυχῶν εἶναι καὶ δαιμόνων πλήρη,

und auch jenen Spruch, den Ariſtoteles aufbewahrt hat (de part.



eraber über die mannigfaltigen Verbindungen der allgemeinen Vernunft mit den verſchiedenen Formen des Seins geſagt, wäre nur ſeine Dämonologie zu nennen, und iſt hoffentlich auch nur ſehr in der Kürze abgefaßt geweſen. Und hier müßte dann als Polemik gegen die Volksreligion und die dichteriſche Götterlehre ihren Siz gehabt haben eine unter dem Namen des Herakleitos aufbehaltene Stelle, die ich aber ihres alterthümlichen Anſehens ohnerachtet doch nicht wage als eine ächte zu bezeichnen. Sie findet ſich

zuerſt bei Clemens (Cohort. c. IV, p. 44) . . *τοῦ γε σοῦ ἄκουσον φιλοσόφου τοῦ Ἐφεσίου Ἡρακλείτου τὴν ἀναισθησίαν ὀνειδίζοντος τοῖς ἀγάλμασιν „Καὶ ἀγάλμασι τουτέοισιν εὔχονται ὁκοῖον εἴ τις δόμοισι λεσχηνεύοιτο.* Dann noch aus Celſus bei Origenes (contra Cels. VII, p. 738) mit einem Zuſaz *καὶ μὴν καὶ Ἡράκλειτος ὧδέ πως ἀποφαίνεται· καὶ τοῖς ἀγάλμασι τουτέοισιν εὔχονται, ὁκοῖον εἴ τις τοῖσι δόμοισι λεσχηνεύοιτο, οὔτε γιγνώσκων θεοὺς οὔτε ἥρωας οἵτινές εἰσι.* „Und zu dieſen Bildern beten ſie als wenn „jemand mit den Häuſern redete, nicht einmal wiſſend wer „Götter und Dämonen ſind.“ Denn daß er das lezte auch für herakleitiſch giebt, ſieht man aus ſeiner Erklärung *ὁ μέν γε μάλα ἀποῤῥήτως ὑποσημαίνει ἠλίθιον τὸ τοῖς ἀγάλμασιν εὔχεσθαι ἐὰν μὴ γιγνώσκῃ τις θεοὺς καὶ ἥρωας οἵτινές εἰσιν.* — *δοκοῖσι* ſtatt *δόμοισι* iſt nur eine ſinnreiche Vermuthung, und die doch wenig beſſert, und von der Stelle den Verdacht jüdiſchen Urſprungs nicht abwälzt. Und Celſus mußte freilich die alexandriniſchen Juden auch leſen und konnte ſich von ihnen und mit ihnen täuſchen laſſen.

Doch um zurükzukehren: ſo mag ſich Herakleitos die menſchliche Seele betreffend gedacht haben, daß ſie von ſolchen Dämonen und Göttern herrühre und nach dem Tode auch wieder in ſolche verwandelt werde, wie aus folgendem Bruchſtükk zu erhellen ſcheint

Ἔνθα καὶ λέγεται ὀρθῶς ὑπὸ Ἡρακλείτου, ὅτι ζῶμεν τὸν ἐκείνων θάνατον, τεθνήκαμεν δὲ τὸν ἐκείνων βίον. Hierocles in carm. aur. p. 186. Es kann aber hier nur von den Göttern die Rede ſein, und von einem Leben außerhalb der niedern Welt, wie die vorhergehenden Worte des Hierocles „διὸ καὶ ἐπαμφοτερίζει (ὁ ἄνθρωπος) ταῖς σχέσεσιν, ὅτε μὲν ἐκεῖ ζῶν τὴν νοερὰν εὐζωΐαν, ὅτε δὲ ἐνταῦθα τὴν αἰσθητικὴν ἐμπάθειαν προσλαμβάνων genugſam zu erkennen geben. Man findet aber jene Worte von andern auch anders gebraucht. Maximus Tyrius (Diss. XLI. p. 489 Davis.) verflicht ſie in die ſchon angezogene Schilderung von den Verwandlungen der Dinge überhaupt (ſ. oben S. 407). Man vergleiche auch Philon a. a. O. Und wahrſcheinlich iſt es dieſelbe Stelle welche Numenios bei Porphyrios (de antro p. 256 Ed. Cantabr.) auf den Gegenſaz zwiſchen Seele und Leib bezieht καὶ ἀλλαχοῦ δὲ φάναι ζῆν ἡμᾶς τὸν ἐκείνων (der Seelen) θάνατον, καὶ ζῆν ἐκείνας τὸν ἡμέτερον θάνατον.

αὐτὸς noch für herakleitiſche hält und deshalb auch αὐτὸς ſchreibt — und was den größten Verdacht hat unſere nämliche Stelle zu ſein: ſo wird hoffentlich niemand zweifeln die ganze Stelle ſo herzuſtellen wie auch faſt ſchon Fabricius (ſ. Sextus p. 185, not. e) gethan hat Ἄνθρωποι θεοὶ θνητοί, θεοὶ τ' ἄνθρωποι ἀθάνατοι, ζῶντες τὸν ἐκείνων θάνατον, θνήσκοντες τὴν ἐκείνων ζωήν. „Die Menſchen ſind ſterbliche Götter, und die Götter unſterb„liche Menſchen, lebend jener Tod und ſterbend jener Leben," welches leztere dann gegenſeitig zu verſtehen iſt. Doch würde vielleicht der Sinn noch ſchärfer ausgedrükkt, wenn man mit vernachläſſigter Genauigkeit des Gegenſazes läſe θνήσκοντες ἐς τὴν κ. τ. λ. Daß übrigens Hierokles den lezten Saz nur aufgelöſt hat und die Participien das ächte ſind, erhellt aus Herakleides ganz offenbar.

Ja dieſe Verwandlung ließe ſich ähnlich den Verwandlungen des 100
Ganzen anſehn als die auf- und abſteigende Bewegung der Seelen in ihrer beſondern Sphäre, und ſo bekäme einen beſtimmten Sinn jener Bericht Stob. Ecl. I, p. 906 Ἡράκλειτος μὲν γὰρ . . . ὁδόν τε ἄνω καὶ κάτω τὰς ψυχὰς διαπορεύεσθαι ὑπείληφε. Oder mag auch Herakleitos nur im allgemeinen an die Rükkehr aus der Gefangenſchaft des Leibes in die Freiheit des περιέχον φρενῆρες gedacht haben, wie Theodoretos ſagt ὁ δὲ Ἡράκλειτος τὰς ἀπαλλαττομένας τοῦ σώματος (ψυχὰς) εἰς τὴν τοῦ παντὸς ἀναχωρεῖν ψυχὴν ἔφησεν, οἷα δὴ ὁμογενῆ τε οὖσαν καὶ ὁμοούσιον (T. IV, p. 822), ſo hatte er immer Urſache den Tod zu preiſen und höher zu achten als das Leben. Und hievon iſt uns noch mehreres aufbehalten geblieben. Zunächſt ſagt Clemens indem er von Vergeltungen aller Art in jenem Leben redet

52. συνᾴδειν τούτῳ καὶ ὁ Ἡράκλειτος φαίνεται, διὰ ὧν φησι περὶ τῶν ἀνθρώπων διαλεγόμενος Ἀνθρώπους μένει ἀποθανόντας ἅσσα οὐκ ἔλπονται

οὐδὲ δοκέουσιν (Strom. IV, 21) „Die Menſchen erwar-
„tet wenn ſie todt ſind was ſie nicht hoffen noch glauben."
Faſt eben ſo Theodoretos (Ed. Hal. Vol. IV, p. 913) ἐκεῖνο
δὲ τοῦ Ἡρακλείτου μάλα θαυμάζω, ὅτι μένει τοὺς
101 ἀνθρώπους ἀποθνήσκοντας ὅσα κ. τ. λ. Cle-
mens ſelbſt deutet anderwärts (Cohort. II, p. 18) gewiß gegen
die Meinung des Herakleitos den Saz unvollſtändig angeführt
nur auf Beſtrafungen. Der erſten Auslegung aber ſtimmt
bei ein Fragment bei Stobäos, welches Wyttenbach dem Plu-
tarchos vindicirt hat ἐπεὶ τήν γε πεισθεῖσαν ὅσα ἀνθρώ-
πους περιμένει τελευτήσαντας καθ' Ἡράκλειτον οὐδὲν
ἂν κατάσχοι. Nur für wörtlicher als jene darf man dieſe
Anführung nicht halten (weshalb ich auch das beidemal beibe-
haltene ἄσσα des Clemens dem ὅσα des Theodoretos und
dieſes Fragmentes vorziehe); und ob der Verfaſſer das οὐδὲν
ἂν κατάσχοι, nämlich die Seele in der Verbindung mit dem
Leibe, auch als herakleitiſch will angeführt haben, läßt ſich in
der That eben wenn es Plutarchos iſt am wenigſten entſcheiden.

einer politiſchen Stelle, wo er das Feſthalten am Geſez, alſo auch das Streiten für das Geſez und für das Vaterland empfohlen: ſo kann doch dies von der zweiten nicht gelten. Ganz ähnlich iſt noch eine Stelle bei Clemens (Strom. III, 3.)

55. *Ἡράκλειτος γοῦν κακίζων φαίνεται τὴν γένεσιν Ἐπειδὰν, φησὶ, γενόμενοι ζώειν ἐθέλουσι, μόρους τ' ἔχειν, μᾶλλον δὲ ἀναπαύεσθαι καὶ παῖδας καταλείπουσι μόρους γενέσθαι.* Statt *ἐπειδὰν* welches im folgenden nichts entſprechendes findet muß man aber wol *ἔπειτα* leſen. Die Worte *μᾶλλον δὲ ἀναπαύεσθαι* will ich aber nicht als herakleitiſch vertheidigen, ſie ſehen faſt aus wie zwiſchengeſchobene mildernde Worte des Clemens ſelbſt; am Ende zu *μόρους γενέσθαι* muß man *αὐτοῖς* hinzudenken. „Wenn ſie geboren ſind wollen ſie dann „Leben und auch Tod haben, und hinterlaſſen Kinder daß de„nen auch der Tod werde."

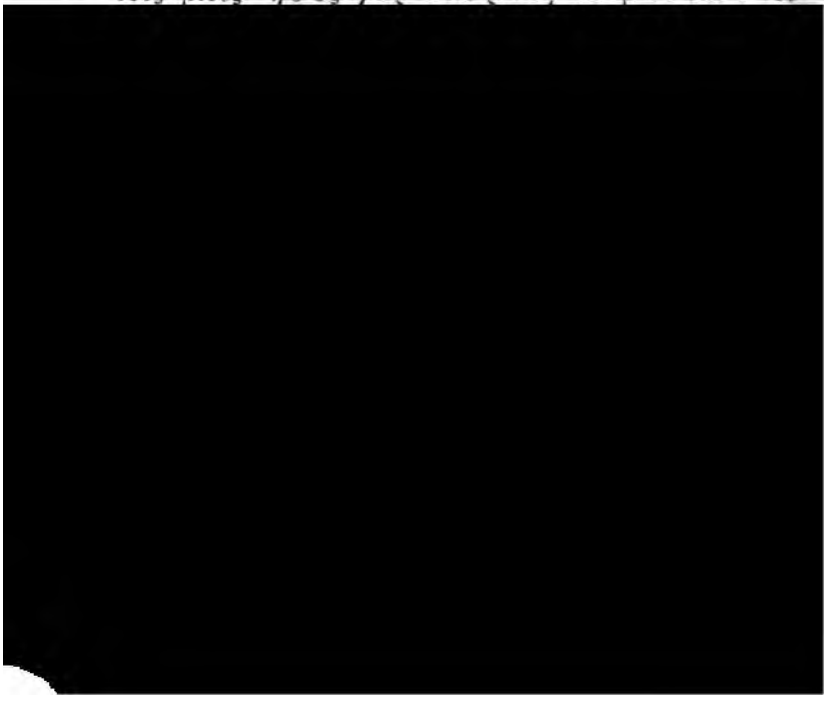
Wenigſtens kann man ihr nicht leicht einen andern Zwekk beilegen, als zu zeigen, wie auch die gewöhnlichen Menſchen den Tod für kein Uebel halten. Und da wir wahrſcheinlich bei Herakleitos und ſeinen nächſten Anhängern zuerſt philoſophirende Spiele mit Worten zu ſuchen haben: ſo gehört auch hieher gewiß ein ſolches, welches in dem Etymologicon magnum (v. *βίος*) aufbehalten worden iſt

56. *Ἔοικε δὲ ὑπὸ τῶν ἀρχαίων ὁμωνύμως λέγεσθαι βιὸς τὸ τόξον καὶ ἡ ζωή. Ἡράκλειτος οὖν ὁ σκοτεινὸς, τῷ οὖν τόξῳ ὄνομα βιὸς, ἔργον δὲ θάνατος.* „Bedeutet doch des Bogens Name Leben, ſein Geſchäft aber iſt Tod." Offenbar wollte Herakleitos hier mit Vernachläſſigung des Tons die Sprache auf ſeine Seite ziehen, daß der Tod ſelbſt Leben ſein müſſe *).

*) Hier nun war es nicht ſchwer der Spur auch eines einzelnen Wortes nachzugehn; wohin aber gehört, was Suidas anführt (v. *ἀμφισβητεῖν*)

Wenn nun das *περιέχον φρενῆρες* überall daſſelbe, die menſchliche Seele aber zwar ſofern ſie vernünftig iſt jenem gleich, doch
504 aber nicht ohne eine Beimiſchung des beſonderen zu denken iſt: ſo wird nun in dieſem der Grund aller Verſchiedenheit unter den Menſchen liegen. Denn wie überhaupt zwiſchen den verſchiedenen Entwikklungsſtufen in dem Gebiet der Erſcheinung mehr ein allmähliger Uebergang ſtattfindet als ein ſchroffer Unterſchied: ſo gilt dies vorzüglich auch von der aus den Feuchtigkeiten des Menſchen eben erſt ſich entwikkelnden *ἀναθυμίασις*. Sich ſelbſt gleich aber wird auch dieſe immer ſein, weil ſie immer aus demſelben Verhältniß hervorgeht, welches der Zuſammenfügung und dem Beſtehen grade dieſes einzelnen zum Grunde liegt; daher iſt nun ihre Beſchaffenheit in dem engeren Sinne die *εἱμαρμένη* des Menſchen.

57. *Κατὰ δὲ τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ ἐπὶ τῆς ψυχῆς εὕροι τις ἂν παρὰ τὴν φυσικὴν κατασκευὴν διαφόρους γινομένας ἑκάστῳ τάς τε προαιρέσεις καὶ τὰς πράξεις καὶ τοὺς βίους· ἦθος γὰρ ἀνθρώπῳ δαίμων κατὰ τὸν*



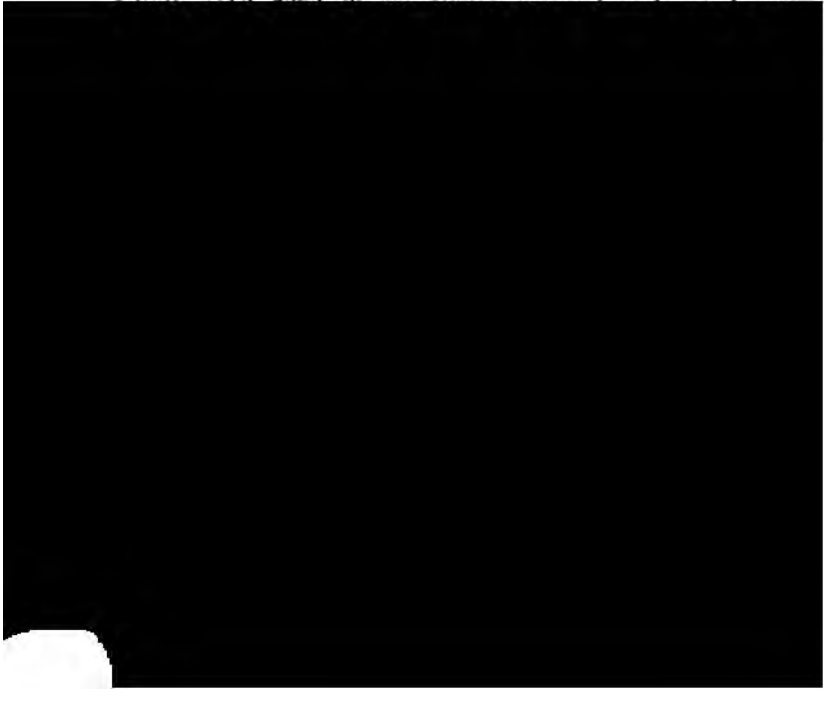
kräftige Beweglichkeit der Seele offenbart. Hierüber iſt uns Ein vielfach angeführter und gewendeter Spruch übrig, der gleich ſo hier ſtehen mag, wie er wahrſcheinlich zu ſchreiben iſt

58. *Χαλεπὸν θυμῷ μάχεσθαι· ὅ,τι γὰρ ἂν χρήζῃ γίγνεσθαι, ψυχῆς ὠνέεται.* „Schwer iſt gegen „den Muth ſtreiten; denn was er will daß geſchehe, kauft er „für das Leben.“ Zuerſt führt ihn Ariſtoteles an *καθάπερ καὶ Ἡράκλειτος εἶπε χαλεπὸν φάσκων εἶναι θυμῷ μάχεσθαι· ψυχῆς γὰρ ὠνεῖσθαι* (Polit. V, 11. Vergl. Ethic. Nicom. II, 2) und faſt eben ſo Eudem. II, 7 *χαλεπὸν γάρ φησι θυμῷ μάχεσθαι· ψυχῆς γὰρ ὠνεῖται.* Dann Plutarchos öfters Coriolan. p. 224. *μαρτυρίαν ἀπέλιπε τῷ εἰπόντι θυμῷ μάχεσθαι χαλεπόν· ὃ γὰρ ἂν θέλῃ, ψυχῆς ὠνεῖται.* Vergl. de ira p. 457 und Amat. p. 755. *ἔρωτι γὰρ μάχεσθαι χαλεπὸν, οὐ θυμῷ, καθ' Ἡράκλειτον· ὅ,τι γὰρ ἂν θελήσῃ, καὶ ψυχῆς ὠνεῖται καὶ χρημάτων καὶ δόξης,* wo der lezte Zuſaz offenbar eigne Arbeit iſt. Endlich auch Jamblichos *μάρτυς τοῖς λεχθεῖσιν Ἡράκλειτος· θυμῷ γάρ φησι μάχεσθαι χαλεπόν· ὅ,τι γὰρ ἂν χρήζῃ γίγνεσθαι, ψυχῆς ὠνέεται* (Protrept. p 140).

Gewiß aber ſind hieher zu ziehen die ſo berühmt gewordenen Ausſprüche von den trokknen Seelen, welche genau mit der phyſiſchen Theorie des Herakleitos zuſammenhangen, und aus dem bisher dargeſtellten gar leicht zu verſtehen ſind. Denn je mehr die in dem Menſchen ſelbſt ſich entwikkelnde *ἀναθυμίασις* dieſen Namen verdiente, nicht mehr in das Gebiet der *θάλασσα* gehörig, alſo ſchwerfällig und dem ſtarren verwandt, ſondern leicht war und trokken und zur höheren Region dieſer Eigenſchaft wegen hinaufſtrebend, um deſto mehr konnte ſie ſich der von außen einwandernden vernünftigen Seele verähnlichen; je mehr aber jene noch verſchiedener und untergeordneter Natur war, um deſto weniger konnte dieſe ihr Recht in dem Menſchen ausübend ſeine Vorſtellungen dem gemeinſamen Erkennen und ſein Leben dem

gemeinſamen Geſez gemäß bilden, ſondern der Schein der in dem beſonderen ſeinen Siz hat und die Willkühr mußten die Ober-
807 hand behalten. Eine trokkne Seele iſt alſo eine ſolche in welcher unbeſiegt von den niederen Stufen des Seins die gemeinſame Vernunft waltet. Dieſes nun, daß die trokkne Seele die beſte ſei und die weiſeſte, wird von ſo vielen und auf ſo vielfältige Art angeführt aus dem Werke des Herakleitos, kann aber auch von ihm in ſo mannigfaltigen Verbindungen ſein vorgebracht worden, daß ſchwer iſt zu entſcheiden welches mehr oder weniger ſeine eigenen Worte ſein mögen, gewiß aber viel zu kühn alles auf einen einzigen Ausdrukk zurükkführen zu wollen. Soviel nur ſieht jeder der ſich in den Zuſammenhang der ganzen Theorie ſtellen kann, daß die Stelle welche Weſſeling (Obss. misc. Vol. V, p. III.) zur Hauptſtelle machen will

59. *Ἀνὴρ ὁκόταν μεθυσθῇ ἄγεται ὑπὸ παιδὸς ἀνήβου σφαλλόμενος, οὐκ ἐπαΐων ὅκη βαίνει, ὑγρὴν τὴν ψυχὴν ἔχων· αὖη ψυχὴ*, eine andere Leſeart *αὐγὴ ξηρὴ* iſt am Rande bemerkt, *σοφωτάτη καὶ*



ſtellt, um an die eigentliche Abſicht jener Beſchreibung deſto beſtimmter zu erinnern. Es hat aber wahrſcheinlich Herakleitos um ſeine Lehre zu erörtern nicht nur ſolche Beiſpiele gebraucht die das Verdienſt der Popularität haben, ſondern auch ſolche die mehr ins große gehend des Naturforſchers würdiger ſind. Er konnte ſchon anfangen in dieſer Hinſicht zu vergleichen Landthiere und Seethiere, und dann fortfahren verſchiedene Völker zuſammenzuſtellen nach ihrem Klima. Von dem lezteren hat ſich eine ganz deutliche Spur erhalten in einer Stelle des Philon welche Euſebios gerettet hat

60. *μόνη γὰρ ἡ Ἑλλὰς ἀψευδῶς ἀνθρωπογονεῖ . . τὸ δ' αἴτιον, λεπτότητι ἀέρος ἡ διάνοια πέφυκεν ἀκονᾶσθαι· διὸ καὶ Ἡράκλειτος οὐκ ἀπὸ σκοποῦ φησιν· οὗ γῆ ξηρὴ ψυχὴ σοφωτάτη καὶ ἀρίστη.* (Praep. Evang. VIII, 14.) Gewiß hat Stephanus nur dieſe Stelle im Sinne, wenn er (Poes. phil. p. 139) ſagt scio alioqui aſſerri ex eodem philosopho *ὅκου γῆ ξηρὴ ψυχὴ σοφωτάτη.* Man ſieht offenbar daß hier die ganze Verbindung der angeführten Stelle mit dem behaupteten Saz verloren geht, wenn man nicht die Worte läßt wie ſie ſind und überſezt, Darum ſagt auch Herakleitos nicht unpaſſend, „wo das Land trokken iſt, iſt auch die Seele „die weiſeſte und beſte.“ Dennoch wollen Weſſeling (a. a. O. p. 46. 47) und Heyne (Opusc. III, p. 96) der jenem durchaus nur nachſpricht, auch hier leſen *αὖη ψυχὴ σοφωτάτη κ. ἀ.* Doch die Sache redet wol für ſich ſelbſt, und es iſt kaum nöthig etwas gegen den gelehrten Mann zu ſagen, der hier nicht ganz auf ſeinem Felde war. Denn wenn er die rechte Leſeart durch ſolche Gründe widerlegen will, weil ja dann Herakleitos behauptet hätte, in den afrikaniſchen Wüſten müßten die vortrefflichſten Menſchen erzeugt werden: ſo dürfen wir ihm ja nur entgegnen daß Herakleitos, wenn er anders arabiſche und libyſche Wüſten kannte, wol auch hierüber etwas nä-

her beſtimmendes geſagt haben wird, was uns aber verloren gegangen iſt, und daß dem Philon in ſeinem Zuſammenhange wol nichts näher lag als die Vergleichung zwiſchen Hellas und dem ſchlammigen verwäſſerten Aegypten.

Der Hauptſaz ſelbſt aber iſt wahrſcheinlich am ächteſten aufbehalten in der angezogenen Stelle des Stobäos, aus welcher wir ihn, weil er ſich doch an die dortigen Worte ſchwerlich unmittelbar anſchließen kann, beſonders hieher ſezen

61. *αὖη ψυχὴ σοφωτάτη καὶ ἀρίϛη.* „Die trokkne „Seele iſt die weiſeſte und beſte." Eine andere Formel findet ſich bei Porphyrios (de antr. c. XI, p. 207. Ed. Cantabr.) *Αὐτὸς δέ φησιν Ἡράκλειτος, ξηρὴ ψυχὴ σοφωτάτη.* Und noch etwas verändert bei einem ganz ſpäten Schriftſteller Glykas (Annal. p. 74) *ψυχὴ ξηροτέρη σοφωτέρη* und nur umgeſtellt p. 116 *ξηροτέρη ψυχὴ σοφωτέρη.* Von dieſen kann nun freilich wahrſcheinlich nur Eine ächt ſein und buchſtäblich dem Herakleitos angehörig, und deshalb verdient allerdings

anſehn, als ob αὖος ein ſo ganz ungeläufiges Wort wäre, und meinen, nachdem jenes in den Text gekommen, ſei αὖη in αὕτη verwandelt worden.

Von dieſem allgemeinen Ausdrukk aber iſt gewiß noch ein anderer zu unterſcheiden, daß nämlich Herakleitos die Seele auch, und zwar die weiſeſte am meiſten, einen trokknen Strahl oder Glanz αὐγὴ genannt habe. Dies erhellt zunächſt aus einer Stelle des Galenos

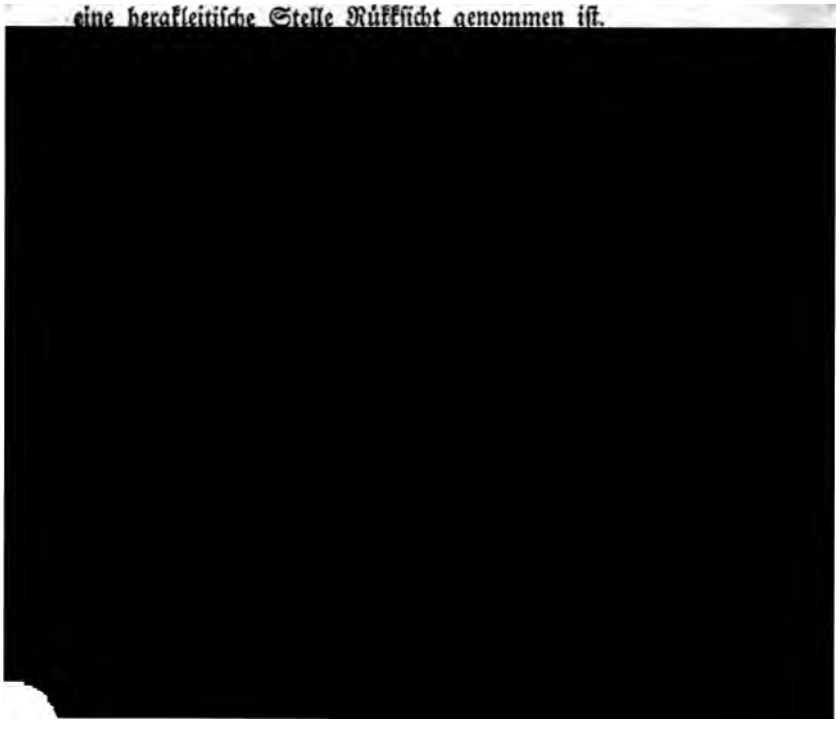
62. ἀλλ' εἰ καὶ ξηρότητα μὴ ξυγχωρήσαι ἐναντίαν εἶναι συνέσεως, εἴ γε μὴν ὑφ' Ἡρακλείτου· καὶ γὰρ οὗτος οὕτως εἶπεν, αὐγὴ ξηρὴ ψυχὴ σοφωτάτη, τὴν ξηρότητα πάλιν ἀξιῶν εἶναι συνέσεως αἰτίαν· τὸ γὰρ τῆς αὐγῆς ὄνομα τοῦτ' ἐνδείκνυται. (Quod anim. mor. Ed. Chart. T. V, p. 450.)

Denn wenn gleich dieſe ganze Stelle ſehr im Argen liegt, indem das ἐναντίαν keinen Sinn giebt, ſondern αἰτίαν darin ſtekken muß, und das εἴ γε μὴν gar nicht zu verſtehen iſt: ſo erhellt 512
doch unwiderſprechlich daß Galenos αὐγὴ geleſen hat. Nun könnte man zwar ſagen, er habe dafür ξηρὴ nicht geleſen, weil er ſonſt den Beweis, daß Herakleitos die Trokkenheit für die Urſache des Verſtandes gehalten, nicht aus dem Worte αὐγὴ würde geführt haben, und alſo liege auch hier bloß αὖη und die ſpätere Danebenſtellung von ξηρὴ zum Grunde. Allein es iſt zu bemerken daß ſtatt der Worte καὶ γὰρ οὗτος οὕτως die älteren Ausgaben beide leſen καὶ γὰρ οὗτος οὐχ οὕτως u. ſ. w. Wer kann alſo bei einem ſo verdorbenen Texte wiſſen, ob nicht Galenos hätte ſagen gewollt, ohnerachtet Herakleitos die Seele αὐγὴ ξηρὴ nenne, habe er doch die Urſache des Verſtandes weniger in dem ξηρὸν geſucht als in dem αὐγοειδές? Daß aber Galenos auch ξηρὴ geleſen, wird gar ſehr beſtätiget durch die folgenden Worte ἐννοήσαντας καὶ τοὺς ἀχέρας αὐγοειδεῖς τε

ἅμα καὶ ξηροὺς ὄντας, ἄκραν σύνεσιν ἔχειν. Hiezu kommt ein Fragment bei Stobäos (Serm. XVIII, p. 160) *)

ἡμᾶς δ' ὁμοιοτάτην ταύτῃ προσφέρεσθαι τροφὴν ἂν εἴη, εἰ τὴν κουφοτάτην καὶ καθαροτάτην προσφεροίμεθα· οὕτω δ' ἂν καὶ τὴν ψυχὴν ἡμῶν ὑπάρχειν καθαράν τε καὶ ξηράν, ὁποία οὖσα ἀρίστη καὶ σοφωτάτη εἰς πᾶν, καθάπερ Ἡρακλείτῳ δοκεῖ λέγοντι οὕτως αὖ γῆ ξηρὴ (andere aber αὐγὴ ξηρὴ) ψυχὴ σοφωτάτη καὶ ἀρίστη. Wäre nun weder hier noch ſonſt wo eine Spur von αὐγή, ſo würde ich dem Verfaſſer eine Combination zutrauen zwiſchen trokkner Nahrung und trokknem Lande, und auch hier leſen οὖ γῆ ξηρή. Die Herausgeber des Clemens (zu Paedag. II, 2. p. 184) berichten freilich, in einer engliſchen Handſchrift ſei corrigirt αὖη φυχὴ, aber wer weiß wie ſpät dieſe vorwizige Verbeſſerung iſt.

Nun ſchlägt ſich auf dieſelbe Seite noch eben jene Stelle des Clemens, wo zwar Herakleitos nicht genannt, aber auf mehr als eine herakleitiſche Stelle Rükkſicht genommen iſt.



Und dieſer durch ſo viele Stellen beſtätigte Ausdrukk iſt auch an ſich ſelbſt ſo wahrſcheinlich. Denn wenn auch Herakleitos das Wort ἀναθυμίασις ſelbſt gebraucht hat, was ich doch nicht behaupten möchte gewiß zu wiſſen, ſo hat er es doch wol nicht genau unterſchieden von ἀτμὶς oder ἀτμὸς, und es konnte ihm eben ſo gut das Dunſtförmige in dem Gebiet ſeiner θάλασσα bezeichnen. Welches Wort kann ihm nun bei ſeiner Theorie von den Sternen näher gelegen haben um den nicht mehr wäſſrigen Dunſt zu bezeichnen als eben αὐγή? So kann er die Seele im allgemeinen einen trokknen Strahl genannt haben, ſo daß die urſprünglichen Worte zu dieſen Stellen wären αὐγὴ ξηρὴ ψυχὴ, und das andere nur aus Vermiſchung beider Formeln entſtanden; oder er kann auch geſagt haben, die weiſere Seele ſei noch der trokknere Strahl. Darauf führt auch ſchon die nicht undeutliche Spur daß er die leichte Beweglichkeit der beſſeren Seele und zugleich ihre Bereitwilligkeit den Leib wieder zu verlaſſen bildlich ſo dargeſtellt, daß ſie ihn wie ein Bliz durchzukke. Dieſe Spur findet ſich in einer ſchon angeführten Stelle des Plutarchos und zwar ſo daß ſie faſt die Worte des Herakleitos ſelbſt zu enthalten ſcheint.

63. αὕτη γὰρ ψυχὴ ξηρὴ ἀρίζη καθ' Ἡράκλειτον ὥσπερ ἀστραπὴ νέφους διαπταμένη τοῦ σώματος.

und eben darauf deutet auch in der zulezt angezogenen Stelle des Clemens (Paed. II, 2) der Zuſaz

οὐδὲ ἔξαι κάθυγρος ταῖς ἐκ τοῦ οἴνου ἀναθυμιάσεσι νεφέλης δίκην σωματοποιουμένη.

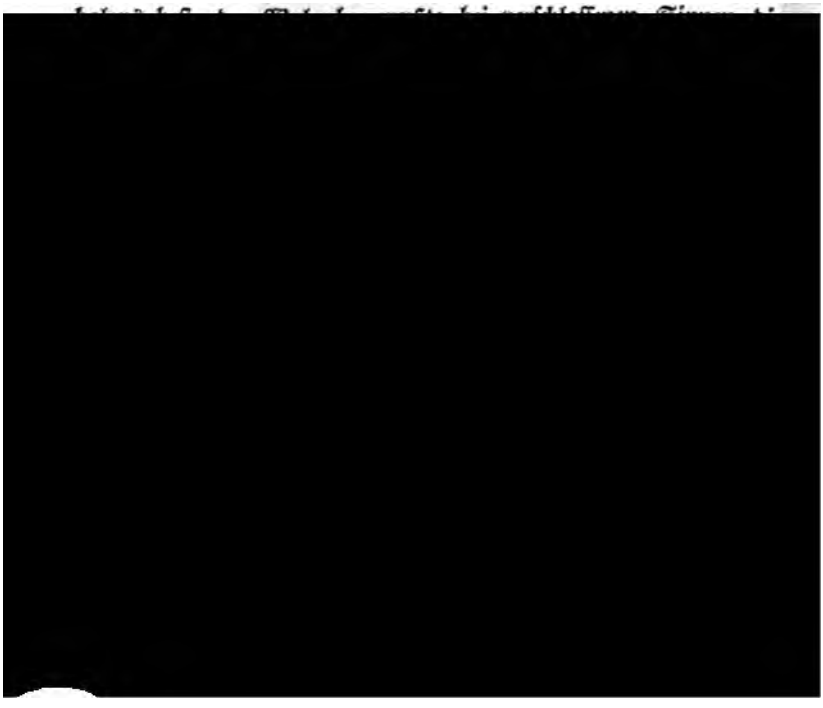
Nicht nur aber einen ſolchen perſönlichen Unterſchied in Abſicht auf die Kraft der Seele, welcher den Menſchen abhängig von Klima und Nahrung als ſein Geſchikk durch das ganze Leben begleitete, hat Herakleitos feſtgeſezt; ſondern er hat auch, noch

auf eine andere Weiſe als wir oben ſchon geſehen, aufmerkſam gemacht auf den Unterſchied in den Verrichtungen der Seele der bei jedem Menſchen eintritt nach Maaßgabe verſchiedener Zeiten, und auch hierin begleitete ihn ſeine allgemeine Anſchauung von einem Wechſel des Uebergewichtes bald der einen bald der andern Seite. Was die großen Perioden betrifft des mit erleichterter Beweglichkeit aller Dinge hervortretenden Feuers und der todesgleich hervortretenden Erſtarrung: ſo dürfen wir nur der
816 Analogie nach vermuthen daß er zu jener auch gerechnet habe vermehrte und kräftige Weisheit, und zu dieſer ein größeres Verſinken der Maſſe in Thorheit und Bewußtloſigkeit. Von den kleineren Perioden aber, in denen regelmäßig Anzünden und Verlöſchen des Feuers ihr Uebergewicht mit einander vertauſchen, wiſſen wir auf das beſtimmteſte daß er dieſes dargethan an den damit verbundenen Erſcheinungen des Wachens und Schlafens. Unvollſtändig wäre daher für ſich allein, aber doch auf das richtige hindeutend der ſchon erwähnte Bericht des Sextus (adv. Math. VII, 126 sq.) τοῦτον δὴ τὸν θεῖον λόγον κατ' Ἡρά-

genſaz des Mannes gegen die Pythagoreer; das Gefühl aber hatte es ihm offenbar mit dem ſtarren zu thun, und der Geſchmakk nebſt der eigenthümlichen Empfindung des Erzeugungsgeſchäftes waren ihm in das niedere Gebiet der Flüſſigkeit verſenkt. Lezteres kommt mehremale ausdrükklich vor, zwar bei Neuplatonikern, aber wo ſie den Herakleitos anführen, und ſo daß man glauben muß ſie haben es bei ihm geleſen. So Proklos (in Tim. p. 36) aus Porphyrios . . . *ὅτε δὲ τὸ ἐπιθυμητικὸν ὑπὸ τῆς γενεσιούργου κατακλυζόμενον ὑγρότητος ἐκνευρίζεται καὶ βαπτίζεται τοῖς τῆς ὕλης ῥεύμασι, καὶ ἄλλος οὗτος ψυχῶν τῶν νοερῶν θάνατος ὑγρῇσι γενέσθαι, φησὶν Ἡράκλειτος*, wo die Citation doch nicht bloß auf die lezten verdächtigen Worte gehn kann, ſondern an dem *ἄλλος οὗτος* wenigſtens hängt, ſo daß man eher glauben kann, die ganze Gedankenreihe werde als herakleitiſch bezeichnet, und das allgemeine nur kürzer ausgedrükkt durch den Gedächtnißvers. Eben ſo Porphyrios ſelbſt wiederum, wie es ſcheint aus Numenios, *ὅθεν καὶ Ἡράκλειτος ψυχῇσι, φάναι, τέρψιν μὴ θάνατον ὑγρῇσι γενέσθαι· τέρψιν δὲ αὐταῖς εἶναι τὴν ἐς γένεσιν πτῶσιν· καὶ ἀλλαχοῦ δὲ φάναι κ. τ. λ.* (ſ. oben unter N. 50, S. 498) worauf noch folgt *παρ' ἃ καὶ τοὺς διεροὺς τοὺς ἐν γενέσει καλεῖν τὸν ποιητὴν τοὺς διύγρους τὰς ψυχὰς ἔχοντας*. (de antro p. 257. Ed. Cantabr.) Nun klingt es freilich als ob Herakleitos geſagt hätte dieſes Feuchtwerden ſei den Seelen eine Luſt und nicht ihr Tod; allein theils iſt die Wendung zu ſehr denen ähnlich welche wir ſchon bei Ariſtoteles und Plutarch (ſ. oben N. 58) gefunden haben und noch dazu am Anfang der Stelle die Schrift fehlerhaft, ſo daß leicht der eigentliche Sinn geweſen ſein kann, Herakleitos ſollte geſagt haben, es wäre Luſt und nicht Tod; theils iſt doch beides nicht ſtreitig, ſondern er mag es beſchrieben haben als die Luſt der niederen Seele durch welche die Gemein-

ſchaft mit dem *περιέχον* geſchwächt und das wahre Erkennen gehemmt wird.

Je mehr nun jene edleren Sinne geöffnet waren, deſto mehr, bei gleich guter und feuriger Beſchaffenheit der Seele, iſt Wahrheit in den Vorſtellungen des Menſchen; je mehr aber die Gemeinſchaft mit dem *περιέχον* aufgehoben iſt, deſto mehr nimmt Schein und Irrthum überhand. Und ſo berichtet auch im allgemeinen Sextus im Verfolg der angeführten Stelle, von der nur das zuſammenfaſſendſte hier ſeinen Plaz finden möge *ὅνπερ οὖν τρόπον οἱ ἄνθρακες πλησιάσαντες τῷ πυρὶ κατ' ἀλλοίωσιν διάπυροι γίνονται, χωρισθέντες δὲ σβέννυνται· οὕτω καὶ ἡ ἐπιξενωθεῖσα τοῖς ἡμετέροις σώμασιν ἀπὸ τοῦ περιέχοντος μοῖρα κατὰ μὲν τὸν χωρισμὸν σχεδὸν ἄλογος γίνεται, κατὰ δὲ τὴν διὰ τῶν πλείστων πόρων σύμφυσιν ὁμοειδὴς τῷ ὅλῳ καθίσταται*, wo man nur ja den Ausdrukk ganz dem Berichterſtatter zuſchreiben muß. Nur konnte die Spur der Wahrheit nie ganz verloren gehen, ſo lange noch die Gemeinſchaft mit dem *περιέχον* auch nur in der allgemeinſten Form des Athem-



ἕνα καὶ κοινὸν κόσμον εἶναι, τῶν δὲ κοιμωμένων ἕκαστον εἰς ἴδιον ἀποστρέφεσθαι. Was Antoninus ſagt ὥσπερ καὶ τοὺς καθεύδοντας, οἶμαι, ὁ Ἡράκλειτος ἐργάτας εἶναι λέγει καὶ συνεργοὺς τῶν ἐν τῷ κόσμῳ γινομένων (VI, 42) kann demohnerachtet richtig ſein; denn je ſtärker jener Ausdrukk von der eigenen Welt der Schlafenden war, um deſto nothwendiger wurde es einzuſchärfen daß die Einheit und der allgemeine Zuſammenhang der Welt nicht ſolle aufgehoben werden. Außer dieſen Zeugniſſen gehört auch noch hieher ein eignes bei Clemens vorkommendes Bruchſtükk des Herakleitos

64. Ὅσα δ' αὖ περὶ ὕπνου λέγουσι, τὰ αὐτὰ χρὴ καὶ περὶ θανάτου ἐξακούειν· ἑκάτερος γὰρ δηλοῖ τὴν ἀπόστασιν τῆς ψυχῆς, ὁ μὲν μᾶλλον ὁ δὲ ἧττον· ὅπερ ἐστὶ καὶ περὶ (παρὰ?) Ἡρακλείτου λαβεῖν Ἄνθρωπος ἐν εὐφρόνῃ φάος ἅπτει ἑαυτῷ· ἀποθανὼν ἀποσβεσθείς. ζῶν δὲ ἅπτεται τεθνεῶτος εὕδων· ἀποσβεσθεὶς ὄψεις ἐγρηγορὼς ἅπτεται εὕδοντος. (Strom. IV, 22.) Nachdem Sylburg ἐν εὐφρόνῃ wiederhergeſtellt hatte aus ἐν εὐφροσύνῃ und Potter die ganz verkehrte Interpunction verbeſſert, war kaum noch etwas zu thun als zu ſchreiben ἅπτει ἑαυτῷ ſtatt ἅπτεται ἑαυτῷ, welches wol ſogar bei unſerm Schriftſteller in der nämlichen Bedeutung müßte genommen werden wie unten, wodurch eben Potter auf ganz unnöthige Veränderungen gerathen iſt. Wir überſezen nun ſo „Der Menſch zündet ſich ſelbſt ein Licht an „in der Nacht. Nur der todte iſt ganz ausgelöſcht, der lebende aber ſchlafend grenzt an den todten; und, deſſen Geſicht verlöſcht iſt, grenzt auch wachend an den ſchlafenden." Der erſte Saz läßt vermuthen, daß der Zuſammenhang geweſen, zu zeigen, in welchem Maaß und in welchem nicht auch der Menſch jenem täglichen Wechſel von Licht und Finſterniß unterworfen iſt.

Daher auch vergleicht, wie wir oben geſehen, Herakleitos diejenigen die mit ihrem Erkennen nicht in Uebereinſtimmung mit der Natur ſind, ſondern ſich der Willkühr überlaſſen, den ſchlafenden. Daher kann er den Wahn, das Meinen aus perſönlicher Willkühr, eine Krankheit genannt haben, wie Diogenes (IX, 5) und Heſychios (de vitis v. *Ἡρακλ.*) ſagen

65. *οὗτος τὴν οἴησιν ἱερὰν νόσον ἔλεγε.* Und noch deutlicher erkennt gewiß jeder herakleitiſche Art und Weiſe in einem andern Ausdrukk deſſelben Gedankens Philostr. Opp. p. 391. *Ἡράκλειτος ὁ φυσικὸς ἄλογον εἶναι κατὰ φύσιν ἔφησε τὸν ἄνθρωπον· εἰ δὲ τοῦτο ἀληθὲς, ὥσπερ ἀλη-*
122 *θὲς ἐστιν, ἐγκαλυπτέος ἕκαστος ὁ ματαίως ἐν δόξῃ γενόμενος* „verhülle ſich jeder der eitler Weiſe im „Wahn ſich befindet.“

Nur nachgebildet aber von einem ſtoiſchen Commentator kann ſein was wir S. Max. Serm. Ed. Combef. T. II, p. 624 leſen *Ἡράκλειτος ὁ φυσικὸς οἴησιν ἔλεγεν ἐγκοπὴν προκοπῆς.*

μας, θεῖον δὲ ἔχει. „Menſchliches Gemüth hat nicht „Einſicht, göttliches aber hat ſie."

Nämlich je mehr das ganze ἦθος nur menſchlich iſt, in der ei- 523
genen Seele gegründet, und ſich nicht immer durch die Gemeinſchaft mit dem κοινὸς λόγος erneuert, um deſto weniger kann es wahre Einſicht haben. Anders tadelt er die, welche auch, weil ſelbſt die eigene Seele feuchter iſt als bei jenen, an Schwerfälligkeit leiden und nichts ſelbſt hervorbringen. Dahin gehört wol der zweite von den a. a. O. angeführten Ausſprüchen

67. ἑτέραν δὲ, ἀνὴρ νήπιος ἤκουσε πρὸς δαίμονος, ὅκωσπερ παῖς πρὸς ἀνδρός. „Ein thörichter „Mann vernimmt nicht mehr vom Schikkſal als ein Kind von „einem Manne."

und der bei Plutarch zweimal vorkommende

68. βλὰξ ἄνθρωπος ὑπὸ παντὸς λόγου ἑπτοῆσθαι φιλεῖ. „Ein ſtumpfer Menſch pflegt von jeglicher Rede ſich hinreißen zu laſſen." (de aud. poet. II, p. 28 und de audition. II, p. 41.)

So daß auch wegen dieſes nur zu weit verbreiteten Verſenktſeins in das niedere nach ſeiner Meinung das Gute ſich geſtalten mußte als eine äußere Macht; wenn anders Clemens nicht zu ſehr von der urſprünglichen Beziehung der Worte abgewichen iſt, die er Strom. IV, 3, p. 568 anführt

69. Δικαίῳ γὰρ οὐ κεῖται νόμος, ἡ γραφή φησιν· καλῶς οὖν Ἡράκλειτος Δίκης ὄνομα, φησὶν, οὐκ ἂν ἤδε- 524
σαν, εἰ ταῦτα (nämlich von äußerem Geſez, Furcht und Strafe war bei Clemens die Rede geweſen) μὴ ἦν. Ich ziehe ἤδεσαν der andern Leſeart ἔδεισαν vor. Wunderbar aber wäre es wenn Clemens auch das ταῦτα ſo wie er es braucht, im Heraklitos gefunden hätte; daher kann man hier für weniges buchſtäblich einſtehen. „Denn auch den Namen des

„Rechtes, ſagt er, würden ſie nicht wiſſen, wenn jenes nicht „wäre."

Und zu derſelben Verwerfung der feuchten Natur gehört auch folgende Stelle

70. *Εἰ μὴ γὰρ Διονύσῳ πομπὴν ἐποιοῦντο καὶ ὕμνεον ἆσμα αἰδοίοισιν ἀναιδέστατα εἴργασται, φησὶν Ἡράκλειτος, ὠυτὸς δὲ Ἀΐδης καὶ Διόνυσος ὁτέῳ μαίνονται καὶ ληναΐζουσιν.* (Clemens Cohort c. II, p. 30.) Die lezten Worte *ὠυτὸς . . . ληναΐζουσιν* werden auch angeführt von Plutarchos *καὶ μέντοι Ἡρακλείτου τοῦ φυσικοῦ λέγοντος Ἄιδης καὶ Διόνυσος οὗτος ὅτε οὖν μαίνονται καὶ ληραίνουσιν, κ. τ. λ.* (de Isid. et Osir. p. 362.) Nur iſt nicht zu begreifen warum Wyttenbach der dieſe Stelle aus jener clementiſchen ſo verbeſſert, *Ἄιδης καὶ Διόνυσος ὠὔτὸς, ὁτέῳ μαίνονται καὶ ληραίνουσι* nicht auch das *ληναΐζουσι* aufgenommen hat. Daß dieſes Clemens wirklich geleſen hat ſcheint auch aus einer andern Stelle hervorzugehen, wo er einen ſchon angeführten be-

ten, dunkeln. Uebrigens tritt auch hier wieder der Fall ein daß man nicht gleich weiß, ſoll das ἀναιδέστατα zu ὕμνιον gezogen werden oder zu εἴργασται, für welches leztere man bis auf weiteres lieber leſen ſollte εἴργαστ' ἄν. Dann würde ich die Stelle als eine Schilderung ſolcher feuchten Seelen ſo überſezen. „Und begingen ſie nicht dem Dionyſos ein Feſt „und beſängen die Schamglieder, ſchamlos wäre ja das von „ihnen," ſagt Herakleitos. „Es iſt aber derſelbe wie Hades „der Dionyſos dem ſie toll ſind und Feſte feiern." So daß dieſes „derſelbe wie Hades" allerdings Tadel und Drohung ſein ſoll.

In einer nun von dieſen verſchiedenen Bedeutungen glaubte er wie es ſcheint, daß es den meiſten Menſchen an der richtigen Beſchaffenheit der Seele fehle, wie wir ſchon oben an mehreren Stellen geſehn haben, und noch ein Zeugniß davon uns aufbewahrt hat Proclus in dem ungedrukkten Commentar zum Alkibiades

71. Ὀρθῶς οὖν καὶ ὁ γενναῖος Ἡράκλειτος ἀποσκοριάζει τὸ πλῆθος ὡς ἄνουν καὶ ἀλόγιστον· τίς γὰρ αὐτῶν, φησὶν, νόος ἢ φρήν; ὅτι οἱ πολλοὶ κακοὶ, ὀλίγοι δὲ ἀγαθοί. ταῦτα μὲν Ἡράκλειτος. Denn ich möchte nicht aus den lezten Worten ſchließen daß auch die vorhergehenden ὅτι . . ἀγαθοί herakleitiſch ſein ſollen

und ſo ſchließt ſich hieran, wovon wir anfänglich ausgingen, ſein mannigfaltiger Tadel auch der weiſeren, um deswillen er ſo berüchtiget worden iſt, daß Proclus (in Tim. p. 106) von ihm ſagt . . ἀλλ' Ἡράκλειτος μὲν ἑαυτὸν πάντα εἰδέναι λέγων πάντας τοὺς ἄλλους ἀνεπιστήμονας ποιεῖ. Vielleicht aber iſt er was den Selbſtruhm betrifft *) in ſeiner dunkeln Sprache nur zu

*) Man könnte dieſer Beſchuldigung auch entgegenſezen wollen einen Satz den Diogenes (IX, 73) offenbar als herakleitiſch anführt μὴ εἶναι πεφ[illegible]

mißverſtanden worden, der Forderung wegen, welche er an die beſſere Seele machte, und der Art wegen wie er ſich über das Erkennen ausdrükkte. Da nämlich eigentlich nichts iſt, als die Eine in entgegengeſezten Richtungen nach ewigen Geſezen ſich bewegende Kraft, das πῦρ ἀεί ζωον, ſo giebt es auch kein anderes Erkennen als das Erkennen dieſer Kraft und ihres Geſezes, ſo daß wer etwas weiß, nothwendig auch alles weiß, wenn gleich nur auf allgemeine Art; die wahrnehmbaren Dinge aber, deren für ſich Beſtehen nur ein Schein iſt, werden nur erkannt, in wie fern ſie als immer vergehend, als im beſtändigen Fluß begriffen erkannt werden; und dies iſt der Sinn in welchem Ariſtoteles allein Recht haben kann wenn er behauptet (Metaph. I, 6) es
528 gebe nach Herakleitos von den wahrnehmbaren Dingen kein Erkennen. Genauer aber ſtellt Platon dieſe Vollkommenheit der Seele dar, wenn er ſagt (Cratyl. p. 412 a) ſie müſſe „die ſich „bewegenden Dinge begleiten," in ihrem, wenn irgend etwas einzelnes feſt gehalten werden ſoll, freilich unerreichbaren Fluß. Dies iſt es was auch Ariſtoteles anführt als Grund, weshalb

ihre Unmöglichkeit darſtellte, wie uns Ariſtoteles erzählt, er habe zulezt gemeint man dürfe gar nichts ausſagen, ſondern er habe nur den Finger bewegt und den Herakleitos getadelt, welcher geſagt es ſei nicht möglich zweimal in denſelben Fluß hineinzuſteigen, denn er ſelbſt meinte auch nicht Einmal (Metaph. III, 5.) Aus dieſer Uebertreibung erhellt faſt daß Kratylos jenes Eine welches die Seele feſthalten und welches ſie auch darſtellen ſoll, nämlich die ewige Kraft und den Ausdrukk ihres Geſezes in den Dingen, nicht mit ergriffen hat. Und dieſes neben jenem bildet eben jene zwiefache Beziehung in welcher Herakleitos, der wie 529
den Wechſel der Dinge mit einem Strome ſo das Wahrnehmen dieſes Wechſels mit dem Hineinſteigen in den Strom verglich, ſagen konnte

72. ποταμοῖς τοῖς αὐτοῖς ἐμβαίνομέν τε καὶ οὐκ ἐμβαίνομεν, εἰμέν τε καὶ οὐκ εἰμέν. „In „dieſelbigen Ströme ſteigen wir hinein und ſteigen auch nicht „hinein, ſind und ſind auch nicht.“ Heracl. Alleg. hom. p. 443. Vergleicht man aber die eben angeführte ariſtoteliſche Stelle und das plutarchiſche ποταμῷ γὰρ οὐκ ἔστι δὶς ἐμβῆναι τῷ αὐτῷ, ſo kann man ſehr verſucht ſein nach αὐτοῖς einzuſchieben δὶς, was ſo leicht kann ausgefallen ſein.

Merkwürdig ſind hier die lezten Worte. Oder wer kann bei herakleitiſcher Dunkelheit wiſſen, ob ſie noch auf ποταμοῖς τοῖς αὐτοῖς zu beziehen ſind, oder für ſich allein ſtehn und im allgemeinen ſagen ſollen, daß eben in jener zwiefachen Beziehung auch von uns gilt, daß wir ſind und daß wir nicht ſind? Denn weder iſt ein ſolcher Ueberfluß, wie ſie in jenem Falle wären, dem Epheſier fremd, noch iſt dies leztere ſeiner Denkart zuwider. Das nämlich wäre kaum eine richtige Vorſtellung, wenn man glauben wollte, eine ἀπόῤῥοια eine μοῖρα des περιέχον wäre in 530
dem Leibe feſtgebunden; ſondern die Seele ihrerſeits iſt wie jede
Einheit eines einzelnen Weſens auch nur das immer erneuerte

Erzeugniß der Hemmung entgegengesezter Bewegungen, vernünftig aber sind oder vielmehr werden wir nur jeden Augenblikk auch aufs neue durch die gleichsam in jedem Athemzug vergehende und wiederkehrende Gemeinschaft mit dem *περιέχον*, und so allerdings sind wir und sind auch nicht. Anders auch verstehe ich nicht, was die meisten freilich anders verstanden haben, auch die Aufbewahrer selbst, wie Plutarchos es im allgemeinen von Erforschung der menschlichen Natur versteht

73. *Ὁ δὲ Ἡράκλειτος ὡς μέγα τι καὶ σεμνὸν διαπεπραγμένος Ἐδιζησάμην, φησὶν, ἐμεωϋτόν.* „Ich habe mich selbst gesucht." (adv. Colot. p. 1118.) Eben so auch Suidas (v. *Ποςοῦμος*) *οὔκουν ἀπεικὸς ἦν . . λόγον λέγειν ἐκεῖνον, ὅνπερ οὖν Ἡράκλειτος εἶπε περὶ αὑτοῦ Ἐμωϋτὸν ἐδιζησάμην.* Und hieraus ist wahrscheinlich der bei Stobäos (Serm. V, p. 74) unter Herakleitos Namen vorkommende Saz gemacht *Ἀνθρώποισι πᾶσι μέτεστι γινώσκειν ἑαυτοὺς καὶ σωφρονεῖν.* Anders mißverstanden hat ihn offenbar Diogenes (IX, 5) *ἤκουσε δὲ οὐδε-*

kenntniß erſt aufgegangen. Wie ſich denn alles bisher auseinandergeſezte ſehr leicht hieran reihet, ſo daß in der That der Keim ſeiner ganzen Weisheit eben dieſes ſich ſelbſt Verlieren und nur in der gemeinſamen Vernunft Finden kann geweſen ſein. Denn ſo iſt dies der hellſte und bezeichnendſte Punkt für ſeine eigenthümlichſte Anſicht, welche überall dem allgemeinen den Vorzug einräumt, das beſondere aber als abgeleitet und in ſich nicht beſtehend ſchlechthin unterordnet; und indem er dieſe durch das ganze Gebiet des damaligen Wiſſens durchführte, hat er die eine Seite der alten ioniſchen Naturweisheit vollendet, die andere aber dem Anaxagoras und Empedokles überlaſſen.

Dieſes ſcheint das Weſen der Lehre des Herakleitos, wie es ſich aus der aufmerkſamen Betrachtung deſſen was die Alten von ihm aufbehalten ergiebt; und es iſt nicht zu glauben, daß, wenn ſich auch, wie zu wünſchen iſt, noch mehrere Bruchſtükke ſeines Werkes aufſtellen laſſen, ſie zu irgend bedeutenden Aenderungen in dieſer Darſtellung Anlaß geben ſollten. Aber bedeutende und anziehende Unterſuchungen ſind noch übrig, nämlich auf der einen Seite, ob irgend perſiſche Weisheit einigen Einfluß auf die Bildung der Lehre des Epheſiers gehabt, auf der andern aber, welchen Einfluß dieſe Lehre ſelbſt ausgeübt zunächſt auf Platon und ſeine Schule, und ſpäterhin auf die Stoiker, welche wahrſcheinlich weil ſie eben ſo im ſittlichen das allgemeine vorzogen wie Herakleitos im natürlichen, und alles beſondere gering achteten und vernachläßigten, um nur den κοινὸς λόγος geltend zu machen, durch dieſe Uebereinſtimmung darauf geleitet wurden, ſeine Naturlehre der empedokleiſchen und pythagoreiſchen vorzuziehn. Endlich aber wäre auch um noch genauer die geretteten Bruchſtükke zu berichtigen nothwendig ſo gründlich als irgend möglich zu erforſchen, wie lange wol und wo das

ursprüngliche Werk des Herakleitos sich erhalten, und wer wol aus diesem selbst, wer aber nur aus den Commentarien über
533 das Werk oder aus noch jüngeren und noch mehr abgeleiteten Quellen geschöpft habe; eine mit vielen andern ähnlichen zusammenhangende Untersuchung, welche hier allerdings nur so eben konnte angeregt und eingeleitet werden.

Abhandlungen

gelesen

in der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

I.

Ueber

Diogenes von Apollonia.

Vorgeleſen am 29. Januar 1811.

Indem ich zum erſtenmal meinen Beitrag zu den Arbeiten der Akademie liefernd meine künftige Laufbahn in derſelben überſchaue, kann ich nicht umhin, über das nachtheilige Verhältniß, in welchem die Klaſſe der ich angehöre, wenn man ſie mit den übrigen vergleicht, zu dem Ganzen ſteht, zu klagen. Denn mitten unter philologiſchen, hiſtoriſchen, naturwiſſenſchaftlichen und mathematiſchen Arbeiten ſolcher Gelehrten die ihre Wiſſenſchaft ganz zu durchdringen ſtreben, und alſo eben ſo zu den höchſten Principien derſelben hinaufſteigen, wie ſie genau das einzelne erforſchen, und dies iſt doch der Begriff des Akademikers, was kann mitten unter ſolchen Arbeiten den Mitgliedern der philoſophiſchen Klaſſe noch eigenes übrig bleiben, als nur das Gebiet der höchſten und allgemeinſten transcendentalen und metaphyſiſchen Speculation? Dieſe aber iſt ein Geſchäft, welches von einer ſolchen Verbindung wie dieſe wenig Nutzen ziehen kann. Denn worauf iſt es bei einer Akademie abgeſehen, als daß e

weder gemeinſchaftliche Werke unternommen werden, oder daß wenigſtens durch Rath, Urtheil, Beitrag der andern, jeder ſein eignes beſſer vollende, das mangelnde ergänzend, das irrige berichtigend? Jene Speculation aber iſt ein ganz einſames Geſchäft, welches jeder im Innern ſeines Geiſtes vollenden muß, und wobei dem der nicht mehr ganz ein Anfänger iſt, Rath und Unterſtüzung eben ſo wenig fruchten kann, als einem Dichter mitten in ſeinem Werke auch kaum der vertrauteſte Freund Rath zu geben vermöchte, wie er es hinausführen oder wie er dies und jenes hineinbringen könnte, ohne ihn zu verirren. Auch wird der Philoſoph inmitten ſeiner tiefſinnigen Betrachtung ſolche Hülfe eben ſo wenig ſuchen, als der Dichter in ſeiner Begeiſterung; und hat er ſeine Betrachtung vollendet, ſo würden wir auch faſt nur gering von ihm denken, wenn er durch Tadel und Zureden anderer vermocht werden könnte etwas an dem Werke zu ändern; denn es muß viel zu ſehr der Abdrukk ſeines innerſten Geiſtes ſein, als daß er das dürfte. Wer freilich mit etwas vollendetem in dieſer Art zuerſt unter uns auftritt, der wird, das

ſie weiter zu fördern: ſo ſind wir gewiß irgendwie in das Eigenthum der Naturwiſſenſchaften oder der geſchichtlichen verirrt, und in Gefahr von den andern Klaſſen ausgepfändet zu werden. Unſer eigenthümliches Gebiet gleicht einem ſchmalen Grenzrain zwiſchen zwei großen Feldern, auf dem man ſich, geſchweige bei ſchlüpfrigem Boden, nicht halten kann, ohne bald auf die eine bald auf die andere Seite auszugleiten; und je ſorgfältiger die anliegenden Felder angebaut ſind, um deſto leichter werden, wenn ſie darauf auch nichts zertreten haben, die verbotenen Fußtapfen entdekkt. Deshalb bitte ich wenigſtens für jezt ſowohl als für die Zukunft, daß man mir vergönne mich mehr auf dem mir zunächſt liegenden geſchichtlichen Gebiet anzuſiedeln, auf die Bedingung freilich, daß ich auch, ſo viel an mir iſt, nüzliches anbaue, und nur zertrete was ich für Unkraut erkenne. So kann ich dann geduldig erwarten, ob, wie es ſonſt wohl zu geſchehen pflegt, die Grenznachbarn den Rain umpflügen und mir jenen ſchwierigeren Boden unter den Füßen wegnehmen werden.

Unter die mancherlei Räthſel, die mir wenigſtens in der Geſchichte der alten ioniſchen Philoſophie noch ungelöſt ſind, gehört auch das was den Diogenes von Apollonia betrifft. Nicht ſowol wegen der Frage, ob er nach Menagius *) einerlei iſt mit jenem Diogenes Smyrnäus, deſſen Clemens **) und auch Laertius ***), lezter aber unter dem Namen Diomenes, als Lehrers des Anaxarchos gedenken; ſondern wegen ſeiner Philoſopheme und ſeiner Schriften.

Es findet ſich nämlich eine Stelle über ihn bei Simplicius, in dieſes unſchäzbaren Schriftſtellers Commentar zu den Phyſicis des Ariſtoteles ****). Diogenes von Apollonia, ſagt er, faſt der jüngſte von denen welche ſich mit dieſen Dingen beſchäftiget

*) Zu Diog. Laert. IX. **) Strom. I. ***) IX, 58.
****) Fol. 6 a.

haben, hat das meiſte nur zuſammengerafft (συμπεφορημένως), einiges nach dem Anaxagoras, anderes nach dem Leukippos vorgetragen. Das Weſen (φύσις) des Ganzen, ſagt auch er, ſei die unendliche und ewige Luft, aus deren Verdichtung, Verdünnung und wechſelnden Zuſtänden die Geſtalten der übrigen Dinge hervorgehen. Solches nämlich — und jeder wird wol dies nur auf den zulezt angegebenen Inhalt, nicht auf das zuerſt aufgeſtellte Urtheil beziehen — berichtet Theophraſtos von dem Diogenes, und auch ſein auf mich gekommenes von der Natur überſchriebenes Werk ſagt deutlich, die Luft ſei es, aus der alles andere entſtehe. Nikolaos jedoch berichtet, er ſeze den Urſtoff mitten zwiſchen Luft und Feuer. Dieſem Nikolaos kann man auch den Porphyrios *) beifügen. Und ſo behaupten denn einige, Diogenes baue die Welt aus Luft, andere, aus dem Mittelding zwiſchen Luft und Feuer. Die erſteren würden ihn zu einem reinen Schüler des Anaximenes machen, die lezteren ihn nach der einen Anſicht vom Anaximandros dieſem anfügen, nach der andern wahrſcheinlich richtigern aber ihn als Erfinder

So beſcheiden auch Simplicius ſich über die Meinung des Nikolaos und Porphyrios äußert: ſo ſucht er doch die ſeinige aus der ihm bekannten Schrift des Diogenes zu vertheidigen, indem er mehrere Bruchſtükke aus derſelben anführt, in einer Stelle ſeines obgedachten Commentars, von der ich nur was der Sache gleich den Ausſchlag giebt vorweg nehmen, und da es mir hier nur auf den Sinn ankommt, in einer Ueberſezung in Erinnerung bringen will. Er ſagt, Denn unmittelbar darauf, wo Diogenes zeigen will daß in dem von ihm angenommenen Grundſtoff viel Verſtand (*νόησις*) ſei, indem er ſpricht, „Denn ohne Verſtand könnte er nicht ſo vertheilt ſein, daß er das Maaß von allem enthielte, von Sommer und Winter, Nacht und Tag, Regen, Wind und Himmelsheitere, und auch das übrige, wenn einer es betrachten will, wird er auf das ſchönſte, wie es nur möglich iſt, angeordnet finden," — da fügt er noch hinzu, daß auch der Menſch ſammt den übrigen Thieren durch dieſen Grundſtoff, welcher nämlich die Luft iſt, lebe und Seele und Bewußtſein habe, mit dieſen Worten: „Außerdem aber ſind auch dieſes noch große Zeichen. Der Menſch nämlich und die übrigen Thiere leben durch das Athemholen aus der Luft, und eben dies iſt ihnen Seele und Bewußtſein, wie hier in dieſer Schrift ganz deutlich gezeigt wird, und wenn dieſes genommen wird, ſo ſterben ſie, und das Bewußtſein hat ein Ende." Kurz darauf, ſo fährt Simplicius fort, ſagt er deutlich heraus, „Und mir ſcheint das Bewußtſein enthaltende das zu ſein was die Menſchen Luft nennen, und von dieſer alles regiert zu werden, und ſie über alles zu herrſchen." Das folgende aber wage ich nicht zu überſezen, da es eine Corruption enthält, die ich nicht zu heilen weiß *).

*) Die Worte lauten ſo, *ἀπὸ γάρ μοι τούτου δοκεῖ ἴδιος εἶναι καὶ ἐπὶ πᾶν ἀφῖχθαι καὶ πάντα διατιθέναι καὶ ἐν παντὶ ἐνεῖναι.* Man müßte überſezen, Denn von ihr ſcheint mir alles *ἴδιος* auszugehn, ſich über alles zu erſtrekken, alles anzuordnen und in allem zu ſein. Allein von *ἴδιος* in irgend einem ſittlichen Sinne kann hier ſchwerlich die Rede

93 Laſſen wir ihn alſo auf jeden Fall lieber zu wenig ſagen als zu viel, ſo wird er alſo fortfahren: „Denn von dieſer ſcheint mir alles Bewußtſein auszugehn, und ſich auf alles zu erſtrekken, alles zu ordnen, in allem zu ſein; und nichts giebt es was nicht an ihr Antheil hätte, aber auch nicht eines hat dieſen Antheil ganz gleichmäßig mit einem andern, ſondern viele Weiſen (τρόποι) giebt es der Luft und der νόησις. Denn vielfach verſchieden iſt ſie, wärmer, kälter, trokkner, feuchter, ruhiger und in ſchnellerer Bewegung, und viele andere Verſchiedenheiten finden ſich noch, auch an Gefühl und Farbe unzählige. Und aller Thiere Seele iſt daſſelbige, Luft, wärmere als die äußere in der wir ſind, weit kältere aber als die um die Sonne her. Ganz gleich aber iſt dieſes warme nicht bei einem Thiere und dem andern, ja auch nicht einmal bei den Menſchen unter ſich, ſondern verſchieden, freilich nicht gewaltig, ſondern ſo daß ſie einander ſehr nahe kommen, daß aber doch keines dem andern völlig gleich iſt, und keines von dieſen verſchieden gebildeten kann doch von dem andern verſchieden ſein,

ροίωσις) ſo vielfältig iſt, ſo ſind auch die Thiere vielfältig und verſchieden, und weder an Geſtalt einander gleich, noch an Lebensweiſe, noch an Sinn, wegen der Menge der Verſchiedenheiten. Dennoch aber iſt es immer daſſelbe, wodurch ſie alle leben, ſehen, hören, und ihr übriges Bewußtſein haben."

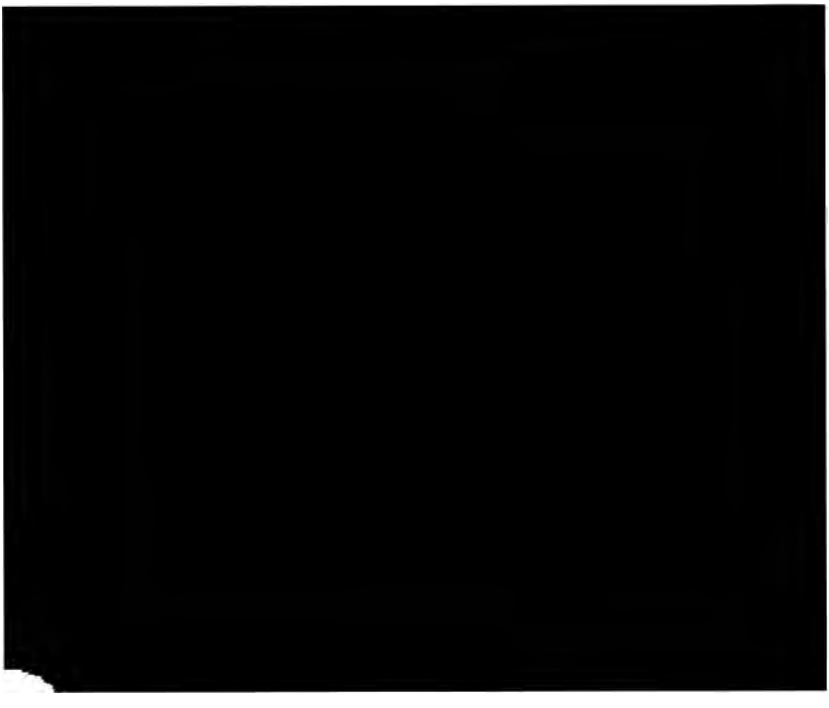
Aus dieſen Stellen kann wol kein Zweifel übrig bleiben, daß nicht Diogenes wirklich die Luft als die allgemeine Baſis aller Dinge angeſehen habe. Und daß er ſich etwa anderwärts ſollte untreu geworden ſein, auch das läßt ſich nicht nur bezweifeln, ſondern geradehin abläugnen. Denn Simplicius ſagt nirgends daß Nikolaos und Porphyrios ſich auf andere Schriften des Mannes berufen; ſondern er ſelbſt ſchließt nur aus einer Stelle in dem Buch über die Natur, daß es noch andere gegeben. Seine Worte lauten ſo. Da die Berichte der meiſten verſichern, Diogenes habe gleich dem Anaximenes die Luft als Urſtoff geſezt, Nikolaos aber in ſeinem Werk über die Götter erzählt, er habe als Grundſtoff aufgeſtellt etwas zwiſchen Feuer und Luft, und dem Nikolaos auch Porphyrios gefolgt iſt: ſo muß man wiſſen daß dieſer Diogenes mehrere Bücher geſchrieben, wie er ſelbſt in dem Buch von der Natur erwähnt, indem er ſagt, er habe gegen die Phyſiologen, die auch er Sophiſten nennt, geſchrieben, und auch eine Meteorologie verfaßt, in welcher er verſichert ebenfalls vom Grundſtoff und von der Natur des Menſchen gehandelt zu haben. Dieſe gegen die Sophiſten gerichtete Schrift und dieſe Meteorologie müßten alſo früher da geweſen ſein, und ſollte er in ihnen jenes Mittelding aufgeſtellt haben, ſo müßte er hier in dem Buche über die Natur ſich ſelbſt widerlegen. Aber wo ſollte man dieſe Palinodie anders erwarten, als gleich bei der erſten Feſtſtellung des neuen Princips? und es zeigt ſich davon auch nicht die leiſeſte Spur.

Fragt man nun, was jene Behauptung ſo ehrenwerther Männer mag veranlaßt haben: ſo ſcheint die Sache dieſe zu ſein. Ariſtoteles führt mehrmals die Meinung von einem ſolchen Mi-

telding als der ἀρχὴ aller Dinge an, ohne irgend jemand beſtimmt als deren Urheber zu bezeichnen, und zwar redet er bisweilen von einem Mittelding zwiſchen Waſſer und Luft, wie Coel. III, 5 und Phys. III, 4, bisweilen zwiſchen Feuer und Luft, wie Phys. I, 4 und anderwärts. Simplicius ſagt in unſerer Stelle, Alex. Aphrod. ſchreibe dieſes Mittelding dem Anaximandros zu, widerlegt aber ſehr richtig, daß dies des Ariſtoteles Meinung nicht könne geweſen ſein, weil nach ihm Anaximandros nicht durch Verdünnung und Verdichtung die Dinge aus der ἀρχὴ erzeuge, ſondern durch Ausſcheidung der Gegenſäze. Darum nun ſagt Porphyrios gewiß mit Recht, dem Anaximandros könne Ariſtoteles nur ein unbeſtimmtes unendliches beigelegt haben, was auch Simplicius annimmt und ſein ἄπειρον für ein ἀδιόριστον erklärt, im Gegenſaz gegen ein εἰδοποιημένον. Nun fehlte es alſo für jenes Mittelding an einem Mann, und daher wurde es auf Rechnung des Diogenes geſchrieben, von dem man wenig wußte, und den man in der io-

85 niſchen Reihe fand. Schlechtere Schriftſteller ſchreiben ihm un-

ὂν τῇ ἰδίᾳ φύσει, καὶ μὴ τὸ αὐτὸ ἐὸν μετέπιπτε πολλαχῶς καὶ ἡτεροιοῦτο, οὐδαμῇ οὐδὲ μίσγεσθαι ἀλλήλοις ἠδύνατο, οὔτε ὠφέλησις τῷ ἑτέρῳ οὔτε βλάβη (hier ſcheint etwas zu fehlen) οὐδ' ἂν οὔτε φυτὸν ἐκ τῆς γῆς φῦναι οὔτε ζῷον οὔτε ἄλλο γενέσθαι οὐδὲν, εἰ μὴ οὕτω συνίςατο ὥςε ταὐτὸ εἶναι· ἀλλὰ πάντα ταῦτα ἐκ τοῦ αὐτοῦ ἑτεροιούμενα ἄλλοτε ἀλλοῖα γίνεται, καὶ εἰς τὸ αὐτὸ ἀναχωρεῖ *). Dies iſt offenbar eine wörtliche Anführung; merkwürdig durch den Ausdruck, der mehr als irgend ein Bruchſtück eines der frühern Philoſophen die erſten rohen Züge des platoniſchen enthält. Eine andere als dieſe Stelle hat auch Ariſtoteles gewiß nicht vor Augen gehabt, wo er ſagt καὶ τοῦτο ὀρθῶς λέγει Διογένης, ὅτι εἰ μὴ ἦν ἐξ ἑνὸς ἅπαντα, οὐκ ἂν ἦν τὸ ποιεῖν καὶ πάσχειν ὑπ' ἀλλήλων, οἷον τὸ θερμὸν ψύχεσθαι καὶ τοῦτο θερμαίνεσθαι πάλιν· οὐ γὰρ ἡ θερμότης μεταβάλλει καὶ ἡ ψυχρότης εἰς ἄλληλα, ἀλλὰ δῆλον ὅτι τὸ ὑποκείμενον **). Denn die beſtimmteren Wendungen und abſtracteren Ausdrükke, welche wir hier finden, dürfen wir dem Diogenes ſelbſt nicht zuſchrei-



ſchließen kann, Diogenes noch nicht das Wort grade herausgeſprochen hatte, daß ſein Urſtoff die Luft ſei, ſondern nur im allgemeinen gezeigt, daß es Ein Subſtrat geben, daß dieſes die νόησις in ſich haben, und die Quelle des Lebens ſein müſſe; was es aber ſein möge, darauf hatte er vorhin nur hingedeutet, und Inſtanzen angeführt, woraus es hervorgehen ſollte. Die Stelle ſelbſt nun lautet von jenen Worten an ſo: *καί μοι δοκεῖ τὸ τὴν νόησιν ἔχον εἶναι ὁ ἀὴρ καλούμενος ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων, καὶ ὑπὸ τούτου πάντας καὶ κυβερνᾶσθαι καὶ πάντων κρατεῖν. ἀπὸ γάρ μοι τούτου δοκεῖ ἔθος εἶναι,* 88 worüber ſchon oben geredet iſt, *καὶ ἐπὶ πᾶν ἀφῖχθαι καὶ πάντα διατιθέναι, καὶ ἐν παντὶ ἐνεῖναι· καὶ ἔστι μηδὲ ἓν ὃ μὴ μετέχει τούτου, μετέχει δὲ οὐδὲ ἓν ὁμοίως τὸ ἕτερον τῷ ἑτέρῳ, ἀλλὰ πολλοὶ τρόποι καὶ αὐτοῦ τοῦ ἀέρος καὶ τῆς νοήσιός εἰσιν· ἔστι γὰρ πολυτρόπος καὶ θερμότερος καὶ ψυχρότερος καὶ ξηρότερος καὶ ὑγρότερος καὶ στασιμώτερος καὶ ὀξυτέρην κίνησιν ἔχων, καὶ ἄλλαι πολλαὶ ἑτεροιώσιες ἔνεισι καὶ ἡδονῆς καὶ χροιῆς ἄπειροι. καὶ πάντων τῶν*

Lükke dies weniger bemerklich werden ließ. Eben ſo iſt auch hier noch weniger zu begreifen, wie es an dieſe Stelle kommt. Man muß annehmen, daß dieſes vorher ſchon aufgeſtellte allgemeine Geſez jezt, nachdem der Grundſtoff materiell als Luft beſtimmt iſt, noch einmal wiederholt werde, und daß alſo der Saz ſich weniger auf das unmittelbar vorhergehende bezieht, als vielmehr die ganze Inductionsreihe abſchließt. Und dieſe Wiederholung war um ſo nothwendiger, da er nun noch wegen der Thiere mehr ins Einzelne gehen wollte; wie nun anſchließend an die lezten Worte alſo geſchieht. *ἅτε οὖν πολυτρόπου ἐνούσης τῆς ἑτεροιώσιος πολύτροπα καὶ τὰ ζῶα καὶ πολλὰ, καὶ οὔτε ἰδέαν ἐοικότα ἀλλήλοις οὔτε δίαιταν οὔτε νόησιν ὑπὸ τοῦ πλήθους τῶν ἑτεροιωσίων. ὅμως δὲ πάντα τῷ αὐτῷ καὶ ζῇ καὶ ὁρᾷ καὶ ἀκούει καὶ τὴν ἄλλην νόησιν ἔχει ὑπὸ τοῦ αὐτοῦ πάντα.* Bis hieher iſt offenbar von den Worten *καί μοι δοκεῖ* an alles eine zuſammenhängende und wörtlich angeführte Stelle aus der Schrift des Diogenes. Von dem folgenden aber giebt uns Simplicius wieder nur den Inhalt. Aber gewiß doch vom unmittelbar folgenden; denn da er auch *εἶτα, ἔπειτα μετ' ὀλίγον* ſagt, ſo kann man das *ἐφεξῆς* nicht anders als eigentlich verſtehen. Er fährt nämlich ſo fort: *καὶ ἐφεξῆς δείκνυσι* 89 *ὅτι καὶ τὸ σπέρμα τῶν ζώων πνευματῶδές ἐστι, καὶ νοήσεις γίνονται τοῦ ἀέρος σὺν τῷ αἵματι τὸ ὅλον σῶμα καταλαμβάνοντος διὰ τῶν φλεβῶν, ἐν οἷς καὶ ἀνατομὴν ἀκριβῆ τῶν φλεβῶν παραδίδωσιν* *). Nach dieſer Stelle, auf welche wir ſogleich zurükkommen wollen, fährt Simplicius fort *Ἐν δὴ τούτοις σαφῶς φαίνεται λέγων ὅτι ὃν ἄνθρωποι λέγουσιν ἀέρα, τοῦτό ἐστιν ἀρχή. θαυμαστὸν δὲ ὅτι κατὰ*

*) Unmittelbar darauf zeigt er daß auch der Saame der Thiere etwas hauchartiges ſei, und daß Empfindungen, Wahrnehmungen entſtehen, indem die Luft mit dem Blute den ganzen Körper durchdringt vermittelſt der Adern, bei welcher Gelegenheit er eine genaue Beſchreibung der Adern mittheilt.

ἑτεροίωσιν τὴν ἀπ' αὐτοῦ λέγων τὰ ἄλλα γίνεσθαι, ἀΐδιον ὅμως αὐτό φησι, λέγων „καὶ αὐτὸ μὲν τοῦτο καὶ ἀΐδιον καὶ ἀθάνατον σῶμα, τῶν δὲ τὰ μὲν γίνεται τὰ δ' ἀπολείπει.“ καὶ ἐν ἄλλοις „ἀλλὰ τοῦτό μοι δῆλον δοκεῖ εἶναι, ὅτι καὶ μέγα καὶ ἰσχυρὸν καὶ ἀΐδιόν τε καὶ ἀθάνατον καὶ πολλὰ εἰδός ἐστι“). Von den beiden hier wörtlich angeführten Stellen nun haben wir, meine ich, keine Art von Gewißheit, daß ſie auf das früher angeführte folgen; denn ſie ſind ganz aus dem Zuſammenhange heraus. Und wenn ich meine Meinung ſagen ſoll, ſo ſcheinen mir dieſe Behauptungen als erſte formale Beſtimmungen des zu ſuchenden allgemeinen Subſtrats vorangeſtellt geweſen, und die Stellen aus jener erſten Gegend der Schrift zu ſein, wo der Grundſtoff noch nicht als Luft beſtimmt war. Denn ſehr gut ſchließt ſich an dieſe lezten Worte jene von uns zuerſt angeführte Stelle, welche anfängt, Denn ohne Verſtand konnte er nicht ſo vertheilt ſein u. ſ. w.

Sehr übereinſtimmend mit dem was im vorhergehenden über die Entſtehung der Empfindung und Wahrnehmung vor-

bung der Adern gebe: so hat uns offenbar eben diese Beschreibung Aristoteles aufbewahrt (Arist. Anim. III, 2) aber, ohnerachtet er anfängt: *Δ. δε ὁ Ἀ. τάδε λέγει*, doch schwerlich wörtlich, da jede Spur des Jonismus fehlt; auch wäre dies gegen die Allegations-Principien des Aristoteles. Ich enthalte mich diese Stelle mitzutheilen, und verweise auf Sprengels Bericht*), der freilich unvollständig ist, und dessen Treue ich nicht verbürgen will. Daß aber die von Aristoteles aufbewahrte Stelle dieselbe ist, welche Simplicius vor Augen hatte, erhellt unwidersprechlich daraus, daß auch in der aristotelischen dasselbe von der Natur des thierischen Samens vorkommt; denn nachdem die Adern bis in die Zeugungstheile herabgeführt worden, schließt die Stelle damit, der dichtere Theil des Blutes werde von den fleischigen Theilen eingesogen; was aber in jene, die Zeugungstheile, eindringe, sei fein, warm und schaumig. Da nun gleich hier Diogenes so sehr ins einzelne ging, denn die Beschreibung ist eine so vollständige Gefäßlehre, als sie damals nur sein konnte: so glaube ich daß auch was Censorinus von ihm anführt (cap. 5, 6 und 9), daß nämlich die Frucht aus dem männlichen Samen allein entstehe, daß das Fleisch sich zuerst bilde, und nach diesem erst Knochen und Sehnen, ebenfalls aus dieser Schrift von der Natur genommen sei und hieher gehöre; denn es bezieht sich auch darauf, die Entstehung aus dem zartesten und hauchartigen und den erst allmähligen Uebergang in das feste und starre darzuthun. Da nun die speciellste Naturbeschreibung und Erklärung sich in der Schrift des Diogenes so nahe an die erste Mittheilung seiner Grundanschauung anschließt, und diese Schleuse einmal geöffnet war, wie können wir sie wieder schließen, und was dürfen wir vermuthen, als daß alles specielle dieser Art, was uns von Diogenes anderwärts überliefert ist, diesem Bestreben das allgemeine durch das besondere zu bewähren in

*) Gesch. d. Arz. I, 468.

dorjenigen Ordnung gefolgt ſei, welche darin liegt, daß er, wie der Zuſammenhang der von Simplicius angeführten Stellen darthut, wo er ins beſondere einging, von dem Menſchen anfing, alſo in der abſteigenden Richtung von dem vollkommenſten Leben zu dem unvollkommnen hinunter ſich bewegte. Daher mußte
91 er zunächſt den Anfang der Seelenthätigkeiten und des Athmens als gleichzeitig ſezen, wie man aus einem freilich etwas verworrenen Bericht ſchließen muß *). Eben ſo genau hängt damit zuſammen, daß er ſich erklären mußte, ob auch den Thieren, ſofern ſie ja athmen, νόησις zukomme. Er vergleicht wegen beſchränkten Wahrnehmens und Denkens ihren Verſtand mit dem Wahnſinn **). Auch mußte ſich zudrängen und dicht an dieſes anſchließen die Rechtfertigung jenes in der erſten Darlegung der Anſicht aufgeſtellten Sazes, daß alle Thiere athmen, und hiervon hat uns auch Ariſtoteles etwas aufbewahrt. Nämlich in der Schrift über das Athmen ſagt er (cap. II), Anaxagoras und Diogenes, welche beide behaupten, alles athme, beſchrieben auch die Weiſe, wie die Fiſche und die Schalthiere athmeten, und

ſei das von der Leere im Munde nicht buchſtäblich zu nehmen, denn Diogenes nehme kein wahrhaft leeres an, ſondern nur leer von Waſſer, meine er, ſei der Mund. Damit hängt zuſammen, was Ariſtoteles im nächſten Abſchnitt berichtet, aber einfältig nennt, daß nämlich Diogenes das Sterben der Fiſche in der Luft daraus erklärt, daß ſie zuviel Luft einſögen, aus dem Waſſer aber nicht mehr als ihnen angemeſſen ſei. — Weiter hinabwärts finden wir, daß auch jener Schein des Lebens in den Aeußerungen der magnetiſchen Kraft die Aufmerkſamkeit des Diogenes auf ſich gezogen. Wenigſtens erwähnt Alex. Aphrod. *) da, wo er von Magneten redet, einer Meinung des Diogenes, daß alle Metalle (*πάντα τὰ ἑλκτά*) Dünſte von ſich gäben, und auch von außen einſögen, einige mehr andere weniger, am meiſten aber Kupfer und Eiſen, aus welcher Hypotheſe er hernach auch das Roſten erkläre; und dies nun mag die lezte Grenze deſſen ſein, wobei es auf die Identität der Luft und der *νόησις* ankam. 92

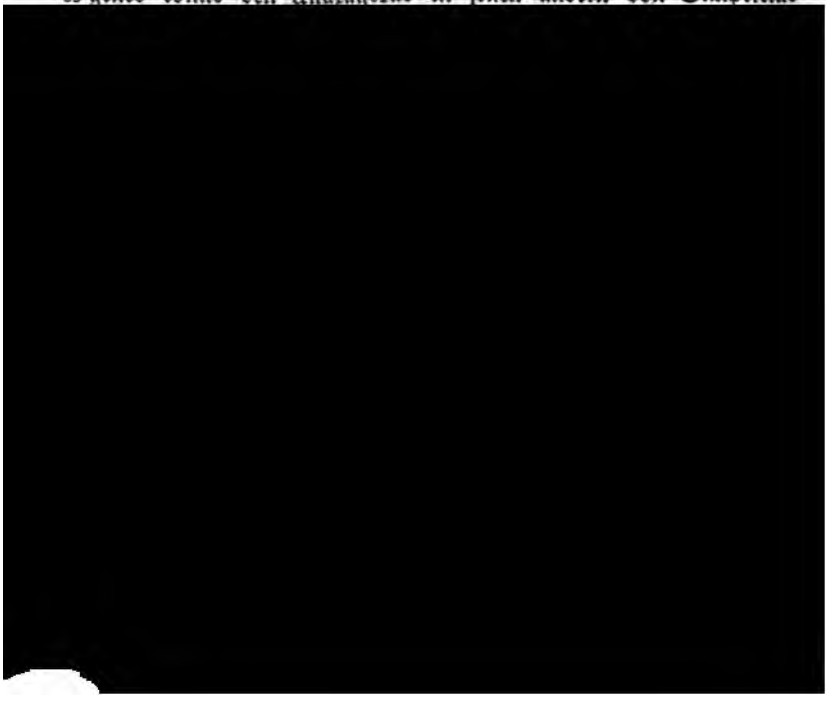
So ohngefähr mag in der Schrift des Diogenes von der Natur derjenige Theil der Darſtellung, der das lebendige umfaßte, und offenbar der erſte war, abgefaßt und angeordnet geweſen ſein, aus welchem auch, gewiß ziemlich zu Anfang, entnommen iſt was Ariſtoteles **) berichtet, Diogenes behaupte, die Seele ſei Luft, und zwar ſei dieſe deshalb erkennend, weil ſie das erſte ſei, und alles andere aus ihr, bewegend aber deshalb, weil ſie das feintheiligſte ſei. Denn jenes beſtimmtere und aus ſpäterer Hand überlieferte ***), das regierende der Seele ſei in der arteriellen Herzkammer, welche mit Luft angefüllt ſei, mag, zumal Diogenes doch auch Luft im Kopf annahm, wol nicht ganz ohne Mißverſtand ſein. — Auf dieſe Darſtellung mag nun die andere gefolgt ſein, in welcher gezeigt ward, wie die leblo-

*) Quaest. nat. II, 23. fol. XVIII. **) de anima I, 2.
***) de plac. phil. IV, 5 und 16.

ſen körperlichen Dinge aus der Luft durch Verdünnung und Verdichtung entſtänden. Aber wie auch dieſe, von der wir freilich wenig wiſſen, mag geordnet geweſen ſein, und wie man in ſie verweiſen will was uns von ſeiner Erd- und Himmelskunde theils derſelbe Alexandros berichtet *), theils in vielen einzelnen Stellen zerſtreut vorkommt in den Büchern de plac. philos. **) und was ich nicht dieſes Orts halte alles aufzuzählen: müßte, falls Diogenes den Anaxagoras gekannt und ihm anderes nachgeſchrieben hat, müßte nicht in ſeiner Schrift, wenn irgend eine Spur von einer Haltung und Ordnung darin ſoll geweſen ſein, auch ſchon dem erſten Anfang des ſpeciellen, den uns Simplicius genau angiebt, die Widerlegung jenes anaxagor. Sazes, daß die Luft ein μίγμα ſei, vorangegangen ſein, und da Simplicius bis hieher wenigſtens aufmerkſam geleſen hat, ſollte er eine ſolche Merkwürdigkeit wol überſehen oder verſchwiegen haben?

Beweiſe aus dem, was jemand nicht ſagt, ſind freilich immer etwas mißlich; und da noch die Ausflucht übrig bleibt, Dio-

93 genes könne den Anaxagoras in jenen andern von Simplicius



ſchritt? Tritt uns nicht Anaxagoras, wenn wir ihn unmittelbar an Anaximenes knüpfen, ganz unhiſtoriſch, wie ein deus ex machina entgegen, als habe er den Geiſt, und noch dazu ganz fertig und rein gewaſchen von aller Materie, gleichſam erfunden? Spricht ſich nicht in dem ganzen Ton der erſten Säze des Diogenes aus, er bringe dieſes als etwas ganz neues auf die Bahn, daß man bei Beſtimmung der ἀρχὴ auch die Erklärung der νόησις ſich zur Aufgabe machen müſſe, und daß er eben hierdurch über ſeinen Vorgänger Anaximenes hinausgehe? Nicht aber, als ob er zum Anaxagoras ſagen wolle, ich brauche deinen beſondern νοῦς nicht, ich habe ihn ſchon in meiner ἀρχὴ drin? Ferner, da die anaxagoreiſche Lehre von den Homöomerien, wie man ſie, wahrſcheinlich ihm gar nicht zu Danke, genannt hat, offenbar auf der Anſchauung des Aſſimilationsprozeſſes der organiſchen Körper beruht, iſt dies nicht auch eine ſpätere und künſtlichere Betrachtungsweiſe, als wir ſie bei Diogenes finden? Kurz, alles tritt zuſammen, um uns dahin zu beſtimmen, daß wir den Diogenes, wenn nicht ganz deutliche und ſichere Zeugniſſe dagegen auftreten, unmittelbar an den Anaximenes anzuknüpfen haben, ganz unabhängig von Anaxagoras, und ſo daß er nicht einmal etwas von ihm gewußt hat. Solche Zeugniſſe habe ich aber bis jezt nirgend gefunden, außer jenes eine bei Simplicius, daß er der jüngſte unter den Phyſiologen ſei, und dem Anaxagoras und Leucippus nachgeſchrieben habe. Von den Lebensumſtänden des Mannes wiſſen wir nichts, außer was Laertius aus dem Demetrius Phal. berichtet, daß auch er des Neides wegen in Athen in großer Gefahr geſchwebt habe; ſonſt ſagt auch dieſer nur, Diogenes treffe der Zeit nach κατὰ Ἀναξαγόραν, und es wird ſehr ungewiß, ob die Ausſage des Simplicius, daß er der jüngſte ſei, auf einer wirklichen Tradition ruht oder nur Vermuthung iſt. In den einzelnen Berichten wird er unzählig oft mit dem Anaximenes zuſammengeſtellt, und es ſind nur einige neuere, die ihn ohne alle Autorität zu einem Schü-

ler oder gar Nachfolger des Anaxagoras machen wollen. Jener Ausſpruch bei Simplicius aber beweiſet dann immer nur, daß der von dem er herrührt, viel übereinſtimmendes gefunden in den Aeußerungen des Anaxagoras und des Diogenes. Da derſelbe aber eben das auch findet zwiſchen Diogenes und Leucippus: ſo erkennen wir in ihm einen ſolchen der vorzüglich auf die einzelnen Hypotheſen zur Erklärung der Lufterſcheinungen geſehn hat, wobei für wiſſenſchaftliche Anſchauung und Combination noch wenig vorbereitet war, dergleichen aber in jenen pſeudogaleniſchen und pſeudoplutarchiſchen Schriften von allen alten Philoſophen in großer Anzahl angeführt werden, und ſo daß auch die in den Principien am meiſten verſchiedenen in einzelnen Erklärungen dieſer Art oft zuſammentreffen. Vielleicht iſt nun, wenn Simplicius jenes Urtheil nicht anders woher entlehnt hat, hiebei beſonders Rükkſicht zu nehmen auf die Lehre von dem ſogenannten Wechſel der vergänglichen Welten, in welcher Anaxagoras, Leucippus und Diogenes vom Stobäus übereinzuſtimmen gemeldet werden. Auf dieſe war Simplicius beſonders auf-

ſo: *ἰστέον ὡς γέγραπται πλείονα τῷ Διογένει τούτῳ συγγράμματα, ὡς αὐτὸς ἐν τῷ περὶ φύσεως ἐμνήσθη, καὶ πρὸς φυσιολόγους ἀντειρηκέναι λέγων, οὓς καλεῖ καὶ αὐτὸς σοφιστὰς, καὶ μετεωρολογίας γεγραφέναι, ἐν ᾗ καὶ λέγει περὶ τῆς ἀρχῆς εἰρηκέναι, καὶ μέντοι καὶ περὶ ἀνθρώπου φύσεως.* Freilich klingt das wol, als habe Diogenes von einer beſonderen Schrift gegen die Phyſiologen geredet, und als erwähne er einer beſonderen Meteorologie. Allein ganz entſchieden geht es doch nicht hervor, und man wird eher geneigt zu glauben, Simplicius habe die bezogene Aeußerung des Diogenes mißverſtanden, da ſeine Auslegung derſelben ſo durchaus nicht wahrſcheinlich iſt. Denn was konnte die Schrift gegen die Phyſiologen anders enthalten haben, als Widerlegung anderer Hypotheſen über die *ἀρχή*? Und dieſe ſollte er von der Ausführung ſeiner eigenen ganz getrennt und in einer eigenen Schrift vorgetragen haben, in der er doch überall, wenn man ſich nicht eine rein dialektiſche Widerlegung denken will, die damals wol nicht möglich war, wieder auf ſeine Grundſäze zurükkommen mußte? Gewiß wird für jene Zeit jedermann natürlich finden, daß er in eben dieſer Schrift über die Natur, welche in einem, wie man aus allem ſchließen muß, ſehr mäßigen Umfang eine nach Art und Maaß jener Zeit durchgeführte Darſtellung auch vieles einzelnen enthielt, zugleich was ihm von andern ſeiner Anſicht widerſprechenden Syſtemen bekannt worden, kürzlich wird widerlegt haben. Eben ſo mit der Meteorologie. Haben nicht die vorſokratiſchen Naturforſcher alle in ihren Büchern von der Natur auch dieſe Gegenſtände abgehandelt? War nicht nach dem eigenen Bericht des Simplicius auch in eben dieſer Schrift des Diogenes viel zoologiſches einzelnes angeführt? und ſieht man nicht in den angeführten Stellen deutlich genug auch das meteorologiſche angelegt, ſo daß es nach Belieben ins einzelne konnte ausgeſponnen werden? Und dennoch ſollte er noch eine beſon-

dere Meteorologie *) geſchrieben haben, da er doch über dieſe Dinge, alle Nachrichten zuſammen genommen, gewiß nicht ſoviel gewußt, als über die Adern, denen er ja auch keine eigne Schrift gewidmet, ſondern den ganzen Reichthum in dieſe von der Natur ausgegoſſen hat? Und in jener Meteorologie ſollte er auch wieder von dem Grundweſen gehandelt haben, welches in dieſer Schrift abgehandelt iſt, und von der menſchlichen Natur, von der ebenfalls nicht wenig in dieſer Schrift ſteht, ſo daß beide, die polemiſche und die meteorologiſche, doch nur Wiederholungen geweſen wären von der über die Natur? Dies iſt höchſt unwahrſcheinlich in einer Zeit, wo die Philoſophen noch ſo wenig
96 ſchreibſelig waren, daß ſelten einer mehr als eine Schrift hinterließ. Wenn man nun dazu nimmt, daß ſich von mehreren Schriften des Diogenes nirgend ſonſt eine Spur findet: muß man nicht glauben, daß Simplicius die angezogene Stelle mißverſtanden? Das Wie iſt freilich ſchwer nachzuweiſen: und doch, wenn es erlaubt iſt Vermuthungen über eine aus Luft gebaute Schrift mit einer vielleicht auch nur aus der Luft genommenen

II.

Ueber Anaximandros.

Vorgeleſen am 11. November 1811.

Seit geraumer Zeit ſchon hat die hiſtoriſche Kritik mit ſteigendem Erfolge ſich mit den Philoſophemen der Alten beſchäftiget. Man hat beſſer als es ſonſt der Fall war gelernt die Nachrichten zu claſſificiren und jedem Zeugen ſeinen beſtimmten Grad und ſein beſonderes Gebiet von Glaubwürdigkeit anzuweiſen; man hat untergeſchobene Bücher und Stellen von ächten zu unterſcheiden ſich geübt, hat die chronologiſchen Schwierigkeiten aufgefaßt und zum Theil glüklich beſeitiget, und hat den entſtellenden Einfluß ſpäterer Anſichten und Begriffe auf die Darſtellung des früheren abzulenken geſucht. Viele Unterſuchungen von Meiners, Tiedemann und Tennemann und einzelne Arbeiten von Sturz und Fülleborn ſind davon erfreuliche Beweiſe. Eine Menge Nebel ſind vertrieben, und es muß nun weit leichter ſein die Gegenſtände auch der älteſten Zeit in ihrer wahren Geſtalt zu ſehen. Aber freilich dieſes Sehen ſelbſt und die Darſtellung

des geſehenen ſcheint noch nicht die gleichen Fortſchritte gemacht zu haben wie die kritiſche Sonderung, die freilich auch vorangehen muß. Will man ſich von der Denkart eines alten Philoſophen einen zuſammenhängenden Abriß bilden, worin die Richtung ſeiner Forſchungen deutlich zu erkennen iſt, die Hauptpunkte derſelben in einer natürlichen und nothwendigen Verbindung aufgeſtellt und die Grenzen abgeſtekkt ſind, innerhalb deren alle ſeine auch die uns minder bekannten Unterſuchungen ſich müſſen bewegt haben: ſo wird man auch die vorzüglichſten unter den neuern Darſtellungen noch ſehr unbefriedigt aus der Hand legen. Die meiſten verderben ſich das Geſchäft theils dadurch daß ſie weni-
ger die Anſicht eines Alten für ſich darſtellen wollen, ſondern ſich in Vergleichungen einlaſſen mit den ſpätern oder gar mit den noch unter uns geltenden Anſichten und dem eignen Syſtem des darſtellenden, und daß ſie auch die älteſten nach den Forderungen beurtheilen, die wir an einen Philoſophen zu machen gewohnt ſind; theils dadurch daß, wenn ſich eine Einheit in ſeinen Behauptungen nicht auf den erſten Anblikk von ſelbſt auf-

darzulegen, welche ſich mir bei dem Beſtreben in den Weg geſtellt haben, mir ein ſolches anſchauliches Bild zu entwerfen von einem der älteſten unter denen welchen man den Namen Philoſophen beilegt, von dem Mileſier Anaximandros, den man gewöhnlich als den unmittelbaren Schüler des Thales anſieht, ja der bei Diogenes ganz eigentlich die Reihe der ioniſchen Philoſophen eröffnet, indem Thales unter die Sieben, alſo gleichſam in die vorgeſchichtliche Zeit der Philoſophie zurükkgewieſen wird.

Die erſte und wichtigſte Frage iſt nun die, welches eigentlich des Mannes Princip — um mich der Kürze wegen dieſer gewohnten und den Kundigen verſtändlichen Uebertragung des griechiſchen ἀρχὴ zu bedienen, ohnerachtet hier der Ausdrukk Urſtoff mehr Genüge leiſten würde — geweſen ſei. Es ſind hierüber zwei verſchiedene Meinungen im Umlauf. Daß er ein unendliches ἄπειρον als Princip aufgeſtellt, darüber ſind alle einig; aber weiter ſagen einige, er habe dies ſeiner Qualität nach gar nicht näher beſtimmt, andere hingegen, er habe es näher beſtimmt, und zwar als ein Mittelding zwiſchen Waſſer und Luft. Mit dieſen entgegengeſezten Angaben nun befinden ſich unſere neuern Geſchichtſchreiber in großer Verlegenheit, und die meiſten zerhauen den Knoten. Brucker hält es blos mit der erſten, und ſieht die leztere an als Erklärung ſpäterer, welche den unbeſtimmten Aeußerungen des alten Weiſen haben nachhelfen gewollt; offenbar aber berükkſichtigt er zu wenig den Werth der Quellen, woraus die andere Angabe herfließt, und wirft ſie unbilligerweiſe ganz in eines mit völlig ungereimten und leicht zu widerlegenden, wie daß Anaximandros Atomen angenommen habe. Buhle nimmt eben ſo geradezu das andere an, ſein Princip ſei das Mittelding zwiſchen Luft und Waſſer geweſen, und läßt ſich gar nicht merken daß irgend ein Zweifel dagegen obwalte. Tiedemann geht denſelben Weg, doch verſchweigt er die Bedenklichkeiten nicht ganz, überläßt aber dem Leſer ſich ſelbſt aus der Sache zu ziehen. Tennemann macht einen Verſuch beides zu vereini-

gen, der aber wie natürlich ſehr ſonderbar ausfällt. Da nämlich in den Nachrichten der Alten auch die Rede iſt von einem Mittelding zwiſchen Luft und Feuer, welches irgendwo als Princip aufgetreten ſei, ſo meint er, Anarimandros habe ſich unter ſeinem Unendlichen die rein unbeſtimmte Materie an ſich gedacht, deshalb eben habe er ſein Princip nur durch Vergleichungen beſchreiben können, und da er es bald als das eine bald als das andere Mittelding bezeichnet: ſo habe er es beſtimmt und auch nicht beſtimmt, und daher hätten einige das eine berichten können, und andere das andere. Eben ſo vereinigt er noch einen andern Widerſpruch, auf den wir bald kommen werden.

Wenn man davon ausgeht, daß Anarimandros des Thales Schüler geweſen: ſo hat es viel für ſich anzunehmen, ſein Unendliches ſei der Qualität nach jenes Mittelding zwiſchen Luft und Waſſer geweſen. Hat er nämlich bei dem Prozeß von Verdünnung und Verdichtung, durch den aus dem Waſſer des Thales die anderen Körper entſtehen ſollen, auf die vier empedokleiſchen Elemente, verſteht ſich nicht als auf ſolche aber als auf die

Zeugniſſe ſind offenbar ſehr verſchieden. Einige ſagen ausdrüklich aus, die ἀρχὴ des Anaximandros ſei das Mittelding geweſen zwiſchen Waſſer und Luft. So Simplicius hie und da im Commentar zu den Phyſicis und zu den Büchern de coelo *), Johann. Philopon. **), Themiſtios ***) und nach dem Zeugniß des Simplicius ****) auch Alexand. Aphrodiſ. Andere ſagen ausdrüklich, Anaximandros habe die Natur ſeines ἄπειρον nicht näher beſtimmt; ſo Diogenes Laertius *****), der Pſeudoplutarch †), und nach dem ausdrüklichen Zeugniß des Simplicius in der zulezt angeführten Stelle auch Porphyrios. Eben daſſelbe ſagt endlich auch Simplicius ſelbſt ganz beſtimmt ††), da er die Meinungen der Phyſiologen über ihre eine bewegliche ἀρχὴ eintheilt, ſie könne entweder eine endliche begrenzte πεπερασμένη ſein, wie das Waſſer des Thales oder das Feuer des Heraklitos, oder eine unbegrenzte, und dieſe dann entweder unbeſtimmt, ἀόριστος, wie die φύσις ἄπειρος des Anaximandros, oder beſtimmt, wie die Luft des Anaximenes und des Diogenes Apolloniates; ſo der falſche Origenes †††) und eben ſo Euſebios ††††) aus den στρώματα des Plutarchos. Auffallen muß hier jedem ganz vorzüglich, daß die Ausleger des Ariſtoteles nicht alle auf einer Seite ſtehen, ja daß die Ausſagen des Simplicius ſogar unter ſich im Widerſpruch ſtehen. Dieſes wäre freilich begreiflicher, wenn, wie die Neuern behaupten, Ariſtoteles ſelbſt in Abſicht auf den Anaximandros ſich widerſprochen hätte; denn warum ſollte es doch dem Schüler beſſer ergehen als dem Meiſter? Allein die Wahrheit iſt, daß niemand eine Stelle nachgewieſen, und auch mir iſt keine vorgekommen, wo Ariſtoteles jenes Mittelding ausdrüklich dem Anaximandros zuſchriebe; ſondern

*) Simpl. ad Phys. fol. 105 a., fol. 107 a. b. de Coelo fol. 151 a.
) ad Arist. de gen. et corr. fol. 3. *) in Arist. Phys. fol. 30.
****) ad Phys. fol. 32. *****) II, 1. †) de plac. phil. I, 13.
††) ad Phys. fol. 6 a. †††) Philosoph. cap. VI.
††††) Praep. evang. I, 8.

dern wo er davon redet, daß dieſes Mittelding zwiſchen Luft und Waſſer, oder auch unbeſtimmt eine Natur *παρὰ τὰ στοιχεῖα*, als Urſtoff angenommen worden *), da nennt er nirgends einen Urheber, und nach einer Stelle des Simplicius **) ſcheint Alex. Aphrod. zuerſt und vorzüglich dieſe Stellen auf den Anaximandros bezogen zu haben. Es mag alſo wol dieſe Autorität ſein, der hernach die andern Commentatoren und hie und da Simplicius ſelbſt gefolgt ſind. Mit welchem Recht, dieſes zu entſcheiden haben wir wol ſchwerlich einen andern Weg, als wenn wir auszumitteln ſuchen, ſoviel wir können, welches wol des Ariſtoteles Meinung von des Anaximandros Princip geweſen ſei.

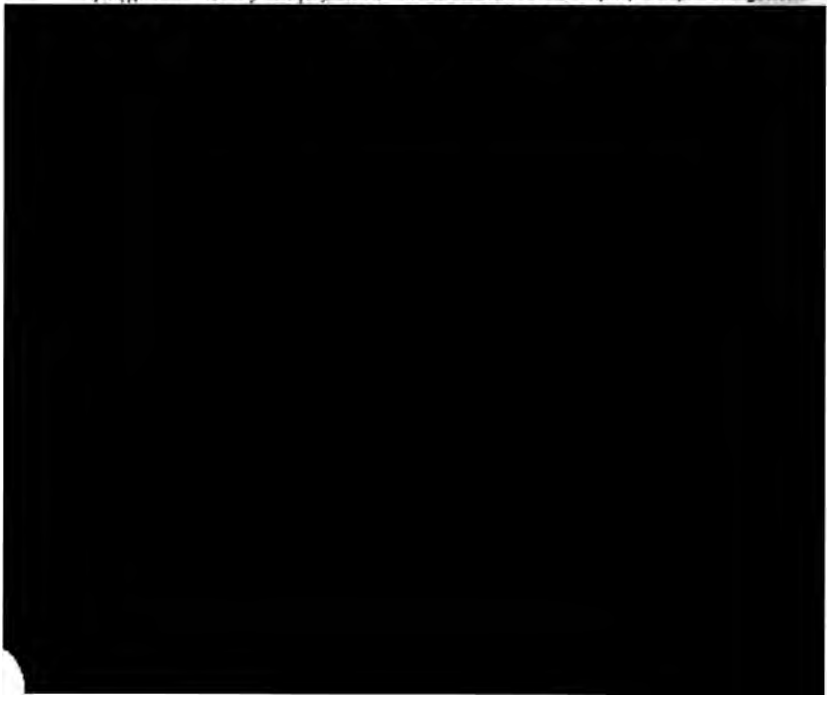
Daß Ariſtoteles nirgend, wo er von jenem Mitteldinge redet, des Anaximandros erwähnt, da er den Mann doch ſonſt nicht verläugnet, könnte freilich ſchon an ſich unwahrſcheinlich machen daß er ihm die Erfindung zugeſchrieben, allein auf der andern Seite ſagt er auch nirgend das andere, daß Anaximandros ſein Unendliches gar nicht näher beſtimmt habe; alſo müſſen wir der Sache auf andere Weiſe näher zu treten ſuchen.

Unendlichkeit beilegen. Ja man könnte ſagen, dieſer Tadel treffe vorzüglich den Anaximandros, den er vorher *) an die Spize derer geſtellt hatte, welche behaupteten, das Unendliche müſſe Prin- 102
cip ſein. An demſelben Ort **) ſagt er, einige ſezen den unendlichen Urſtoff, aus dem ſie alles andere erzeugten, als ein von den Elementen verſchiedenes, aus dem Grunde weshalb er überhaupt nichts in der Wahrnehmung ſelbſt vorkommendes ſein dürfe, weil nämlich ſonſt das gleichartige entgegengeſezte, wenn alſo das Waſſer Urſtoff wäre und unendlich, dann das Feuer, von dem Unendlichen müßte verzehrt werden und alſo gar nicht könnte vorhanden ſein. Hier aber erwähnt er nicht einmal das Mittelding zwiſchen Waſſer und Luft ausdrükklich, noch weniger den Anaximandros; dennoch bezieht Simplicius ***) auch dieſe Stelle auf unſern Mann, welches man um ſo mehr bewundern möchte, da ſein beſtändiges Stichblatt Johannes Philoponos faſt daſſelbe gethan. Nämlich an einer andern Stelle ****) ſagt Ariſtoteles, einige nähmen einen gemeinſamen von den vier Elementen verſchiedenen Grundſtoff (ὕλην) an, der aber doch auch körperlich ſein ſolle und für ſich darſtellbar (χωριστήν), und tadelt dieſes, weil ein ſolcher ja doch auch nicht könne ohne Gegenſaz ſein; dieſes nun bezieht Johannes Philoponos auf den Anaximandros, und bringt ausdrükklich, vermöge ſeiner Chriſtlichkeit darauf, dieſer Tadel gehe nur auf die Körperlichkeit einer ſolchen unendlichen ἀρχή. Dem ſei nun wie ihm wolle, hätte Ariſtoteles geglaubt, das Princip des Anaximandros ſei ein unkörperliches: ſo wäre es hier ſehr an der Stelle geweſen, deſſelben als Ausnahme zu erwähnen. Daß Ariſtoteles das Princip des Anaximandros ebenfalls für ein körperliches, alſo für einen Grundſtoff angeſehen, beſtätigt ſich auch durch eine andere Zu-

*) Phys. III, 4. Ed. Casaub. 214 A. wo ſogar eine wörtliche Anführung des Anaximandros ſteht, nur daß ſie leider in indirecter Rede völlig aufgelöſet iſt. **) Phys. III, 5. pag. 215 A.

) ad Phys. fol. 111 a. b. *) de gen. et corr. II, 1.

ſammenſtellung, die auch Tennemann *) ſchon gemacht hat. Nämlich Phyſ. III, 5 führt Ariſtoteles fünf Gründe an, weshalb überhaupt ein Unendliches angenommen werde. Unter dieſen iſt auch der, daß ſo allein Erzeugung und Untergang nicht ausgehe **). Kurz darauf ***) wiederholt er dieſe Gründe noch einmal widerlegend, und ſagt beſonders, auch aus dieſem Grunde ſei kein unendlicher wahrnehmbarer Körper nothwendig. Nun ſtimmen mehrere Zeugniſſe überein, daß grade dieſes der Grund
103 geweſen, weshalb Anaximandros ſeinem Princip die Unendlichkeit beigelegt habe ****), und zwar ſo daß man glauben muß, es liege in den Worten des Ariſtoteles ſelbſt eine Anſpielung auf eigne Worte des Anaximandros. Es wird daher ſehr wahrſcheinlich, daß Ariſtoteles das Unendliche des Anaximandros als einen wahrnehmbaren Körper darſtellen will; und da offenbar nicht als eines von ſeinen vier Elementen, ſo folgt als ein jenſeit derſelben zu ſuchendes *παρὰ τὰ στοιχεῖα*. Körperlich alſo war nach Ariſtoteles die *ἀρχὴ* des Anaximandros gewiß, ein Grundſtoff, aus welchem ſich alles andere entwikkelt hat, nicht ein Prin-



Daß aber eben ſo gewiß Ariſtoteles dieſen Grundſtoff unſeres Mannes weder für eines der vier Elemente gehalten, noch für jenes Mittelding, das läßt ſich aus der eben angeführten Stelle auf das deutlichſte darthun. Er theilt nämlich ein und ſagt, Einige nämlich der Phyſiker ſezen das Seiende als Eins, nämlich einen zum Grunde liegenden Körper, entweder von den drei Elementen einen — denn daß die Erde keiner zum Urſtoff angenommen, ihrer Unbeweglichkeit wegen, hatte er ſchon bemerkt — oder einen andern, der dichter iſt als Feuer, dünner aber als Luft, und erzeugen das übrige, indem ſie durch Verdichtung und Verdünnung das Viele entſtehen laſſen." Dieſes dichtere als Feuer und dünnere als Luft iſt nun freilich nicht das von andern dem Anaximandros gewöhnlich zugeſchriebene, und von Ariſtoteles auch anderwärts angeführte Mittelding, ſondern dieſes 104
ſteht eine Stufe tiefer zwiſchen Luft und Waſſer. Simplicius fügt in der hieher gehörigen Stelle des Commentars *) nur ganz einfach hinzu, Oder wie er anderwärts ſagt, dichter als Luft und dünner als Waſſer; und in der That, für die Sache macht es keinen Unterſchied. Das zweite hieher gehörige Glied nun lautet ſo **): Andere aber, Phyſiker nämlich, ſcheiden aus ihrem Einen, welches hier leider wieder unbeſtimmt gelaſſen wird, die darin befindlichen Gegenſäze aus, wie Anaximandros ſagt, und erzeugen alſo auf dieſe Art das übrige Viele aus dem Einen zum Grunde liegenden Urſtoff. Wenn alſo nach Ariſtoteles vermittelſt des Mittelding̃es, und hier muß wirklich ganz

nur σώματι, wenn gleich dies leztere überflüſſig ſcheint; denn nicht viel anders ſteht es in der hierzu gehörigen Stelle des Ariſtoteles Phys. I, 4, οἱ μὲν ἓν ποιήσαντες τὸ ὂν σῶμα τὸ ὑποκείμενον ἢ τῶν τριῶν τι ἢ ἄλλο ὃ ἐστιν πυρὸς μὲν πυκνότερον, ἀέρος δὲ λεπτότερον, τἆλλα γεννῶσιν πυκνότητι καὶ μανότητι πολλὰ ποιοῦντες, wenn nicht auch hier ſtehen ſoll σῶμά τι ὑποκ. was im Zuſammenhange mit dem Ende des vorigen Kapitels beſſer ſcheint. *) fol. 32.

**) Phys. I, 4. οἱ δὲ ἐκ τοῦ ἑνὸς ἐνούσας τὰς ἐναντιότητας ἐκκρίνουσιν ὥσπερ Ἀναξίμανδρός φησι.

gleichgültig ſein ob dieſes zwiſchen Luft und Waſſer liegt oder zwiſchen Luft und Feuer, eben wie vermittelſt eines der Elemente als Urſtoff nur auf dem Wege der Verdünnung und Verdichtung von den alten Phyſikern erzeugt wird; Anaximandros aber ausdrükklich nicht ſo, ſondern durch Ausſcheidung der Gegenſäze aus ſeinem Einen erzeugt haben ſoll: ſo kann Ariſtoteles ihm jenes Mittelding nicht als Urſtoff zuſchreiben. Tennemann ſagt zwar *), Ariſtoteles ſchreibe dem Anaximandros beide Erzeugungsarten zu; allein in der einen Stelle iſt er eben nicht genannt, und ſie iſt nur durch eine unrichtige Combination auf ihn bezogen. Es iſt daher ein ganz vergeblicher Verſuch, beide Erzeugungsarten, die Ariſtoteles ausdrükklich einander entgegenſezt, mit einander vereinigen zu wollen, wie er denn auch ſehr unbefriedigend ausgefallen iſt. Simplicius hat auch hier ganz recht geſehen, und bemerkt ausdrükklich **), man ſehe aus den Worten des Ariſtoteles ſelbſt, der ja den Urheber des Mittelding unter die durch Verdichtung erzeugenden ſeze, den Anaximandros aber auf eine andere Weiſe erzeugen laſſe, daß nach ihm jenes Zwiſchenweſen

daſſelbe auch von ſeinen Werken überhaupt. Das erſte Buch ſeines Commentars über die Phyſica iſt unſchäzbar, ſowol als Quellenſammlung, als wegen des Reichthums geſunder Anſichten und Urtheile; weiterhin finden ſich weit ſparſamer Anführungen deſſen was ihm von den Schriften der älteren noch vorlag oder ſonſt bekannt war, ſondern er hat neben ſeinem Grundtext nur, wie man deutlich ſieht, die bedeutendſten der früheren Ausleger vor ſich liegen, an welche er ſich mehr oder weniger vergleichend, prüfend, widerlegend anſchließt. Auch hier bleibt er immer ſchäzbar, weil grammatiſche Kritik und Interpretation mehr heraustreten; nur für den philoſophiſchen Geſchichtsforſcher iſt er bei weitem unbedeutender. Daher findet ſich in dem Commentar zum erſten Buch von der Natur die ganz richtige Anſicht von dem unendlichen Princip des Anaximandros, ſowol da wo er zuerſt von ihm redet *), als auch an der zulezt angezogenen Stelle. An dieſer bemerkt er zugleich, wie troz der von ihm angeführten und anerkannten Gründe dennoch Alex. Aphrod. dem Anaximandros jenes Mittelding zuſchreibe, und tadelt ihn desfalls. Späterhin aber im Commentar zu Phys. III, 4 und 5 **) ſchreibt er dem Alexandros unbedacht aber auch, wie man nicht überſehen darf, nur beiläufig den früher widerlegten Irrthum nach. Daſſelbe geſchieht auch in dem Commentar zu den Büchern vom Himmel, in welchem er es nächſt dem Johannes Philoponos zumal weiterhin, wo auch ſolche Stellen am meiſten vorkommen, vorzüglich mit dem Alexand. Aphrod. zu thun hat. — Alſo dieſer ariſtoteliſchen Stelle, die ſo deutlich ſpricht und den Anaximandros gradezu nennt, und dem dieſe Stelle würdig beachtenden Simplicius, wollen wir trauen und beide zum Grunde legend für gewiß annehmen, Ariſtoteles habe jenes Zwiſchenweſen

*) fol. 6 a.

**) fol. 107. τοιοῦτον γὰρ Ἀναξίμανδρος τὸ μεταξὺ πυρὸς καὶ ἀέρος ἄπειρον ἀρχὴν ἐτίθει, κ. τ. λ.

106 nicht für die ἀρχὴ des Anaximandros gehalten; nicht aber wollen wir uns von dem ſchon nachläſſig gewordenen und vom Alexandros verführten Simplicius ſelbſt wieder verführen laſſen, daß wir vom Ariſtoteles gegen ſeine eigne deutliche Erklärung glauben ſollten, er meine den Anaximandros, wenn er von jenem Mitteldinge redet. — Wir dürfen aber auch nicht verſchweigen, was wol diejenigen am meiſten für ſich haben, die dennoch behaupten wollen, Ariſtoteles habe das eine eben ſo beſtimmt ausgeſagt als das andere. Mir ſcheint es dieſes zu ſein. Phyſ. III, 14 *) ſagt er, mit Recht ſezen die Phyſiker das Unendliche als ἀρχή. Denn es könne weder umſonſt ſein, noch könne ihm irgend ein anderes Vermögen einwohnen, als nur als Princip. Denn alles ſei entweder Princip oder von dem Princip her, für das Unendliche aber könne es kein Princip geben. Denn ſonſt hätte es auch eine Grenze. Ferner ſezen ſie es als unerzeugt und unzerſtörbar, eben weil es Princip ſei. Denn das gewordene nehme nothwendig auch ein Ende, und ein Ende gebe es auch für jede Zerſtörung. Darum **) wie geſagt, ſcheint

Anaximandros ſind, wer wird ſich wol weigern, auch die früheren aus dem ariſtoteliſchen Stile ganz heraus gehenden *καὶ περιέχειν ἅπαντα*, *καὶ πάντα κυβερνᾷν* für Worte des Anaximandros anzuerkennen? Vergleicht man nun hiermit eine andere Stelle wo Ariſtoteles von jenem Zwiſchenweſen alſo redet *), Denn einige legen nur Ein Element zum Grunde, und unter
107 dieſen einige das Waſſer, andere die Luft, andere das Feuer, andere ein dünneres als Waſſer und dichteres als Luft, welches, wie ſie ſagen, alle Himmel umgiebt: ſo kommt nun hier jenes *περιέχειν ἅπαντα* wieder; und da er unmittelbar fortfährt, Die nun unter dieſen als jenes Eine das Waſſer ſezen oder die Luft oder das zartere als Waſſer und dichtere als Luft, und dann hieraus durch Verdünnung und Verdichtung das andere erzeugen, dieſe merken nur nicht daß ſie etwas anderes vor dem Element annehmen: ſo ſcheint auch hier Anaximandros angeſpielt, und ihm alſo ſowol jenes Zwiſchenweſen als auch die Erzeugungsart durch Verdünnung und Verdichtung beigelegt zu ſein. Allein dies heißt offenbar zuviel aus dem bloßen *περιέχειν* ſchließen. Ja wenn noch der wenigſtens etwas individuellere Ausdrukk *κυβερνᾷν* es begleitete, oder ſonſt noch eine Erinnerung aufzuzeigen wäre an die anaximandriſchen Worte der obigen Stelle! Aber jener Ausdrukk *περιέχειν* allein kommt gar zu häufig wieder in allen alten kosmogoniſchen Vorſtellungen, und kann jedem eben ſo gut zugehören, als dem Anaximandros. Darum kann man aus dieſer Stelle nichts erweiſen, und jener Ausdrukk kann nicht eben dieſes auch nur im mindeſten aufwiegen, daß Ariſtoteles hier ganz beſtimmt jenes Zwiſchenweſen mit der Verdünnung und Verdichtung zuſammenſtellt, dem Anaximandros aber dieſe Erzeugungsart anderwärts beſtimmt abgeſprochen hat.

*) de Coel. III, 5. *ἔνιοι γὰρ ἓν μόνον ὑποτιθέντες, καὶ τούτων οἱ μὲν ὕδωρ, οἱ δὲ ἀέρα, οἱ δὲ πῦρ, οἱ δὲ ὕδατος μὲν λεπτότερον, ἀέρος δὲ παχύτερον, ὃ περιέχειν φασὶ πάντας τοὺς οὐρανοὺς ἄπειρον ὄν.*

Die Frage, wem denn wol, wenn nicht dem Anaximandros, Aristoteles jenes Mittelding, zu dem er den Urheber niemals nennt, möge zugeschrieben haben, kann uns hier nur beiläufig beschäftigen. Jene alte Theorie, die nur Ein Princip zum Grunde legt, ist geschichtlich auf einen so bestimmten und leicht zu durchlaufenden Raum beschränkt, daß man glauben muß, es könne nicht schwer zu entdekken sein, wen er gemeint habe. Da man offenbar mit seinen Vermuthungen in der ionischen Schule bleiben muß: so weiß ich nichts anders aufzustellen, als dieses. Ich habe zwar anderwärts *) gezeigt, daß auch dem Diogenes von Apollonia jenes Zwischenwesen nicht könne als sein Urstoff beigelegt werden, weil er mit dem Anaximenes der Luft diesen Plaz anwies; dennoch ist es leicht möglich, daß Aristoteles wo er die-
108 ses Zwischenwesen anführt, keinen andern gemeint hat. Denn wir haben gesehen, daß Diogenes sehr bald in seinem Werk auf das einzelne überging, und sich mit diesem am meisten beschäftiget hat. Nun aber ist aus einigen Spuren wahrscheinlich, daß er als specielles Princip des organischen Daseins eine warme Luft annahm, wie sie beim Athmen, welches ihm die ursprüng-

ſchen Luft und Waſſer. Doch dieſes ſei nur angenommen, bis jemand etwas beſſeres mittheilt.

Näher aber liegt uns die Frage, wenn das Unendliche des Anarimandros eine körperliche ἀρχὴ war, aber weder ein Element noch ein Mittelding zwiſchen zwei Elementen: was war es denn? Ariſtoteles tadelt *) diejenigen, die einen von den vier Elementen verſchiedenen, doch aber körperlichen und für ſich darſtellbaren Grundſtoff annehmen, weil ein ſolcher als wahrnehmbar nothwendig unter dem Gegenſaz ſtehen müſſe. Nun aber geſteht Ariſtoteles dem Anarimandros ſelbſt zu **), daß er aus ſeinem Urſtoff durch Ausſcheidung der Gegenſäze die andern Dinge erzeuge, kann ſich alſo auch der unmittelbaren Folgerung ſchwerlich entziehen, daß dieſer Urſtoff, als ſämmtliche Gegenſäze in ſich befaſſend, nicht ſelbſt wieder einen Gegenſaz außer ſich haben könne. Hat er nun den Anarimandros hier nicht mit widerlegen gewollt, ſo daß deſſen Urſtoff nach ihm zwar als körperlich, vielleicht auch als für ſich beſtehend, χωριστόν, gewiß aber nicht als in die Wahrnehmung fallend, αἰσθητόν, müſſe angeſehen werden? Oder will er ihn hiermit widerlegt haben: ſo muß er ihm das lezte andichten. Denn in der Sache liegt das Gegentheil; denn was alle Gegenſäze in ſich befaßt und aus ſich ausſcheidet, das kann zwar in gewiſſem Sinne als körperlich und als für ſich beſtehend, in keinem Sinne aber als ſinnlich wahrnehmbar gedacht werden oder gar aufgezeigt in der Erfahrung, weil nur ausgeſchiedenes und unter dem Gegenſaz begriffenes kann wahrgenommen werden. An einer andern Stelle ***) widerlegt Ariſtoteles den unendlichen Grundſtoff, der ſelbſt eines von den Elementen ſein ſoll, dadurch, daß dieſer die drei andern ihm entge-

*) de gen. et corr. II, 1. ἀλλὰ οἱ μὲν ποιοῦντες μίαν ὕλην παρὰ τὰ εἰρημένα, ταύτην δὲ σωματικὴν καὶ χωριστὴν, ἁμαρτάνουσιν. ἀδύνατον γὰρ ἄνευ ἐναντιώσεως εἶναι τὸ σῶμα τοῦτο αἰσθητὸν ὄν.

**) In der oben angezogenen Stelle, Phys. I, 4.

***) Phys. III, 5.

gengeſezten, aber nur endlichen durch ſein Uebergewicht aufreiben müßte; ſo daß ſie neben ihm gar nicht könnten gefunden werden. Den von den Elementen verſchiedenen unendlichen Grundſtoff aber läßt er deshalb nicht gelten, weil es keinen einfachen Stoff gebe außer den vier Elementen; denn woraus die Dinge entſtänden, darin müßten ſie auch wieder aufgelöſt werden; es werde aber ein ſolcher Körper nicht wahrgenommen als Reſultat der Auflöſung der Dinge. Hiedurch nun müßte Anaximandros, deſſen Grundſtoff von den vier Elementen gewiß verſchieden war, offenbar mit widerlegt werden, wenn er einen wahrnehmbaren Grundſtoff geſezt hätte. Nun aber hat uns Simplicius ein Fragment des Anaximandros aufbewahrt, das einzige, ſoviel mir bewußt iſt, abgerechnet die wenigen Brokken, welche man aus jenen Stellen des Ariſtoteles doch nur unſicher herſtellen kann, in welchem aber unſer Mann denſelben Grundſaz ausſpricht, zu dem ſich Ariſtoteles hier bekennt; ob Simplicius es aus eigner Anſicht ſeines Buches habe oder nur vermittelſt des Theophraſtos, mag unentſchieden bleiben. Es lautet aber *) ſo, „Woher das,

der einen Seite weder ein rein unkörperliches war, noch auf der andern eines von den vier Elementen, die Aristoteles als wahrnehmbare einfache Stoffe ansieht: worauf führt uns dies natürlich? Daß das wahrnehmbare nicht ohne Gegensaz könne gedacht werden, ist zu leicht und einfach, und liegt offenbar dem zu nahe, der grade die Erzeugung aller endlichen Dinge als Entstehung von Gegensäzen ansieht, als daß er es könnte übersehen haben. Was bleibt übrig, als daß Anaximandros dem Aristoteles, wenn er sich mit ihm hätte unterreden können, zwar würde zugegeben haben, sein Urstoff sei ein körperliches, weil er ihn nämlich, um mit des späteren Mannes Worten zu reden, mehr wie die materielle Ursach aller Dinge beschrieb, als wie die formale, und keine fremde formale zu Hülfe nahm, wiewol er sich sein Unendliches auch gewiß in seinem Hervorbringen nicht abgesondert dachte von dessen ewiger Bewegung, die ihm doch die formale Ursache der Dinge war, wie Simplicius ausdrücklich sagt daß des unendlichen Wesens ewige Bewegung ihm die Ursache sei der Entstehung der Dinge *); daß er ihm ferner vielleicht auch eingeräumt hätte, sein Urstoff sei für sich bestehend, *χωριστή*, in so fern er nämlich nicht in irgend einem der uns vorliegenden Dinge so enthalten sei wie etwa nach Aristoteles das allgemeine in dem besonderen und einzelnen enthalten ist, außer diesen aber nirgend anzutreffen, wiewol er sich wol auch hier würde vorbehalten haben die Nicht-Trennbarkeit des Urstoffs von der Bewegung, die ja eben deshalb eine ewige war, und also gesagt haben würde, in so fern sei der Urstoff nicht für sich darstellbar; daß er sich aber dem Aristoteles auf keine Weise würde dazu verstanden haben, ihm seinen Urstoff in der Auflösung und Zerstörung der Dinge sinnlich nachzuweisen, wie sich

*) Comment. in Phys. fol. 9 b. *ἄπειράν τινα φύσιν ἄλλην οὖσαν τῶν τεσσάρων στοιχείων ἀρχὴν ἔθετο, ἧς τὴν ἀΐδιον κίνησιν αἰτίαν εἶναι τῆς τῶν ὄντων γενέσεως ἔλεγε.*

das Feuer ſinnlich darſtellt aus anderem in der Verbrennung, und das Waſſer in der Verdunſtung. Sondern er würde gradehin und unbeſchränkt geläugnet haben, ſeine ἀρχὴ ſei kein ſinnlich wahrnehmbares, αἰσθητόν, wie jene ſogenannten Elemente, die jedes an dem andern ſchon ſeinen Gegenſaz außer ſich haben,
111 wie ſie denn Ariſtoteles ſelbſt nur durch ſolche Gegenſäze beſchreibt. Vielmehr, ſo könnten wir vielleicht in ſeinem Namen fortfahren, gehören eben deshalb jene Elemente mir ſchon zum erzeugten und endlichen, und zwar als ein zweites wenigſtens, und ich behaupte, daß die lezte Zerſtörung eben ſowol als der erſte Urſprung der Dinge ſich unſerer Wahrnehmung entziehe, und daß was in dieſer das erſte iſt und lezte, nicht der Urſtoff ſelbſt iſt, ſondern ein theils noch weiter zerſtörbares, theils ſchon wieder gewordenes. Auch lobt Ariſtoteles an einer andern Stelle *) eben desfalls vor denen die eins der Elemente als Urſtoff annehmen, diejenigen die ein Zwiſchenweſen annehmen, weil nämlich die Elemente ſchon in Gegenſäzen verflochten wären; nächſt ihnen aber am meiſten die welche die Luft annehmen, weil dieſe

ſeines Unendlichen nicht genau beſtimmt. Was konnte er auch weiter ſagen, nachdem er geſagt hatte, es ſei das Eine, aus welchem ſich alle Gegenſäze ausſcheiden? daß alſo das Weſen aller Materie darin enthalten ſei, hatte er keine Veranlaſſung noch beſonders zu ſagen; dies war das was ſich damals am meiſten von ſelbſt verſtand. Und ſonſt konnte er ja nur, wenn er es mit den in der Erfahrung gegebenen Dingen und ſo auch mit jenen vier Elementen verglich, die Verneinung aufſtellen, es ſei weder dies noch das, eine Verneinung, die nur inſofern nicht inhaltleer war, als ſie aus dem Gebiet der Gegenſäze herausführte. In dieſem Sinne nun war ſein Urſtoff ein wahrhaft unbeſtimmtes und unbeſtimmbares, weil alles ſinnlich beſtimmte erſt aus ihm entſtand. Ja hier ſoll uns auch Alexandros von 112
Aphrod. willkommen ſein, wenn ſeine Ausſage über das Princip des Anarimandros nicht ganz und gar leere Vermuthung war, ſondern ihr wenigſtens dieſes zum Grunde lag, daß er wußte, es ſei beim Anaximandros von jenen beiden Zwiſchenweſen zwiſchen Luft und Feuer und zwiſchen Luft und Waſſer die Rede geweſen. Denn da Simplicius *) als die oberſten ausgeſchiedenen Gegenſäze die des warmen und kalten, des trokknen und feuchten namhaft macht, auf denen bekanntlich auch die vier Elemente nach einer gewiß nicht dem Ariſtoteles eignen ſondern im gemeinen Leben ſehr alten Anſicht beruhen: was liegt eigentlich näher als daß Anaximandros, um ſo mehr als ihm natürlich war, zu behaupten, die erſte Erzeugung liege noch jenſeit der Wahrnehmung, die vier Elemente nicht werde als das erſte aus dem Unendlichen hervorgehende angeſehen haben, ſondern geſagt, über ihnen ſtehe natürlich eine Ausſcheidung des Gegenſazes von warm und kalt, ehe noch der Gegenſaz von trokken und feucht auch ausgeſchieden ſei, nur daß nicht jene erſte ſondern erſt dieſe

*) Comment. in Phys. fol. 32 b. ἐναντιότητας δέ φησι, θερμὸν ψυχρὸν ξηρὸν ὑγρὸν καὶ τὰ ἄλλα.

zweite Erzeugung wahrnehmbar sei. Das warme aber, in welchem noch ungeschieden liegt der Gegensaz von trokken und feucht, was ist es anders als das Mittelding zwischen Luft und Feuer, aus welchem, wenn nun der zweite Gegensaz sich ausscheidet, das getrokknete Feuer wird, und das feuchtgewordene Luft? Nur freilich daß er diesem müßte ein anderes gegenüber gestellt haben, als kaltes, nämlich in der Gleichgültigkeit des trokknen und feuchten ein Mittelding zwischen Wasser und Erde, von welchem niemand etwas meldet, sondern nur im allgemeinen kommt vor daß er den Ausscheidungsprozeß des zweiten Gegensazes erwähnt und das Meer für den Ueberrest der einen Seite desselben angesehen habe *). Darum möge dieses dahin gestellt sein, und es stehe nur hier als eine Andeutung, wie Anaximandros sein Un-
113 endliches könne gegen die Elemente gestellt haben. Die Hauptsache aber, daß sein Urstoff der Inbegriff aller Dinge war, aber nicht als ob sie in ihm schon wirklich wären enthalten gewesen, sondern so daß sie daraus durch Ausscheidung werden, diese wird sehr bestätiget durch eine Stelle des Theophrastos, welche uns

zurükkgeführt *). Nachdem er nämlich geſagt, Anaxagoras lehre, in jedem ſei etwas von allem, jedes aber ſei und werde das am deutlichſten, wovon am meiſten darin ſei, fährt er fort, Wenn man es nun ſo nehme, ſo ſcheine freilich Anaxagoras der materialen Principien unendlich viele zu ſezen, und nur für die Bewegung und Entſtehung Eine Urſache, den Verſtand. Wenn man aber jene Miſchung aller Dinge als ein einziges ſowol der Art als der Größe nach unbeſtimmtes Weſen anſähe: ſo würde er dann nur zwei Principien ſezen, jenes unendliche Weſen und den Verſtand, ſo daß er offenbar in der Vorſtellung von den körperlichen Elementen dem Anaximandros ſehr nahe komme. Dieſes „nur ſehr nahe" bezieht ſich nun eben darauf, daß das auszuſcheidende bei Anaxagoras ſchon in dem Unendlichen iſt, bei Anaximandros aber erſt in und mit der Ausſcheidung wird; welchen Unterſchied auch Theophraſtos ausdrükkt **). Eine andere Annäherung beider findet ſich in der ariſtoteliſchen Metaphyſik ***), wo im Gegentheil dem Anaximandros eine Miſchung beigelegt wird; allein die Stelle iſt ohnſtreitig mehrfach verdorben. Zwar zeugen auch andere Nachrichten von einer Miſchung, die in ſeiner Darſtellung vorkomme ****); allein ſie iſt keineswegs das urſprüngliche, ſondern ſie entſteht ſchon aus den ausgeſchiedenen 114
Gegenſäzen, und vielleicht ließ er aus ihrer urſprünglich unentdeutlichen und chaotiſchen Miſchung, damit auch dieſer alten mythiſchen Vorſtellung ihr Recht widerführe, ſich erſt allmählig die

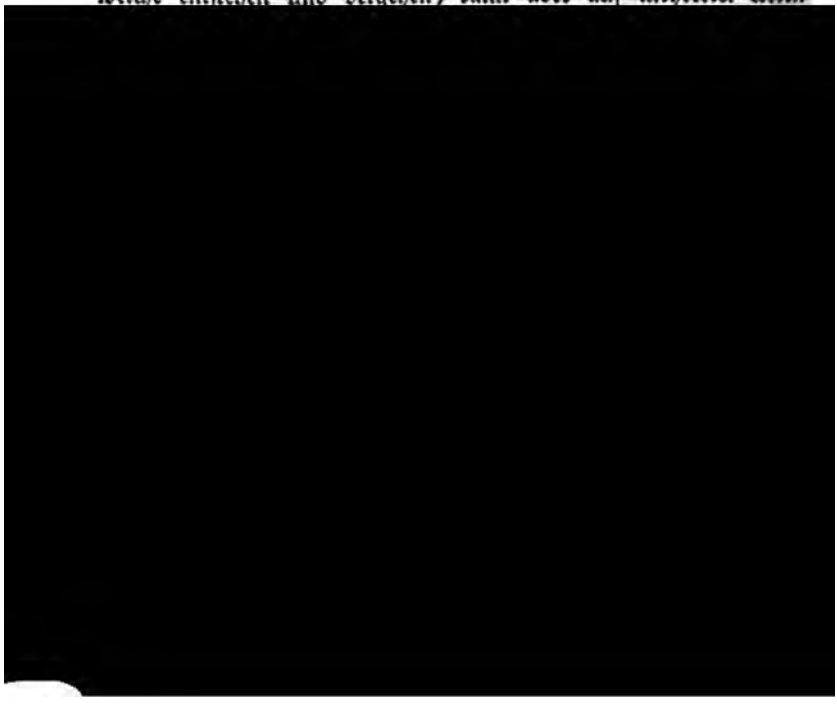
*) Genau ſo ſagt Simplicius anderwärts in Phys. fol. 33. καὶ Θεόφραστος δὲ τὸν Ἀναξαγόραν εἰς τὸν Ἀναξίμανδρον συνηθῶν κ. τ. λ.

**) ibid. ὡς οὐ γινομένων ἀλλ' ὑπαρχόντων πρότερον.

***) XI, 2. καὶ τοῦτό ἐστι τὸ Ἀναξαγόρου ἓν βέλτιον γὰρ ἦν ὁμοῦ πάντα, καὶ Ἐμπεδοκλέους τὸ μίγμα καὶ Ἀναξιμάνδρου.

****) Stob. Ecl. phys. p. 500. Ἀναξίμανδρος τὸν οὐρανὸν φῶς εἶναι ἐκ θερμοῦ καὶ ψυχροῦ μίγματος. conf. Euseb. Praep. I, 8. φησὶ δὲ τὸ ἐκ τοῦ ἀϊδίου γονίμου θερμὸν καὶ ψυχρὸν κατὰ τὴν γένεσιν τοῦδε τοῦ κόσμου ἀποκριθῆναι.

Eine Welt angenommen, und ſolchen die unzählige entſtehende und wieder vergehende, daß er aber auch hiebei wie oben bei den Zwiſchenweſen den Anaximandros meines Wiſſens nirgends namentlich anführt, die ſpäteren hingegen ihm dieſe Annahme beſtimmt beilegen. So Cicero in der oben angezogenen Stelle, ſo Simplicius *), ſo Euſebius **) aus dem Plutarch, auch der falſche Plutarch ***). Und auch hier fehlt es nicht an Ausdrükken, jedoch minder gewichtigen, die das Gegentheil zu ſagen ſcheinen, auch bei demſelben Schriftſteller. Und hier kann die Behauptung nicht, wie in jenem Fall, ihren Grund gehabt haben in der Verlegenheit, auf wen jene Worte des Ariſtoteles zu beziehen wären; denn Empedokles wenigſtens und Herakleitos waren gleich bei der Hand. Sondern allerdings müſſen Aeußerungen des Anaximandros dieſer Nachricht zum Grunde liegen, die uns leider nicht urſprünglich und zuſammenhangend zugekommen ſind, deren eigentlichem Gehalt wir aber doch müſſen auf die Spur zu kommen ſuchen. Der Ausdrukk von mehreren Welten, welche entſtehen und vergehen, kann aber auf mehrerlei Arten



Gegenſäze gerichtet iſt? Man ſollte vielmehr denken, geſezt auch er hätte eine Vertheilung des endlichen Seins in mehrere Weltkörper angenommen: ſo müßte er doch dieſen, wenn auch nur als entgegengeſezten und irgendwie im Gleichgewicht ſtehenden, eine Zuſammengehörigkeit und gegenſeitige Abhängigkeit, alſo eine höhere Einheit zugeſchrieben haben. Allein auch daß in dieſem
119 untergeordneten Sinn Anaximandros eine Mehrheit von Welten angenommen und die Geſtirne als ſolche angeſehen habe, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Man könnte es freilich leicht ſchließen, wenn der eine ſagt, ſeine vergänglichen Götter ſeien die unzähligen Welten, und der andere die Geſtirne ſeien ſeine Götter; aber näher betrachtet ſcheint man es zurükknehmen zu müſſen, wenn man folgendes bedenkt. Alle ſtimmen überein, daß er der Erde den mittleren Plaz eingeräumt, wo ſie durch nichts gehalten, vermöge ihres gleichen Abſtandes von allem anderen im Gleichgewicht ſchwebe. So Diogenes *), Pſeudoorigenes **), Simplicius ***) und Ariſtoteles ſelbſt ****). Eine etwas abweichende Ausſage führt Menagius an vom Theon von Smyrna †),

außerhalb der Erde annehmen, ſondern wenn man ihnen überhaupt einen Werth beilegen will, wie es der Zeuge ja wol verdient, möchte ich glauben, Anarimandros habe der Erde eine Achſendrehung oder eine ſchwankende Bewegung um ihren Mittelpunkt zugeſchrieben, der zugleich der Mittelpunkt der Welt ſei; denn nur ſo läßt ſich dieſes Zeugniß mit allen andern vereinigen. Die Geſtirne aber waren ihm, wenn wir die zerſtükkelten Nachrichten irgendwie in eins zuſammenfaſſen wollen *), große um vieles, wieviel aber ſtimmt nicht allen überein, die Erde über- 120
treffende Maſſen von Luft zuſammengefilzt, Feuer in ſich enthaltend, das aus der Nabe, welche die uns ſichtbare Scheibe bildet, ausſtröme, entſtanden aus einer um die die Erde umgebende Luft gebildeten und hernach geplazten Feuerrinde, geordnet zu oberſt die Sonne, bei ihr der Mond, und zu unterſt die übrigen Geſtirne **). Hier iſt alſo zuerſt alles durchaus Ein Syſtem und nirgend eine völlige Geſchiedenheit des Daſeins; denn was hieße oben und unten, wenn nicht eine Beziehung auf ein und

*) Theodoret. graec. cur. IV, P. 797. *συστήματα ἅττα τοῦ ἀέρος τροχοειδῶς πεπιλημένα πυρὸς ἔμπλεα.* — Orig. Philos. VI. *τὰ δὲ ἄστρα γίνεσθαι κύκλον πυρὸς ἀποκριθέντα τοῦ κατὰ τὸν κόσμον πυρός, περιληφθέντα δ' ὑπὸ ἀέρος.* — Euseb. Praep. I, 8. *καί τινα φλογὸς σφαῖραν περιφῦναι τῷ περὶ τὴν γῆν ἀέρι ὡς τῷ δένδρῳ φλοιόν, ἧς τινος ἀπορραγείσης καὶ εἴς τινας ἀποκλεισθείσης κύκλους, ὑποστῆναι τὸν ἥλιον καὶ τὴν σελήνην καὶ τοὺς ἀστέρας.* — Plac. phil. II, 20. *κύκλον εἶναι ὀκτωκαιεικοσιπλάσιονα τῆς γῆς ἁρματείου τροχοῦ τὴν ἀψῖδα παραπλησίαν ἔχοντα κοιλὴν πλήρη πυρὸς, ἧς κατά τι μέρος ἐκφαινούσης τὸ πῦρ διὰ στομίου ὥσπερ διὰ πρηστῆρος αὐλοῦ, καὶ τοῦτ' εἶναι τὸν ἥλιον.* — Theodoret. graec. cur. I, P. 718. *ἑπτάκις ὅσοι πλάσιονα τῆς γῆς τὸν ἥλιον.* — Plac. phil. II, 25. *τὴν σελήνην κύκλον εἶναι ἐννεακαιδεκαπλάσιονα τῆς γῆς ὥσπερ τὸν ἥλιον πλήρη πυρός.* — Stob. Ecl. Phys. P. 510. *πιλήματα ἀέρος τροχοειδῆ πυρὸς ἔμπλεα, κατά τι μέρος ἀπὸ στομίων ἐκπνέοντα φλογάς.*

**) Stob. ibid. *καὶ ἀνωτάτω μὲν πάντων τὸν ἥλιον τετάχθαι, μετ' αὐτὸν δὲ τὴν σελήνην, ὑπὸ δὲ αὐτοὺς τὰ ἀπλανῆ τῶν ἄστρων καὶ τοὺς πλανήτας.* — Eben ſo de plac. philos. II, 15.

daſſelbe dritte ſtatt fände? Aber demnächſt ſind auch die Geſtirne durch ihre Bildung ſelbſt an die Erde geknüpft, und keines derſelben enthält für ſich ein vollſtändiges Ganze der Gegenſäze, welches doch allein im eigentlichen Sinne eine Welt ſein kann. Denn an Luft und Feuer haben ſie wol den Gegenſaz des trokknen und feuchten, aber nur auf der Seite des warmen, das kalte aber, Erde nämlich und Waſſer, fehlt ihnen ganz. Alſo kann weder jedes für ſich, noch können alle verbunden, ein vollſtändiges Syſtem des Daſeins, eine Welt bilden, ſondern nur mit der Erde zuſammen können ſie das. Denn offenbar iſt die Sonderung von Erde und Waſſer als Kern, und die von Luft und Feuer als Rinde, die urſprüngliche Ausſcheidung des Gegenſazes von ſchwer und leicht. Wenn alſo die Geſtirne mit der Erde zuſammen nur Eine Welt bilden, was bleibt übrig, als entweder der Ausdrukk von einer Mehrheit der Welten iſt überhaupt nicht eigentlich zu nehmen, oder Anaximandros muß ſich zu dieſer aus unſerer Erde und ihren Geſtirnen beſtehenden Welt noch mehrere gedacht haben. Aber warum? und welche Betrach-

Ausdrükke ὑγρασία und ἔκπνοις, und das Meer, als nur der Ueberreſt des Feuchtungsprozeſſes nach wieder überhandgenommenem Verbrennungsprozeß, deutet allerdings auf eine weit über das Gleichgewicht hinausgehende Ausdehnung dieſes Prozeſſes. Und gewiß iſt es auf alle Weiſe, was hier nicht weiter kann ausgeführt werden, natürlicher im Gebiet des Wechſels überhaupt auch ein ſolches wechſelndes Uebergewicht anzunehmen, als ein immer unverrükkt bleibendes Gleichgewicht. Hat er ſich nun Leben und Tod, beides im weiteſten Sinn als Erzeugung und Untergang des mannigfaltig geſtalteten die Gegenſäze beweglich in ſich vereinigenden, auch als entgegengeſezte Prozeſſe gedacht: ſo mußte er auch hier ein wechſelndes Uebergewicht annehmen. So finden ſich auch Nachrichten von allmähliger Zunahme des Organiſationsprozeſſes, der zuerſt, wahrſcheinlich nachdem der Waſſerbildungsprozeß ſeine größte Höhe erreicht hatte und abzunehmen anfing, im naſſen ſich in rohen und abentheuerlichen Geſtalten gezeigt, die auf dem troknen nur ein kurzes Leben geriſtet, allmählig aber ſei der organiſche Bildungsprozeß vollkommen geworden, und nachdem andere Thiere ſchon beſtändiges Leben und Erneuerung aus ſich ſelbſt gewonnen an der Stelle der urſprünglichen Erzeugung aus dem feuchten, ſei auch der Menſch entſtanden, zuerſt aber auch ohne Selbſtſtändigkeit, von andern Thieren wahrſcheinlich auch nur für ein kurzes kindiſches Leben ernährt, bis endlich auch er zur Ernährungs- und Zeugungsfähigkeit allmählig herangereift ſei *). Wenn nun dem auch wieder gegenüber ſtehn muß ein zurükktretender Belebungs- und

*) Dies iſt gewiß die eigentliche Vorſtellung des Anaximandros, wie man ſie ſich aus dem Bericht des Plutarchos bei Euseb. Praep. I, 8 zu ganzend zuſammenſezen kann. Denn was im Plut. Symp. VIII, 8 ſteht, daß grade der Fiſch der gemeinſame Vater der Menſchen ſei, iſt gewiß aus jenen beiden Säzen vom urſprünglichen Hervorgehen aller Thiere aus dem feuchten und von der anfänglichen Unbehülflichkeit des Menſchen ſpottend zuſammengebildet.

122 hervortretender Zerſtörungsprozeß: ſo kann beides freilich auf einander folgen und in gemildertem Sinne der leztere als Weltzerſtörung dargeſtellt werden, und der aufs neue wieder hervortretende Belebungsprozeß als neue Weltbildung, denn Welt iſt doch nur wo ein Syſtem des Lebens dem bloß elementariſchen Daſein gegenüberſteht, und dies wären denn die im uneigentlichen Sinne auf einander folgenden Welten. Allein wenn bei Anaximandros der Gedanke vielleicht ſtark hervorgetreten, daß wenn in einem langen Zeitraum in der einen Welt nur der Belebungsprozeß überwiege, alsdann auch während dieſer Zeit die Gerechtigkeit nicht vollkommen ſei, ſondern erſt nachkomme, hat er, ſage ich, auf dieſen Gedanken einen großen Werth gelegt: ſo kann es wol ſein, daß er ſeinem Grundſaz zu Liebe, und damit die Gerechtigkeit des Urweſens auch als gleichſam die innere und geiſtige Natur deſſelben ewig und ſich immer gleich ſei, mehrere Welten hat neben einander beſtehen laſſen, damit während in der einen die Belebung vorherrſche, in der andern Tod und Zerſtörung walten könne, und ſo zu jeder Zeit Gerechtigkeit geübt werde,

ihrer Verwechſelung und Unterſcheidung. Wie leicht ſich Anaximandros des Wortes οὐρανὸς in der Mehrzahl kann bedient haben, ohne daß von einer Mehrheit der Welten die Rede ſein dürfe, leuchtet ein. Denn er theilte, wie wir oben geſehen, die Geſtirne in zwei Sphären, und dieſe konnte er οὐρανὸς nennen. Ja dies iſt ſogar überwiegend wahrſcheinlich; denn von dieſen konnte vollkommen geſagt werden, was Stobäus *) berichtet, der Himmel ſei aus der Miſchung des warmen und kalten entſtanden, nämlich, indem ſich das kalte, feuchtes und trokknes zuſammen, zur innern Sphäre gebildet als Waſſer und Erde, bildete ſich auch das warme, feuchtes und trokknes zuſammt, zur äußeren aus Feuer und Luft beſtehenden Himmelsſphäre, in welcher dann die Geſtirne entſtanden. Und ſo kann er auch κόσμος, wenn das Wort ihm angehört, vielleicht in engerem Sinne gebraucht haben, eben von dem Gebiete des eigentlichen Lebens, welches die ausgeſchiedenen Gegenſäze wieder in ſich vereint, und in der Mehrzahl von den verſchiedenen Syſtemen des Lebens, wie ſie nach dazwiſchen getretener partieller Zerſtörung auf einander folgen, oder von den verſchiedenen Perioden der unvollkommenen und vollkommenen organiſchen Bildung. So daß dieſes wol ganz im ungewiſſen bleiben muß, und nur aus dem ungereimten, das ihm auf den erſten Anblikk anklebt, kann errettet werden.

Und hieran ſchließe ſich nun das lezte, worüber die Alten widerſprechend berichten, nämlich, wie ſich eigentlich Anaximandros die Geſtalt der Erde gedacht habe. Denn Diogenes ſagt beſtimmt, die Erde habe nach ihm Kugelgeſtalt; und man könnte denken, dafür ſtimme auch die Ausſage des Simplicius **), die Erde ruhe vermöge der Gleichförmigkeit und des Gleichgewichts;

*) Ecl. phys. P. 500.

**) in libr. de Coel. fol. 126. κατὰ τὴν ὁμοιότητα καὶ τὸ ἰσόῤῥοπον.

Allein theils ſtellt hier Simplicius den Anaximandros mit dem Platon zuſammen, und hat offenbar ſolche Ausdrükke gewählt, welche auch dieſem genügen, denn Ariſtoteles ſagt hier nur κατὰ τὴν ὁμοιότητα, theils kann man am Ende, wenn man einmal eine Art von Schwimmen zugiebt, beides ſezen, auch von einem nicht kugelförmigen Körper, wenn er nur einen ſymmetriſchen Mittelpunkt hat. Und ſo ſcheint das Zeugniß des Diogenes allein nicht Stand zu halten gegen jenes weit beſtimmtere, welches Euſebius *) aus Plutarch mittheilt, die Erde nämlich ſei nach Anaximandros walzenförmig, ſo daß die Höhe den dritten Theil betrage von dem Durchmeſſer. Denn ſo beſtimmte Angaben pflegen ſelten erdichtet zu ſein, und dieſe finden wir hier mitten unter andern unbezweifelt dem Anaximandros angehörigen Meinungen, daß ſie auch nicht leicht anderwärts her kann übertragen ſein. Zudem ſtimmt ſie gar ſehr mit der radförmigen Geſtalt, die er nach alten Zeugniſſen den Geſtirnen gegeben. So daß ich an der Sache nicht zweifeln möchte; wie aber Anaximandros auf dieſe Beſtimmung gekommen, das möchte wol ſchwerlich auszu-

oder unſern früher ſtellend, daß er der erſte unter den Hellenen die Bahn gebrochen, in ungebundener Rede über dieſe Gegenſtände öffentlich zu ſchreiben, was vorher ungewöhnlich geweſen und vielleicht für ſchimpflich gehalten worden. Was ihm außerdem von Schriften beigelegt wird, iſt entweder mißverſtanden oder erdichtet. Von den mathematiſchen auch ſtreitigen Verdienſten und Entdekkungen des Mannes zu reden, war nicht dieſes Ortes.

III.

Ueber die verſchiedenen Methoden des Ueberſezens.

Vorgeleſen den 24. Junius 1813.

Die Thatſache, daß eine Rede aus einer Sprache in die an- 143
dere übertragen wird, kommt uns unter den mannigfaltigſten Geſtalten überall entgegen. Wenn auf der einen Seite dadurch Menſchen in Berührung kommen können, welche urſprünglich vielleicht um den Durchmeſſer der Erde von einander entfernt ſind; wenn in eine Sprache aufgenommen werden können die Erzeugniſſe einer andern ſchon ſeit vielen Jahrhunderten erſtorbenen: ſo dürfen wir auf der andern Seite nicht einmal über das Gebiet Einer Sprache hinausgehen, um dieſelbe Erſcheinung anzutreffen. Denn nicht nur daß die Mundarten verſchiedener Stämme eines Volkes und die verſchiedenen Entwikkelungen derſelben Sprache oder Mundart in verſchiedenen Jahrhunderten ſchon in einem engeren Sinne verſchiedene Sprachen ſind, und nicht ſelten einer vollſtändigen Dolmetſchung unter einander bedürfen; ſelbſt Zeitgenoſſen, nicht durch die Mundart getrennte, nur aus verſchiedenen Volksklaſſen, welche durch den Umgang mehr

verbunden in ihrer Bildung weit auseinander gehen, können ſich öfters nur durch eine ähnliche Vermittlung verſtehen. Ja ſind wir nicht häufig genöthiget, uns die Rede eines andern, der ganz unſeres gleichen iſt aber von anderer Sinnes- und Gemüthsart, erſt zu überſezen? wenn wir nämlich fühlen daß dieſelben Worte in unſerm Munde einen ganz anderen Sinn oder wenigſtens hier einen ſtärkeren dort einen ſchwächeren Gehalt haben würden
144 als in dem ſeinigen, und daß, wenn wir daſſelbe was er meint ausdrükken wollten, wir nach unſerer Art uns ganz anderer Wörter und Wendungen bedienen würden: ſo ſcheint, indem wir uns dies Gefühl näher beſtimmen, und es uns zum Gedanken wird, daß wir überſezen. Ja unſere eigene Reden müſſen wir bisweilen nach einiger Zeit überſezen, wenn wir ſie uns recht wieder aneignen wollen. Und nicht nur dazu wird dieſe Fertigkeit geübt, um was eine Sprache im Gebiet der Wiſſenſchaften und der redenden Künſte hervorgebracht hat, in fremden Boden zu verpflanzen und dadurch den Wirkungskreis dieſer Erzeugniſſe des Geiſtes zu vergrößern; ſondern ſie wird auch geübt im Ge-

nun dieſes ab, und bleiben ſtehen zunächſt bei dem Uebertragen aus einer fremden Sprache in die unſrige: ſo werden wir auch hier zwei verſchiedene Gebiete — freilich nicht ganz beſtimmt, wie denn das ſelten gelingt, ſondern nur mit verwaſchenen Grenzen, aber doch wenn man auf die Endpunkte ſieht deutlich genug — unterſcheiden können. Der Dolmetſcher nämlich verwaltet ſein Amt in dem Gebiete des Geſchäftslebens, der eigentliche Ueberſezer vornämlich in dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt. Wenn man dieſe Wortbeſtimmung willkührlich findet, da man gewöhnlich unter dem Dolmetſchen mehr das mündliche, unter dem Ueberſezen das ſchriftliche verſteht, ſo verzeihe man ſie der Bequemlichkeit für das gegenwärtige Bedürfniß um ſo mehr, als doch beide Beſtimmungen nicht gar weit entfernt ſind. Dem Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaft eignet die Schrift, durch welche allein ihre Werke beharrlich werden; und wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Erzeugniſſe von Mund zu Mund zu dolmet- 148
ſchen, wäre eben ſo unnüz, als es unmöglich zu ſein ſcheint. Den Geſchäften dagegen iſt die Schrift nur mechaniſches Mittel; das mündliche Verhandeln iſt darin das urſprüngliche, und jede ſchriftliche Dolmetſchung iſt eigentlich nur als Aufzeichnung einer mündlichen anzuſehen.

Sehr nahe dem Geiſt und der Art nach ſchließen ſich dieſem Gebiete zwei andere an, die jedoch bei der großen Mannigfaltigkeit der dahin gehörigen Gegenſtände ſchon einen Uebergang bilden zum Gebiet der Kunſt das eine, das andere zu dem der Wiſſenſchaft. Nämlich jede Verhandlung, bei welcher das Dolmetſchen vorkommt, iſt auf der einen Seite eine Thatſache, deren Hergang in zwei verſchiedenen Sprachen aufgefaßt wird. Aber auch die Ueberſezung von Schriften rein erzählender oder beſchreibender Art, welche alſo nur den ſchon beſchriebenen Hergang einer Thatſache in eine andere Sprache überträgt, kann noch ſehr viel von dem Geſchäft des Dolmetſchers an ſich haben. Je weniger in der Urſchrift der Verfaſſer ſelbſt herausdrat, je

mehr er lediglich als auffaſſendes Organ des Gegenſtandes handelte und der Ordnung des Raumes und der Zeit nachging, um deſto mehr kommt es bei der Uebertragung auf ein bloßes Dolmetſchen an. So ſchließt ſich der Ueberſezer von Zeitungsartikeln und gewöhnlichen Reiſebeſchreibungen zunächſt an den Dolmetſcher an, und es kann lächerlich werden wenn ſeine Arbeit größere Anſprüche macht und er dafür angeſehen ſein will als Künſtler verfahren zu haben. Je mehr hingegen des Verfaſſers eigenthümliche Art zu ſehen und zu verbinden in der Darſtellung vorgewaltet hat, je mehr er irgend einer frei gewählten oder durch den Eindrukk beſtimmten Ordnung gefolgt iſt, deſto mehr ſpielt ſchon ſeine Arbeit in das höhere Gebiet der Kunſt hinüber, und auch der Ueberſezer muß dann ſchon andere Kräfte und Geſchikklichkeiten zu ſeiner Arbeit bringen und in einem anderen Sinne mit ſeinem Schriftſteller und deſſen Sprache bekannt ſein als der Dolmetſcher. Auf der andern Seite iſt in der Regel jede Verhandlung, bei welcher gedolmetſcht wird, eine Feſtſezung eines beſonderen Falles nach beſtimmten Rechtsverhältniſſen; die Ueber-

Vermögen des Verfaſſers auf der einen, der Geiſt der Sprache mit dem in ihr niedergelegten Syſtem der Anſchauungen und Abſchattung der Gemüthsſtimmungen auf der andern Seite alles ſind, der Gegenſtand auf keine Weiſe mehr herrſcht, ſondern von dem Gedanken und Gemüth beherrſcht wird, ja oft erſt durch die Rede geworden und nur mit ihr zugleich da iſt.

Worin aber gründet ſich nun dieſer bedeutende Unterſchied, den jeder ſchon auf den Grenzgegenden inne wird, der aber an den äußerſten Enden am ſtärkſten in die Augen leuchtet? Im Geſchäftsleben hat man es größtentheils mit vor Augen liegenden, wenigſtens mit möglichſt genau beſtimmten Gegenſtänden zu thun; alle Verhandlungen haben gewiſſermaßen einen arithmetiſchen oder geometriſchen Charakter, Zahl und Maaß kommen überall zu Hülfe; und ſelbſt bei denen Begriffen, welche, nach dem Ausdrukk der Alten, das Mehr und Minder in ſich aufnehmen und durch eine Stufenfolge von Wörtern bezeichnet werden, die im gemeinen Leben in unbeſtimmtem Gehalt auf- und abwogen, entſteht bald durch Geſez und Gewohnheit ein feſter Gebrauch der einzelnen Wörter. Wenn alſo der redende nicht abſichtlich um zu hintergehen verſtekkte Unbeſtimmtheiten erkünſtelt, oder aus Unbedachtſamkeit fehlt: ſo iſt er jedem der Sache und der Sprache kundigen ſchlechthin verſtändlich, und es finden für jeden Fall nur unbedeutende Verſchiedenheiten ſtatt im Gebrauch der Sprache. Eben ſo, welcher Ausdrukk in der einen Sprache jedem in der andern entſpreche, darüber kann ſelten ein Zweifel ſtatt finden, der nicht unmittelbar gehoben werden könnte. Deshalb iſt das Uebertragen auf dieſem Gebiet faſt nur ein mechaniſches Geſchäft, welches bei mäßiger Kenntniß beider Sprachen jeder verrichten kann, und wobei, wenn nur das offenbar falſche vermieden wird, wenig Unterſchied des beſſeren und ſchlechteren ſtatt findet. Bei den Erzeugniſſen der Kunſt und Wiſſenſchaft aber, wenn ſie aus einer Sprache in die andere verpflanzt wer- 127
den ſollen, kommt zweierlei in Betracht, nämlich das Verhältniß

ganz geändert wird. Wenn nämlich in zwei Sprachen jedem Worte der einen ein Wort der andern genau entſpräche, denſelben Begriff in demſelben Umfang ausdrükkend; wenn ihre Beugungen dieſelben Verhältniſſe darſtellten, und ihre Verbindungsweiſen in einander aufgingen, ſo daß die Sprachen in der That nur für das Ohr verſchieden wären: ſo würde dann auch auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft alles Ueberſezen, ſofern dadurch nur die Kenntniß des Inhalts einer Rede oder Schrift mitgetheilt werden ſoll, eben ſo rein mechaniſch ſein, wie auf dem des Geſchäftslebens; und man würde, mit Ausnahme der Wirkungen welche Ton und Tonfall hervorbringen, von jeder Ueberſezung ſagen können, daß der ausländiſche Leſer dadurch zu dem Verfaſſer und ſeinem Werk in daſſelbe Verhältniß geſezt werde, wie der einheimiſche. Nun aber verhält es ſich mit allen Sprachen, die nicht ſo nahe verwandt ſind daß ſie faſt nur als verſchiedene Mundarten können angeſehen werden, gerade umgekehrt, und je weiter ſie der Abſtammung und der Zeit nach von einander entfernt ſind, um deſto mehr ſo, daß keinem einzigen

aber feſt beſtimmtes Zeichen das Wort nur daſteht. Denn wie unendlich ſchwer und verwikkelt wird hier das Geſchäft! welche genaue Kenntniß und welche Beherrſchung beider Sprachen ſezt es voraus! und wie oft, bei der gemeinſchaftlichen Ueberzeugung, daß ein gleichgeltender Ausdrukk gar nicht zu finden ſei, gehen die ſachkundigſten und ſprachgelehrteſten bedeutend auseinander, wenn ſie angeben wollen, welches denn nun der am nächſten kommende ſei. Dies gilt eben ſo ſehr von den lebendigen maleriſchen Ausdrükken dichteriſcher Werke, als von den abgezogenſten, das innerſte und allgemeinſte der Dinge bezeichnenden der höchſten Wiſſenſchaft.

Das zweite aber, wodurch das eigentliche Ueberſezen ein ganz anderes Geſchäft wird als das bloße Dolmetſchen, iſt dieſes. Ueberall, wo die Rede nicht ganz durch vor Augen liegende Gegenſtände oder äußere Thatſachen gebunden iſt, welche ſie nur ausſprechen ſoll, wo alſo der redende mehr oder minder ſelbſtthätig denkt, alſo ſich ausſprechen will, ſteht der redende in einem zwiefachen Verhältniß zur Sprache, und ſeine Rede wird ſchon nur richtig verſtanden, in wiefern dieſes Verhältniß richtig aufgefaßt wird. Jeder Menſch iſt auf der einen Seite in der Gewalt der Sprache, die er redet; er und ſein ganzes Denken iſt ein Erzeugniß derſelben. Er kann nichts mit völliger Beſtimmtheit denken, was außerhalb der Grenzen derſelben läge; die Geſtalt ſeiner Begriffe, die Art und die Grenzen ihrer Verknüpfbarkeit iſt ihm vorgezeichnet durch die Sprache, in der er geboren und erzogen iſt; Verſtand und Fantaſie ſind durch ſie gebunden. Auf der andern Seite aber bildet jeder freidenkende geiſtig ſelbſtthätige Menſch auch ſeinerſeits die Sprache. Denn wie anders als durch dieſe Einwirkungen wäre ſie geworden und gewachſen von ihrem erſten rohen Zuſtande zu der vollkommneren Ausbildung in Wiſſenſchaft und Kunſt? In dieſem Sinne alſo iſt es die lebendige Kraft des einzelnen, welche in dem bildſamen Stoff der Sprache neue Formen hervorbringt, urſprünglich nur

für den augenblikklichen Zwekk ein vorübergehendes Bewußtſein mitzutheilen, von denen aber bald mehr bald minder in der Sprache zurükkbleibt und von andern aufgenommen weiter bildend um ſich greift. Ja man kann ſagen, nur in dem Maaß einer ſo auf die Sprache wirkt, verdient er weiter als in ſeinem jedesmaligen unmittelbaren Bereich vernommen zu werden. Jede Rede verhallt nothwendig bald, welche durch tauſend Organe immer wieder eben ſo kann hervorgebracht werden; nur die kann und darf länger bleiben, welche einen neuen Moment im Leben der Sprache ſelbſt bildet. Daher nun will jede freie und höhere Rede auf zwiefache Weiſe gefaßt ſein, theils aus dem Geiſt der Sprache, aus deren Elementen ſie zuſammengeſezt iſt, als eine durch dieſen Geiſt gebundene und bedingte, aus ihm in dem redenden lebendig erzeugte Darſtellung; ſie will auf der andern
149 Seite gefaßt ſein aus dem Gemüth des redenden als ſeine That, als nur aus ſeinem Weſen gerade ſo hervorgegangen und erklärbar. Ja, jegliche Rede dieſer Art iſt nur verſtanden im höheren Sinne des Wortes, wenn dieſe beiden Beziehungen derſelben zu-

des und bildendes Vermögen. Wenn nun das Verſtehen auf dieſem Gebiet ſelbſt in der gleichen Sprache ſchon ſchwierig iſt, und ein genaues und tiefes Eindringen in den Geiſt der Sprache und in die Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers in ſich ſchließt: wie vielmehr nicht wird es eine hohe Kunſt ſein, wenn von den Erzeugniſſen einer fremden und fernen Sprache die Rede iſt! Wer denn freilich dieſe Kunſt des Verſtehens ſich angeeignet hat, durch die eifrigſten Bemühungen um die Sprache, und durch genaue Kenntniß von dem ganzen geſchichtlichen Leben des Volks, und durch die lebendigſte Vergegenwärtigung einzelner Werke und ihrer Urheber, den freilich, aber auch nur *den*, kann es gelüſten von den Meiſterwerken der Kunſt und Wiſſenſchaft das gleiche Verſtändniß auch ſeinen Volks- und Zeitgenoſſen zu eröffnen. Aber die Bedenklichkeiten müſſen ſich häufen, wenn er ſich die Aufgabe näher rükkt, wenn er ſeine Zwekke genauer beſtimmen will und ſeine Mittel überſchlägt. Soll er ſich vorſezen, zwei Menſchen, die ſo ganz von einander getrennt ſind wie ſein der Sprache des Schriftſtellers unkundiger Sprachgenoſſe und der Schriftſteller ſelbſt, dieſe in ein ſo unmittelbares Verhältniß zu bringen, wie das eines Schriftſtellers und ſeines urſprünglichen Leſers iſt? Oder wenn er auch ſeinen Leſern nur daſſelbe Verſtändniß eröffnen will und denſelben Genuß, deſſen er ſich erfreut, dem nämlich die Spuren der Mühe aufgedrükkt ſind und das Gefühl des fremden beigemiſcht bleibt: wie kann er dieſes ſchon, geſchweige denn jenes, erreichen mit ſeinen Mitteln? Wenn ſeine Leſer verſtehen ſollen, ſo müſſen ſie den Geiſt der Sprache auffaſſen, die dem Schriftſteller einheimiſch war, ſie müſſen deſſen eigenthümliche Denkweiſe und Sinnesart anſchauen können; und um dies beides zu bewirken, kann er ihnen nichts darbieten als ihre eigene Sprache, die mit jener nirgends recht übereinſtimmt, und als ſich ſelbſt, wie er ſeinen Schriftſteller bald mehr bald minder hell erkannt hat, und bald mehr bald minder ihn bewundert und billigt. Erſcheint nicht das Ueberſezen, ſo betrach-

tet, als ein thörichtes Unternehmen? Daher hat man in der Verzweiflung dieſes Ziel zu erreichen, oder, wenn man lieber will, ehe man dazu kommen konnte, ſich daſſelbe deutlich zu denken, nicht für den eigentlichen Kunſt- und Sprachſinn, ſondern für das geiſtige Bedürfniß auf der einen, für die geiſtige Kunſt auf der andern Seite, zwei andere Arten erfunden, Bekanntſchaft mit den Werken fremder Sprachen zu ſtiften, wobei man von jenen Schwierigkeiten einige gewaltſam hinwegräumt, andere klüglich umgeht, aber die hier aufgeſtellte Idee der Ueberſezung gänzlich aufgiebt; dies ſind die Paraphraſe und die Nachbildung. Die Paraphraſe will die Irrationalität der Sprachen bezwingen, aber nur auf mechaniſche Weiſe. Sie meint, finde ich auch nicht ein Wort in meiner Sprache, welches jenem in der Urſprache entſpricht, ſo will ich doch deſſen Werth durch Hinzufügung beſchränkender und erweiternder Beſtimmungen möglichſt zu erreichen ſuchen. So arbeitet ſie ſich zwiſchen läſtigem zu viel und quälendem zu wenig ſchwerfällig durch eine Anhäufung loſer Einzelheiten hindurch. Sie kann auf dieſe Weiſe den Inhalt vielleicht mit einer beſchränkten Genauigkeit wiedergeben, aber auf

Nachbildung dagegen beugt ſich unter der Irrationalität der Sprachen; ſie geſteht, man könne von einem Kunſtwerk der Rede kein Abbild in einer andern Sprache hervorbringen, das in ſeinen einzelnen Theilen den einzelnen Theilen des Urbildes genau entſpräche, ſondern es bleibe bei der Verſchiedenheit der Sprachen, mit welcher ſo viele andere Verſchiedenheiten weſentlich zuſammenhängen, nichts anders übrig, als ein Nachbild auszuarbeiten, ein Ganzes, aus merklich von den Theilen des Urbildes verſchiedenen Theilen zuſammengeſezt, welches dennoch in ſeiner Wirkung jenem Ganzen ſo nahe komme, als die Verſchiedenheit des Materials nur immer geſtatte. Ein ſolches Nachbild iſt nun nicht mehr jenes Werk ſelbſt, es ſoll darin auch keineswegs der Geiſt der Urſprache dargeſtellt werden und wirkſam ſein, vielmehr wird eben dem fremdartigen, was dieſer hervorgebracht hat, manches andere untergelegt; ſondern es ſoll nur ein Werk dieſer Art, mit Berükkſichtigung der Verſchiedenheit der Sprache, der Sitten, der Bildungsweiſe, für ſeine Leſer ſoviel möglich daſſelbe ſein, was das Urbild ſeinen urſprünglichen Leſern leiſtete; indem die Einerleiheit des Eindrukks gerettet werden ſoll, giebt man die Identität des Werkes auf. Der Nachbildner will alſo die beiden, den Schriftſteller und den Leſer des Nachbildes, gar nicht zuſammenbringen, weil er kein unmittelbares Verhältniß unter ihnen möglich hält, ſondern er will nur dem lezten einen ähnlichen Eindrukk machen, wie des Urbildes Sprach- und Zeitgenoſſen von dieſem empfingen. Die Paraphraſe wird mehr angewendet auf dem Gebiet der Wiſſenſchaften, die Nachbildung mehr auf dem der ſchönen Kunſt; und wie jedermann geſteht daß ein Kunſtwerk durch Paraphraſiren ſeinen Ton, ſeinen Glanz, ſeinen ganzen Kunſtgehalt verliert, ſo hat wol noch niemand die Ahnheit unternommen, von einem wiſſenſchaftlichen Meiſterwerk eine den Inhalt frei behandelnde Nachbildung geben zu wollen. Beide Verfahrungsarten aber können demjenigen nicht genügen, welcher, von dem Werth eines fremden Meiſterwerkes durchdrungen,

den Wirkungskreis deſſelben über ſeine Sprachgenoſſen verbreiten will, und welchem der ſtrengere Begriff der Ueberſezung vorſchwebt. Beide können daher auch wegen ihrer Abweichung von dieſem Begriff hier nicht näher beurtheilt werden; nur als Grenzzeichen für das Gebiet, mit welchem wir es eigentlich zu thun haben, ſtehen ſie hier.

152 Aber nun der eigentliche Ueberſezer, der dieſe beiden ganz getrennten Perſonen, ſeinen Schriftſteller und ſeinen Leſer, wirklich einander zuführen, und dem lezten, ohne ihn jedoch aus dem Kreiſe ſeiner Mutterſprache heraus zu nöthigen, zu einem möglichſt richtigen und vollſtändigen Verſtändniß und Genuß des erſten verhelfen will, was für Wege kann er hiezu einſchlagen? Meines Erachtens giebt es deren nur zwei. Entweder der Ueberſezer läßt den Schriftſteller möglichſt in Ruhe, und bewegt den Leſer ihm entgegen; oder er läßt den Leſer möglichſt in Ruhe und bewegt den Schriftſteller ihm entgegen. Beide ſind ſo gänzlich von einander verſchieden, daß durchaus einer von beiden ſo ſtreng als möglich muß verfolgt werden, aus jeder Vermiſchung

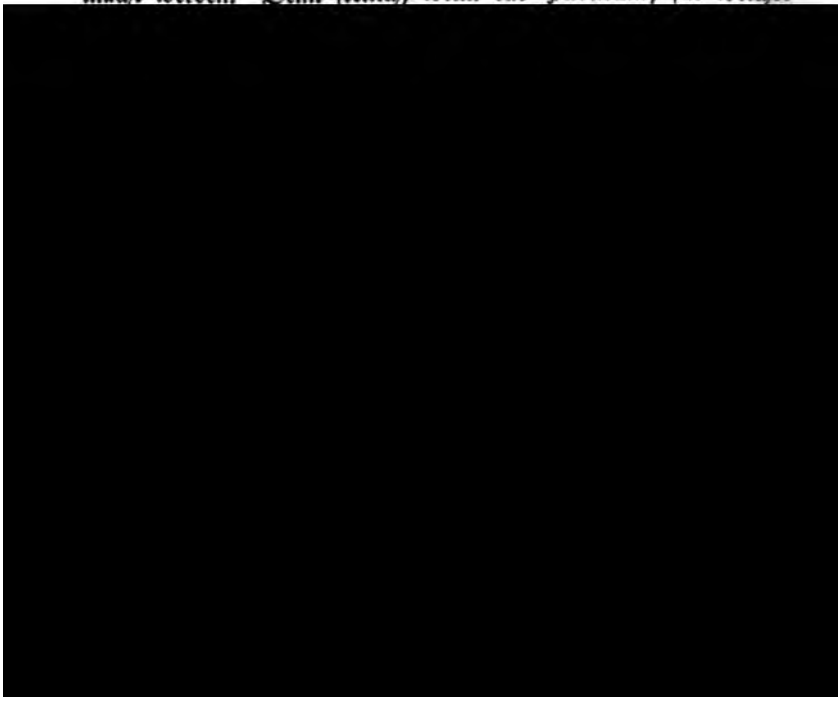
ſie ihn unmittelbar in die Welt der deutſchen Leſer hinein, und verwandelt ihn in ihres gleichen; und dieſes eben iſt der andere Fall. Die erſte Ueberſezung wird vollkommen ſein in ihrer Art, wenn man ſagen kann, hätte der Autor eben ſo gut deutſch gelernt, wie der Ueberſezer römiſch, ſo würde er ſein urſprünglich römiſch abgefaßtes Werk nicht anders überſezt haben, als der Ueberſezer wirklich gethan. Die andere aber, indem ſie den Verfaſſer nicht zeigt, wie er ſelbſt würde überſezt, ſondern wie er urſprünglich als Deutſcher deutſch würde geſchrieben haben, hat wol ſchwerlich einen andern Maaßſtab der Vollendung, als wenn man verſichern könnte, wenn die deutſchen Leſer insgeſammt ſich in Kenner und Zeitgenoſſen des Verfaſſers verwandeln ließen, ſo würde ihnen das Werk ſelbſt ganz daſſelbe geworden ſein, was ihnen jezt, da der Verfaſſer ſich in einen Deutſchen verwandelt hat, die Ueberſezung iſt. Dieſe Methode haben 253
offenbar alle diejenigen im Auge, welche ſich der Formel bedienen, man ſolle einen Autor ſo überſezen, wie er ſelbſt würde deutſch geſchrieben haben. Aus dieſer Gegeneinanderſtellung erhellt wol unmittelbar, wie verſchieden das Verfahren im einzelnen überall ſein muß, und wie, wenn man in derſelben Arbeit mit den Methoden wechſeln wollte, alles unverſtändlich und ungedeihlich gerathen würde. Allein ich möchte auch weiter behaupten, daß es außer dieſen beiden Methoden keine dritte geben könne, der ein beſtimmtes Ziel vorſchwebe. Es ſind nämlich nicht mehr Verfahrungsarten möglich. Die beiden getrennten Partheien müſſen entweder an einem mittleren Punkt zuſammentreffen, und das wird immer der des Ueberſezers ſein, oder die eine muß ſich ganz zur andern verfügen, und hiervon fällt nur die eine Art in das Gebiet der Ueberſezung, die andere würde eintreten, wenn in unſerm Fall die deutſchen Leſer ſich ganz der römiſchen Sprache, oder vielmehr dieſe ſich ihrer ganz und bis zur Umwandlung bemächtigte. Was man alſo ſonſt noch ſagt von Ueberſezungen nach dem Buchſtaben und nach dem Sinn,

von treuen und freien, und was für Ausdrükke ſich außerdem mögen geltend gemacht haben, wenn auch dies verſchiedene Methoden ſein ſollen, müſſen ſie ſich auf jene beiden zurükkführen laſſen; ſollen aber Fehler und Tugenden dadurch bezeichnet werden, ſo wird das treue und das ſinnige, oder das zu buchſtäbliche und zu freie der einen Methode ein anderes ſein als das der andern. Meine Abſicht iſt daher, mit Beiſeitſezung aller einzelnen über dieſen Gegenſtand unter den Kunſtverſtändigen ſchon verhandelten Fragen, nur die allgemeinſten Züge jener beiden Methoden zu betrachten, um die Einſicht vorzubereiten, worin die eigenthümlichen Vorzüge und Schwierigkeiten einer jeden beſtehen, von welcher Seite daher jede am meiſten den Zwekk des Ueberſezens erreicht, und welches die Grenzen der Anwendbarkeit einer jeden ſind. Von einer ſolchen allgemeinen Ueberſicht aus bliebe dann zweierlei zu thun, wozu dieſe Abhandlung nur die Einleitung iſt. Man könnte für jede der beiden Methoden, mit Bezugnahme auf die verſchiedenen Gattungen der Rede, eine Anweiſung entwerfen, und man könnte

hat von einem innigeren Eindringen in fremde Sprachen: so mögen auch diejenigen, die weiter gekommen ſind, durch ihren guten Genius bewahrt bleiben, nicht Ueberſezungen dieſer Art zu unternehmen. Denn wollten ſie ihr eigenes Verſtehen zum Maaßſtab nehmen, ſo würden ſie ſelbſt wenig verſtanden werden und wenig ausrichten; ſollte aber ihre Ueberſezung das gewöhnliche Verſtehen darſtellen, ſo könnte das holperige Werk nicht zeitig genug von der Bühne heruntergepocht werden. In einem ſolchen Zeitraume mögen alſo erſt freie Nachbildungen die Luſt am Fremden wekken und ſchärfen, und Paraphraſen ein allgemeineres Verſtehen vorbereiten, um ſo künftigen Ueberſezungen Bahn zu machen *). Ein anderes Verſtehen aber giebt es, welches kein Ueberſezer nachzubilden vermag. Denken wir uns nämlich ſolche wunderbare Männer, wie ſie die Natur bisweilen hervorzubringen pflegt, gleichſam um zu zeigen daß ſie auch die Schranken der Volksthümlichkeit in einzelnen Fällen vernichten kann, Männer die ſolche eigenthümliche Verwandtſchaft fühlen zu einem fremden Daſein, daß ſie ſich in eine fremde Sprache und deren Erzeugniſſe ganz hinein leben und denken, und indem ſie 125

*) Dies war im Ganzen noch der Zuſtand der Deutſchen in jener Zeit, von welcher Göthe (A. m. Leben III. S. 111.) redend meint, proſaiſche Ueberſezungen auch von Dichterwerken, und ſolche werden immer mehr oder weniger Paraphraſen ſein müſſen, ſeien förderlicher für die Jugendbildung, und in ſo fern kann ich ihm völlig beiſtimmen; denn in ſolcher Zeit kann von fremder Dichtkunſt nur die Erfindung verſtändlich gemacht werden, für ihren metriſchen und muſikaliſchen Werth aber kann es noch kein Anerkenntniß geben. Das aber kann ich nicht glauben, daß auch jezt der Voſſiſche Homer und der Schlegelſche Shakeſpeare nur ſollten zur Unterhaltung der Gelehrten unter ſich dienen; und eben ſo wenig, daß auch jezt noch eine proſaiſche Ueberſezung des Homer zu wahrer Geſchmaks- und Kunſtbildung ſollte förderlich ſein können; ſondern für die Kinder eine Bearbeitung wie die Beckerſche, und für die Erwachſenen jung und alt eine metriſche Ueberſezung, wie wir ſie freilich vielleicht noch nicht beſizen; zwiſchen dieſe beiden wüßte ich jezt nichts förderliches mehr zu ſezen.

ſich ganz mit einer ausländiſchen Welt beſchäftigen, ſich die heimiſche Welt und heimiſche Sprache ganz fremd werden laſſen; oder auch ſolche Männer, die gleichſam das Vermögen der Sprache in ſeinem ganzen Umfang darzuſtellen beſtimmt ſind, und denen alle Sprachen, die ſie irgend erreichen können, völlig gleich gelten, und ſie wie angegoſſen kleiden: dieſe ſtehen auf einem Punkt, wo der Werth des Ueberſezens Null wird; denn da bei ihrem Auffaſſen fremder Werke auch nicht der mindeſte Einfluß der Mutterſprache mehr ſtatt findet, und ſie ſich ihres Verſtehens auf keine Weiſe in der Mutterſprache, ſondern ganz heimiſch in der Urſprache ſelbſt unmittelbar bewußt werden, auch gar keine Incommenſurabilität fühlen zwiſchen ihrem Denken und der Sprache worin ſie leſen: ſo kann auch keine Ueberſezung ihr Verſtehen erreichen oder darſtellen. Und wie es hieße Waſſer ins Meer gießen oder gar in den Wein, wenn man für ſie überſezen wollte: ſo pflegen auch ſie von ihrer Höhe herab nicht mit Unrecht gar mitleidig zu lächeln über die Verſuche, die auf dieſem Gebiet gemacht werden. Denn freilich, wenn das Publikum, für welches



kend genug. Nur das ſehen wir, daß, wie die Neigung zum Ueberſezen erſt entſtehen kann, wenn eine gewiſſe Fähigkeit zum Verkehr mit fremden Sprachen unter dem gebildeten Volkstheile verbreitet iſt, ſo auch die Kunſt erſt wachſen und das Ziel immer höher geſtekkt werden wird, je mehr Liebhaberei und Kennerſchaft fremder Geiſteswerke unter denen im Volke ſich verbreitet und erhöht, welche ihr Ohr geübt und gebildet haben, ohne doch Sprachkunde zu ihrem eigentlichen Geſchäft zu machen. Aber das können wir uns zugleich nicht verhehlen, daß, je empfänglichere Leſer da ſind für ſolche Ueberſezungen, um deſto höher auch die Schwierigkeiten des Unternehmens ſich thürmen, zumal wenn man auf die eigenthümlichſten Erzeugniſſe der Kunſt und Wiſſenſchaft eines Volkes ſieht, welche doch die wichtigſten Gegenſtände für den Ueberſezer ſind. Nämlich, wie die Sprache ein geſchichtliches Ding iſt, ſo giebt es auch keinen rechten Sinn für ſie, ohne Sinn für ihre Geſchichte. Sprachen werden nicht erfunden, und auch alles rein willkührliche Arbeiten an ihnen und in ihnen iſt Thorheit; aber ſie werden allmählig entdekkt, und Wiſſenſchaft und Kunſt ſind die Kräfte, durch welche dieſe Entdekkung gefördert und vollendet wird. Jeder ausgezeichnete Geiſt, in welchem ſich unter einer von beiden Formen ein Theil von den Anſchauungen des Volks eigenthümlich geſtaltet, arbeitet und wirkt hiezu in der Sprache, und ſeine Werke müſſen alſo auch einen Theil ihrer Geſchichte enthalten. Dieſes verurſacht dem Ueberſezer wiſſenſchaftlicher Werke große ja oft unüberwindliche Schwierigkeiten; denn wer mit hinreichenden Kenntniſſen ausgerüſtet ein ausgezeichnetes Werk dieſer Art in der Urſprache lieſt, dem wird der Einfluß deſſelben auf die Sprache nicht leicht entgehen. Er merkt welche Wörter welche Verbindungen ihm dort noch in dem erſten Glanz der Neuheit erſcheinen; er ſieht wie ſie durch das beſondere Bedürfniß dieſes Geiſtes und durch ſeine bezeichnende Kraft ſich in die Sprache einſchleichen; und dieſe Bemerkung beſtimmt ſehr weſentlich den Eindruk, den er em-

pfängt. Es liegt alſo in der Aufgabe der Ueberſezung, eben dieſes auch auf ihren Leſer fortzupflanzen; ſonſt geht ihm ein oft ſehr bedeutender Theil deſſen, was ihm zugedacht iſt, verloren. Aber wie iſt dieſes zu erreichen? Schon im einzelnen, wie oft wird einem neuen Worte der Urſchrift gerade ein altes und verbrauchtes in unſerer Sprache am beſten entſprechen, ſo daß der Ueberſezer, wenn er auch da das ſprachbildende des Werks zeigen wollte, einen fremden Inhalt an die Stelle ſezen und alſo in das Gebiet der Nachbildung ausweichen müßte! Wie oft, wenn er auch neues durch neues wiedergeben kann, wird doch das der Zuſammenſezung und Abſtammung nach ähnlichſte Wort nicht den Sinn am treuſten wiedergeben, und er alſo doch andere Anklänge aufregen müſſen, wenn er den unmittelbaren Zuſammenhang nicht verlezen will! Er wird ſich damit tröſten müſſen,
157 daß er an andern Stellen, wo der Verfaſſer alte und bekannte Wörter gebraucht hat, das verſäumte nachholen kann, und alſo im Ganzen doch erreicht, was er nicht in jedem einzelnen Falle zu erreichen vermag. Sieht man aber auf die Wortbildung ei-

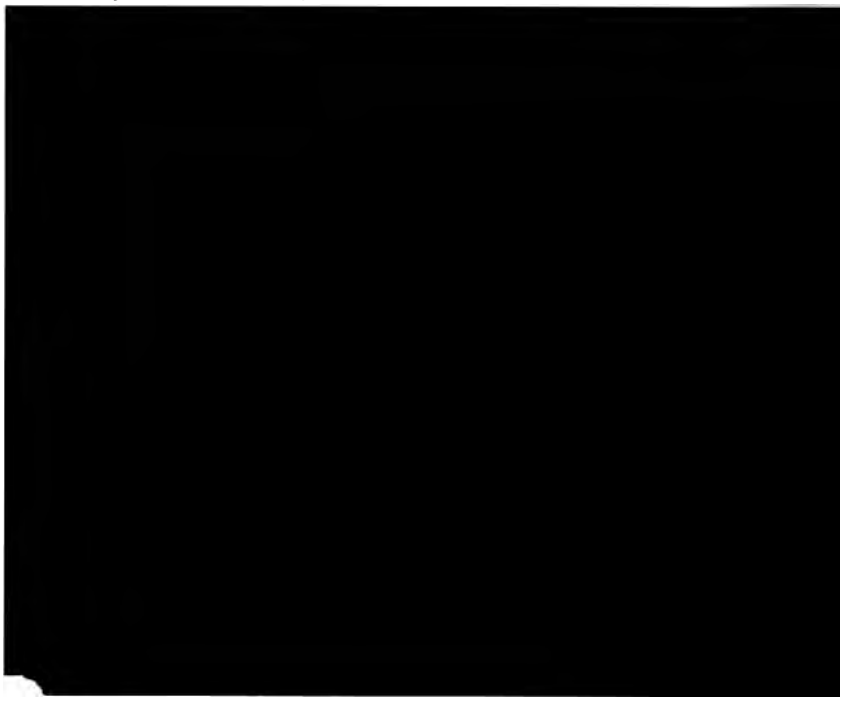
zelner Theile derſelben, eine ſolche Gleichförmigkeit in Abſicht der wichtigeren Gegenſtände zu erhalten weiß, daß nicht Ein Wort eine Menge ganz verſchiedener Stellvertreter bekommt, oder in der Ueberſezung eine bunte Verſchiedenheit herrſcht, wo in der Urſprache eine feſte Verwandtſchaft des Ausdrukks durchgeht. Dieſe Schwierigkeiten zeigen ſich am meiſten auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft; andere giebt es, und nicht geringere, auf dem Gebiet der Poeſie und auch der kunſtreicheren Proſa, für welche ebenfalls das muſikaliſche Element der Sprache, das ſich in Rhythmus und Tonwechſel offenbart, eine ausgezeichnete und höhere Bedeutung hat. Jeder fühlt es, daß der feinſte Geiſt, der höchſte Zauber der Kunſt in ihren vollendetſten Erzeugniſſen verloren geht, wenn dieſes unbeachtet bleibt oder zerſtört wird. Was alſo dem ſinnigen Leſer der Urſchrift in dieſer Hinſicht auffällt als eigenthümlich als abſichtlich als wirkſam auf Ton und Stimmung des Gemüthes, als entſcheidend für die mimiſche oder muſikaliſche Begleitung der Rede, das ſoll auch unſer Ueberſezer mit übertragen. Aber wie oft, ja es iſt ſchon faſt ein Wunder, wenn man nicht ſagen muß immer, werden nicht die rhythmiſche und melodiſche Treue und die dialektiſche und grammatiſche in unverſöhnlichem Streit gegen einander liegen! Wie ſchwer, daß nicht im Hin- und Herſchwanken welches hier welches dort ſolle aufgeopfert werden, oft gerade das unrechte herauskomme! Wie 158
ſchwer ſelbſt daß der Ueberſezer unparteiiſch, was er jedem hier hat entziehen müſſen, ihm, wo die Gelegenheit es mit ſich bringt, auch wirklich erſeze, und nicht, wenn gleich unwiſſentlich, in eine beharrliche Einſeitigkeit gerathe, weil ſeine Neigung dem einen Kunſtelement vor dem andern gewidmet iſt! Denn liebt er in den Kunſtwerken mehr den ethiſchen Stoff und ſeine Behandlung: ſo wird er minder merken, wo er dem metriſchen und muſikaliſchen der Form unrecht gethan, und ſich, ſtatt auf Erſaz zu denken, mit einer immer mehr ins leichte und gleichſam paraphraſtiſche hineinſpielenden Uebertragung derſelben begnügen. Trifft

es ſich aber, daß der Ueberſezer ein Muſiker iſt oder Metriker, ſo wird er das logiſche Element hintanſezen, um ſich nur des muſikaliſchen ganz zu bemächtigen; und indem er ſich in dieſer Einſeitigkeit immer tiefer verſtrikkt, wird er je länger je unerfreulicher arbeiten, und wenn man ſeine Uebertragung im großen mit der Urſchrift vergleicht, wird man finden, daß er, ohne es zu bemerken, jener ſchülerhaften Dürftigkeit immer näher kommt, der über dem einzelnen das ganze verloren geht; denn wenn der materiellen Aehnlichkeit des Tons und des Rhythmus zu Liebe, was in der einen Sprache leicht iſt und natürlich wiedergegeben wird, durch ſchwere und anſtößige Ausdrükke in der andern: ſo muß im ganzen ein völlig verſchiedener Eindrukk entſtehen.

Noch andere Schwierigkeiten zeigen ſich, wenn der Ueberſezer auf ſein Verhältniß zu der Sprache ſieht, in der er ſchreibt, und auf das Verhältniß ſeiner Ueberſezung zu ſeinen andern Werken. Wenn wir jene wunderbaren Meiſter ausnehmen, denen mehrere Sprachen gleich ſind, oder gar Eine erlernte über die Mutterſprache hinaus natürlich, für welche, wie geſagt, durch-

thode des Ueberſezens iſt eine Haltung der Sprache, die nicht nur nicht alltäglich iſt, ſondern die auch ahnden läßt daß ſie nicht ganz frei gewachſen, vielmehr zu einer fremden Aehnlichkeit hinübergebogen ſei; und man muß geſtehen, dieſes mit Kunſt und Maaß zu thun, ohne eigenen Nachtheil und ohne Nachtheil der Sprache, dies iſt vielleicht die größte Schwierigkeit die unſer Ueberſezer zu überwinden hat. Das Unternehmen erſcheint als der wunderbarſte Stand der Erniedrigung, in den ſich ein nicht ſchlechter Schriftſteller verſezen kann. Wer möchte nicht ſeine Mutterſprache überall in der volksgemäßeſten Schönheit auftreten laſſen, deren jede Gattung nur fähig iſt? Wer möchte nicht lieber Kinder erzeugen, die das väterliche Geſchlecht rein darſtellen, als Blendlinge? Wer wird ſich gern auflegen, in minder leichten und anmuthigen Bewegungen ſich zu zeigen als er wol könnte, und bisweilen wenigſtens ſchroff und ſteif zu erſcheinen, um dem Leſer ſo anſtößig zu werden als nöthig iſt damit er das Bewußtſein der Sache nicht verliere? Wer wird ſich gern gefallen laſſen, daß er für unbeholfen gehalten werde, indem er ſich befleißiget der fremden Sprache ſo nahe zu bleiben als die eigene es nur erlaubt, und daß man ihn, wie Eltern, die ihre Kinder den Kunſtſpringern übergeben, tadelt, daß er ſeine Mutterſprache, anſtatt ſie in ihrer heimiſchen Turnkunſt gewandt zu üben, an ausländiſche und unnatürliche Verrenkungen gewöhne! Wer mag endlich gern gerade von den größten Kennern und Meiſtern am mitleidigſten belächelt werden, daß ſie ſein mühſames und voreiliges Deutſch nicht verſtehen würden, wenn ſie nicht ihr helleniſches und römiſches dazu nähmen! Dies ſind die Entſagungen die jener Ueberſezer nothwendig übernehmen muß, dies die Gefahren denen er ſich ausſezt, wenn er in dem Beſtreben den Ton der Sprache fremd zu halten nicht die feinſte Linie beobachtet, und denen er auch ſo auf keinen Fall ganz entgeht, weil jeder ſich dieſe Linie etwas anders zieht. Denkt er nun noch an den unvermeidlichen Einfluß der Gewöh-

nung: ſo kann ihm bange werden, daß auch in ſeine freien und urſprünglichen Erzeugniſſe vom Ueberſezen her manches minder gehörige und rauhe ſich einſchleiche, und ihm der zarte Sinn für das heimiſche Wohlbefinden der Sprache ſich etwas abſtumpfe. Und denkt er gar an das große Heer der Nachahmer, und an die in dem ſchriftſtelleriſchen Publikum herrſchende Trägheit und Mittelmäßigkeit: ſo muß er ſich erſchrekken, wieviel lokkeres geſezwidriges Weſen, wieviel wahre Unbeholfenheit und Härte, wieviel Sprachverderben aller Art er vielleicht mit zu verantworten bekommt; denn faſt nur die beſten und die ſchlechteſten werden nicht ſtreben einen falſchen Vortheil aus ſeinen Bemühungen zu ziehen. Dieſe Klagen, daß ein ſolches Ueberſezen nothwendig der Reinheit der Sprache und ihrer ruhigen Fortentwikkelung von innen heraus nachtheilig werden müſſe, ſind häufig gehört worden. Wollen wir ſie nun auch vor der Hand bei Seite ſtellen mit der Vertröſtung, daß wol auch Vortheile werden dieſen Nachtheilen gegenüberſtehen, und daß, wie alles gute mit üblem verſezt ſei, die Weisheit eben darin beſtehe, indem man von dem



Umſtänden ein beſtimmter Charakter entſtehen kann. Ferner folgt deutlich genug, daß dieſe Art zu überſezen gar keinen Werth hat, wenn ſie in einer Sprache nur einzeln und zufällig betrieben wird. Denn der Zwekk iſt ja offenbar damit nicht erreicht, daß ein überhaupt fremder Geiſt den Leſer anweht; ſondern wenn er eine Ahndung bekommen ſoll, ſei es auch nur eine entfernte, von der Urſprache und von dem was das Werk dieſer verdankt, und ihm ſo einigermaßen erſezt werden ſoll daß er ſie nicht verſteht: ſo muß er nicht nur die ganz unbeſtimmte Empfindung bekommen, daß was er lieſt nicht ganz einheimiſch klingt; ſondern es muß ihm nach etwas beſtimmtem anderm klingen; das aber iſt nur möglich, wenn er Vergleichungen in Maſſe anſtellen kann. Hat er einiges geleſen, wovon er weiß daß es aus andern neuen und anderes aus alten Sprachen überſezt iſt, und es iſt in dieſem Sinn überſezt: ſo wird ſich ihm wol ein Gehör anbilden, um das alte und neuere zu unterſcheiden. Aber weit mehr ſchon muß er geleſen haben, wenn er helleniſchen von römiſchem Urſprung, oder italiäniſchen von ſpaniſchem unterſcheiden ſoll. Und doch iſt auch dieſes noch kaum der höchſte Zwekk; ſondern der Leſer der Ueberſezung wird dem beſſeren Leſer des Werks in der Urſprache erſt dann gleich kommen, wann er neben dem Geiſt der Sprache auch den eigenthümlichen Geiſt des Verfaſſers in dem Werk zu ahnden und allmählig beſtimmt aufzufaſſen vermag, wozu freilich das Talent der individuellen Anſchauung das einzige Organ, aber eben für dieſes eine noch weit größere Maſſe von Vergleichungen unentbehrlich iſt. Dieſe ſind nicht vorhanden, wenn in einer Sprache nur hie und da einzelne Werke der Meiſter in einzelnen Gattungen übertragen werden. Auf dieſem Wege können auch die gebildetſten Leſer nur eine höchſt unvollkommene Kenntniß des fremden durch Ueberſezung erlangen; und daß ſie ſich zu einem eigentlichen Urtheil, es ſei über die Ueberſezung oder über das Original, ſollten erheben können, daran iſt gar nicht zu denken. Daher erfordert dieſe Art zu überſezen —

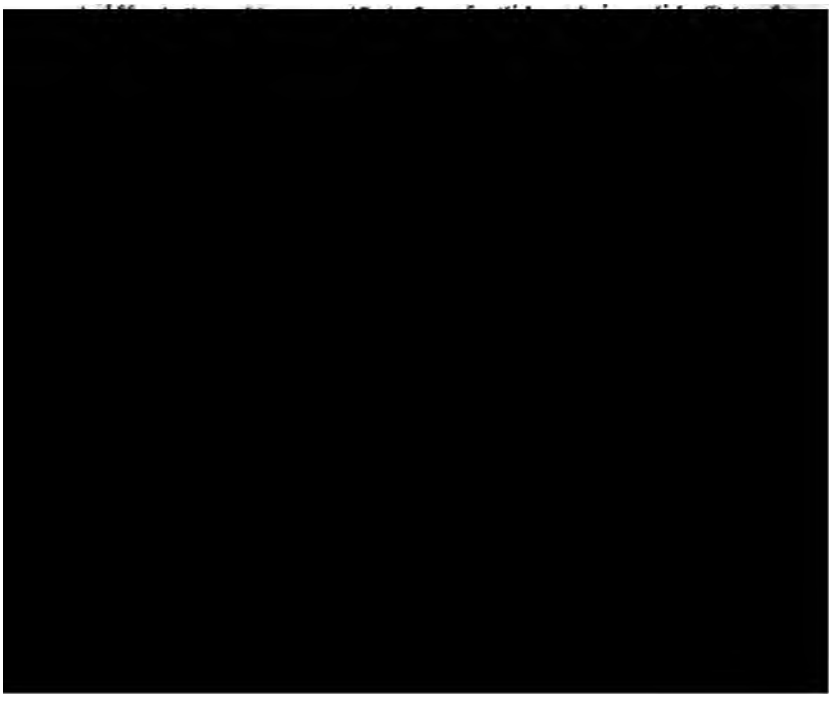
durchaus ein Verfahren im großen, ein Verpflanzen ganzer Litteraturen in eine Sprache, und hat also auch nur Sinn und Werth unter einem Volk welches entschiedene Neigung hat sich das fremde anzueignen. Einzelne Arbeiten dieser Art haben nur einen Werth als Vorläufer einer sich allgemeiner entwikkelnden und ausbildenden Lust an diesem Verfahren. Regen sie diese nicht auf, so haben sie auch im Geist der Sprache und des Zeitalters etwas gegen sich; sie können alsdann nur als verfehlte Versuche erscheinen, und auch für sich wenig oder keinen Erfolg haben. Allein auch wenn die Sache überhand nimmt, ist nicht leicht zu erwarten, daß eine Arbeit dieser Art, wie vortrefflich sie auch sei, sich allgemeinen Beifall erwerben werde. Bei den vielen Rükksichten, welche zu nehmen, und Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, müssen sich verschiedene Ansichten darüber entwikkeln, welche Theile der Aufgabe hervorzuheben und welche vielmehr unterzuordnen sind. So werden gewissermaßen verschiedene Schulen unter den Meistern und verschiedene Partheien im Publikum sich bilden als Anhänger von jenen; und wiewol die-

abſprechen. Es beruht auf zwei Bedingungen, daß das Verſtehen ausländiſcher Werke ein bekannter und gewünſchter Zuſtand ſei, und daß der heimiſchen Sprache ſelbſt eine gewiſſe Biegſamkeit zugeſtanden werde. Wo dieſe gegeben ſind, da wird ein ſolches Ueberſezen eine natürliche Erſcheinung, greift ein in die geſammte Geiſtesentwikkelung, und wie es einen beſtimmten Werth erhält, giebt es auch einen ſichern Genuß.

Wie ſteht es nun aber mit der entgegengeſezten Methode, welche, ihrem Leſer gar keine Mühe und Anſtrengung zumuthend, ihm den fremden Verfaſſer in ſeine unmittelbare Gegenwart hinzaubern, und das Werk ſo zeigen will, wie es ſein würde, wenn der Verfaſſer ſelbſt es urſprünglich in des Leſers Sprache geſchrieben hätte? Dieſe Forderung iſt nicht ſelten ausgeſprochen worden als diejenige die man an einen wahren Ueberſezer zu machen hätte, und als weit höher und vollkommener in Vergleich mit jener; es ſind auch Verſuche gemacht worden im einzelnen, oder vielleicht Meiſterſtükke, die offenbar genug ſich dieſes Ziel vorgeſtekkt haben. Laßt uns nun ſehen wie es hiermit ſteht, und ob es nicht vielleicht gut wäre, wenn dieſes bis jezt unſtreitig ſeltnere Verfahren häufiger würde, und jenes bedenkliche und in vielen Stükken ungenügende verdrängte.

Soviel ſehen wir gleich, daß die Sprache des Ueberſezers von dieſer Methode nicht das mindeſte zu befürchten hat. Seine erſte Regel muß ſein, ſich wegen des Verhältniſſes, in dem ſeine Arbeit zu einer fremden Sprache ſteht, nichts zu erlauben was nicht auch jeder urſprünglichen Schrift gleicher Gattung in der heimiſchen Sprache erlaubt wird. Ja er hat ſo ſehr als irgend einer die Pflicht, wenigſtens dieſelbe Sorgfalt für die Reinigkeit und Vollendung der Sprache zu beobachten, derſelben Leichtigkeit und Natürlichkeit des Stils nachzuſtreben, die ſeinem Schriftſteller in der Urſprache nachzurühmen iſt. Auch das iſt gewiß, wenn wir unſern Landsleuten recht anſchaulich machen wollen was ein Schriftſteller für ſeine Sprache geweſen iſt, daß wir keine

beſſere Formel aufſtellen können, als ihn ſo redend einzuführen, wie wir uns denken müſſen daß er in der unſrigen würde geredet haben, zumal wenn die Entwikkelungsſtufe, worauf er ſeine Sprache fand, eine Aehnlichkeit hat mit der worauf die unſrige eben ſteht. Wir können uns in einem gewiſſen Sinne denken, wie Tacitus würde geredet haben, wenn er ein Deutſcher geweſen wäre, das heißt, genauer genommen, wie ein Deutſcher reden würde, der unſerer Sprache das wäre was Tacitus der ſeinigen; und wohl dem, der es ſich ſo lebendig denkt, daß er ihn wirklich kann reden laſſen! Aber ob dies nun geſchehen könnte, indem er ihn dieſelbigen Sachen ſagen läßt, die der römiſche Tacitus in lateiniſcher Sprache geredet, das iſt eine andere und nicht leicht zu bejahende Frage. Denn ein ganz anderes iſt, den Einfluß, den ein Mann auf ſeine Sprache ausgeübt hat, richtig auffaſſen und irgend wie darſtellen, und wieder ein ganz anderes, wiſſen wollen, wie ſeine Gedanken und ihr Ausdrukk ſich würden gewendet haben, wenn er gewohnt geweſen wäre urſprünglich in einer andern Sprache zu denken und ſich auszu-

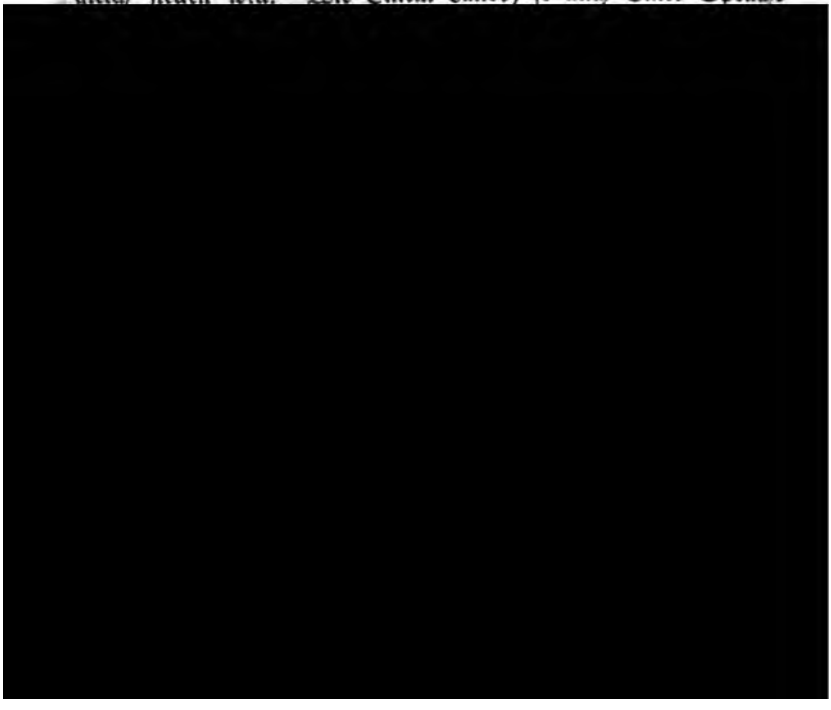


ſprache geredet hat und gehört, rein ausſcheiden, und nun gleichſam der nakkten eigenthümlichen in ihrer Richtung auf einen gewiſſen Gegenſtand begriffenen Denkweiſe deſſelben zuführen alles dasjenige, was Einwirkung geweſen ſein würde alles deſſen was er vom Anfang ſeines Lebens oder von ſeiner erſten Bekanntſchaft mit der fremden Sprache an in ihr geredet und gehört hätte, bis er zu der Fertigkeit gekommen wäre in ihr urſprünglich zu denken und niederzuſchreiben? Dies wird nicht eher möglich ſein, als bis es gelungen iſt durch einen künſtlichen chemiſchen Prozeß organiſche Produkte zuſammenzuſezen. Ja man kann ſagen, das Ziel, ſo zu überſezen wie der Verfaſſer in der Sprache der Ueberſezung ſelbſt würde urſprünglich geſchrieben haben, iſt nicht nur unerreichbar, ſondern es iſt auch in ſich nichtig und leer; denn wer die bildende Kraft der Sprache, wie ſie eins iſt mit der Eigenthümlichkeit des Volkes, anerkennt, der muß auch geſtehen daß jedem ausgezeichnetſten am meiſten ſein ganzes Wiſſen, und auch die Möglichkeit es darzuſtellen, mit der Sprache und durch ſie angebildet iſt, und daß alſo niemanden ſeine Sprache nur mechaniſch und äußerlich gleichſam in Riemen anhängt, und wie man leicht ein Geſpann löſet und ein anderes vorlegt, ſo ſich jemand auch nach Belieben im Denken eine andere Sprache vorlegen könne, daß vielmehr jeder nur in ſeiner Mutterſprache urſprünglich producire, und man alſo gar die Frage nicht aufwerfen kann, wie er ſeine Werke in einer andern Sprache würde geſchrieben haben. Hiegegen wird freilich jeder zwei Fälle anführen, die häufig genug vorkommen. Zuerſt hat es doch offenbar ſonſt, nicht nur in einzelnen Ausnahmen, denn ſo kommt es noch vor, ſondern auch im großen eine Fertigkeit gegeben, in andern Sprachen als der angebornen urſprünglich zu ſchreiben, ja zu philoſophiren und zu dichten. Warum ſoll man alſo nicht, um ein deſto ſichreres Maaß zu bekommen, dieſe Fertigkeit in Gedanken auf jeden Schriftſteller übertragen, welchen man überſezen will? Darum nicht, weil es mit dieſer Fertigkeit

die Bewandtniß hat, daß ſie nur in ſolchen Fällen vorkommt, wo daſſelbe entweder überhaupt oder wenigſtens von demſelben nicht könnte in der angebornen Sprache geſagt werden. Wenn wir in die Zeiten zurükkgehn, wo die romaniſchen Sprachen anfingen ſich zu bilden, wer kann ſagen, welche Sprache damals den dortigen Menſchen ſei angeboren geweſen? und wer wird läugnen wollen, daß denen, welche eine wiſſenſchaftliche Beſtrebung ergriffen, das lateiniſche mehr Mutterſprache geweſen als das volgare? Dies geht aber für einzelne Bedürfniſſe und Thätigkeiten des Geiſtes noch viel weiter herab. So lange die Mutterſprache für dieſe noch nicht gebildet iſt, bleibt diejenige Sprache die partielle Mutterſprache, aus welcher jene Richtungen des Geiſtes ſich einem werdenden Volke mitgetheilt haben. Grotius und Leibnitz konnten nicht, wenigſtens nicht ohne ganz andere Menſchen zu ſein, deutſch und holländiſch philoſophiren. Ja auch wenn jene Wurzel ſchon ganz vertrokknet und der Senker von dem alten Stamme völlig losgeriſſen iſt, muß doch, wer nicht ſelbſt zugleich ein ſprachbildendes und ein umwälzendes Weſen

dern nur in einer beſtimmten, jeder und nur das hervorbringt, was von ihm in ſeiner Mutterſprache nicht konnte hervorgebracht werden: ſo beweiſet es nichts für eine Methode des Ueberſezens, welche zeigen will, wie einer das, was er wirklich in ſeiner Mutterſprache geſchrieben hat, in einer andern würde geſchrieben haben. Der zweite Fall aber, eines urſprünglichen Leſens und Schreibens in fremden Sprachen, ſcheint günſtiger für dieſe Methode. Denn wer wird es unſern Welt- und Hofleuten abſprechen, daß was ſie liebenswürdiges in fremden Zungen über ihre Lippen bringen, ſie auch gleich in derſelben Sprache gedacht und nicht etwa aus dem armen Deutſch erſt innerlich überſezt haben? und wie es ihr Ruhm iſt, dieſe Süßigkeiten und Feinheiten in vielen Sprachen gleich gut ſagen zu können, ſo denken ſie ſie auch gewiß in allen mit gleicher Leichtigkeit, und jeder wird auch vom andern recht gut wiſſen, wie er eben das was er jezt auf franzöſiſch geſagt hat auf italiäniſch würde geſagt haben. Allein dieſe Reden ſind auch freilich nicht aus dem Gebiet, wo die Gedanken kräftig aus der tiefen Wurzel einer eigenthümlichen Sprache hervortreiben, ſondern wie die Kreſſe, die ein künſtlicher Mann ohne alle Erde auf dem weißen Tuche wachſen macht. Dieſe Reden ſind weder der heilige Ernſt der Sprache, noch das ſchöne wohlgemeſſene Spiel derſelben; ſondern wie die Völker durcheinander laufen in dieſer Zeit, auf eine Weiſe die man ſonſt weniger kannte, ſo iſt überall Markt, und dieſes ſind die Marktgeſpräche, mögen ſie nun politiſch ſein oder litterariſch, oder geſellig, und ſie gehören wahrlich nicht in das Gebiet des Ueberſezers, ſondern nur des Dolmetſchers etwa. Wenn nun dergleichen, wie es wol bisweilen geſchieht, in ein größeres Ganze ſich zuſammenſilzen und Schrift werden: ſo mag eine ſolche Schrift, die ganz in dem leichten und anmuthigen Leben ſpielt ohne irgend eine Tiefe des Daſeins aufzuſchließen oder eine Eigenthümlichkeit des Volkes zu bewahren, nach dieſer Regel überſezt werden; aber auch nur ſie, weil nur ſie eben ſo gut auch

urſprünglich konnte in einer andern Sprache gefaßt ſein. Und weiter mag dieſe Regel ſich nicht erſtrekken, als vielleicht noch auf die Eingänge und Vorhöfe tieferer und herrlicher Werke, die auch oft ganz in dem Gebiet des leichten geſelligen Lebens erbaut ſind. Nämlich, je mehr den einzelnen Gedanken eines Werkes und ihrer Verknüpfung die Volkseigenthümlichkeit anhaftet, und vielleicht gar noch außerdem das Gepräge einer längſt abgelaufenen Zeit, um deſto mehr verliert die Regel überhaupt ihre Bedeutung. Denn ſo wahr das auch bleibt in mancher Hinſicht, daß erſt durch das Verſtändniß mehrerer Sprachen der Menſch in gewiſſem Sinne gebildet wird, und ein Weltbürger: ſo müſſen wir doch geſtehen, ſo wie wir die Weltbürgerſchaft nicht für die ächte halten, die in wichtigen Momenten die Vaterlandsliebe unterdrükkt, ſo iſt auch in Bezug auf die Sprachen eine ſolche allgemeine Liebe nicht die rechte und wahrhaft bildende, welche für den lebendigen und höheren Gebrauch irgend eine Sprache, gleichviel ob alte oder neue, der vaterländiſchen gleich ſtellen will. Wie Einem Lande, ſo auch Einer Sprache



dazu aufopfert, der wird ſich auch nur da leicht ungezwungen und ohne geheimes Ueberſezen finden, wo er ſich ganz in der Gewalt des Gegenſtandes fühlt. Es giebt freilich auch außerdem eine freie Liebhaberei am lateiniſch oder romaniſch ſchreiben, und wenn es mit dieſer wirklich darauf abgeſehen wäre in einer fremden Sprache gleich gut wie in der eigenen und gleich urſprünglich zu produciren: ſo würde ich ſie unbedenklich für eine frevelhafte und magiſche Kunſt erklären, wie das Doppeltgehen, womit der Menſch nicht nur der Geſeze der Natur zu ſpotten, ſondern auch andere zu verwirren gedächte. So iſt es aber wol nicht, ſondern dieſe Liebhaberei iſt nur ein feines mimiſches Spiel, womit man ſich höchſtens in den Vorhöfen der Wiſſenſchaft und Kunſt die Zeit anmuthig vertreibt. Die Production in der fremden Sprache iſt keine urſprüngliche; ſondern Erinnerungen an einen beſtimmten Schriftſteller oder auch an die Weiſe eines gewiſſen Zeitalters, das gleichſam eine allgemeine Perſon vorſtellt, ſchweben der Seele faſt wie ein lebendiges äußeres Bild vor, und die Nachahmung deſſelben leitet und beſtimmt die Production. Daher auch ſelten auf dieſem Wege etwas entſteht, was außer der mimiſchen Genauigkeit einen wahren Werth hätte; und man kann ſich des beliebten Kunſtſtükkes um ſo harmloſer erfreuen, als man die geſpielte Perſon überall deutlich genug durchblikkt. Iſt aber jemand gegen Natur und Sitte förmlich ein Ueberläufer geworden von der Mutterſprache, und hat ſich einer andern ergeben: ſo iſt es nicht etwa gezierter und angedichteter Hohn, wenn er verſichert, er könne ſich in jener nun gar nicht mehr bewegen; ſondern es iſt nur eine Rechtfertigung, die er ſich ſelbſt ſchuldig iſt, daß ſeine Natur wirklich ein Naturwunder iſt gegen alle Ordnung und Regel, und eine Beruhigung für die andern, daß er wenigſtens nicht doppelt geht wie ein Geſpenſt.

Doch nur zu lange haben wir uns bei frembartigem aufgehalten, und das Anſehn gehabt vom Schreiben in fremden

Sprachen zu reden, anſtatt vom Ueberſezen aus fremden Sprachen. Die Sache liegt aber ſo. Wenn es nicht möglich iſt etwas der Ueberſezung, ſofern ſie Kunſt iſt, würdiges und zugleich bedürftiges urſprünglich in einer fremden Sprache zu ſchreiben, oder wenn dies wenigſtens eine ſeltene und wunderbare Ausnahme
168 iſt: ſo kann man auch die Regel nicht aufſtellen für die Ueberſezung, ſie ſolle denken wie der Verfaſſer ſelbſt eben dieſes in der Sprache des Ueberſezers würde geſchrieben haben; denn es giebt keine Fülle von Beiſpielen zweiſprachiger Schreiber, von denen eine Analogie herzuleiten wäre, welcher der Ueberſezer folgen könnte, ſondern er wird nach dem obigen bei allen Werken, die nicht der leichten Unterhaltung gleichen, oder dem Geſchäftsſtil, faſt nur ſeiner Einbildung überlaſſen ſein. Ja was will man einwenden, wenn ein Ueberſezer dem Leſer ſagt, Hier bringe ich dir das Buch, wie der Mann es würde geſchrieben haben, wenn er es deutſch geſchrieben hätte; und der Leſer ihm antwortet, Ich bin dir eben ſo verbunden, als ob du mir des Mannes Bild gebracht hätteſt, wie er ausſehen würde, wenn ſeine Mutter ihn

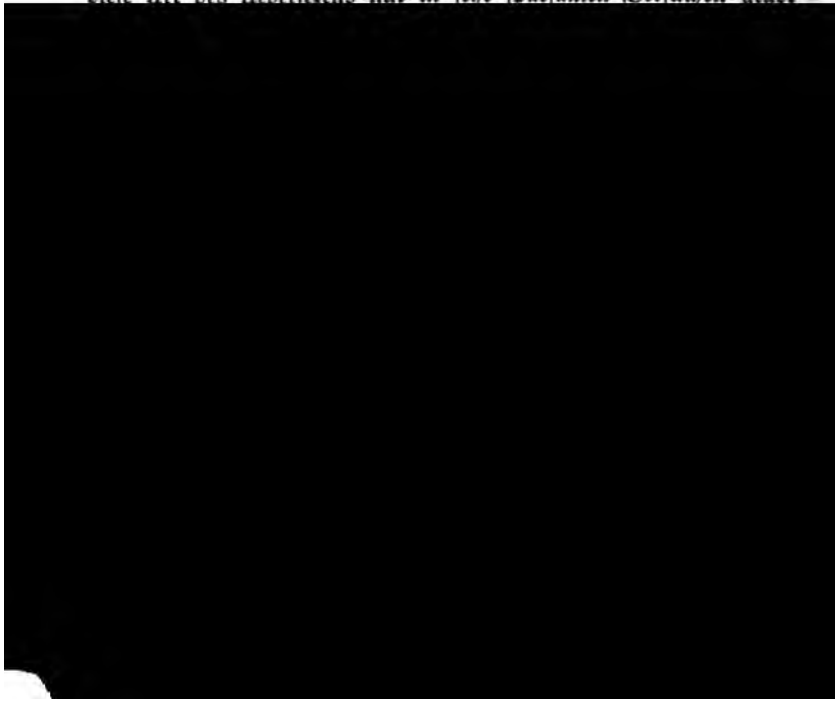
worin jenes, und daß es in derſelben Verbindung wie jenes auch allemal dieſelbe Wirkung hervorbringen würde: ſo gilt dieſes noch mehr von allen Begriffen, je mehr ihnen ein philoſophiſcher Gehalt beigemiſcht iſt, und alſo am meiſten von der eigentlichen Philoſophie. Hier mehr als irgendwo enthält jede Sprache, troz der verſchiedenen gleichzeitigen und auf einander folgenden Anſichten, doch Ein Syſtem von Begriffen in ſich, die eben dadurch daß ſie ſich in derſelben Sprache berühren, verbinden, ergänzen, Ein Ganzes ſind, deſſen einzelnen Theilen aber keine aus dem Syſtem anderer Sprachen entſprechen, kaum Gott und Sein, das Urhauptwort und das Urzeitwort abgerechnet. Denn auch das ſchlechthin allgemeine, wiewol außerhalb des Gebietes der Eigenthümlichkeit liegend, iſt doch von ihr beleuchtet und ge- 160
färbt. In dieſem Syſtem der Sprache muß die Weisheit eines jeden aufgehn. Jeder ſchöpft aus dem vorhandenen, jeder hilft das nicht vorhandene aber vorgebildete ans Licht bringen. Nur ſo iſt die Weisheit des einzelnen lebendig, und kann ſein Daſein wirklich beherrſchen, welches er ja ganz in dieſer Sprache zuſammenfaßt. Will alſo der Ueberſezer eines philoſophiſchen Schriftſtellers ſich nicht entſchließen die Sprache der Ueberſezung, ſoviel ſich thun läßt, nach der Urſprache zu beugen, um das in dieſer ausgebildete Begriffsſyſtem möglichſt ahnden zu laſſen; will er vielmehr ſeinen Schriftſteller ſo reden laſſen als hätte er Gedanken und Rede urſprünglich in einer andern Sprache gebildet: was bleibt ihm übrig, bei der Unähnlichkeit der Elemente in beiden Sprachen, als entweder zu paraphraſiren — wobei er aber ſeinen Zwekk nicht erreicht; denn eine Paraphraſe wird und kann nie ausſehn wie etwas in derſelben Sprache urſprünglich hervorgebrachtes — oder er muß die ganze Weisheit und Wiſſenſchaft ſeines Mannes umbilden in das Begriffsſyſtem der andern Sprache, und ſo alle einzelnen Theile verwandeln, wobei nicht abzuſehen iſt wie der wildeſten Willkühr könnten Grenzen geſezt werden. Ja man muß ſagen, wer nur die mindeſte Achtung hat

für philoſophiſche Beſtrebungen und Entwikkelungen, kann ſich auf ein ſo loſes Spiel gar nicht einlaſſen. Platon mag es verantworten wenn ich von dem Philoſophen auf den Komödienſchreiber komme. Dieſe Kunſtgattung liegt, was die Sprache betrifft, dem Gebiet des geſelligen Geſprächs am nächſten. Die ganze Darſtellung lebt in den Sitten der Zeit und des Volkes, die ſich wiederum vorzüglich in der Sprache lebendig ſpiegeln. Leichtigkeit und Natürlichkeit in der Anmuth ſind ihre erſte Tugend; und eben deshalb ſind hier die Schwierigkeiten der Ueberſezung nach der eben betrachteten Methode ganz ungemein. Denn jede Annäherung an eine fremde Sprache thut jenen Tugenden des Vortrages Schaden. Will nun aber gar die Ueberſezung einen Schauſpieldichter reden laſſen, als hätte er urſprünglich in ihrer Sprache gedichtet: ſo kann ſie ihn ja vieles gar nicht vorbringen laſſen, weil es in dieſem Volk nicht einheimiſch iſt und alſo auch in der Sprache kein Zeichen hat. Der Ueberſezer muß alſo hier entweder ganz wegſchneiden, und ſo die Kraft und die Form des Ganzen zerſtören, oder er muß anderes an die Stelle

durchleuchten zu laſſen. Dieſe beiden Beiſpiele von den äußerſten Enden der Wiſſenſchaft und der Kunſt hergenommen zeigen deutlich, wie wenig der eigentliche Zwekk alles Ueberſezens, möglichſt unverfälſchter Genuß fremder Werke, durch eine Methode erreicht werden kann, welche dem überſezten Werke ganz und gar den Geiſt einer ihm fremden Sprache einhauchen will. Hiezu kommt noch, daß jede Sprache ihr eigenthümliches hat auch in den Rhythmen für die Proſa ſowol als die Poeſie, und daß, wenn einmal die Fiction gemacht werden ſoll, der Verfaſſer könnte auch in der Sprache des Ueberſezers geſchrieben haben, man ihn dann auch in den Rhythmen dieſer Sprache müßte auftreten laſſen, wodurch ſein Werk noch mehr entſtellt, und die Kenntniß ſeiner Eigenthümlichkeit, welche die Ueberſezung gewährt, noch weit mehr beſchränkt wird.

Auch geht in der That dieſe Fiction, auf der doch die jezt betrachtete Theorie des Ueberſezers allein beruht, über den Zwekk dieſes Geſchäfts weit hinaus. Das Ueberſezen aus dem erſten Geſichtspunkt iſt eine Sache des Bedürfniſſes für ein Volk, von dem nur ein kleiner Theil ſich eine hinreichende Kenntniß fremder Sprachen verſchaffen kann, ein größerer aber Sinn hat für den Genuß fremder Werke. Könnte dieſer Theil ganz in jenen übergehen: ſo wäre denn jenes Ueberſezen unnüz, und ſchwerlich würde jemand die undankbare Mühe übernehmen. Nicht ſo iſt es mit dieſer lezten Art. Dieſe hat mit der Noth nichts zu ſchaffen, vielmehr iſt ſie das Werk der Lüſternheit und des Uebermuthes. Die fremden Sprachen könnten ſo weit verbreitet ſein als nur irgend möglich, und jedem fähigen der Zugang zu ihren edelſten Werken ganz offen ſtehn; und es bliebe doch ein merkwürdiges Unternehmen, das nur um ſo mehre und geſpanntere Zuhörer um ſich verſammeln würde, wenn jemand verſpräche uns ein Werk des Cicero oder Platon ſo darzuſtellen, wie dieſe Männer ſelbſt es unmittelbar deutſch jezt würden geſchrieben haben. Und wenn einer uns ſo weit brächte, dieſes

nicht nur in der eignen Mutterſprache zu thun, ſondern gar noch in einer andern fremden, der wäre uns dann offenbar der größte Meiſter in der ſchwierigen und faſt unmöglichen Kunſt die Geiſter der Sprachen in einander aufzulöſen. Nur ſieht man, dies würde ſtreng genommen kein Ueberſezen ſein, und der Zwekk wäre auch nicht der möglichſt genaue Genuß der Werke ſelbſt; ſondern es würde immer mehr eine Nachbildung werden, und
171 recht genießen könnte ein ſolches Kunſtwerk oder Kunſtſtükk nur der, der jene Schriftſteller ſchon ſonſther unmittelbar kennte. Und der eigentliche Zwekk könnte nur ſein, im einzelnen das gleiche Verhältniß mancher Ausdrükke und Combinationen in verſchiedenen Sprachen zu einem beſtimmten Charakter zur Anſchauung zu bringen, und im ganzen die Sprache mit dem eigenthümlichen Geiſt eines fremden Meiſters, aber dieſen ganz von ſeiner Sprache getrennt und gelöſt, zu beleuchten. Wie nun jenes nur ein kunſtreiches und zierliches Spiel iſt, und dieſes auf einer faſt unmöglich durchzuführenden Fiction beruht: ſo begreift man wie dieſe Art des Ueberſezens nur in ſehr ſparſamen Verſuchen geübt



ſchäft verwenden. Daher ſie auch ſehr bereit ſind mit dem Rath, man möge doch ſtatt ſolcher Ueberſezungen ſich lieber ſo gut man könnte mit der Paraphraſe helfen, wie die Dolmetſcher in ſchwierigen und ſtreitigen Fällen es auch thun.

Wie nun? Sollen wir dieſe Anſicht theilen und dieſem Rath folgen? Die Alten haben offenbar wenig in jenem eigentlichſten Sinn überſezt, und auch die meiſten neueren Völker, abgeſchrekkt durch die Schwierigkeiten der eigentlichen Ueberſezung, begnügen ſich mit der Nachbildung und der Paraphraſe. Wer wollte behaupten, es ſei jemals etwas weder aus den alten Sprachen noch aus den germaniſchen in die franzöſiſche überſezt worden! Aber wir Deutſche möchten noch ſo ſehr dieſem Rathe Gehör geben, folgen würden wir ihm doch nicht. Eine innere Nothwendigkeit, in der ſich ein eigenthümlicher Beruf unſeres Volkes deutlich genug ausſpricht, hat uns auf das Ueberſezen in Maſſe getrieben; wir können nicht zurükk und müſſen durch. Wie vielleicht erſt durch vielfältiges Hineinverpflanzen fremder Gewächſe unſer Boden ſelbſt reicher und fruchtbarer geworden iſt, und unſer Klima anmuthiger und milder: ſo fühlen wir auch, daß unſere Sprache, weil wir ſie der nordiſchen Trägheit wegen weniger ſelbſt bewegen, nur durch die vielſeitigſte Berührung mit dem fremden recht friſch gedeihen und ihre eigne Kraft vollkommen entwikkeln kann. Und damit ſcheint zuſammenzutreffen, daß wegen ſeiner Achtung für das fremde und ſeiner vermittelnden Natur unſer Volk beſtimmt ſein mag, alle Schäze fremder Wiſſenſchaft und Kunſt mit ſeinen eignen zugleich in ſeiner Sprache gleichſam zu einem großen geſchichtlichen 272
Ganzen zu vereinigen, das im Mittelpunkt und Herzen von Europa verwahrt werde, damit nun durch Hülfe unſerer Sprache, was die verſchiedenſten Zeiten ſchönes gebracht haben, jeder ſo rein und vollkommen genießen könne, als es dem Fremdling nur möglich iſt. Dies ſcheint in der That der wahre geſchichtliche Zwekk des Ueberſezens im großen, wie es bei uns nun einhei-

miſch iſt. Für dieſes aber iſt nur die Eine Methode anwendbar, die wir zuerſt betrachtet haben. Die Schwierigkeiten derſelben, die wir nicht verhehlt haben, muß die Kunſt ſoviel möglich beſiegen lernen. Ein guter Anfang iſt gemacht, aber das meiſte iſt noch übrig. Viele Verſuche und Uebungen müſſen auch hier vorangehen, ehe einige ausgezeichnete Werke zu Stande kommen; und manches glänzt anfangs, was hernach von beſſerem überboten wird. Wie ſehr ſchon einzelne Künſtler die Schwierigkeiten theils beſiegt, theils ſich glükklich zwiſchen ihnen durchgewunden haben, liegt in mannigfaltigen Beiſpielen vor Augen. Und wenn auch minderkundige auf dieſem Felde arbeiten: ſo wollen wir von ihren Bemühungen nicht furchtſamerweiſe großen Schaden für unſere Sprache beſorgen. Denn zuerſt muß feſtſtehen, daß es in einer Sprache, in welcher das Ueberſezen ſo ſehr im großen getrieben wird, auch ein eignes Sprachgebiet giebt für die Ueberſezungen, und ihnen manches erlaubt ſein muß, was ſich anderwärts nicht darf blikken laſſen. Wer dennoch unbefugt ſolche Neuerungen weiter verpflanzt, wird ſchon wenig Nachfol-

chem ſich auf der einen Seite eine gehaltvollere und ſprachgerechtere Geſelligkeit entwikkeln muß, auf der anderen freierer Raum gewonnen wird für das Talent des Redners, dann werden wir vielleicht für die Fortbildung der Sprache weniger des Ueberſezens bedürfen. Und möchte nur jene Zeit kommen, ehe wir den ganzen Kreis der Ueberſezermühen würdig durchlaufen haben!

IV.

Ueber die Begriffe der verſchiedenen Staatsformen.

Vorgeleſen den 24. März 1814.

17 Jener höhere Verſtand, aus dem ſich die Keime aller Wiſſen-

manche ſelbſt dann nicht wankten, als man deutlicher einſah, wie die Natur ſich darin gefällt, auch das, was der Verſtand am ſchärfſten zu ſondern pflegt, ſanfter und künſtleriſcher durch allmählige Uebergänge zu verbinden, ſo mußten doch die Gründe dieſer Eintheilungen oft neuen Prüfungen unterworfen werden. Denn das erſte was ſich dem betrachtenden aufdrängt iſt die äußere Erſcheinung; erſt ſpäter kann ſich der Verſtand das Spiel der innern Thätigkeiten zum Gegenſtand vorlegen; und wenn er wahrnimmt, daß er ſich noch neu in ſeinem Geſchäft und unter der Gewalt des Sinnes ſtehend im Trennen und Verbinden von jener allein habe leiten laſſen: ſo iſt er unverdroſſen entweder ſein Werk wieder zu zerſtören oder nachzuſpüren wie jene großen Verſchiedenheiten der äußeren Erſcheinung, deren Anſprüche er nicht zurükkweiſen kann, mit den Verſchiedenheiten der innern Thätigkeiten der bildenden Natur zuſammenhängen. Noch immer werden aus dieſem Geſichtspunkt neue Prüfungen und Umgeſtaltungen des Syſtems der Natur in einzelnen Theilen wenigſtens unternommen; und dadurch wol am meiſten unterſcheiden ſich die Naturkundigen von ächt wiſſenſchaftlicher Geſinnung, die wol allein verdienen mit dem beſcheidneren Namen Naturforſcher genannt zu werden, von denen, welche ſich keine höhere Aufgabe ſtellen, als ein Regiſter anzufertigen, in dem man die Gegenſtände auffinden und ſich der Identität der etwa ſtreitigen verſichern könne.

Faſt eben ſo bald als die Naturbeſchreibung entſtand, fand ſich der wiſſenſchaftliche Verſtand auch angeregt jene großen geiſtigen Geſtaltungen zu betrachten, in denen, wiewol ſie ſelbſt ein aber in bewußtloſer Nothwendigkeit gebildetes Werk des Menſchen ſind, auch der Menſch ſelbſt, dies höchſte Werk der Natur, wieder als Beſtandtheil verſchwindet. Die wiſſenſchaftliche Beſchreibung der Staaten, das Beſtreben die auch ſehr mannigfaltigen unter dieſen Begriff gehörigen Erſcheinungen in wenige große Formen zuſammenzufaſſen, eben ſo alt als die erſten Ver-

ſuche in der Naturbeſchreibung, eben ſo ſchon in der Sprache des gemeinen Lebens vorgebildet, hat doch eine ganz andere Geſchichte als dieſe. Eines iſt hiebei vorzüglich von Einfluß geweſen. Daß unter den Erzeugniſſen der Natur einige vollkommner ſind als andere, in denen nämlich das Weſen des Lebens ſich unvollſtändiger ausſpricht und dürftiger entfaltet, dies wurde zwar bald bemerkt, aber es konnte den ordnenden Forſcher von ſeinem natürlichen Gange nicht ablenken. Der Staat aber, da er ein Gebilde des Menſchen ſelbſt iſt, ſo wähnte man von der Betrachtung aus nach einem vorſchwebenden Muſterbilde den vollkommneren ſelbſt ſchaffen zu können. Für einen Wahn müſſen wir dies ohne weiteres erklären; denn es iſt eine grobe Verwechſelung deſſen was durch die menſchliche Natur *wird*, mit dem was der Menſch *macht*. Noch nie iſt ein Staat, auch der unvollkommenſte nicht, gemacht worden; und alle Kunſt kann, auf dem Gebiet des bewußtloſen Wirkens, der geiſtigen Natur nicht minder als der körperlichen nur einzeln und untergeordnet zu Hülfe kommen. Dieſer Wahn aber verurſachte daß man

[redacted]

ſchichte aber würde dann einem mehr reichen als eben anmuthigen Kornfelde gleichen, auf welchem die Saaten bis zur lezten Ernte aller menſchlichen Dinge in ewigem Frieden neben einander ſtänden, jeder ſich von dem andern durch wenig mehr unterſcheidend als durch die Stelle die er einnimmt. Je mehr nun dieſes Beſtreben ſich verbreitete, um deſto mehr verlor die Naturbeſchreibung der Staaten alle Bedeutung. Denn ob ſolche vorläufige Nothſtaaten, ein Ausdrukk der den höchſten Triumph jener Anſicht darſtellt, ob dieſe alt und neu unter beſtimmte Begriffe geſtellt werden, und wie dieſes gelingt, das kann völlig gleichgültig ſein, wenn doch in einer einzigen Form des Staates alle andern irgend einmal zuſammenfallen ſollen. — Außer dieſer ſich ſo ſtark vordrängenden Frage nach dem vollkommenſten Staat hat aber auch eine entgegengeſezte Anſicht nicht wenig beigetragen dieſen Theil der Philoſophie zurükkzuhalten. Wie nämlich die wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit den Erzeugniſſen der Natur immer iſt aufgemuntert und in Thätigkeit erhalten worden durch die Anſprüche welche die vielen mit der Natur ſich beſchäftigenden Künſte und Gewerbe ſtets an ſie gemacht, und durch die Achtung welche auch von dieſer Seite jenem wiſſenſchaftlichen Beſtreben immer iſt gezollt worden: ſo mußte natürlich die wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit jenen Erzeugniſſen der Vernunft einer gleichen Aufmunterung in demſelben Maaß entbehren, als ſich, wie ſeit geraumer Zeit geſchehen, unter den Staatsbürgern und Staatsmännern der Grundſaz immer weiter verbreitete, alle Formen des Staates ſeien gleich gut wenn ſie nur gut verwaltet würden. Dieſe Anſicht leitet natürlich alles Intereſſe der Betrachtung von dem höheren urſprünglichen Prozeß der Bildung und Entwikkelung der Staaten ab, und auf jenen verhältnißmäßig kleinen Antheil hin, den menſchliche Kunſt an der Sache hat, nämlich auf das Geſchikk der Verwaltung. Denn wenn die Verſchiedenheiten in der Form der Staaten gleichgültig ſind, was für ein Intereſſe kann man noch dar-

an haben zu wiſſen wie dieſe Unterſchiede entſtanden ſind und worauf ſie beruhen? So iſt hier ſonderbar genug durch ein löbliches Beſtreben, das vollkommene hervorzubringen, ein anderes eben ſo löbliches, nämlich das wirklich vorhandene in ſeinen natürlichen Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten aufzufaſſen, immer gehemmt worden. Und dies ſind die Urſachen, weshalb die wiſſenſchaftliche Staatenbeſchreibung in einer weit dürftigeren Geſtalt auftritt als die Naturbeſchreibung, ſo daß man ſich kaum wundern dürfte, wenn ſie noch ganz am äußern haftend in das innere ihres Gegenſtandes noch gar nicht eingedrungen wäre.

Die längſte Zeit nun hat man ſich bei der Betrachtung der Staaten an eine Eintheilung gehalten, die man füglich die helleniſche nennen kann, welche nämlich drei Hauptgattungen annimmt unter welche alle Staatsformen gebracht werden können, die Demokratie, die Ariſtokratie und die Monarchie, je nachdem die ganze Maſſe des Volks oder eine beſtimmte Klaſſe, deswegen die vornehmere, an der Regierung theilnimmt, oder dieſe ſich in den Händen eines einzelnen befindet. Erſt vor nicht langem iſt

und die Anarchie ſtreifte, über die andern davongetragen hat. Ferner, wenn nun der ſo entſtandene Oberherr oder Tyrann die Saiten zu ſcharf anzieht, und Verſchwörungen ſich bilden, und das Volk ſeine alten Rechte herſtellt: müſſen wir dann nicht ſagen der Staat ſei die ganze Zeit über derſelbe geblieben, und die Monarchie ſei nur ſein Krankheitszuſtand geweſen, wie auch die Ariſtokratie die auf der Paſſivität der Maſſe beruhte nur ein
22 Krankheitszuſtand war? Kann aber ein Zuſtand, der als Krankheit vorkommt und vorübergeht, doch als eine eigne Art des Daſeins angeſehen werden? Sezen wir hingegen den Fall, das Volk erlange ſeine Rechte nicht wieder, ſondern die Häupter der Verſchwörung theilen ſich in die unrechtmäßige Erbſchaft: ſo werden ſie, ſo lange dies dauert, eine Ariſtokratie darſtellen; aber wird man dann ſagen, es hätten in dieſem Lande und unter dieſem Volke drei Staaten nach einander beſtanden, ein demokratiſcher, ein monarchiſcher und ein ariſtokratiſcher, oder wird nicht jeder ſagen, derſelbe Staat habe nach einander dieſe drei Veränderungen erlitten? Sie ſind alſo Zuſtände, welche ein und daſ-

kratie dieſer Demokratie ſo ähnlich geworden ſein, daß man ſie nicht anders unterſcheiden kann als indem man die vorige Zeit zu Hülfe nimmt.

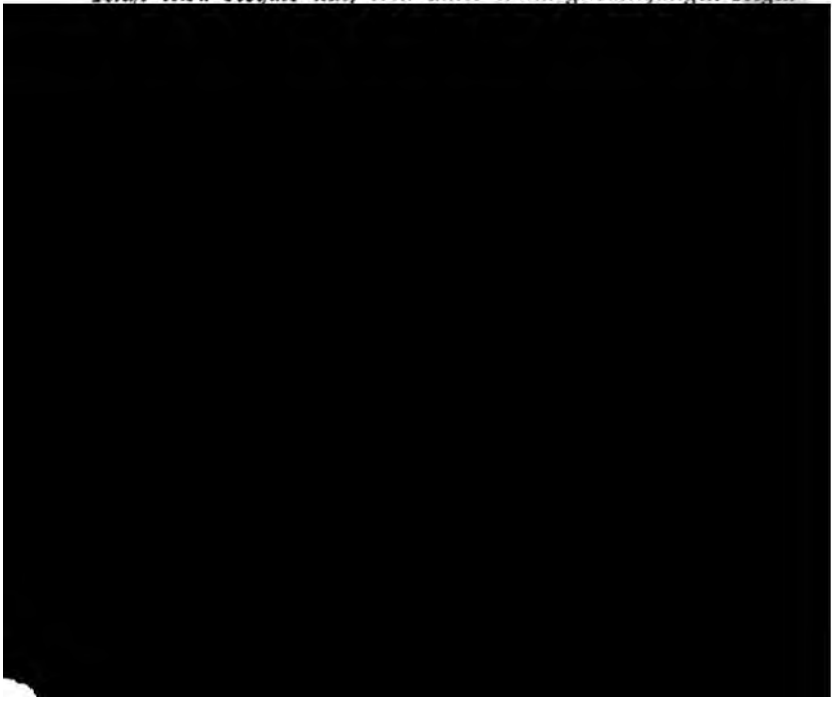
Aber nicht das nur, daß dieſe verſchiedenen Formen nach einander Zuſtände deſſelben Staatskörpers ſein können; ſondern auch in demſelben Augenblikk kann derſelbe Staat das eine ſein wenn man auf den Buchſtaben, ein anderes aber wenn man auf das wahre Weſen ſieht, wie auf gewiſſe Weiſe ſchon im obigen liegt, auf andere aber noch mehr erhellt aus folgendem. In einer Demokratie haben doch die Knechte nie das Recht der Gemeinde, denn es iſt wider die Natur. Wenn nun von den Knechten viele freigelaſſen werden und eigenes Hausweſen bilden, und ſich vielleicht über die Zahl der Bürger mit vollem Rechte vermehren, ihre Nachkommen aber, weil durch die Abſtammung kenntlich, eben ſo wenig das gemeine Recht erlangen als die Väter: würden dann nicht im Staate zwei Kaſten ſein wie in Ariſtokratien zu ſein pflegen, und wie ſoll der Staat genannt werden, ſo oder ſo? Oder wenn in einem Staat die Geſammtheit des Adels das Regiment führt, es giebt aber außer dem Adel nichts als kleine Leute die ihm eigen ſind, wie wollt ihr den Staat nennen? Denn wenn wir dieſe, die Bauern und Handwerker, ihres Gewerbes wegen als Volk anſehn: ſo iſt ja gewiß der Staat eine Ariſtokratie. Wenn wir aber bedenken, daß jeder Adeliche mit ſeinen Eigenen nur Ein wenn gleich ſehr erweitertes und vielleicht über viele Ortſchaften verbreitetes Hausweſen ausmacht: ſo werden wir geſtehen müſſen, das Regiment ſei bei der Geſammtheit der Hausväter und alſo demokratiſch.

So ſteht es demnach mit dieſer Eintheilung, daß feſtgeſonderte Arten des Staats dadurch nicht ſcheinen bezeichnet zu ſein. Und dies hat ſich nicht etwa ergeben, weil wir die bei uns oft gemißbrauchten Ausdrükke auch mißverſtanden hätten; ſondern von den eignen Erklärungen der Hellenen, bei denen ſie einheimiſch waren, iſt alles ausgegangen. Dennoch [illegible] können dieſe

Begriffe, demokratiſch ariſtokratiſch und monarchiſch, nicht leer ſein; denn ſie ſind nicht erfunden oder gemacht, gleichen alſo keinesweges jenen künſtlichen Klaſſen und Ordnungen in der Naturbeſchreibung, denen kein lebendiger Typus des ganzen Daſeins zum Grunde liegt, ſondern im Gegenſaz mit jenen gleichen ſie vielmehr den natürlichen Familien und Geſchlechtern. Denn dieſe Ausdrükke ſind in der helleniſchen Sprache lebendig gewachſen und als leitende Begriffe darin fixirt, und müſſen alſo auch einen feſten Inhalt haben. Nur iſt nicht zu läugnen daß man die neueren großen Verfaſſungen faſt gar nicht unter ſie bringen kann, indem ſich in denſelben nicht nur Elemente die man demokratiſch und ſolche die man ariſtokratiſch nennen muß, unter ſich und mit monarchiſchen häufig vereint finden, ja daß man oft, wenn man ſie mit jenen Begriffen vergleicht, nicht weiß ob man Einen Staat oder mehrere vor ſich hat; ſondern auch wenn wir auf die Monarchie allein ſehen, ſo bieten die einzelnen Staaten die unter dieſen Begriff fallen größere und auf das ganze häusliche und öffentliche Leben einflußreichere Unterſchiede dar,

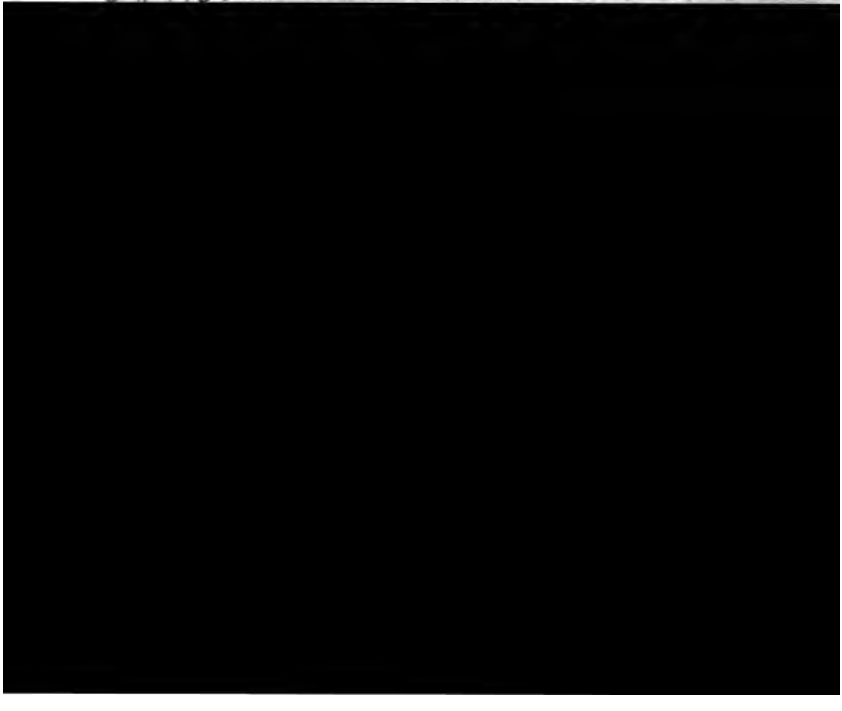
noch geſchichtlich gezeigt, die am meiſten von einander abweichenden Staaten unterſchieden ſich wirklich hauptſächlich in Gemäßheit dieſer Trennungen und Verbindungen, will ich zunächſt nur dabei ſtehen bleiben, daß die ganze Vorausſezung näher betrachtet nicht ſtatt findet. Denn die richterliche Gewalt beſteht aus zwei weſentlich ganz verſchiedenen Zweigen, der bürgerlichen Gerichtsbarkeit und der Strafgerichtsbarkeit. Die erſte hat es nur mit Irrthümern zu thun oder mit verſchiedenen Anſichten welche ſtattfinden können über die Anwendung der geſchriebenen oder ungeſchriebenen Geſeze auf einen vorliegenden Fall. Denn wenn jemand wiſſentlich dem andern ſein Recht vorenthält: ſo fällt ſein Verfahren ſtreng genommen als intendirter Betrug ſchon der Strafgerichtsbarkeit anheim. Iſt aber nicht das Ausgleichen ſolcher Fälle eine bloße Ergänzung entweder des Bewußtſeins über die erſte Erwerbung des Eigenthums mit dem Staat zugleich oder vor ihm, und dann rein geſchichtliche Auslegung, oder der geſezgebenden Thätigkeit die jene Erwerbung beſtätigt hat oder modificirt, und dann ihr angehörig, wie denn die Verhandlungen und Reſultate der Rechtspflege überall die Grundlage geben zu Erläuterungen und Verbeſſerungen des Codex? Und müſſen nicht die Perſonen als ein Beſtandtheil der geſezgebenden Gewalt angeſehen werden, die ihr ſo vorarbeiten und ſie ergänzen? Was aber die Strafgerichtsbarkeit betrifft: ſo iſt ſie als Kriegführung gegen den inneren Feind eben ſo weſentlich ein Theil der vollziehenden Gewalt wie die Kriegführung gegen den äußeren Feind. Alſo fällt die Dreiheit in dieſer Eintheilung ſchon weg, und es bleibt nur die einfache Zweiheit übrig, welche in Bezug auf Verbindung und Trennung betrachtet und in Vergleich mit den obigen antiken Begriffen folgende Fälle ergiebt. Geſezgebung und Vollziehung vereinigt, welches, ſei nun beides in Einem oder in einigen oder in allen, nach dieſer Theorie der deſpotiſche Staat oder kaum ein Staat iſt; Geſezgebung und Vollziehung getr
entweder beide in vielen, welches eine Republik ſein, oder

in Einem und jene in vielen, welches eine verfaſſungsmäßige Monarchie wäre; denn daß Einer könne der Geſezgeber ſein und viele die Vollzieher, wird niemand für möglich halten, wiewol aus den Begriffen ſelbſt keinesweges erhellt, warum nicht. Dieſe wenigen Rubriken, bei denen nun doch die alten Begriffe zu Hülfe müſſen genommen werden um ſie zu Stande zu bringen, wollen aber auch keine Hülfe leiſten um die vorhandenen verſchiedenen Staatsformen zu ordnen. Denn betrachtet man die, in denen ſich getrennte Gewalten zeigen, ſo wird man überall finden, daß entweder das Organ welches die geſezgebende Gewalt repräſentirt etwas von der vollziehenden, oder umgekehrt das die vollziehende Gewalt repräſentirende etwas von der geſezgebenden an ſich gezogen hat, ſo daß es auch hier auf jeden Fall noch anderer Erklärungen bedarf und ein anderer Geſichtspunkt muß aufgeſucht werden. Aber noch ſind wir nicht einmal ſo weit; denn ich muß noch weiter fragen, wer kann feſte Grenzen ziehen zwiſchen der geſezgebenden Thätigkeit und der vollziehenden? Nicht etwa deshalb nur, weil unter einem gewaltthätigen Regen-



Und wie wenig entſpricht es dieſem Eintheilungsgrunde, wenn ein Privilegium oder ein Monopol zu ertheilen, das doch nur wenige trifft, ein Act der Geſezgebung iſt, den Krieg und Friedensſtand aber zu beſtimmen, wobei das allgemeine Wohl aller weit mehr betheiligt iſt, von der vollziehenden Gewalt abhängt. Geht man hingegen davon aus, die Geſezgebung müſſe ihrer Natur nach überall das erſte ſein, und die Vollziehung das zweite: ſo wird auch jener erſte Act, wenn die Geſezgebung nicht im unſichtbaren verſchwinden ſoll, aus mehreren Theilen beſtehen, und manches davon eben ſo gut können zum zweiten Act gerechnet werden. Nur ein Beiſpiel ſtatt aller möge die Sache erläutern. Es gehört in vielen Staaten zum Gebiet der Geſezgebung die laufenden Abgaben zu beſtimmen; die Art und Weiſe der Erhebung, die Beſtellung des dazu nöthigen Perſonals fällt ſchon als zweiter durch jenen bedingter Act dem vollziehenden Organ anheim. Aber dieſe Theilung iſt an und für ſich ganz willkührlich. Denn man könnte eben ſo gut ſagen, ſchon jener erſte Act zerfalle in zweie, nämlich in Feſtſtellung der aufzubringenden Summe, und in die Beſtimmung der Objecte und Handlungen, von denen ſie ſolle genommen werden, und nur jener eigentlich erſte gehöre für die Geſezgebung, der zweite beziehe ſich ſchon mehr auf die Art und Weiſe der Herbeiſchaffung, und werde daher billig der vollziehenden Gewalt überlaſſen, die, wenn ſie weiſe iſt, gewiß eben ſo richtig verfahren werde, wie eine weiſe Geſezgebung es nur könne. Oder eben ſo könnte man umgekehrt ſagen, beſtimme die Geſezgebung einmal die Abgabe, was ſchon zur Art und Weiſe der Erhebung der Summe gehöre, und habe alſo ihre Schranken durchbrochen; ſo könne ſie eben ſo gut nun auch alles übrige feſtſezen. Und ſo wird es immer aus Mangel an ſichern Grenzen entgegengeſezte Anſichten geben, deren eine dieſe die andere jene Gewalt ausdehnt und ihr Gegentheil beſchränkt, bis die eine faſt alles geworden iſt im Staat und die andere faſt nichts. Denkt man nun aber gar es gebe um die

Grenzen beider Gewalten und ihre Gestaltung zu bestimmen eine Constitution: so verschwindet für den Begriff der Gegensaz beider Gewalten noch mehr. Denn wenn eine Constitution nicht bloß formell ist, und eine solche hat in der Wirklichkeit noch nie bestanden: so muß sie wenigstens in gewissen Hauptpunkten das eigenthümliche Wesen des Staats ausdrükken, aus welchem ja das gesezgebende Organ nicht herausgehen darf, und wird also dieses beschreiben; ja man kann sagen, je vollkommner die Constitution ist, um deste mehr läßt sich die gesammte laufende Gesezgebung nur als Vollziehung ansehn; denn sie hat nichts zu thun, als fortwährend die Constitution auf die vorkommenden Umstände anzuwenden und in ihnen zu realisiren, so daß sie nur dem Grade nach von der eigentlichen Vollziehung verschieden ist. Hat aber der Staat keine Art von Constitution, so scheint es fast als könnten auch die beiden Gewalten nur getrennt sein in der Form verschiedener Behörden; dann aber wird alles willkühr-
27 lich und fließend, und nichts kann auf allgemeine Weise im Begriff festgehalten werden. Wenn also die richterliche Function



leicht etwas mehr Bezug auf die bloße Theorie gehabt haben als jene, ſo ſind ſie doch zu leicht und allgemein in die Sprache der politiſch gebildeten Völker unſeres Welttheils übergegangen, als daß ſie nicht etwas mit der verſchiedenen Geſtaltung der Staaten auf das genaueſte zuſammenhängendes enthalten ſollten. Es kann daher nur an der Art der Unterſuchung liegen, wenn wir in beiderlei Begriffen weder gefunden haben was wir ſuchten, noch auch den Grund entdekkt warum ſie das nicht enthalten können; und es wird uns vielleicht beſſer gelingen, wenn wir einen andern Weg einſchlagen und den Inhalt dieſer Begriffe nicht als gegeben behandeln, ſondern vielmehr genetiſch aufzufaſſen ſuchen.

Denn die allgemeine Frage, welches ſind die verſchiedenen Arten des Staates? muß ſich auf dieſe andere zurükkführen laſſen, auf wie verſchiedenerlei Weiſe kann ein Staat entſtehen? Denn jeder entſteht ja gleich nicht als ein Staat im allgemeinen, ſondern als ein ſolcher und ſolcher — ſonſt nämlich gäbe es überhaupt nur verſchiedene Zuſtände, nicht verſchiedene Arten des Staates — die Form aber, die ein Ding in ſeinem Entſtehen zeigt, iſt auch die unter der es fortbeſteht, wenn es nämlich daſſelbe Ding bleibt und die Form des vollendeten Entſtehens richtig aufgefaßt worden. Wir müſſen alſo zunächſt überhaupt fragen, wie und wodurch entſteht ein Staat, nämlich aus ſeinem Gegentheil dem Nichtſtaat, und müſſen dabei Achtung geben auf das was hiebei immer daſſelbe ſein muß, und was davon auch verſchieden ſein kann, nämlich nicht ſowol auf unbeſtimmte Weiſe 28
verſchieden, denn dieſes können wir nicht brauchen um Arten der Staatsform feſtzuſtellen, ſondern was auf beſtimmte Weiſe verſchieden iſt. — Indem ich mich aber auf die Frage zurükkwerfe, wodurch der Staat entſtehe, ſo bin ich keineswegs geſonnen den alten Streit darüber zu erneuern, ob der Staat auf göttliche Weiſe entſtehe oder auf menſchliche, und im lezten Fall ob durch Uſurpation oder durch Vertrag. Sondern ich meine es

nur ſo, Indem ſich ein Staat bildet, was entſteht das vorher noch nicht da geweſen? Dieſes aber ſcheint nicht ſchwer zu beantworten. Das immer ſchon vorher da geweſene, der Stoff gleichſam des Staates, iſt ein Volk, eine naturgemäß zuſammengehörige und zuſammen lebende Maſſe, ohne Volk kein Staat. Wenn wir uns Menſchen von allerwärts her zuſammen getrieben oder geweht denken, und dieſe könnten auch unter Geſeze gebracht werden, wie die Sage das alte Rom darſtellt: ſo werden wir dieſe doch ſchwerlich eher einen Staat nennen, bis wir auch die Maſſe ein Volk nennen können, nämlich bis Boden und Menſchen von einander Beſiz genommen haben, bis wenigſtens ein zweites Geſchlecht Eingeborner da iſt, welches durch Anhänglichkeit an den gemeinſamen Boden und an die gleichen Lebensbedingungen auch auf eine natürliche Weiſe verbunden iſt. Der Staat aber iſt die Form des Volkes, das Volk iſt nur völlig ausgebildet, wenn ſich dieſe Form rein und vollendet in ihm darſtellt. Aber das Volk iſt eher als dieſe Form an ihm ſichtbar wird; ſeine erſten Zuſtände ſind nur Annäherungen zu derſelben; und

und Gewohnheit war; und wenn die Bürger im Staat durch
das Geſez zuſammen gehalten werden, ſo hielten auch die Nach- 29
barn in der Horde zuſammen, und ganz von ſelbſt hätte keiner
ſich von den andern getrennt. Nur dies erſcheint als der ſchnei-
dende Unterſchied, vorher wenn ſie daſſelbe trieben war es be-
wußtloſer Inſtinkt, fortgepflanzte Gewohnheit, jezt iſt es eine mit
Bezug auf die Bedürfniſſe des Ganzen unternommene und ver-
theilte Arbeit; wenn vorher einer Rache übte, handelte der von
den andern ſtillſchweigend gebilligte und getheilte Affekt, jezt tritt
an ſeine Stelle die vom Geſez beſtimmte Strafe; und vorher
wenn ſie zuſammenblieben war es eine wahrhaft mechaniſche Co-
häſion des gleichartigen, jezt iſt es Vaterlandstreue, die zwar an
ſich keinen höheren Grad und keinen weitern Umfang hat als
jene, aber die ſich als das erkennt was ſie iſt. Kurz, indem der
Staat wurde, iſt nur die ſonſt ſchon vorhandene Geſinnung und
Thätigkeit im Geſez zuſammengefaßt und dargelegt worden; was
da war iſt nun auch ausgeſprochen, die bewußtloſe Einheit und
Gleichheit der Maſſe hat ſich in eine bewußte verwandelt, und
dieſe Entſtehung des Bewußtſeins der Zuſammengehörigkeit iſt
das Weſen des Staates. Allein wie es kein Bewußtſein giebt
als nur mit dem Gegenſaz zugleich: ſo beſteht auch im Volk das
Bewußtſein ſeiner Zuſammengehörigkeit nur im Gegenſaz mit
dem Bewußtſein des Fürſichbeſtehens jedes einzelnen. Daraus
bildet ſich der Gegenſaz von herrſchenden und beherrſchten, von
Regierung und Unterthan; dieſer irgendwie gebildete Gegenſaz
iſt das weſentliche Schema des Staates, und das Beſtreben die-
ſen Gegenſaz und mit ihm das Bewußtſein von dem Verhältniß
des einzelnen zu einem beſtimmten Naturganzen hervorzurufen,
dem ganzen Leben einzuprägen und ſelbſtthätig zu erhalten, iſt
es was ich im engeren Sinne den politiſchen Trieb nenne. Ehe
dieſer nämlich erwacht iſt, giebt es keinen Unterſchied zwiſchen dem
Sein und Thun des einzelnen und dem Sein und Beſtehen
des Ganzen; das dunkle Gefühl des geſelligen Menſchen vor dem

bürgerlichen Verein, ähnlich jenem unvollkommnen kindiſchen Bewußtſein, welches ſich und den Gegenſtand noch nicht recht aus einander zu halten weiß, unterſcheidet ſich als einzelnes noch nicht beſtimmt, und ſtellt eben ſo wenig ſich beſtimmt das Ganze gegenüber, ſo daß alle Handlungen innerhalb des Ganzen in dieſer Hinſicht nur Eine gleichartige Maſſe bilden. So wie wir uns aber den Staat denken auch ſchon in ſeinen erſten Anfängen, ſo iſt mit dem Bewußtſein des Ganzen auch das des Unterſchiedes zwiſchen dem einzelnen und dem Ganzen erwacht, das Selbſtbewußtſein und ſomit auch der Selbſterhaltungstrieb zerfällt in zwei vorher ungeſchiedene Momente, nämlich das Privatintereſſe und den Gemeingeiſt, und wenn auch nicht beſtimmt zwei Klaſſen von Menſchen, doch zwei ſich beſtimmt auf einander beziehende Maſſen von Handlungen treten aus einander. Die Handlungen der Unterthanen als ſolcher oder das ganze Gebiet der Geſchäftigkeit im weiteſten Sinne ſind diejenigen Handlungen, welche das Bewußtſein der Einheit des Ganzen und der Gleichheit aller Theile mit dem Ganzen nicht unmittelbar in ſich

das Bewußtſein, aus dem Nichtſtaat der Staat entſtehen: ſo weiß ich freilich mit keiner Erfahrung zu antworten, die wie geſagt niemals ſo weit hinaufgeht, ſondern nur mit einer vorausgeſetzten und ſehr unbeſtimmten Geſchichte; denn Erdichtung will ich ſie auch nicht nennen, da ſie wirklich die allgemeine Geſchichte aller Staaten enthalten muß, ich meine die unbeſtimmten Grundzüge deſſen, was überall den Zwiſchenraum zwiſchen beiden Gegebenen, dem Zuſtande den wir vor dem Staate kennen und den erſten Zuſtänden des Staates, die wir ſchon geſchichtlich kennen, hier ſo dort etwas anders wirklich ausgefüllt hat.

Zum Bewußtſein muß der Menſch überall gewekkt werden; wie ſehr ſeine eigenthümliche Kraft auch von innen treibe und arbeite, ſie bedarf doch immer auch eines Stoßes um wirklich herauszuſchlagen; ſo jeder Moment der Geburt und der Offenbarung, aber auch die Erfindung und die Begeiſterung bedürfen eines wenn gleich oft ganz verborgen bleibenden Anlaſſes. Weder jene innere Arbeit der geiſtigen Kraft, die hier in allen Fällen dieſelbe ſein wird, noch dieſen äußeren Anlaß, der ohne dies ſehr verſchieden ſein kann, vermögen wir aus dem Dunkel hervorzuziehen. Das aber leuchtet ein, Woher auch wenn die innere Vorbereitung erfolgt iſt und ein äußerer Anlaß alſo wirkſam werden kann, woher auch dann dieſer Anſtoß zum politiſchen Erwachen kommen möge; in jedem Falle werden wir uns denken können, daß er die ganze zum Staatwerden reife Maſſe einer Völkerſchaft entweder gleichförmig berührt oder ungleichförmig. Im erſten Falle wird auch jener Gegenſaz ſich gleichförmig in allen entwikkeln, in jedem wird Recht und Geſez ſich bilden und das Geſchäft ſich davon ſondern, und dem Weſen nach in jedem gleich rein und kräftig. Alſo werden auch nicht einige ſich ausſchließend als Herrſcher erheben, und andere ſich ausſchließend als Unterthanen beugen; ſondern der Gegenſaz von Obrigkeit und Unterthan wird in jedem Bürger ganz ſein. Alle werden in gewiſſen Momenten ſich vereinigen müſſen um die Obrigkeit dar-

zuſtellen, und in anderen wiederum ſich trennen um ſich als Unterthanen zu zeigen; und dies iſt die Demokratie, der durch gleichförmiges Uebergehen einer in ſich gleichartigen Volksmaſſe in das politiſche Bewußtſein entſtandene und dieſe Gleichförmigkeit darſtellende Staat. Weil aber in dieſem Staat Gemeingeiſt und Privatintereſſe ſich in jedes einzelnen Bewußtſein unmittelbar und immer berühren, wird der Gegenſaz zwiſchen beiden nur ſchwach aus einander treten, eben deshalb aber auch beides ſich nicht innig genug durchdringen; vielmehr das ſich häufig durchkreuzende Privatintereſſe wird auch den Gemeingeiſt trüben und den öffentlichen Willen ungleichförmig machen. Der Bürger in der Volksgemeinde vergißt nicht ſeine Werkſtatt, und bezieht ſeine berathende Stimme mit auf ſein Geſchäft; der Bürger in der Werkſtatt vergißt die Gemeinde nicht, und bezieht ſein Geſchäft mit auf ſeine politiſche Würde. So unmittelbar und tumultuariſch einander begegnend ſtößt dann beides oft hart an einander, wenn einer im andern das Privatintereſſe da findet, wo der Gemeingeiſt ſein ſollte, die Bewegungen ſind unruhig, das Geſez ſchwankend, das Geſchäft unſicher, und ſomit der ganze Staat

um ein weniges früher ausbrechende wird ſchon immer den Vorrang vor den andern haben, denen nur übrig bleibt ſich ihm als die erſten anzuſchließen. Oder wenn wirklich mehrere zugleich anfangen den Staat bilden zu wollen: ſo wird entweder ein Kampf entſtehn in welchem Einer ſiegt und die andern in die Maſſe zurükktreten, oder ein Wetteifer während deſſen ſich der politiſche Trieb deſto leichter der ganzen Maſſe mittheilt. Bleiben wir jedoch dabei, die politiſche Entwikklung beginne in Einem: ſo wird freilich ein ſolcher das in ihm erwachte Bewußtſein den andern, ſofern ſie dazu reif ſind, mitzutheilen im Stande ſein, und ſie ihrerſeits werden es, weil der natürliche Keim dazu in ihnen nicht minder ſchon liegt, gewiß auch aufnehmen; aber indem es ſich nicht urſprünglich in ihnen entwikkelt hat, und ſie es alſo auch nicht von dem gegebenen Anlaß aus ſelbſtſtändig fortbilden können, werden ſie dadurch nur geneigt gemacht werden von jenem abzuhangen und ſich von ihm leiten zu laſſen, und dies iſt die urſprünglichſte und einfachſte Monarchie. Kann aber wol aus einer ſonſt gleichartigen Maſſe Einer in ſeiner politiſchen Entwikklung den andern allen ſo vorausgehn, daß nicht, wenn einmal durch ihn gewekkt und in das Ganze immer mehr hineingelebt, die andern ihm wenigſtens allmählig nachkämen, früher freilich wenn er ein einheimiſcher und ſpäter wenn er ein fremder war? und wird dann nicht dieſe Monarchie ſich wieder neigen zur Demokratie und früher oder ſpäter auch wol wirklich in ſie übergehen? und wenn ſtufenweiſe, geſchieht es dann nicht durch eine Art von Ariſtokratie? Auf der andern Seite aber wenn in der urſprünglichen Demokratie ein zuſammengeſezteres regeres Leben eingetreten iſt durch den Staat, wie er denn immer allmählig das ganze Daſein erweitert: kann dann wol die Gleichheit des politiſchen Lebens ſo fortbeſtehen, daß nicht einige nur, oft auch Einer ein entſchiedenes bald formloſes bald beſtätigtes Uebergewicht übt, und werden dann nicht, wenn auch vorübergehend, ariſtokratiſche und monarchiſche Zuſtände entweder

ſich einſchleichen oder gewaltſam feſtgeſtellt werden? So kommt uns demnach von allen Seiten das alte Spiel des Wechſels der drei Formen wieder; aber zuerſt ſehen wir es geſonderter und begreifen beſſer, wie in einigen ſolchen Staaten die Demokratie das herrſchende bleibt, weil ſie das urſprüngliche war, und in dem Ganzen die Annäherung zur Gleichheit vorherrſcht, die ſich daher, wenn ſie auf eine Zeitlang verrükkt worden iſt, wieder herzuſtellen ſucht, und wie in andern dieſelbe monarchiſche Form, die in jenen nur vorübergehend vorkommt, das herrſchende bleibt, weil ſie das urſprüngliche war, und weil das Ganze ſich mehr zu einer Entwikkelung der Ungleichheit ſeiner Glieder hinneigt. Vor allen Dingen aber erſcheint uns dieſes ganze Verhältniß der drei Formen beſchränkt durch die urſprüngliche Vorausſezung, und nur aus ihr begreiflich. Denn was wir angenommen haben, jenes leichte ruhige Entſtehen des Staates, jener geringe Unterſchied zwiſchen dem Zuſtande im Staat und dem vor dem Staat, jene Gleichheit und gleiche Zuſammengehörigkeit der ſich zum Staat verbindenden Maſſe, dies alles kann, wie gewiß je-

griffe, ſo wie wir ſie bis jezt abgehandelt haben, bezeichnen, und ob man nicht vielmehr dieſen recht ins Licht ſezen ſollte, um nach ihm zunächſt die Staaten zu klaſſificiren, nämlich nach der Kraft, womit das ſtaatbildende Prinzip ſich ſeines Gegenſtandes bemächtiget, ob es nur eine einzelne Horde oder Stamm eines großen Volkes geſtaltet, oder ob es ſchon kräftiger eine unbeſtimmte Mehrheit von dieſen umfaßt, oder ob es unbedingt auf die Geſammtheit eines Volkes gerichtet iſt und alle ſeine Stämme bindet. Denn in ſolchen Staaten, die ein ganzes aus vielen Horden und Völkerſchaften beſtehendes Volk zu einem Ganzen verbinden, wird ſich vielleicht alles was zum Staat gehört anders geſtalten müſſen, als in ſolchen die nur eine einzelne Völkerſchaft oder einige umfaſſen. Der Menſch iſt zwar gewiß von Natur geſellig, aber wie ſeine geſammte Natur, ſo entwikkelt ſich auch ſeine Geſelligkeit nur allmählig. Jene erſte formloſe Aeußerung derſelben, das Zuſammenleben in einer Horde, hat wie jede Cohäſion ihre beſtimmten Grenzen; ſie iſt durch die unmittelbare Gegenwart bedingt, und trägt die Vorausſezung eines wenn gleich entfernten Familienzuſammenhanges, einer allen fühlbaren Brüderlichkeit in ſich. Verſchiedene Horden, wenn ſie auch noch ſo nahe verwandt ſind und ihre Wohnſize nur wenig entfernt, fühlen ſich doch in jenem Zuſtande ſchon getrennt, und befehden ſich gelegentlich einander. Jene kleinen Staaten nun, die nur Eine Horde oder Völkerſchaft umfaſſen, ſind auch nur eine eben ſo unvollkommene Entwikklung der geſelligen Kraft, und gleichen daher mit Recht den unvollkommnen lebendigen Erzeugniſſen im Gebiet der Natur, wo auch die Arten nicht recht feſt ſtehen wollen, ſondern in Uebergängen alles in einander fließt. Und offenbar fallen die Begriffe Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie, ſo wie ſie ſämmtlich bei den Hellenen ſelbſt vorkommen, überwiegend in dieſes Gebiet. Die Hellenen hatten unter ſich nur kleine politiſche Gebilde, auf welche ſie ihre Betrachtung richten konnten; ſchon die großen orientaliſchen Formen blieben ihnen eigentlich

fremd. Und wenn ſie philoſophirend ein hohes Ideal eines Königes in großem Styl aufſtellen: ſo war der weder ein kleiner helleniſcher König noch auch irgend im weſentlichen dem perſiſchen Großkönig nachgebildet; ſondern dies Ideal war nur der natürliche Ausdrukk ihres Gefühls von der Unvollkommenheit der kleinen Verfaſſungen durch eine Ahnung größerer, die allein näher beſtimmt wurde durch die Einſicht, daß dasjenige, worin die Menge unmittelbar herrſcht, immer nur etwas geringfügiges ſein könne. Und höher als zu einer ſolchen Ahnung war dieſem geiſtreichen Volke nicht beſtimmt ſich emporzuſchwingen, wahrſcheinlich weil in den damaligen Weltverhältniſſen die Nothwendigkeit, daß auch die Intelligenz in großen Maſſen und Formen exiſtiren müſſe, noch nicht gegeben war. Die einzelnen griechiſchen Staaten vergingen alle als Märtyrer für dieſe kleinliche Form des politiſchen Daſeins, bei der ein loſes föderatives Band ſie nicht zu ſchüzen vermochte. In dieſen Staaten alſo von geringem Umfange ſtehen jene Formen nicht feſt; Demokratie, Ariſtokratie und Monarchie ſind nur wechſelnde Zuſtände, welche auf einander fol-

Repräsentanten oder deren Afterrepräsentanten am Ende in Eine Versammlung zusammengedrängt würden: so könnte doch dabei auch das Wesen der Sache nicht bestehen; denn solche Repräsentanten für die ganze Zeit ihres Zusammenseins ganz von ihrem Privatleben abgetrennt und auf ihre politische Funktion beschränkt, können jenes freilich verwirrende aber auch leichte und sich bald wieder fröhlich entwirrende Spiel zwischen Privatinteresse und Gemeingeist, welches der wahre Charakter der Demokratie ist, nicht entwikkeln; wie man denn auch die repräsentativen Verfassungen von den Demokratien immer getrennt hat. Es bleibt also von der Frage nur so viel übrig, ob auch in den Staaten von großem Umfang Monarchie und Aristokratie nur als wechselnde Zustände vorkommen, oder ob diese Formen hier fester stehen.

Ehe ich aber diese Frage beantworten kann, muß ich eine andere voranschikken, wie nämlich wol solche ein ganzes Volk umfassende Staaten höherer Ordnung entstehen, ob schon ursprünglich aus dem vorbürgerlichen Zustande? oder wenigstens unmittelbar aus jenen kleineren Staaten durch Zusammenschmelzung? oder ob zwischen beiden noch ein Bildungspunkt liegt, auf dem sich eine Mittelgattung gestaltet? Das erste wird wol nicht leicht jemand annehmen. Denn nur durch ein Wunder könnte der politische Trieb in der ganzen Masse eines in viele Horden und Völkerschaften zertheilten Volkes gleichzeitig und gleichmäßig erwachen; und eben auch nur durch ein Wunder könnte ein einzelner aus Einer Völkerschaft, in dem jenes Bewußtseyn erwacht ist, gleichzeitig und gleichmäßig einen bildenden und unterwerfenden Einfluß auf alle getrennten Horden und Völkerschaften ausüben. Also nicht ursprünglich entsteht der große Staat, sondern der kleine muß vorangegangen seyn. Das aber können wir uns sehr leicht und völlig in der Analogie mit dem ursprünglichen Entstehen des kleinen Staates denken, daß wenn unter einem aus mehreren Völkerschaften, alle noch ohne bürgerlichen Verein,

beſtehenden Volk die Staatsform in einer derſelben entſtanden iſt, gleichviel ob demokratiſch oder monarchiſch, dann der junge Staat ſehr leicht, wenn anders die Horden einander feindlich oder freundlich genugſam berühren und ſonſt günſtige Umſtände eintreten, auf eine oder die andere noch formloſe Horde einen ähnlichen Einfluß ausüben wird, wie der einzelne, in welchem ſich zuerſt das politiſche Bewußtſein entwikkelt, auf ſeine Horde ausübt, indem er ihr König wird. Auch dieſer Einfluß kann ſich freundlicher oder gewaltſamer geſtalten; wie dem auch ſei, ſo wird durch dieſelbe Naturgewalt ein ähnliches Ganzes entſtehen wie dort; die eine Völkerſchaft wird regieren, wie dort Ein einzelner König iſt, und die andern werden regiert werden wie dort die andern einzelnen. Jene hat das politiſche Bewußtſein dieſen mitgetheilt; aber weil es keine ſelbſtſtändige Entwikklung in ihnen iſt, ſo werden ſie nur dazu geneigt oder darin beſtätigt die Obergewalt jener anzuerkennen, vielleicht nicht ſelten eben ſo leicht und freiwillig wie die meiſten Menſchen für den erſten Anfang Schüler desjenigen werden, der ihnen zuerſt das wiſſen-

Wahrſcheinlich aber iſt das lezte nicht; denn ein junger Staat der niederen Stufe wird eine ſo große Gewalt nicht bald ausüben können. Welches aber wird der innere Charakter und die nothwendige Geſchichte dieſer Staatsform ſein? Indem das ge- 37
meinſame Beſtreben aller aus dem regierenden Stamm auf das ausſchließlich Fortregieren deſſelben gerichtet iſt, die Unterworfenen aber, je mehr ſie von dem politiſchen Bewußtſein durchdrungen werden, das Beiſpiel einer Vereinigung beider Thätigkeiten vor ſich ſehend und immer beſſer begreifend, allmählig auch Luſt zum Antheil an der Regierung bezeigen: ſo werden die Herrſchenden mißtrauiſch gegen die Untergebenen, und um ihnen nicht Blöße zu geben hüten ſie ſich zu ſehr auf demokratiſche Weiſe zu tumultuiren, und bringen ein ſtrenges Maaß in ihre Verhandlungen. Jener äußere Charakter und dieſer innere, das zwiefache Verhältniß in welchem die regierende Maſſe unter ſich ſteht und zu der regierten, die ernſte und gemeſſene Gravität der Herrſchen und ihr mit der politiſchen Ausbildung der regierten zunehmendes Mißtrauen gegen dieſe, beide Charaktere in ihrem nothwendigen Zuſammengehören, bilden das Weſen der eigentlichen Ariſtokratie. Und ſo wird unſer nun gefundener Mittelſtaat eben ſo weſentlich ariſtokratiſch ſein, als der Staat der niederen Ordnung weſentlich demokratiſch war; aber auch ausweichen wird er können in der äußern Form. Nämlich demokratiſch kann ſich ein ſolches Ganzes nicht mehr geſtalten. Denn wenn die regierten Stämme ſich ſo heranbilden, daß aller Unterſchied zwiſchen ihnen und dem regierenden innerlich ſo ganz verſchwindet, daß äußerlich ihn noch feſtzuhalten nur frevelhaft wäre: dann iſt doch ſchon des Umfanges wegen die Demokratie nicht mehr möglich. Wol aber kann der weſentlich ariſtokratiſche Mittelſtaat äußerlich in die monarchiſche Form hinüberſchweifen. Denn wie die einfache Demokratie ohne ihr Weſen zu verändern in jene kleinliche Monarchie übergehen kann: ſo können auch hier die regierenden, die unter ſich demokratiſch verbunden ſind, ſich unter ein Oberhaupt.

aus ihrer Mitte ſtellen, und werden es, wenn das Mißtrauen wächſt, leicht thun, ſo oft ſie nur glauben ihre Kräfte auf dieſe Art am beſten vereint zu halten; oder auch auf andere Weiſe kann eine ſolche Veränderung eingeleitet werden. Der Staat hat dann äußerlich angeſehen eine monarchiſche Form; aber ſein inneres Weſen hat er dadurch nicht im mindeſten verändert, das Verhältniß der regierten Stämme zu dem regierenden bleibt daſſelbe, und der König fühlt ſich nur dieſem innig angehörig ganz in ſein Intereſſe verflochten und ihm weit näher verwandt als jenen. Dieſe monarchiſche Form des ariſtokratiſchen Staates wird deſto häufiger eintreten, da ſie auch von dem Falle aus natür-
38 lich entſteht, wenn die politiſirte Völkerſchaft, die ſich eine oder mehrere noch formloſe unterwarf, urſprünglich eine monarchiſche Form hatte. Denn der König deſſen Reich ſich ſo erweitert, und der die politiſche Kraft ein ſolches Ganzes zu erhalten und zu bewegen nur in ſeiner ihm urſprünglich angehörigen Völkerſchaft findet, muß dieſer, nach Maaßgabe wie ſich jeder ſchon vorher politiſch ausgezeichnet hat, von ſeiner Gewalt und regierenden

los vermiſcht. Dies iſt der Fall der uns in den politiſchen Geſtaltungen des Mittelalters häufig genug vorkommt. Ein ſolcher alſo iſt der ariſtokratiſche König, der bald mehr bald weniger mächtig, bald gewählt bald erblich, immer zwar mehr iſt als der kleinere demokratiſche; aber indem er ſeine Würde nur darin ausſprechen kann, daß er der erſte Edelmann ſeines Reiches iſt, eben dadurch ſich weit geringer zeigt als der wahre monarchiſche Monarch. So iſt demnach ihrem Weſen und ihren wechſelnden Formen nach dieſe zweite Ordnung der Staaten beſchaffen, welche ſich von der erſten dadurch unterſcheidet, daß ſie nicht Eine ſondern eine Mehrheit von Horden oder Völkerſchaften umfaßt, daß ſie auf einer in dieſer ganzen Maſſe nicht gleichförmigen ſondern ungleichförmigen Entwikklung des politiſchen Triebes beruht, in welcher ein Theil des Ganzen ſich überwiegend thätig der andere überwiegend leidend verhält, daß eben deshalb der politiſche Gegenſaz hier ſtärker geſpannt iſt, nicht mehr alle zugleich Unterthanen und Geſezgeber ſind, ſondern nur einige zugleich regieren und regiert werden, andere aber ſich als reine Unterthanen ihnen gegenüber ſtellen, und daß endlich dieſe zweite Ordnung von der demokratiſchen Form ganz ausgeſchloſſen nur zwiſchen der ariſto- 39
kratiſchen und der monarchiſchen ſich bewegen kann. Betrachten wir nun dieſes und ſehen hinauf zu dem Staate der höchſten Ordnung der die Geſammtheit eines Volkes umfaßt, oder vielleicht ſonderbar genug gar nach einem noch größeren Umfang ſtrebt: ſo wird freilich ſchon die Analogie uns reizen und treiben im voraus anzunehmen, daß ein ſolcher Staat nun in der monarchiſchen Form allein feſtſtehen müſſe, und was daraus weiter folgt. Doch wir wollen uns hiervon nicht beſtechen laſſen, ſondern auf dem bisherigen Wege ſehen wie es ſich verhalte, und kehren daher zunächſt zu der Frage zurükk, wie ein ſolcher die Geſammtheit eines Volkes umfaſſender Staat wol entſtehen könne. Denn wir haben zwar unterdeſſen geſehen, daß ſich zwiſchen dieſem und den urſprünglichen kleinen Staaten eine Mittelſtufe ein-

ſchiebe: daß aber dieſe durchaus vorangehen müſſe, iſt uns nicht zugleich erſchienen; vielmehr bleibt die Frage übrig, wenn ein ſolcher Staat nicht urſprünglich aus dem Nichtſtaat hervorgehn kann, ob er nur unmittelbar aus den kleinen einfachen Staaten oder nur zunächſt aus dem mittleren zuſammengeſezten Staat, oder eben ſo gut aus dem einen entſtehen könne als aus dem andern?

Um nun hierüber zu entſcheiden müſſen wir zunächſt dieſes erwägen. Soll es einen Staat geben, der die Einheit eines ganzen Volkes als eine wahre und nothwendige Natureinheit im Bewußtſein auffaßt und in den Formen des Lebens ausſpricht: ſo iſt in der Mehrheit kleiner Staaten oder auch in dem zuſammengeſezten Staat der eine Mehrheit von Horden umfaßt keineswegs ſchon ein dieſem Staate gleiches nur unbewußtes Daſein gegeben, wie wir ſehen daß zu dem urſprünglichen kleinen Staat das unbewußte ſchon in dem jedem Staat vorangehenden Zuſammenleben der Familien in Horden gegeben iſt. Denn unter den verſchiedenen Horden eines Volkes findet keine ſolche un-

Also durch bloße Erweiterung kann dieser Staat weder aus den kleinen Staaten noch aus dem Mittelstaate entstehen, weil durch bloße Erweiterung kein neues Princip keine höhere Stufe des Daseins sich bilden kann. Die allmählige Vergrößerung einzelner Staaten der untersten Stufe hat in ihrer demokratischen Natur ihre bestimmten Grenzen, und kann nie den Umfang eines großen Volkes erreichen. Bei dem aristokratischen Staat ist eine solche Erweiterung, daß die herrschende Masse statt einiger allmählig alle noch minder politisirten Stämme des Volkes sich unterwürfe, vielleicht denkbar; aber der herrschende Stamm hörte deshalb nicht auf nach seinem Privatinteresse zu regieren, und niemand kann sagen daß dann die Einheit des ganzen Volkes das Lebensprincip des Staates wäre. Also da, wenn dieser Punkt erreicht werden soll, auf jeden Fall eine neue Entwikklung des Bewußtseins vorgehn muß, so stellen wir billig die Frage eben so, wie wir die ursprüngliche gestellt haben. Wir werden der Analogie nach sagen müssen, das Bewußtsein der rein nationalen Einheit, wie es zugleich als politischer Trieb thätig ausbricht, könne sich entweder in Einem zuerst entwikkeln, oder in vielen zugleich. Die vielen können wol offenbar nicht sein die unterworfenen des aristokratischen Staates. Vielleicht zwar kann sich in ihnen nach mancherlei Schikksalen nach großen Fortschritten in der Bildung der Gedanke einer Nationaleinheit entwikkeln, allein theils wird darin zu sehr das Element vorwalten, daß sie sich dem herrschenden Stamme gleich machen wollen, und wird den Gedanken verunreinigen, theils kann er doch nur frommer Wunsch bleiben, der sich in mancherlei bald mehr bald minder richtigen Theorien entwikkelt, den zu realisiren es ihnen aber an allen Mitteln fehlt, außer in dem unglükklichen Fall, wenn die Regierung entweder irgend sonst wie in sich selbst zerfällt, oder eine unselige demokratische Revolution hervorruft, welche indeß als ein in sich schwaches Princip die große Umbildung nicht bleibend bewirken kann; und auch nicht darf. Denn wo bliebe die

Nemeſis, wenn ſie auch diejenigen nicht treffen ſollte, welche zerſtören wollen um zu bauen? Indeß iſt nicht zu verkennen, wie eben dieſe politiſche Lage, daß der Staat das ganze Volks- und
41 Sprachgebiet zu Einem Ganzen vereinigt hatte, die Idee der Volkseinheit erreicht war, die Verfaſſung aber immer noch auf dem bedenklichen und nicht mehr haltbaren Punkt der ariſtokratiſchen Monarchie ſtehen blieb, eine von den Natururſachen der franzöſiſchen Revolution war. — Die vielen alſo, in denen ſich dieſer höhere politiſche Trieb entwikkeln könnte, müßten offenbar die einzelnen innerhalb eines Volkes ſchon beſtehenden Staaten theils der niederen theils der mittleren Ordnung ſein. Dieſen kann allenfalls auch im ruhigen Nebeneinanderleben allmählig das Gefühl von ihrer höheren gemeinſamen Einheit aufgehn und von ihrer Beſtimmung endlich in Einen Staat höherer Ordnung zuſammenzuwachſen. Aber auch ſie werden das Wort dazu nicht finden, wenn nicht irgend ein äußerer Anlaß, ſei es eine gemeinſchaftliche Gefahr oder was ſonſt, hinzu kommt. Das erſte, und wol das einzige was auf ruhigem Wege erfolgen kann, wird

Beſorgniß, daß alles ſich löſen werde, ſtets zerrüttete Zuſtand, wie ſoll er anders aufhören, als wenn das höhere politiſche Princip ein reines Organ gewinnt in einem monarchiſchen Element, welches Kraft hat das Provinzial- und Cantonalintereſſe in feſte Grenzen zurükkzuweiſen, und es der Einheit des Ganzen unterzuordnen. So daß auch bei dieſer Entſtehungsart der Staat der höchſten Ordnung nicht eher ganz und wirklich da iſt, als mit der monarchiſchen Form zugleich. — Soll aber das höhere Princip der wahren Volkseinheit in einem einzelnen urſprünglich ſich entwikkeln: ſo könnte wol unter günſtigen Umſtänden in einem von jenen kleinen Königen einer einzelnen Völkerſchaft dieſe Idee erwachen; allein wie wollte er bei ſo geringer Macht ſie darſtellen? Denn wenn es ihm auch gelingt ſeine eigene Völkerſchaft damit zu beſeelen: ſo wird doch nur zu leicht hieraus die vorige ariſtokratiſche Form entſtehen, in der die Einheit des Ganzen nicht als Princip durchbricht; und eben deshalb wird entweder die Anſtrengung erſchöpft ſein, ehe der ganze Umfang erreicht iſt, oder das ruhige Beſtehen des Ganzen immer unterbrochen werden durch den Kampf einzelner Völkerſchaften um die Herrſchaft des Ganzen, welches die Geſchichte der drei alten weſtaſiatiſchen Monarchien geweſen iſt. Es ſcheint alſo, wenn die Idee von der Einheit eines großen Volkes auf bleibende Art und durch Eine Evolution politiſches Princip werden und einen Staat dieſer höchſten Ordnung bilden ſoll: ſo muß ſie erwachen in einem ariſtokratiſchen Staat, der ſchon einen bedeutenden Theil des Volkes ausmacht; aber nur unter folgenden Bedingungen ſcheint dies am glükklichſten geſchehen zu können. Nämlich die unterworfenen Stämme müſſen ſchon ſo weit durch die Länge der Zeit politiſirt ſein und ihre Bildung der des herrſchenden ſo das Gleichgewicht halten, daß längere Fortdauer der politiſchen Ungleichheit unnatürlich ſcheint. Der Staat ferner muß eine monarchiſche Form haben, die feſtſteht und Vertrauen einflößt — denn in der ariſtokratiſchen wird das Mißtrauen nie ſo weit zu

überwinden ſein, daß alle Kräfte ſich in dem großen Werke vereinigten — und den ariſtokratiſchen König muß dieſe Idee vorzüglich beſeelen. Dieſer iſt dann ohnſtreitig ganz vorzüglich geeignet einen Staat der höchſten Ordnung zu gründen. Er kann ſich unter dieſen Umſtänden über das Privatintereſſe des herrſchenden Stammes genugſam erheben um die Idee aufzufaſſen, und er iſt mit Macht genugſam ausgerüſtet um ſie zu realiſiren; je näher er dem unumſchränkten ſteht, deſto leichter; je mehr noch in das Intereſſe des herrſchenden Stammes durch eine Art von Abhängigkeit verflochten, um deſto ſchwerer freilich. Und dies ſcheint das wahre an dem Worte, daß ein König unumſchränkt ſein muß um ſeinem Volk die Freiheit zu geben; denn die Freiheit aller iſt nur in der feſten Einheit des Ganzen. Lebt aber und handelt erſt der Theil des Volks den ein ſolcher König unmittelbar beherrſcht mit ihm und durch ihn ganz in dem Gefühl der großen Volkseinheit, dann wird auch die Kraft nicht fehlen die noch vereinzelten Theile plözlich oder nach und nach mit dem in welchem die Idee ſchon lebt zu verbinden, und der Staat der

und ächt monarchiſchen. Ferner wie in dem niedrigſten Staat der politiſche Gegenſaz am ſchwächſten war, indem jeder gleich gut war oder ſein konnte Obrigkeit wie Unterthan, in dem zweiten Staate aber ſtärker geſpannt, indem nur einige beides vereinigten, andere aber nicht: ſo wird dieſer Gegenſaz in dem höchſten Staat am ſtärkſten geſpannt ſein, und auch nur in dieſer Spannung eine ſo große Maſſe zuſammenhalten können, und alſo der König allein regieren, nur in ihm die Thätigkeit ſein welche Recht und Geſez bildet, in ihm aber auch keine andere; die Geſammtheit der Bürger hingegen werden als reine Unterthanen ihm gegenüberſtehn. Darum muß aber auch, wenn das Ganze nach dem Princip der Einheit des Volkes ſoll regiert werden, der Regent durchaus frei ſein von jedem Privatintereſſe. In die Gewerbthätigkeit der regierten darf er daher gar nicht verflochten ſein; ſonſt wird Er, der zum ganzen Volk im gleichen Verhältniß ſtehen ſoll, in einen beſondern Gegenſaz mit einem Theile deſſelben verwikkelt, und Ihm, der überall gleich gegenwärtig ſein ſoll, wird eine Localität näher ans Herz gelegt als die andere. Nur dem ariſtokratiſchen Könige ziemt es Gewerbe zu treiben; und ſo lange die herrſchende Kaſte ihn in dieſer Nothwendigkeit zu erhalten weiß, wird die Umbildung des Staates zur höheren Stufe unendlich erſchwert. Daher kann auch der Regent, und das unterſcheidet ihn beſtimmt von allen ſeinen Unterthanen, kein perſönliches Eigenthum haben, welches auch hindern würde daß er die Quelle alles Eigenthums wäre, wie er doch ſein muß weil alles nur inſofern es von ihm abhängt und ausgeht in das Syſtem der Einheit des Ganzen aufgenommen und den zerſtörenden Einflüſſen der Gegenſäze kann entriſſen ſein. Und auch ſchon darum kann die Eine moraliſche Perſon des Regenten auch nur Eine phyſiſche ſein; denn viele können nicht durch die Gewerbthätigkeit der andern beſtehen, ohne daß ſich doch zwiſchen ihnen ſelbſt ein Privateigenthum bildet. Darum wäre es auch unvollkommen und ſchwerlich dauernd

in dieſem Staat, wenn der König ein Wahlkönig wäre. Denn ein ſolcher müßte ſorgen für das Beſtehen ſeiner hernach wieder ins Volk zurükktretenden Familie. Sondern nur ein Erbkönig iſt der rechte, deſſen Nachfolger jedesmal wieder das Haupt derſelben über alle Gewerbthätigkeit und alle Sorge hinausgehobenen Familie wird. — Auf der andern Seite das Volk muß, wenn ein ſolcher Staat beſtehen ſoll, die Idee der Volkseinheit ſoweit wenigſtens in ſich aufgenommen haben, daß es in dem Gefühl derſelben lebt, und daß dieſes ſein erſtes Lebensprincip iſt. Wenn es daher die ihm ausſchließlich und gleichmäßig einwohnende Gewerbthätigkeit zuerſt zum Beſtehen der Regierung verwendet, ohne die jene Einheit nicht beſtehen könnte: ſo thut es dieſes kraft ſeines Selbſterhaltungstriebes, und muß ſich dabei auch ſeiner Freiheit bewußt ſein; daher ein ſolcher Staat gerade bei der höheren Kraft der Regierung am wenigſten ohne Einwilligung in die Abgaben beſtehen kann. Aber wenn das Volk in dem Gefühl der Einheit des Ganzen lebt: ſo hat es doch urſprünglich keinen Antheil an der das Bewußtſein der Einheit des Ganzen ausdrükkenden Thätigkeit. Am wenigſten kann es einen

nun aber in dieſem größten und umfaſſendſten Staat der Gegen- 45
ſaz zwiſchen Regent und Unterthan ſo weit auseinander gelegt iſt: ſo giebt es auch einen deſto größeren Spielraum für die vielſeitigſten und lebendigſten Einwirkungen des einen Theils auf den andern, deren auch das Beſtehen des ganzen durchaus bedarf. Sonach wird es auch in ihm eine neue Geſtaltung beider Grundthätigkeiten geben, und dies führt uns auf die eigentliche Bedeutung jener beiden Begriffe einer geſezgebenden und einer vollziehenden Function.

Jedes lebendige Daſein das durch die Form des Gegenſazes bedingt iſt kann nur in einer zwiefachen Reihe von Thätigkeiten begriffen werden, deren eine in dem Gliede des Gegenſazes anfängt und in dem andern endet, die andere aber umgekehrt. Denn ohne dieſe gegenſeitigen Einwirkungen würden die Glieder des Gegenſazes auseinander fallen und die Einheit des Daſeins aufhören; wie denn unſer eignes Leben in dem Gegenſaz von Leib und Seele gedacht in ſich ſchließt eine Reihe von Thätigkeiten, die im Leibe anfangend in der Seele enden, wie die materiellen Elemente der Wahrnehmung und des Gefühls in der Seele endend Gedanke werden und Empfindung, und eine andere Reihe ſolcher die in der Seele anfangend am Leibe enden, wie die geiſtigen Elemente des Wollens und des Gefühls erſt am Leibe endend That werden und Ausdrukk; und wie jedes einzelne Leben im Gegenſaz gegen das allgemeine gedacht aus einer Reihe von Thätigkeiten beſteht, welche in ihm anfangend nach außen enden und ein Leiden irgend eines andern durch das

---

Auseinanderſezung mich nicht darauf bringen konnte. Wichtig aber wäre es dieſem Ausdrukk in ſeinem Urſprung nachzuſpüren, was meines Wiſſens noch nicht genügend geſchehen iſt. Denn nichts verderbt die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen mehr, als der Gebrauch ſolcher Ausdrükke, die weder wiſſenſchaftlich entſtanden noch auch wenigſtens wiſſenſchaftlich geſtempelt ſind, welcher Act doch eigentlich immer auf einer durchgeführten hiſtoriſchen Forſchung beruhen muß.

einzelne darſtellen, und aus einer andern welche von außen anfängt und ein Leiden des einzelnen wird, wobei es nur gegenwirkend iſt, nicht urſprünglich. Wenden wir nun dies auf den Staat an: ſo wird auch ſein Leben in zwei verſchiedenen Arten von Thätigkeiten zu begreifen ſein, einer die in der Peripherie am Leibe das heißt bei den Unterthanen anfängt und im Regenten endigt, und einer andern die im Regenten dem Geiſt und Mittelpunkt anfängt und im Umkreiſe bei den Unterthanen en-
46 det. Es iſt nicht ſchwer zu ſehen, daß die erſte unſere geſezgebende Funktion iſt, die andere aber unſere vollziehende. Da der ganze Prozeß des Staates in der urſprünglichen Demokratie ohne doch formlos zu ſein der kürzeſte iſt: ſo wird ſich die Sache, wenn wir zu dieſer zurükkehren, am leichteſten darſtellen laſſen. Alles was man im Staate Geſez nennt, geht hier durch drei Momente, den Vorſchlag, die Berathung und den Beſchluß. Oft geſchieht ſchon der erſte nur in der Volksgemeinde, aber er kommt dann doch von den einzelnen als ſolchen aus ihrem Privatintereſſe oder ihrer Privatanſicht. Oft giebt es eine beſondere

ziehung aber fängt von dem Regenten an und endet in den Unterthanen. Und nicht anders iſt es auch in dem Staat der höchſten Ordnung. Dieſer wird faſt immer mit dem Schein der ſtrengſten Despotie anfangen. Denn ſo lange nur im Regenten die große Einheit des Volks das leitende Bewußtſein iſt, wie dies von allen Stiftern großer Staaten gegolten hat, können auch die Unterthanen ihm in keiner beſtimmten Form helfen das Geſez machen. Wodurch wird aber auch ſchon in dieſer Zeit der wahre König ſich vom Despoten unterſcheiden? Der Form nach dadurch, daß er ſeinen Unterthanen das Recht der Petition zugeſteht; und man kann ſagen in allen Fällen wo ſie ihre Wünſche vor ihn bringen, mag er nun gewähren oder verweigern, wenn er ſie nur berükſichtiget, haben doch die Unterthanen angefangen das Geſez zu machen. Dem Weſen nach aber unterſcheidet er ſich dadurch, daß er im Geiſte ganz Eines mit ſeinem Volk nur ſolche Willensakte ausſpricht, welche die Unterthanen hernach, wenn ſich das höhere Staatsprincip in ihnen entwikkelt, billigen 47
werden, und daß ſein ganzes Beſtreben darauf gerichtet iſt dieſe Entwikklung zu befördern. In dem Maaß als ſie nun wirklich eintritt, erweitert der Regent das Recht der Petitionen um ſo lieber, als ihm ſelbſt die Verwikklungen der verſchiedenen Zweige der Volksgeſchäftigkeit urſprünglich fremd ſind, und alſo die Unterthanen zuſammentretend und ſich einigend wahre Geſezesanfänge ſehen werden, die er nicht ſehen kann, bis dieſes allmählig fortſchreitend reift zu einer Organiſation geſezgebender Verſammlungen, welche ja nichts anders ſind als die ausgedehnteſte und förmlichſte Conſtitution dieſes Rechtes in einer regelmäßigen feſtſtehenden Communication der Unterthanen mit dem Regenten, in der alle Geſezesanfänge nunmehr liegen müſſen. Denn ſoll auch das Ende des Geſezes in dieſen Verſammlungen liegen und nicht im Regenten: ſo iſt die Anarchie fertig. Daher nun natürlich keine wohlgeordnete geſezgebende Verſammlung die geſezgebende

Thätigkeit ganz in ſich trägt; ſondern in dem Könige, der verkehrter Weiſe oft nur als die vollziehende Gewalt iſt angeſehen worden, liegt weſentlich das Ende auch der geſezgebenden. Hat nun der König das Geſez ausgeſprochen: ſo iſt damit nothwendig zugleich auch der Anfang der Vollziehung geſezt; denn eine gleichſam leere Zeit zwiſchen beiden läßt ſich nicht denken und wäre eine Ohnmacht des Staates. Dieſem Anfange wird ſich die Thätigkeit der mit der Verwaltung beauftragten Beamten anſchließen, deren Syſtem unſtreitig die Organiſation der vollziehenden Gewalt iſt, aber vollendet iſt die Vollziehung auch hier nur in der die Geſammtheit der Geſeze und nichts anderes darſtellenden Geſammtthätigkeit der Bürger. Daher auch häufig und gewiß zum großen Vortheil des Ganzen die Vollziehung ſich zulezt in den Händen der ſich von unten herauf organiſirenden und die Thätigkeit der Bürger zunächſt beſtimmenden Communalbehörden befindet. Es erhellet hieraus deutlich, daß beide Syſteme in jedem Staat auf dieſelbe Weiſe müſſen gebunden ſein, Ende der Geſezgebung und Anfang der Vollziehung als ein

welchen, da er nur ein Durchgangspunkt ſein kann, ein beſſerer folgen muß. Will man aber die Organiſation beider Gewalten mehr im einzelnen betrachten, in denen freilich auf ſehr verſchiedene Weiſe die Analogien mit dem demokratiſchen und ariſtokratiſchen einzeln oder auch verbunden vorkommen können; will man die Verflechtung beider Syſteme ins einzelne verfolgen, wie auch auf Mittelſtufen einzelne Organe beiden Syſtemen angehören können, oder anderwärts wieder zwiſchen den Endpunkten alles rein geſondert iſt: ſo kann man tauſend Verſchiedenheiten aufſtellen; oder vielmehr in dieſer Hinſicht wird jeder ohne Künſtelei geſchichtlich gewordene Staat von jedem andern verſchieden ſein, und wird dieſes gleichſam zum perſönlichen Charakter der Staaten gehören.

Und dieſes wäre alſo das Reſultat der angeſtellten Betrachtung. Die ſogenannten beiden Gewalten — denn die dritte hat ſich nicht ſelbſtſtändig gezeigt — müſſen im weſentlichen in allen Staaten auf die gleiche Weiſe getrennt und vereinigt ſein; ſonſt iſt der Staat ſelbſt noch nicht völlig ausgewachſen, ſondern erſt im Werden *). In wiefern indeß Verſchiedenheit ſtattfindet, iſt ſie auch ſo vielfältig und unbeſtimmt, daß man beſtimmte Arten und Gattungen von Staaten danach nicht unterſcheiden kann. Die drei Formen aber haben außer ihrer helleniſchen Bedeutung, in welcher ſie eigentlich nur wechſelnde Zuſtände anzeigen, noch eine weit größere weltgeſchichtliche, in der ſie aber auch einander nicht beigeordnet ſind ſondern untergeordnet, und alſo

*) Will man nun, verſteht ſich ohne die thörichte Vorausſezung daß alle vollkommene Staaten einander gleich ſein müßten, jeden ſolchen noch unvollkommnen Zuſtand eines Staates, wenn er länger dauert als zu wünſchen wäre, und beſonders wenn die Verbeſſerungen der Form mit der innern Entwikklung des politiſchen Triebes nicht gleichen Schritt halten wollen, einen Nothſtaat nennen: ſo iſt in dieſem Sinne gegen den Ausdruk nichts einzuwenden.

auch nicht Arten und Gattungen von Staaten anzeigen, ſondern die verſchiedenen Entwikkelungsſtufen der politiſchen Idee, indem die niedrigſte Stufe eben ſo weſentlich demokratiſch iſt als die höchſte monarchiſch. Ob es nun beſſer ſei hiebei ſtehn zu bleiben oder lieber noch andere Gründe zur Eintheilung der Staaten aufzuſuchen, und wo dieſe möchten zu finden ſein, dieſe und andere aus dem geſagten ſich entwikkelnde Fragen und Folgerungen liegen jenſeits der Abſicht der gegenwärtigen Unterſuchung.

V.

Ueber den Werth des Sokrates als Philoſophen.

Vorgeleſen den 27. Julius 1815.

Daß über bedeutende und eigenthümliche Geiſter von verſchiedenen Menſchen und im Sinne verſchiedener Zeiten auch ſehr verſchiedene ja ganz entgegengeſezte Urtheile gefällt werden, und man ſich ſpät oder nie über ihren Werth einigt, dieß iſt eine alltägliche Erſcheinung. Aber daß über einen ſolchen zu einer und derſelben Zeit ein Urtheil allgemein geltend wird, welches mit ſich ſelbſt in auffallendem Widerſpruch ſteht, dies ſcheint minder natürlich, ja faſt ſonderbar. Dem Sokrates jedoch begegnet es wirklich, wenn ich mich anders nicht darin ganz irre, daß die Zeichnung welche man von dieſem merkwürdigen Manne zu entwerfen pflegt, und die geſchichtliche Bedeutung welche man ihm faſt einſtimmig beilegt, gar nicht zuſammenſtimmen wollen. Man läßt nämlich in der Geſchichte der helleniſchen Philoſophie mit dem Sokrates eine neue Periode beginnen, was doch offenbar vorausſezt daß er den unter dieſem Namen zuſammengefaßten Beſtrebungen jenes Volkes einen neuen Geiſt und Charakter eingehaucht, ſo daß ſie eine neue Geſtalt unter ſeinen Händen

gewonnen, oder daß er ſie, wenn auch das nicht, wenigſtens bedeutend erweitert. Fragt man aber, wie nun dieſelben Schriftſteller den Sokrates an und für ſich darſtellen: ſo findet man
51 nichts, worin ein ſolcher Einfluß könnte begründet geweſen ſein. Man erfährt, er habe ſich mit den Forſchungen über die Natur, welche einen großen Theil der Philoſophie ſchon bei den Hellenen ausmachten, gar nicht beſchäftiget, ja auch andere davon zurükkgehalten, und auch das Sittliche, womit er ſich am tiefſten eingelaſſen, habe er keineswegs in eine wiſſenſchaftliche Geſtalt bringen gewollt, habe auch für dieſes eben ſo wenig als für irgend einen andern Zweig menſchlicher Erkenntniß ein feſtes Princip aufgeſtellt. Sein geiſtiger Gehalt ſei überhaupt mehr religiös geweſen als tiefſinnig, ſeine Beſtrebungen mehr die eines guten Bürgers auf die Verbeſſerung des Volks und vornehmlich der Jugend gerichtet als die eines Weltweiſen; kurz er wird dargeſtellt als ein Virtuoſe des geſunden Menſchenverſtandes und der in jedem unverdorbenen Gemüth mit dieſem verbundenen ſtrengen Rechtlichkeit und milden Menſchenfreundlichkeit, dies al-

senschaftliche Haltung zu geben; vielmehr bleibt es dabei, es sind Gedanken sehr geeignet die Herzen der Menschen für das Gute zu erwärmen, aber solche auf die jeder gesunde Verstand, der zum Nachdenken vollkommen erwacht ist, von selbst verfallen muß *). Was können diese also gewirkt haben auf die Fortbildung oder Umgestaltung der Philosophie? Wollen wir uns an das bekannte halten, daß Sokrates die Philosophie vom Himmel herabgerufen auf die Erde, auf die Märkte nämlich und in die Häuser der Menschen, das heißt daß er an der Stelle der Natur das sittliche Leben als Gegenstand der Forschung aufgestellt: so ist dieser Einfluß ohnehin eben kein vortheilhafter, denn nicht in der einseitigen Behandlung des sittlichen oder des natürlichen ist die Philosophie sondern im Zusammensein und Ineinandergreifen beider Forschungen, dieser Einfluß ist aber auch keinesweges ein geschichtlicher geworden. Die Ethik war schon vor Sokrates angelegt in den Lehren der Pythagoreer, und so hat sie auch nach Sokrates in den philosophischen Systemen der Hellenen ihren Plaz behalten nur neben der Physik. Bei Platon bei Aristoteles bei den Stoikern, das heißt in allen bedeutenden ächt sokratischen Schulen, finden sich die Forschungen über die Natur wieder, und das einseitige ethische Wesen hat sich nur bei denjenigen Sokratikern gebildet, welche selbst unbedeutend geblieben sind in der Philosophie. Und betrachtet man die Richtung jener genannten Schulen im ganzen, und durchfliegt in Gedanken die Gesammtheit ihrer eigentlichen Philosopheme: so ist nichts nachzuweisen was von einem so beschaffenen und gesinnten Sokrates könnte ausgegangen sein, es müßte das sein, was schon als gemeinfaßliche Anwendung aufs Leben erscheint. Ja selbst was die früheren Sokratiker betrifft, so findet man sich mehr befriedigt wenn man das eigentlich philosophirende in ihnen von irgend anderen Punkten her ableitet als von diesem Sokrates;

*) Tennemanns Gesch. d. Philos. Th. II. S. 64.

nicht nur den Ariſtippos, der ſeinem Lehrer auch der Geſinnung nach unähnlich war, vom Protagoras mit dem er ſo vieles gemein hat, ſondern auch den Euklides mit ſeiner dialektiſchen Richtung lieber von den Eleatikern. Und man muß am Ende ſagen, auf dem Stamme des Sokrates, wie er uns jezt beſchrieben wird, kann nichts anderes gewachſen ſein als der Cynismus, und zwar nicht der des Antiſthenes, in dem auch noch manches hängt, was man dann lieber auf den Gorgias ſeinen früheren Lehrer zurückführen möchte, ſondern jener ganz reine nur eine eigenthümliche Lebensweiſe, kaum eine Lehre geſchweige denn eine Wiſſenſchaft darſtellende des Diogenes, jenes „raſenden Sokrates," den man aber zur Steuer der Wahrheit höchſtens den karikirten Sokrates nennen ſollte. Denn in dieſem Abbilde finden wir nichts als Züge jenes Urbildes, das Annähern an die göttliche Selbſtgenügſamkeit durch Verringerung der Bedürfniſſe, das Enthalten vom bloßen Wiſſen, das anſpruchloſe Umhergehen im Dienſte des Gottes um die Thorheiten der Menſchen aufzudecken. Wie wenig aber dies alles auf dem Gebiet der Philoſophie liegt, und

Ende der einen Periode ſtellt, und nicht an den Anfang der andern: ſo erſcheint dieſer nicht als Keim einer neuen Zeit, ſondern als Erzeugniß und Nachwuchs einer früheren; er tritt als einzelne Erſcheinung in eine Reihe zurükk mit den Sophiſten und andern Spätlingen, und verliert einen großen Theil ſeiner philoſophiſchen Bedeutung. Nur iſt dies eine halbe Maaßregel, daß der Geſchichtſchreiber ſeine neue Periode mit den unmittelbaren Schülern des Sokrates als ſolchen anfängt, indem er die treuen Sokratiker, wie man ſie wol zu nennen pflegt, und den Xenophon vor allen, an die Spize ſtellt, von denen er doch ſelbſt ſagt, ſie hätten kein anderes Verdienſt als ſokratiſche Lehren fortgepflanzt und verbreitet zu haben, ſokratiſche Lehren aber ſchienen ihm ja eben nicht der Mühe werth um eine neue Periode damit zu beginnen. — Umgekehrt auf gewiſſe Weiſe hatte früher Herr Aſt *) daſſelbige gethan. Ihm iſt Platon die Blüthe derjenigen Entwikklung der Philoſophie, welche er die atheniſche nennt; und wie kein Gewächs mit der Blüthe anfängt, ſo fühlt er ſich zwar genöthigt den Sokrates an die Spize dieſer Philoſophie zu ſtellen, aber doch nicht als eigentlichen Philoſophen. Er ſagt nämlich, das Handeln der Philoſophie ſei in Sokrates rein menſchlich geweſen und tugendhaft, das heißt keine eigentliche Philoſophie; ſein Weſen beſteht ihm aus Enthuſiasmus und Ironie. Den nun ſo ausgeſtatteten, fühlt er wohl, könne er nicht allein an die Spize einer neuen Zeit ſtellen, und ſtellt deshalb die Sophiſten neben ihn, nicht ohne Widerſpruch zwar, denn auch er erkennt ſie für das verkehrte, was durch den Geiſt der neuen Zeit 54
bekämpft werden mußte; aber doch will er lieber dieſes, als daß er als Keim einer neuen Entwikklung den Sokrates allein anerkennen ſollte, deſſen höchſten philoſophiſchen Werth er in ſein Märtyrthum ſezt, welches doch auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiet keineswegs eben ſo wie auf dem religiöſen und politiſchen in

*) Grundriß einer Geſch. d. Philoſ.

Anſchlag kommen darf. Der Form nach entgegengeſetzt iſt dies Aſtiſche Verfahren ſeinem Weſen nach daſſelbe wie das Kruginſche; es führt nämlich auch darauf eine neue Periode der Philoſophie erſt mit dem Platon anzufangen. Denn in dem Kampf des Sokrates gegen die Sophiſten erkennt Hr. Aſt nichts neues oder eigenthümliches, ſondern nur die Tugend und den Trieb nach Wahrheit, der ja auch die früheren Philoſophen alle beſeelt hatte; als das charakteriſtiſche in der atheniſchen Philoſophie aber giebt er die Vereinigung der vorher getrennt und entgegengeſetzt geweſenen Elemente an; und da er dieſe im Sokrates ſelbſt nicht wirklich nachweiſet, in ſeinen unmittelbaren Schülern aber die Trennung beſtimmt anerkennt, ſo bleibt ihm eigentlich doch für jene Vereinigung Platon der erſte Punkt.

Will man aber nun wirklich den Platon als den eigentlichen Anfänger einer neuen Zeit anſehn, ſo kommt man — nicht zu rechnen daß er für einen erſten Anfang viel zu vollendet iſt — in eine zwiefache Verlegenheit. Einmal mit ſeinem Verhältniß zum Ariſtoteles. In allem nämlich, was dem Platon das eigen-

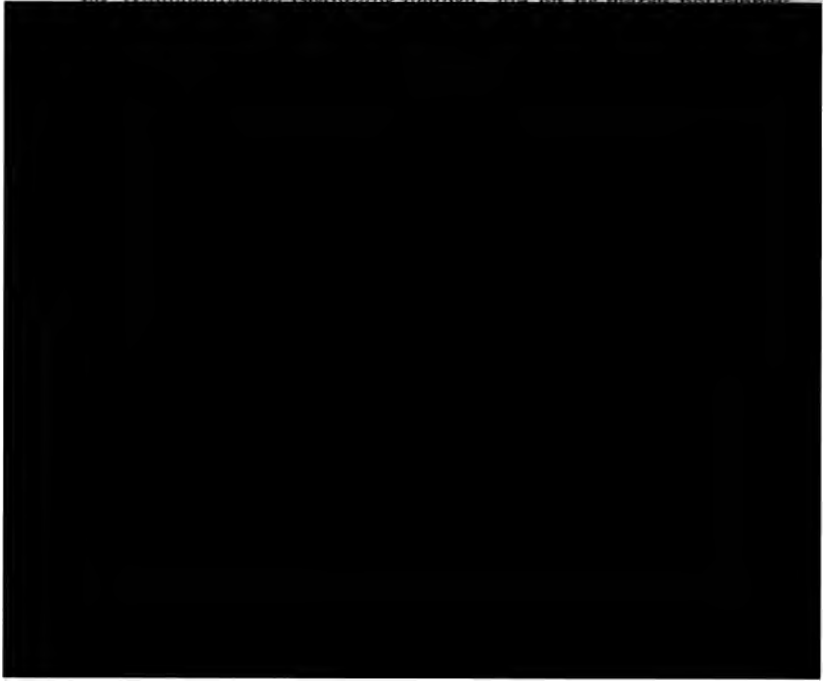
losophiſche Unterſuchungen enthalten, für die tollſte Willkühr gehalten werden, und hätte allen Zeitgenoſſen nur lächerlich und verkehrt erſcheinen müſſen, wenn er ihm nicht auf irgend eine Weiſe ſein philoſophiſches Leben verdankt. Sonach muß es doch dabei bleiben, daß wenn man einen Haupteinſchnitt machen will in der helleniſchen Philoſophie, der die früheren zerſtreuten Philoſopheme von den ſpäteren Syſtemen trenne, man dieſen nothwendig beim Sokrates machen muß; dann aber muß man auch mehr eigentlich philoſophiſches als gewöhnlich geſchieht dem Sokrates zuſchreiben, wenn es gleich eben als Anfang nicht nöthig hat ſehr ausgebildet zu ſein. Einen ſolchen Einſchnitt zu machen wird ſich aber niemand enthalten können; jene frühere Philoſophie, die wir durch die Namen Pythagoras, Parmenides, Herakleitos, Anaxagoras, Empedokles bezeichnen, hat unverkennbar einen gemeinſamen Typus, und die ſpätere, in welcher die Namen Platon, Ariſtoteles, Zenon glänzen, hat ebenfalls den ihrigen ſehr verſchiedenen, nichts zwiſchen beiden verlorenes kann einen allmähligen Uebergang gebildet haben, viel weniger noch läßt eine von den ſpäteren Geſtalten ſich ſo an eine der früheren anſchließen, daß man beide für ein fortlaufendes Ganze halten könnte. Iſt nun dieſes, ſo bleibt nichts übrig, als daß man die Sache des Sokrates einer neuen Durchſicht unterwerfe, um zu ſehen ob er etwa an der Nachwelt eben ſo ungerechte Richter gefunden hat, die ihm ſeinen eigentlich philoſophiſchen Werth und ſein Verdienſt um die Sache der Philoſophie abſprechen, wie jene in der Mitwelt ihm ſeinen bürgerlichen Werth abſprachen und ihm Verbrechen gegen das gemeine Weſen andichteten. Aber man müßte dann auch irgend etwas beſtimmtes ausmitteln, worin ſein philoſophiſches Verdienſt beſtehe.

Dieſe neue Unterſuchung aber führt natürlich zunächſt auf die alte Frage zurück, ob man, was Sokrates geweſen, dem Platon oder dem Xenophon glauben ſoll; eine Frage die aber überhaupt nur aufgeworfen zu werden verdient, ſofern dieſe beiden

wirklich mit einander im Widerſpruch ſtehen, und die man alle auch nur verſtändig beantworten kann, wenn man zuvor entſchieden hat, ob ein ſolcher Widerſpruch ſtattfinde, und wo er ſeinen Siz habe. Platon giebt ſich nirgends für einen Geſchichtſchreiber des Sokrates aus, mit Ausnahme etwa der Apologie
56 und einzelner Stellen, wie etwa der Rede des Alkibiades im Gaſtmal. Denn es wäre allerdings abgeſchmakkt, wenn Platon hier, wo er Zeitgenoſſen des Sokrates vor ihm über ihn reden läßt, ihn auf eine Weiſe dargeſtellt hätte, die nicht im weſentlichen treu wäre, wenn gleich auch gerade hier manches einzelne als ſcherzhafte Uebertreibung ſtehen kann. Dagegen berechtigt Platon ſelbſt niemanden, alles was er in ſeinen Geſprächen den Sokrates vortragen läßt, für eben ſo von dieſem wirklich gedacht und vorgetragen zu halten; und man würde ihm einen ſchlechten Dienſt erweiſen, wenn man auch ſein Verdienſt darauf beſchränken wollte, daß er dem Sokrates gut und kunſtreich nachgeſprochen habe. Vielmehr will er wol gewiß ſeine Philoſophie für die ſeinige und nicht für die des Sokrates angeſehen wiſſen. Und ſo [redacted]

aber wiſſen wir, und man kann es zugeben ohne es auf eine harte Weiſe geltend zu machen, daß Xenophon ein Staatsmann war aber kein Philoſoph, und daß neben jener Reinheit des Charakters und Verſtändigkeit der politiſchen Grundſäze, neben jener herrlichen Erregung des Geiſtes und Abſchreckung des Dünkels, welche Xenophon am Sokrates liebte und ehrte, noch manches auch wirklich philoſophiſche in dieſem kann geweſen ſein, was Xenophon nicht vermochte ſich anzueignen, und was er ruhig an ſich vorbeigehen ließ, am wenigſten aber verſucht ſein konnte es darſtellen zu wollen, um nicht Blößen zu geben ähnlich denen die ſein Sokrates aufzudekken pflegte. Andertheils war Xenophon ein vertheidigender Erzähler, und hatte gewiß dieſe Form ausdrüklich gewählt, damit man ihm nicht zumuthen könne den 87
ganzen Sokrates darzuſtellen, ſondern nur was auf dem Gebiet des Gemüthes und des geſelligen Lebens liegend ſich auf jene Anklagen beziehen läßt; alles übrige aber ſchließt er aus, und begnügt ſich nur zu zeigen, auch das könne nicht von der gefährlichen Art geweſen ſein, welche dem Sokrates war Schuld gegeben worden. Und nicht nur *kann* Sokrates, ſondern er *muß* auch mehr, und mehr muß hinter ſeinen Reden ſein, als Xenophon uns wiedergiebt. Denn wenn die Zeitgenoſſen nur dergleichen von Sokrates gehört hätten, welchen Schaden hätte Platon dem Eindrukk ſeiner Werke bei ſeinem unmittelbaren Publikum gethan, welches das Weſen des Sokrates noch keineswegs vergeſſen hatte, wenn die Rolle, welche Sokrates dort ſpielt, mit dem Bilde, welches ſie aus dem Leben her von ihm im Sinne hatten, in geradem Widerſpruch ſtand? Und wenn man dem Xenophon glaubt, und dieſes muß man wol dem gleichzeitigen Apologeten glauben, daß Sokrates ſeine ganze Zeit an öffentlichen Orten zugebracht, und man will annehmen, er habe ſich immer mit Reden, ſeien ſie auch ſchöner geweſen, bunter und blendender, aber immer mit Reden von dieſem Gehalte ſich beſchäftiget, und die nur in der Sphäre ſich bewegten, über welche

die Denkwürdigkeiten nicht hinausgehen: ſo begreift man nicht, wie Sokrates in ſo vielen Jahren nicht den Markt und die Werkſtätten, die Spaziergänge und die Gymnaſien entvölkert durch die Furcht ſeiner Gegenwart, und wie ſich in der naiven niederländiſchen Manier des Xenophon die Ermüdung der Unterredner nicht noch ſtärker ausſpricht, als hie und da wirklich geſchieht. Und noch weniger könnte man begreifen, warum geiſtreiche Männer wie Kritias und Alkibiades, und von Natur ſpeculative wie Platon und Eukleides auf dieſen Umgang einen ſo großen Werth gelegt, und ſo lange Zeit ihre Befriedigung darin gefunden haben. Und auch das kann man nicht annehmen, daß etwa Sokrates öffentlich ſo geredet wie Xenophon ihn zeigt, anderwärts aber insgeheim andere Dinge vorgetragen; denn dies dürfte Xenophon bei der apologetiſchen Form ſeines Buches, an die er ſich ſehr ſtrenge hält, nicht mit Stillſchweigen übergangen haben. Sondern in demſelben Lebenskreiſe, von dem uns Xenophon Proben giebt, muß Sokrates auch das philoſophiſche ſeines Weſens offenbart haben. Und iſt nicht eben dies recht der Eindruck, den die xenophontiſchen Geſpräche machen, als ob ſie mären philoſophi-



Geſchäft verſtanden hat, theils möchte einer vielleicht ſagen, wie Ariſtoteles Vormittags ſoll ſeine philoſophiſchen Vorträge gehalten haben, Nachmittags aber die exoteriſchen *), ſo habe umgekehrt Sokrates des Morgens auf dem Markt ſolche Geſpräche gehalten mit den Handwerkern und ſolchen fremderen, bei denen es Xenophon leichter gehabt ſie des philoſophiſchen zu entkleiden; Abends aber auf den Spaziergängen und in den Gymnaſien jene feineren tiefer greifenden und wizigeren Geſpräche mit den Schönen, welche verſchönernd und erweiternd nachzuahmen und ſeine eignen Unterſuchungen daran zu knüpfen dem Platon vorbehalten blieb.

Und ſo wird man, um die Lükke auszufüllen, die offenbar Xenophon gelaſſen hat, immer auf den platoniſchen Sokrates zurükkgetrieben, und käme am kürzeſten weg, wenn man eine Regel fände, nach der man beſtimmen könnte, was nun im Platon Bild und Eigenthum des Sokrates iſt, und was eigne Erfindung und Zuthat. Nur freilich kann die Aufgabe nicht gelöſet werden durch ein ſolches Verfahren wie Hr. Meiners **) anwendet, für deſſen kritiſches Talent dieſer Gegenſtand überhaupt wol weniger geeignet war. Denn wenn wir unter allem platoniſchen nur das ausſuchen, was am wenigſten tiefſinnig am wenigſten künſtlich am wenigſten dichteriſch, mithin auch ſo Gott will am wenigſten ſchwärmeriſch iſt: ſo behalten wir freilich im- 50
mer noch viel Stoff zu ſolchen feineren und gehaltreicheren Geſprächen um damit die xenophontiſche Langeweile zu würzen, aber einen eigentlich philoſophiſchen Gehalt des Sokrates können wir auf dieſem Wege nicht finden. Denn wenn wir das tiefſinnige ausſchließen, ſo bleiben nur Folgerungen übrig, zu denen die Gründe und die methodiſchen Principien fehlen, und die alſo auch nur inſtinktartig, das heißt unphiloſophiſch, dem Sokrates könnten eingewohnt haben. Der einzige ſichere Weg ſcheint vielmehr der zu ſein, daß man frage, Was kann Sokrates noch

*) Gellius N. A. XX, 5. **) Geſch. d. Wiſſenſch. II, S. 420.

geweſen ſein neben dem, was Xenophon von ihm meldet, ohne jedoch den Charakterzügen und Lebensmaximen zu widerſprechen, welche Xenophon beſtimmt als ſokratiſch aufſtellt, und was muß er geweſen ſein um dem Platon Veranlaſſung und Recht gegeben zu haben ihn ſo wie er thut in ſeinen Geſprächen aufzuführen. Das leztere aber führt uns unvermeidlich auf den geſchichtlichen Standpunkt zurükk, von dem wir ausgegangen ſind, daß nämlich Sokrates eben in ſo fern einen im ſtrengen Sinn philoſophiſchen Gehalt muß gehabt haben, als Platon ihn durch die That für den Urheber ſeines philoſophiſchen Lebens anerkennt, und er alſo als die erſte Lebensäußerung der ausgebildeteren helleniſchen Philoſophie anzuſehen iſt, und daß er dieſen Plaz nur einnehmen kann vermöge eines eigentlich philoſophiſchen aber der früheren Periode nicht mehr angehörigen Gehaltes. Hier aber muß man zunächſt dabei ſtehen bleiben, was der nachſokratiſchen Philoſophie von Platon an eigenthümlich und ſeit dieſer Zeit allen eigentlich ſokratiſchen Schulen gemein iſt, das ſei das Zuſammenſein und Ineinandergreifen dieſer drei Disciplinen,

phon ſich vereinigen ihm das phyſiſche abzuſprechen; noch läßt ſich geradezu ſagen, Sokrates habe wenigſtens dieſe Eintheilung alles Wiſſens erfunden, ohnerachtet ſie ſich allerdings aus den xenophontiſchen Denkwürdigkeiten ſchon entwikkeln läßt. Wol aber kann man fragen, ob nicht dieſer Erſcheinung noch etwas einfacheres mehr innerliches zum Grunde liegt, und ob nicht dieſes in Sokrates geweſen. Ich wenigſtens denke, folgendes wird nicht viel Widerſpruch finden. Je leichter noch die forſchenden unvermerkt von einem Gebiet des Erkennens auf ein anderes überſpringen, deſto mehr hängt noch der ganze Verlauf der intellectuellen Thätigkeiten von äußeren Umſtänden ab; denn nur von einer durchgreifenden Eintheilung kann eine planmäßige und zuſammenhängende Ausbildung beginnen. Eben ſo, je mehr die einzelnen Wiſſenſchaften vereinzelt betrieben werden, und die Verehrer derſelben ſich in dieſer Vereinzelung befriedigt fühlen, um deſto mehr iſt bei dem ganzen Beſtreben der ſpecifiſche Inſtinkt für den Gegenſtand jeder Wiſſenſchaft vorwaltend. Wenn aber das Bedürfniß des Zuſammenhanges und Zuſammenwachſens aller Zweige des Wiſſens ſo beſtimmt hervorgetreten iſt, daß es ſich in der Form ihrer Behandlung und Darſtellung auf eine nicht mehr verlierbare Weiſe ausſpricht: ſo ſind in ſo fern nicht mehr die einzelnen Talente und Inſtinkte herrſchend, ſondern das allgemeine wiſſenſchaftliche Talent der Speculation. In dem erſten Falle muß man geſtehen, daß die Idee des Wiſſens an ſich noch nicht ausgebildet iſt, vielleicht nicht einmal zum Bewußtſein gekommen; denn das Wiſſen an ſich kann eben ſo nur als Ein Ganzes gedacht werden, in dem jede Trennung bloß untergeordnet iſt, wie das Sein, dem es entſprechen ſoll. In dem lezten Fall hingegen iſt dieſe Idee zum Bewußtſein gekommen; denn nur durch ihre Kraft haben jene beſonderen Neigungen, die jeden an einem gewiſſen Gegenſtande feſthalten und das Wiſſen vereinzeln, überwunden werden können. Und dieſes iſt unſtreitig ein einfacheres Merkmal, welches die beiden Zeiten der helleni-

schen Philosophie unterscheidet. In der früheren nämlich war die Idee des Wissens an sich nicht die leitende ja nicht einmal recht zum Bewußtsein gekommen, welches eben für uns die Quelle der Dunkelheit aller philosophischen Productionen jener [illegible] wegen des Scheins der Willkühr der aus der Bewußtlosigkeit [illegible] und wegen des Mangels des wissenschaftlichen Verfahrens der sich erst allmählig aus dem dichterischen und historischen herausarbeitet. In der zweiten dagegen ist diese Idee des Wissens zum Bewußtsein gekommen; daher die Hauptsache überall die ist, die Erkenntniß von der Meinung zu unterscheiden, daher die bestimmte Form des wissenschaftlichen Vortrages, daher das besondere Heraustreten der Dialektik, die keinen andern Gegenstand hat als die Idee des Wissens, welches alles selbst von den Eleatikern keineswegs auf dieselbe Weise wie von den Sokratikern aufgefaßt ist, indem jene noch überall mehr von der Idee des Seins als des Erkennens ausgehn.

Dieses Erwachen nun der Idee des Wissens und die ersten Aeußerungen derselben, das muß zunächst der philosophische Ge-

all wo er das Nichtwiſſen darlegt, ſieht man, er geht von dieſen beiden Merkmalen aus, zuerſt daß das Wiſſen in allen wahren Gedanken daſſelbe ſei, alſo auch jeder ſolche Gedanke die eigenthümliche Form deſſelben an ſich tragen müſſe, und dann daß alles Wiſſen Ein Ganzes bilde. Denn ſeine Beweiſe beruhen immer darauf, daß man von Einem wahren Gedanken aus nicht könne in Widerſpruch verwikkelt werden mit einem andern, und daß auch ein von Einem Punkte aus abgeleitetes durch richtige Verknüpfung gefundenes Wiſſen nicht dürfe widerſprechen einem von einem andern Punkte auf gleiche Weiſe gefundenen; und indem er an den gangbaren Vorſtellungen der Menſchen ſolche Widerſprüche aufdekkte, ſuchte er in allen, die ihn irgend verſtehen oder auch nur ahnen konnten, jene Grundgedanken aufzuregen. Das meiſte was uns Xenophon aufbehalten hat, läßt ſich hierauf zurükkführen, und deutlich genug iſt eben dieſes Beſtreben angedeutet in dem was Sokrates von ſich ſelbſt ſagt in der platoniſchen Apologie, und was Alkibiades von ihm ſagt in ſeiner Lobrede. So daß, wenn man ſich dieſes als den Mittelpunkt des ſokratiſchen Weſens denkt, man ſowol den Platon und Xenophon einigen als auch die geſchichtliche Stellung des Sokrates verſtehen kann. 62

Wenn Xenophon ſagt *), ſo oft Sokrates nicht bloß die Irrthümer anderer widerlegt habe, ſondern ſelbſt etwas ausgeführt, ſei er durch die am allgemeinſten eingeſtandenen Säze gegangen: ſo begreift ſich dieſes Verfahren ganz vollkommen aus jenem Beſtreben; er wollte ſo wenig als möglich Hinderniſſe und Ablenkungen unterweges finden, um ſein Verfahren klar und einfach zu Stande zu bringen; und das mußte ihm am willkommenſten ſein, was wo möglich alle für gewiß hielten, um daran zu zeigen daß es doch kein Wiſſen ſei, weil nur um ſo lebendiger die Nothwendigkeit gefühlt werden mußte dem Wiſ-

*) Mem. IV, 6, 12.

ſen auf den Grund zu kommen und von dieſem aus allen menſchlichen Dingen eine andere Geſtalt zu geben. Daraus erklärt ſich auch der überwiegend bürgerliche und ökonomiſche Inhalt der meiſten jener Geſpräche. Denn auf dieſem Gebiet lagen die am meiſten eingewurzelten Vorſtellungen und Sätze, an deren Schickſal alle ohne Ausnahme theilnahmen. Aber nicht erklären läßt ſich jenes Verfahren, wenn man annimmt, es ſei hiebei dem Sokrates auf den Inhalt angekommen, ſondern dieſer muß ihm nur die Nebenſache geweſen ſein. Denn wenn es darauf abgeſehen iſt einen Gegenſtand aufs reine zu bringen, muß man auch die minder bekannten und angezweifelteren Vorſtellungen berückſichtigen; und wie dürftig in dieſer Hinſicht die meiſten jener Diatriben im Xenophon ſind, liegt zu Tage. Aus demſelben Geſichtspunkt muß man auch den Streit des Sokrates mit den Sophiſten betrachten. Als gegen ihre Maximen gerichtet gehört er nicht hieher, ſondern iſt die Oppoſition des guten Bürgers gegen die Regiments- und Jugendverderber. Aber auch von der rein theoretiſchen Seite angeſehen wäre es ein leerer Gedanke

Zufall ſollte anheimgeſtellt bleiben, einer ſichern Methode. Denn oft mußten zum Behuf dieſes Verfahrens Mittelbegriffe aufgeſtellt, und dieſe alſo, wenn nicht hintennach alles nur als eine ſchlechte Ueberraſchung erſcheinen ſollte, mußten zur Zufriedenheit beider Theile beſtimmt werden; und das Auffinden des Widerſpruchs zwiſchen dem vorliegenden Saz und einem andern eingeſtandenen beruhte auch darauf, mit was für Begriffen ſich ein gegebener verknüpfen laſſe und mit was für welchen nicht. Dieſe Methode nun iſt aufgeſtellt in den beiden Aufgaben welche Platon im Phaidros als die beiden Hauptſäze der dialektiſchen Kunſt angiebt, nämlich zu wiſſen, wie man richtig vieles zur Einheit zuſammenfaſſe und eine große Einheit auch wieder ihrer Natur gemäß in mannigfaltiges theile, und dann zu wiſſen welche Begriffe ſich mit welchen verknüpfen laſſen und welche nicht. Hiedurch nun iſt Sokrates der eigentliche Urheber der Dialektik geworden, welche die Seele aller ſpäteren großen Gebäude helleniſcher Philoſophie blieb, und durch deren beſtimmtes Hervortreten ſich am meiſten die ſpätere Periode von der frühern unterſcheidet, ſo daß man den geſchichtlichen Inſtinkt nur billigen kann, der den Mann immer ſo hoch geſtellt hat. Dabei ſoll nicht geläugnet werden, daß Eukleides und Platon auch dieſe Wiſſenſchaft erſt weiter ausgebildet haben, aber in ihren erſten Grundzügen hat Sokrates ſie offenbar auf eine beſonnene Weiſe als Wiſſenſchaft beſeſſen und als Kunſt ausgeübt. Denn die Conſtruction aller ſokratiſchen Geſpräche, ſowol der zweifelhaften platoniſchen und der andern urſprünglichen Sokratikern mit einigem 64
Recht beigelegten als auch der in den xenophontiſchen Denkwürdigkeiten mitgetheilten, beruhet ohne Ausnahme hierauf. Daſſelbe geht auch hervor aus dem ariſtoteliſchen Zeugniſſe *), was man dem Sokrates mit Recht zuſchreiben könne, ſei daß er die Induction und die allgemeinen Erklärungen eingeführt, ein Zeug-

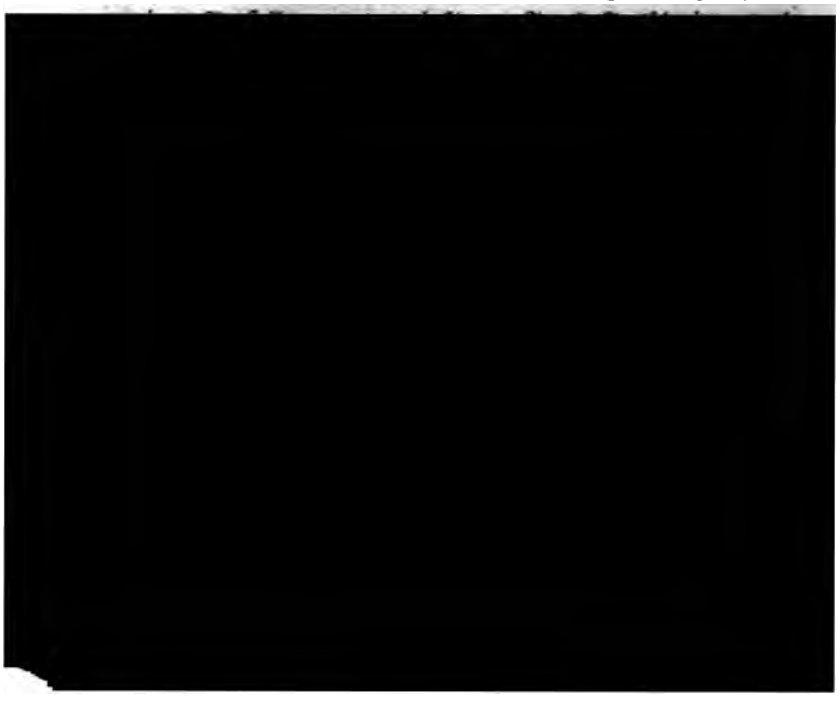
*) Metaph. I, 6. XII, 4.

niß welches alle Merkmale der Partheilosigkeit und der Wahrheit in sich trägt. Es ist daher auch gar kein Grund zu zweifeln, Sokrates habe diese Kunst richtiger Begriffsbildung und Begriffsverknüpfung gelehrt. Nur daß, eben weil es eine Kunst ist, das trokkne Lehren nicht genügte, und deshalb auch gewiß vom Sokrates nicht abgesondert betrieben wurde; sondern diese Kunst wollte in den mannigfaltigsten Anwendungen angeschaut und selbst geübt sein; und wer darin noch nicht fest war, und die Schule zu zeitig verließ, dem verging sie wieder, und mit ihr alles fast was vom Sokrates zu lernen war, wie dies auch in Platonischen Gesprächen bemerkt wird. Daß nun diese Uebung und Darstellung der Hauptzwekk der sokratischen Gespräche auch über allgemeine sittliche Gegenstände war, gesteht Xenophon selbst ganz ausdrükklich, indem er unter der Aufschrift, was Sokrates gethan um seine Freunde dialektischer zu machen, gar sehr viel solcher ethischer Reden und Untersuchungen aufführt, und so von gleichem Schnitt mit den andern, daß alle eben so gut in dieselbe Reihe konnten gestellt werden.

ausdrükklich *), Sokrates habe nicht nur ſelbſt in reiferen Jahren jede Beſchäftigung mit der Naturwiſſenſchaft aufgegeben, ſondern auch alle anderen davon zurükkzuhalten geſucht, und ſie auf Betrachtung der menſchlichen Angelegenheiten verwieſen; daher auch mehrere nur diejenigen für ächte Sokratiker halten wollen, welche die Phyſik nicht mit in ihr Syſtem aufgenommen haben. Allein dies iſt offenbar viel weniger allgemein zu nehmen und in einem ganz anderen Sinne aufzufaſſen als gewöhnlich geſchieht. Die Gründe des Sokrates zeigen dies ganz deutlich. Denn wie könnte er ſo allgemein geſagt haben, man dürfe mit der Unterſuchung nicht ehe an dieſe von Gott abhängigen Dinge gehen, bis man die vom Menſchen abhängigen in Ordnung gebracht, da nicht nur dieſe ſo vielfältig mit jenen zuſammenhängen, ſondern es auch unter den menſchlichen Dingen ſelbſt wichtigere geben muß und minder wichtige, nähere und entferntere, und der Saz dahin führen würde daß man ehe das eine gänzlich vollendet ſei nicht einmal die Unterſuchung eines zweiten beginnen dürfte. Nicht übel könnte dies ein Sophiſt gegen den Sokrates ſelbſt gewendet haben, wenn er einen zweiten entfernt ſcheinenden Begriff herbeiſchleppt um einen vorliegenden zu erläutern; und gewiß wäre dieſer Saz, allgemein verſtanden, nicht nur der Führung des Lebens gefährlich, ſondern zerſtörte auch gänzlich jene ſokratiſche Idee des Wiſſens, daß jedes nur mit dem andern zugleich und mit ſeinem Verhältniß zu allem kann gewußt werden. Sondern die Sache iſt nur dieſe. Daß Sokrates kein beſonderes Talent zu einer einzelnen Wiſſenſchaft hatte, und am wenigſten zur Phyſik, das liegt zu Tage. Nun kann freilich auch ein bloß metaphyſiſcher Kopf ſich zu allen Wiſſenſchaften hingezogen fühlen wie dies bei Kant der Fall war, allein unter andern Umſtänden geſchieht dies und bei einer andern Eigenthümlichkeit als der des Sokrates. Dieſer vielmehr entfernte ſich nicht von ſeinem Mit-

*) Mem. I. 1, 11 sqq.

telpunkt in die Weite, ſondern er widmete ſein ganzes Leben der möglichſt verbreiteten und lebendigen Erregung ſeiner Hauptidee; ſein ganzer Wunſch ging dahin, wie ſich immer auch die geſchichtlichen Wünſche und Hoffnungen des Menſchen nach ſeiner Eigenthümlichkeit geſtalten, daß, ehe man in die Weite ginge, dieſer Grund erſt recht feſt werden möchte. Bis dahin aber, das war ſein Rath, möge man neue Maſſen von Meinungen nicht zuſammenhäufen; ſondern dies wollte er ſeines Theils nur geſtatten, ſo weit die Bedürfniſſe des thätigen Lebens es erforderten, und deshalb eben konnte er ſagen, wenn diejenigen, welche den meteoriſchen Erſcheinungen nachforſchten, die Hoffnung hätten ſie nach Belieben hervorbringen zu können, ſo wollte er eher ihren Forſchungen Raum laſſen, welches ja in jedem andern Sinne als in dieſem thöricht wäre. Hieraus alſo kann man nicht beweiſen daß Sokrates die Ausbildung der Phyſik nicht gewollt, eben ſo wenig als man annehmen darf, er habe ſich eingebildet die Ethik könne als Wiſſenſchaft werden, wenn man nur jene abgebrochenen Unterſuchungen recht vervielfältigte, wozu ihn die



an und für ſich etwas zu dieſem Behuf auszuſcheiden. Denn wie da überall in dem platoniſchen das ſokratiſche iſt, ſo auch überall in dem ſokratiſchen das platoniſche. Nur wer eigene Lehren des Sokrates aufzeichnen will, der ſuche nicht, wie ſie es in den Geſchichten der Philoſophie machen um doch einigen Raum mit dem Sokrates auszufüllen, einzelne moraliſche Säze zuſammen, die nur aus jenen gelegentlichen Unterſuchungen entſtanden auf keine Weiſe ein Ganzes ausmachen, und was andere Gegenſtände betrifft halte er ſich an die oben angeführte Stelle des Ariſtoteles, welcher die philoſophiſchen Beſchäftigungen des Sokrates lediglich auf die Principien beſchränkt. Zunächſt wäre daher zu ſehen, ob nicht einiges tief ſpeculative urſprünglich ſokratiſch ſein möchte, was die meiſten am wenigſten dafür halten, wie der im 67
Platon platoniſcher ausgeführte aber ſelbſt vom Xenophon *) im Keim dargeſtellte mit der dialektiſchen Hauptfrage von Uebereinſtimmung des Denkens mit dem Sein ſo genau zuſammenhangende Gedanke von einem allgemeinen Verbreitetſein der Intelligenz im Ganzen der Natur. Hieran könnte man knüpfen was Ariſtokles **) ausgeſagt hat, daß Sokrates auch den Anfang gemacht habe mit Entwikklung der Lehre von den Ideen. Doch dieſes ſpäten Peripatetikers Zeugniß iſt verdächtig, und es liegt demſelben vielleicht nichts zum Grunde als die Aeußerungen des Sokrates in dem platoniſchen Parmenides.

Doch habe nun von dieſem und anderem viel oder wenig dem Sokrates ſelbſt angehört, ſo muß ſchon jenes allgemeine auch eine richtigere Vorſtellung davon erwekken, in welchem Sinne Platon in ſeinen Werken den Meiſter aufführt, und in welchem Sinne man ſeinen Sokrates einen wahren nennen muß oder einen erdichteten. Nämlich erdichtet iſt er eigentlich meines Erachtens gar nicht, und die Wahrheit iſt auch nicht bloß die mimiſche, und Sokrates ſteht nicht in jenen Werken nur als eine be-

*) Mem. I, 4, 8. **) Euseb. Praep. XI, 3.

queme viel mimiſche Kunſt und viel heitern Scherz aufnehmende Perſon um den tiefſinnigen Unterſuchungen dieſe anmuthige Zuthat beizumiſchen. Sondern weil überall der Geiſt und die Methode des Sokrates walten, und es nicht nur etwas untergeordnetes für den Platon iſt wenn er ſokratiſirt, ſondern auf der andern Seite eben ſo ſehr ſein höchſtes Ziel: ſo hat Platon kein Bedenken getragen ihm auch dasjenige in den Mund zu legen, was nach ſeiner Ueberzeugung nur Folgerung war aus den Grundideen des Sokrates. Hievon könnte man nächſt manchem einzelnen, womit es aber dieſelbe Bewandtniß hat wie mit den Anachronismen, nur in ſpäteren Werken wie der Staatsmann und die Republik weſentliche Ausnahmen finden; ich meine platoniſche Philoſopheme die den wirklichen Anſichten des Sokrates fremd ſind und ihnen vielleicht eher auf mittelbare Weiſe widerſprechen, dem Sokrates dennoch in den Mund gelegt. Hierüber mag ſich dann Platon auf das Recht berufen was die Gewohn-
os heit giebt. Im ganzen aber muß man ſagen daß Platon den Sokrates durch lebendige Theilnahme an der Fortbildung des von ihm ausgegangenen philoſophiſchen Beſtrebens auf die höchſte

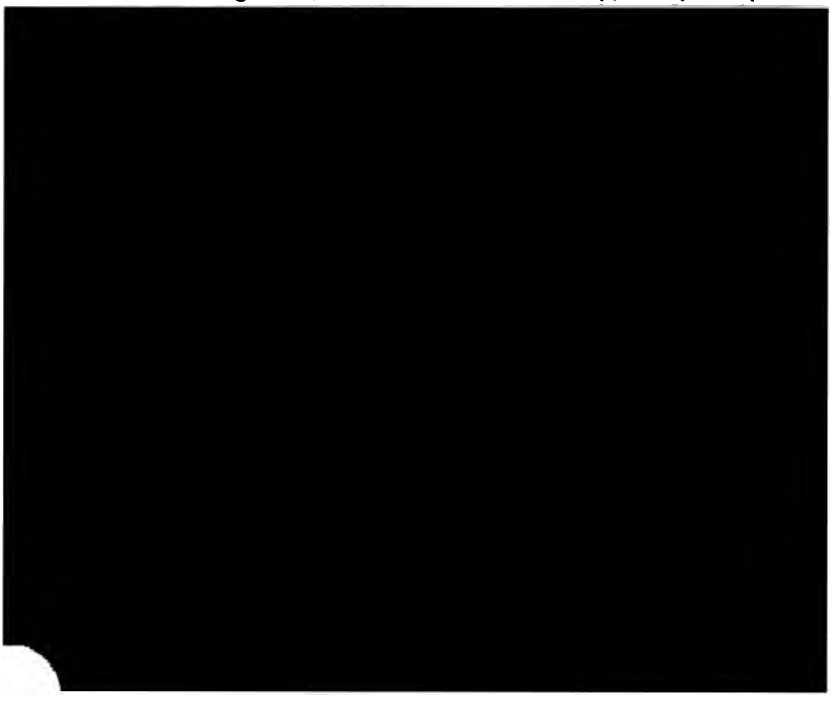
VI.

Ueber die griechiſchen Scholien zur nikomachiſchen Ethik des Ariſtoteles.

Vorgeleſen den 16. Mai 1816.

Außer der Paraphraſe des angeblichen Andronicus Rhodius, von welcher hier nicht die Rede iſt, giebt es bekanntlich eine Sammlung Scholien zu jenem Werke, die, wenn nicht noch einiges verborgen liegt, das einzige iſt was darüber aus dem Alterthum übrig geblieben. Sie iſt unter dem Titel *Εὐστρατίου καὶ ἄλλων τινῶν ἐπισήμων ὑπομνήματα εἰς τὰ δέκα* etc. erſchienen. Von dieſer Sammlung ſcheint die Kenntniß noch ziemlich mangelhaft zu ſein, und es iſt meine Abſicht durch eine genauere Beſchreibung etwas näher die Entſcheidung der ſtreitigen Punkte herbeizuführen, was nämlich davon dem Euſtratius und was den *ἄλλοις τισὶ* gehöre, und wer dieſe wol ſein mögen. Die Sammlung iſt meines Wiſſens nur einmal von Paulus Manutius im aldiniſchen Drukk herausgegeben ohne alle Nachricht, wie gewöhnlich, über die dabei gebrauchten Handſchriften. Außerdem giebt es eine lateiniſche Ueberſezung der Ethik cum commentariis Eustratii et aliorum von Joannes Bernardus Felicianus zuerſt in Venedig 1541, dann in Paris 1543,

wieder in Venedig 1589, und zulezt in Helmſtädt 1662 gedrukkt. Dies Werk wird allgemein für eine Ueberſezung der Scholien gehalten, welche Manutius in der Urſprache herausgegeben. Buhle
264 p. 299 bemerkt nur, daß in Angabe der Verfaſſer der erſteren Bücher dieſer Scholien beide Herausgeber nicht ganz übereinſtimmen; und Fabricius bemerkt, aber faſt nur als eine Vermuthung, daß Felicianus ſcheine hie und da noch andere Handſchriften gebraucht zu haben. Jene Verſchiedenheit in Angabe der Verfaſſer bewog mich zuerſt das Verhältniß beider Sammlungen etwas näher zu unterſuchen. Fabricius beſchreibt jene Abweichung ſo, daß Manutius nur das erſte und 6te und 9te und 10te Buch dem Euſtratius zuſchreibe gemeinſchaftlich mit Felicianus, eben ſo das 5te dem Michael Epheſius, das 7te und 8te dem Aſpaſius; das 2te, 3te und 4te aber nur Felicianus dem Euſtratius zuſchreibe, Manutius aber das 3te einem unbekannten, das 4te auch dem Aspaſius, und das 2te ungewiß einem unbekannten oder dem Aspaſius. Dies iſt nicht ganz richtig. Felicianus ſagt in ſeiner Vorrede ausdrükklich, er ſei auf die



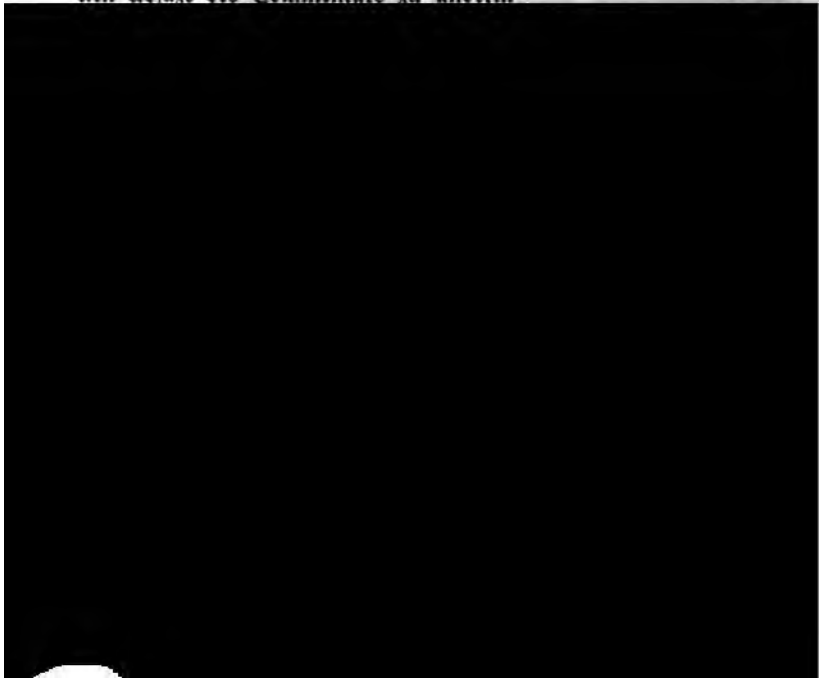
10ten das griechiſche allein den Euſtratius, das lateiniſche neben ihm auch den Michael Epheſius. Die Verſchiedenheit in der Angabe iſt alſo eigentlich nicht ſo groß als Fabricius ſie darſtellt. Beim 9ten und 10ten Buch wird die abweichende Angabe des Felicianus beſtätigt durch des Montfaucon Beſchreibung des Cod. 161. olim 304 Coislinianus, der ebenfalls dieſe Scholien wie die zum 5ten Buch dem Michael Epheſius zuſchreibt. Buhle ſtimmt dieſer Angabe gegen unſer griechiſches Exemplar bei, als ob er die Sache wirklich unterſucht hätte, woran jedoch ſehr zu zweifeln iſt. Mit der Angabe unſeres griechiſchen über das 2te, 3te und 4te Buch ſtimmt nun nach Buhle auch der pariſiſche Codex 2060 überein; dem von Montfaucon beſchriebenen Codex fehlen zu dieſen Büchern die Scholien.

Freilich müßte die Vergleichung der Handſchriften ſelbſt erſt entſcheiden, worauf die Verſchiedenheit der Angaben beruhe, und ob auch das verſchieden überſchriebene daſſelbe ſei, oder ob vielleicht zu dieſen verſchiedenen Ueberſchriften auch verſchiedene Commentare wenigſtens urſprünglich gehört haben, wenn auch die Ueberſchriften hernach zum Theil ſind falſch übertragen worden.

Da nun vor der Hand an eine ſolche Vergleichung nicht zu denken war: ſo beſchloß ich zu ſehen, wie weit ich durch Vergleichung der in den beiden Exemplaren gleichen und verſchiedenen Verfaſſern zugeſchriebenen Scholien über die Wahrheit der Angabe entſcheiden könnte. Ich dachte, es müßte ſo ſchwer nicht ſein, da die angegebenen ſo weit der Zeit nach aus einander liegen. Aspaſius der Lehrer des Lehrers von Galen im erſten, Euſtratius im 12ten Jahrhundert. Der Michael Epheſius freilich iſt eine ganz unbekannte Perſon. Denn wiewol ihm Buhle das 11te Jahrhundert anweiſet, ſo ſcheint doch dies mehr nach Gutdünken geſchehen zu ſein, als irgend einen ſichern Grund zu haben; und um hinter die Sache zu kommen müßten wol erſt die vielen Scholien zu andern Werken, die unter dieſem Namen ſich

in pariſiſchen Handſchriften finden, gedruckt oder wenigſtens excerpirt ſein.

Indem ich nun zunächſt die beiden von beiden Ausgaben und dem oben erwähnten Codex übereinſtimmend und ausſchließlich dem Euſtratius zugeſchriebenen Bücher durchlief: ſo blieb mir kein Zweifel, daß ſowol der Cod. Coislin. als der des Felicianus daſſelbe enthalten was uns Manutius gegeben. Denn die im Montf. Catal. angegebenen Anfänge ſtimmen überein und auch das lateiniſche mit dem griechiſchen im 6ten Buche ganz, nur daß wo zumal homeriſche auch andere poetiſche Stellen aus noch vorhandenen Büchern angeführt werden, Felicianus immer mehr giebt. Doch dieſes ſchreibt er in der Vorrede ausdrücklich ſich ſelbſt zu, und beſchreibt überhaupt ſeine Verfahrungsart ſo daß kleinere Abweichungen daraus leicht zu erklären ſind. In dem Commentar zum erſten Buche weicht freilich das lateiniſche mehr ab, allein dies rührt lediglich von der verſchiedenen Abtheilung des Textes her. Sie iſt bei Felicianus verſtändiger, aber dieſe
266 Verbeſſerung hat ihn bisweilen genöthigt den Anfang der einzelnen Abſätze des Commentars zu ändern.



beide ohne irgend eine Art von Schluß. Dieſen Uebereinſtimmungen ſtehen aber doch auch bedeutende Verſchiedenheiten gegenüber. Der Commentator des 6ten Buches hat einen weit größern Reichthum der Sprache, wendet auch mehr Fleiß auf den Periodenbau, wenn gleich ſein Geſchmakk in beider Hinſicht nicht der beſte iſt. Er zeigt ſich von einem gewiſſen Platonismus innerlich durchdrungen, oft unabſichtlich ja unbewußt, weiß aber auch in platoniſchen Büchern Beſcheid und verweiſet auf dieſe. Der Commentar des erſten Buches zeigt zwar auch in einigen Hauptſachen Kenntniß platoniſcher Lehren, z. E. richtige Unterſcheidung der Ideen im platoniſchen Sinn und der allgemeinen Begriffe im ariſtoteliſchen; er ereifert ſich auch für den Platon bis zu Beſchuldigungen und komiſchen Apoſtrophen des Ariſtoteles. Aber in den platoniſchen Büchern weiß er nicht ſo Beſcheid, er merkt nicht immer wo vom Platon die Rede iſt und führt die Bücher gar nicht an. Auch ſonſt, wenn gleich ſeine Gelehrſamkeit nicht bloß chriſtlich iſt und uns den *μέγας Διονύσιος* herbringt, ſondern auch auf ſeine eigne Hand den Phocylides Euripides Galenus, ja den Heraclitus und Parmenides, aber freilich nur ſo wie er auch aus ſehr abgeleiteten Waſſern kann geſchöpft haben: ſo iſt doch ſeine Kenntniß des Alterthums dürftig, und er zeigt ſich vielfältig linkiſch, wenn von litterariſchen Gegenſtänden die Rede iſt. Vom Speuſippos ſagt er, er ſei ein *θεολόγος παρ' Ἕλλησιν*, über den Eudorus giebt er uns keine Art von Notiz. Von den olympiſchen Spielen ſagt er, ſie wären dem Zeus zu Ehren in Arkadien gegeben worden; und Delos erzählt 207
er ausführlich ſei eine Inſel mit einem Tempel und Orakel des Apollo. Gar linkiſch erklärt er den Ausdrukk *τὰ ἡρωϊκά* erſt aus dem Vorzug des Homers, und dann vielleicht weil der Gegenſtand Heroen wären, ſo nämlich hätten die Alten *τοὺς παρ' Ἕλλησιν εὐγενεῖς καὶ ἀγαθοὺς* genannt, und noch närriſcher den Ausdrukk *ἐν τοῖς ἐγκυκλίοις* über den wir ſo gern aus dem Alterthum etwas ordentliches gehört hätten. Dergleichen iſt dem

Commentar des 6ten Buches fremd. Wenn man sich gleich wundert von Phidias zu lesen er habe auch Pflanzen und Thiere mit großer Genauigkeit abgebildet: so ist doch hier Aristoteles selbst einigermaßen Schuld, der den Phidias λιθουργός nennt den Polycletus aber ἀνδριαντοποιός. Sonst bringt er vieles aus dem Alterthum bei, aus Thucydides, Demosthenes, Isocrates, beruft sich auf Archilochus Cratinus Callimachus, und auf eine solche Art daß man nicht merkt dies sei gerade hin aus andern Scholien aufgenommen. — Doch es giebt zwei Umstände, welche ganz bestimmt dafür entscheiden, daß der Verfasser des Commentars zum ersten und zum 6ten Buch nicht derselbe ist. Der erste ist die ganz verschiedene Erklärung, welche von dem Ausdrukk ἐξωτερικοῖς λόγοις im ersten und im 6ten Buch gegeben wird. Nach dem erstern giebt es zweierlei aristotelische Schriften, ἀκροαματικὰ, ἐπεὶ πρὸς τοὺς κοινῶς ἀκροωμένους τῆς αὐτοῦ διδασκαλίας ἐκδέδοται, die andere ἐξωτερικὰ, welche ἔξω τῆς κοινῆς ἀκροάσεως ἔκαξον πρός τινα ζητήσαντα γέγραπται. Diese durch gar keine Beispiele belegte auf keine An-

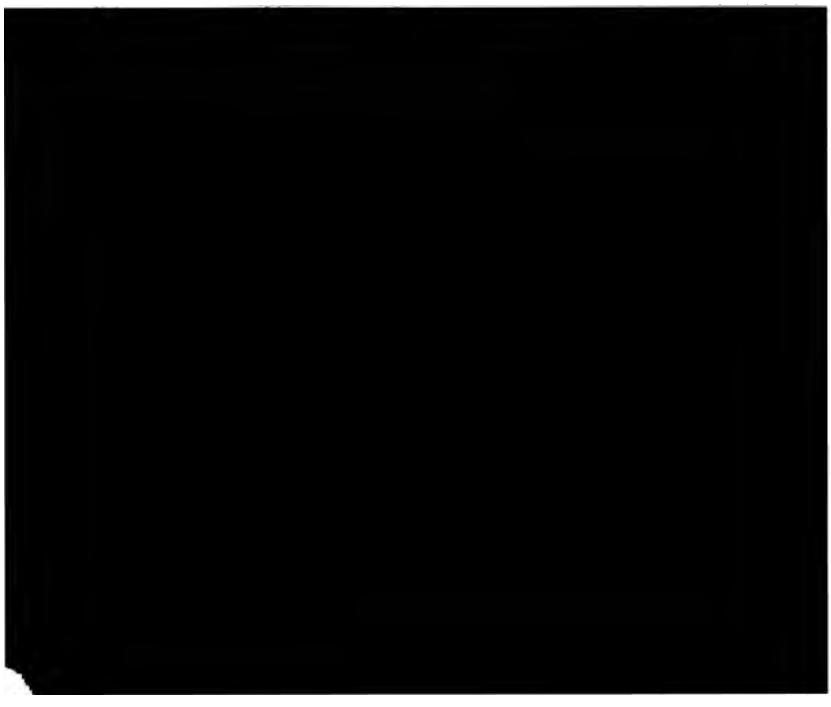
ders an. Der andere Umstand welcher die Verschiedenheit der Verfasser beweiset ist der. Im Eingang zum Commentar des 6ten Buches, der eine *βασιλὶς θεοσεβὴς φιλόλογε* etc. anredet, von der ich auch nicht entscheiden will, ob sie Königin von Kypros gewesen oder die Gemahlin des Constantinus Ducas oder was sonst für eine, erwähnt der Verfasser, daß sie ihm vor einiger Zeit eine Erklärung des ersten Buches abgefordert, und er geglaubt sie werde hieraus seine Schwäche hinreichend erkannt haben, nun aber fordere sie dennoch auch eine zum 6ten. Dies bestätiget nun geradezu daß das erste Buch auch, und zwar nur dieses, nicht die dazwischen liegenden (denn auch die Uebersicht der übergangenen Bücher erwähnt keiner eignen Arbeit darüber) von demselben Verfasser commentirt worden; und vielleicht ist dies die Veranlassung gewesen, wenn man gewußt unser Commentar zum 6ten Buch sei von Eustratius, dieselbe Ueberschrift auch auf unsern vielleicht ursprünglich namenlosen Commentar zum ersten Buch überzutragen. Aber mit Unrecht. Denn daß der Commentar zum ersten Buch, den wir noch haben, nicht der von dieser Königin geforderte ist, beweiset dessen Einleitung. Denn diese sagt, einer *τῶν μάλιστα ἀξίων λόγου* habe den Verfasser aufgeregt zu dem Werke, und er habe es nicht abschlagen können *διὰ τὸ ἐν πολλοῖς αὐτὸν ἀναγκαίοις εὑρεῖν εὖ ἡμᾶς ἐργασάμενον*. So konnte Eustratius die Königin, wenn sie auch nicht hätte genannt sein wollen, wol schwerlich bezeichnen; wenigstens nicht ohne hernach, als er sie beim 6ten Buche doch nannte, sich zu entschuldigen, daß er sie früher nur auf eine so entfernte Weise erwähnt habe. So ist demnach gewiß wenigstens nur eines dieser Bücher dem Eustratius zuzuschreiben. Welches getraue ich mich nicht zu entscheiden, auch nicht aus Vergleichung mit dem uns unter demselben Namen noch übrigen Commentar zu dem lezten Buch der Resolutorien. Eine ganz entschiedene Aehnlichkeit mit diesem zeigt keines von beiden, eine allgemeine theilen beide. Aber jenes kann auch eine [illegible]enheit des

Gegenſtandes liegen, der allerdings dem ſtiliſirenden Beſtreben ſtärker entgegentritt und auch das chriſtliche mehr zurückhält, wiewol dieſes überall Gelegenheit findet ſich zu zeigen in Beiſpielen von chriſtlichen Namen hergenommen und in Anrufungen göttlicher Hülfe. An und für ſich würde ich lieber das 6te Buch dem Euſtratius zuſprechen, theils wegen des geiſtlichen Tons und Gehaltes, theils auch weil es bei weitem das vorzüglichere iſt, eingedenk des Zeugniſſes welches Anna von dem Euſtratius ablegt.

Soviel iſt gewiß aus dem obigen, wenn das 6te Buch dem Euſtratius gehört: ſo hat Felician gewiß Unrecht ihm das 2te, 3te und 4te Buch zuzuſchreiben, er müßte denn ſpäter über dieſe gearbeitet haben, da er ſich doch ſchon im Eingang zum 6ten einen *γήρᾳ καὶ νόσοις καταχαμπτόμενον* nennt. Wäre aber das erſte vom Euſtratius, dann könnten in ſo fern vielleicht auch die folgenden von ihm ſein. Und ſomit ging ich nun zu einer näheren Anſicht von dieſen.

269

Die Arbeiten über das 2te, 3te und 4te Buch unterſcheiden



derer als der es überall herbei zieht. Eigentlich nun ſollten beide Bemerkungen ein günſtiges Vorurtheil für dieſe Scholien erregen; denn eben weil ſie ſich mehr an das einzelne halten, könnte es mehr daraus zu lernen geben, und weil ſie keine Chriſtlichkeit verrathen, könnten ſie älter ſein als jene. Allein dieſe Vermuthungen beſtätigen ſich nur ſehr ungleich.

Die Arbeit über das 2te Buch iſt zwar der Form nach mehr ſcholiaſtiſch; aber da ſie doch dem Inhalt nach ganz exegetiſch iſt: ſo iſt ſie in dieſer Gattung nur deſto dürftiger. Die Sprache verräth nicht gerade eine ſpäte Zeit, aber die peripatetiſche Dürre und Abgebiſſenheit, die aus geiſtloſer Nachahmung des Ariſtoteles nothwendig entſtehen mußte. Was der Verfaſſer von früherer Philoſophie beibringt iſt ſehr ſparſam und dürftig, ſo daß wol nicht leicht jemand hier einen Peripatetiker des erſten Jahrhunderts nach Chriſto, und aus einer ſolchen Schule daß Galnus der Mühe werth hielt einen Schüler deſſelben als ſeinen Lehrer zu nennen, einen ſolchen Mann meine ich wie Aspaſius wird man wol nicht leicht hier ſuchen. Sollte aber dieſe Arbeit dennoch von ihm ſein, dann hätten wir an den übrigen Schriften des Mannes gewiß wenig verloren.

Ganz anders wieder verhält es ſich mit der Arbeit über das 270
dritte Buch. Dieſe iſt offenbar, wiewol ich dies nirgend bemerkt finde, nicht eine Arbeit Einer Hand, ſondern eine Sammlung von Scholien. Mehrere über dieſelben Worte folgen nicht ſelten auf einander, durch ἢ καὶ oder das bekannte ἄλλως geſondert. Oft folgen die Scholien über einen Abſaz aus Einer Quelle hinter einander fort, und dann erſt werden aus andern Quellen wie es ſcheint einzelne Bemerkungen zu früheren Stellen deſſelben Abſchnittes nachgetragen. Kurz dieſe Beſchaffenheit iſt bei näherer Anſicht nicht zu verkennen, ja ſie kommt dem aufmerkſamen Leſer ſchon auf dem erſten Blatt entgegen. Die exegetiſchen Scholien ſind denen zum vorigen Buch ſo ähnlich, daß ich keine Verſchiedenheit anzugeben wüßte. Es giebt aber auch einige kriti-

ſche, und andere ſo hiſtoriſche Notizen enthalten, und Fragmente beſonders von Heſiodus Euripides Epicharmus, von denen ich bis jezt noch nicht verglichen habe ob ſie ſchon anderwärts her aus älteren Schriftſtellern bekannt ſind. Dieſe Scholien, die oft zugleich eine grammatiſche Abſicht haben, ſind offenbar aus der beſſeren gelehrten Zeit, und auch die Sammlung, wie wir ſie hier haben, kann nicht ſehr jung ſein, da ſie gar nichts aufgenommen hat was ſich als chriſtlich verräth.

Mit den Scholien zum vierten Buch hat es dieſelbe Bewandtniß. Seltener kommen freilich mehrere von einander abweichende Scholien über dieſelbe Stelle vor, und nur ein Paarmal ſieht man auch hieran beſtimmt daß man eine Sammlung vor ſich hat. Aber wenn auch nur Einmal eine Exegeſe mit ἢ οὐ τοῦτο λέγει ἀλλ' angehängt wird, die zwar anders lautet, aber dem Sinne nach ganz mit der frühern übereinſtimmt: ſo giebt ſchon dies ein Recht überall, wo ähnliche Formeln ſtehn, nicht nach der Art der patriſtiſchen Exegeten einen unentſchloſſenen Erklärer zu ahnen, ſondern einen ziemlich unbeſorgten Samm-

mentare gefunden, die zum Theil daſſelbe zum Theil verſchiedenes enthielten, wiewol verſtümmelt und abgeriſſen; er habe alſo die Mühe übernehmen müſſen ſie zuſammenzuarbeiten, welches um ſo weniger dürfe gemißbilligt werden, da doch beide unvollſtändig geweſen und ungewiſſen Urhebers. Dies nun hat er auf eine ſolche Weiſe gethan, daß der abgebrochene Scholiencharakter ganz verwiſcht und alles in größere mehr zuſammenhängende Maſſen gearbeitet iſt, wodurch denn dieſe Commentare in ſeiner Ueberſezung den Exegeſen zum erſten und ſechsten Buch ähnlicher geworden ſind. Er hat dabei zugleich wol die Abſicht gehabt die Arbeit dem Leſer angenehmer zu machen, und in dem Sinne gleichförmiger daß ſich alles mehr den Commentaren des Euſtratius annähere, die ihm die Hauptſache waren. Uns wäre es nun lieber geweſen und für Geſchichte und Kritik beſſer geſorgt, wenn er die Commentare geſondert gelaſſen und uns die Vergleichung mit den griechiſch herausgegebenen erleichtert hätte. Allein dieſen Sinn hatte der elegante Mann nicht. Jezt iſt die Ausmittelung was eigentlich in den andern geſtanden bei dem Verfahren des Felicianus höchſt ſchwierig, und ich konnte mich um ſo weniger daran wagen, als die hieſige Bibliothek mir nur den pariſer Drukk von 1543, nicht den urſprünglichen venetianiſchen von 1541 darbot. In jenem nämlich hat leider wieder ein ungenannter vir eruditus hineincorrigirt aus einem lateiniſchen pariſer Codex, um unum quasi corpus ex graeco atque latino codice zuſammen zu drehen. Für jezt vermögen wir wol nicht zu beurtheilen wie viel oder wenig Felicianus hiebei gethan. Aber ohnerachtet manches in ſeiner Ueberſezung ausgelaſſen iſt, was in unſerer griechiſchen Ausgabe ſteht: ſo ſcheint mir doch ausgemacht, daß er neben ſeinen beſonderen auch unſere griechiſch gedrukkten Commentare gerade ſo vor ſich gehabt, und nur aus Bequemlichkeit oder Raumerſparung hie und da ausgelaſſen. Höchſtens könnte man ſeinem Ausdrukk zu Liebe glauben, daß er eine an einzelnen Stellen mangelhafte Handſchrift unſerer

Scholien beſeſſen, und daß die andern Commentarien die er daneben gehabt rein exegetiſch geweſen. Doch müſſen ſie entweder auch Sammlungen älterer Scholien ſein, wie unſere gebunkte zum dritten und vierten Buch, weil er nämlich ſagt, dieſe Commentare enthielten zum Theil daſſelbe wie die andern, oder unſere müßten ſelbſt aus jenen geſchöpft haben. Welches von beiden auch der Fall wäre, ſo würden wir vielleicht manche Aufſchlüſſe erhalten wenn die Handſchriften des Felicianus gefunden würden.

272

Die dem Michael Epheſius zugeſchriebene Arbeit über das 5te Buch iſt eine Exegeſe, mit einem ſehr kleinen prooemium anfangend, ohne beſondern Schluß endend, nicht unverſtändig aber höchſt langweilig und ohne alle Ausbeute für den der den Ariſtoteles ſelbſt verſtehen kann. Von chriſtlichem enthält ſie keine Spur. Felicianus ſtimmt hier ſo genau überein wie im erſten Buch, nur daß er ein aus drei Abſchnitten beſtehendes Epimetron hinzufügt, worüber er in ſeiner Vorrede keine Rechenſchaft giebt. Der Rand der pariſer Ausgabe ſagt zwar, sequentia ad-

und er ereifert ſich, daß man dieſes Machwerk habe können dem Aspaſius zuſchreiben. So daß der Name des Aspaſius aus dieſer Sammlung wol ganz wird verſchwinden müſſen. — Ein Arzt ſcheint übrigens der Mann geweſen zu ſein; denn er prunkt mit Beiſpielen aus dieſem Gebiete, wo er nur kann.

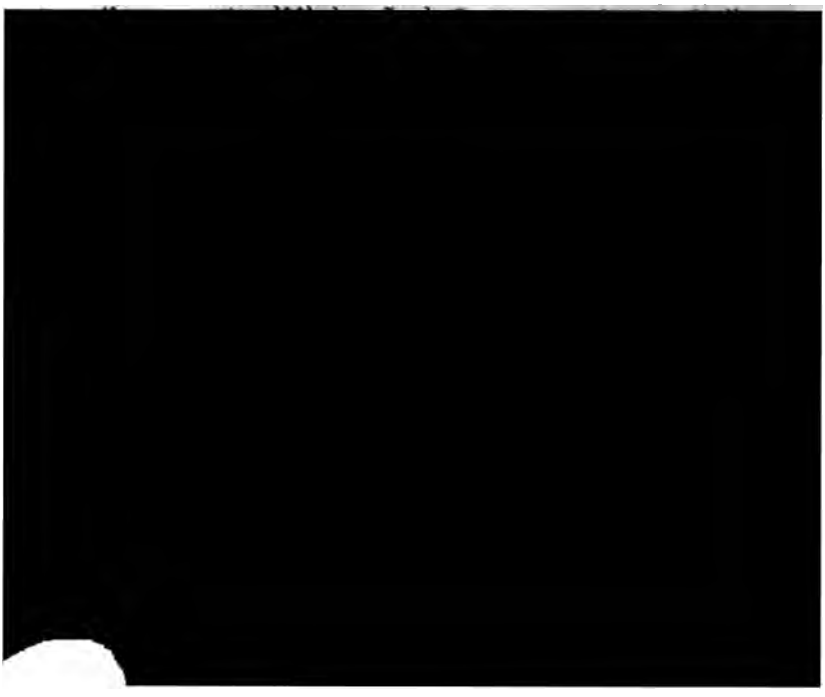
Der Commentar zum achten Buch iſt zwar eben ſo von Aspaſius überſchrieben, allein er hat nicht den Charakter des vorvorhergehenden, ſondern ſtimmt in ſeiner ganzen Art und Weiſe mehr mit dem zum zweiten Buch überein. Sonderbar iſt hier Eines. Bald Anfang fol. 136. a. wo ſich Ariſtoteles flüchtig auf etwas früheres beruft, ſo daß unſerm Commentator nicht gleich klar geworden ſein mag was gemeint iſt, erklärt er das ariſtoteliſche *εἴρηται δ' ὑπὲρ αὐτῶν ἔμπροσθεν* durch *ἔοικε δὲ τὰ εἰρῆσθαι ἐν τοῖς ἐκπεπτωκόσι τῶν Νικομαχείων.* Als ob es eine bekannte und angenommene Sache wäre, daß aus der nikomachiſchen Ethik einige Bücher verloren gegangen.

Da der Commentar mit den Worten ſchließt, *καὶ περὶ μὲν τούτων τάδε μοι εἴρηται*, ſo ſollte man vermuthen daß ſich hieran ein Commentar zum neunten Buch anſchließen würde; denn dies iſt eine gewöhnliche Uebergangsformel am Ende eines Buches zum Anfang des andern. Und es iſt auch an ſich wahrſcheinlich, da beide Bücher ganz denſelben Gegenſtand behandeln, daß wer zum achten commentirt hat, den Gegenſtand nicht in der Mitte wird fallen laſſen. Nur daß der Commentar zum neunten Buch, der in unſerer Sammlung folgt, nicht die Fortſezung des vorigen iſt. Denn ſtatt ſich dem Schluſſe deſſelben mit einem leichten *δὲ* anzuſchließen, hat er eine beſondere Einleitung welche den Inhalt des achten Buches in kurzem wiederholt. So daß man deutlich ſieht der Verfaſſer dieſes Commentars hat

---

fixt. Er ſagt, *πάρβασις* latine, quos Graeci *ἄνθρασις*, vocat; quo uno indicio intelligi potest, Aspasium non esse auctorem horum scholiorum.

nicht auch über das achte Buch commentirt. Auch haben beide wenig oder nichts mit einander gemein. Der Commentar zum neunten Buch kommt uns gleich als christlich entgegen durch Anführung des *μέγας Βασίλειος* und des *θεολόγος*, und durch Ausdrükke wie *ὁ παμβέβηλος ἐρώμενος* und *ἡ ἀσεβεςάτη μίξις*. Ihn aber dem Eustratius zuzuschreiben möchte ich Bedenken tragen, weil ihm alles das fehlt was der Commentar zum ersten und zum sechsten Buche mit einander gemein haben, sowol die ganz späte Sprache als das Platonisiren. Auch ist der Stil weit strenger peripatetisch gehalten. Wenn nun Felicianus sagt, andere schrieben diesen Commentar dem Michael Ephesius zu: so könnte auch das nur richtig sein, wenn der über das fünfte Buch diesem Manne nicht angehört. Schon deshalb weil der eine sich christlich zeigt und der andere gar nicht. Auch bekennt unserer sich nirgends so dazu aus andern Quellen zu schöpfen, wie jener fol. 72 sagt *Ἐπεὶ ἐν τῷ τρίτῳ βιβλίῳ τῆς παρούσης πραγματείας περὶ ἀκουσίου καὶ ἑκουσίου εἴρηκεν, οὐ χρὴ ἡμᾶς πάλιν ἐνταῦθα μνείαν ποιουμένους τοῦ Ἀρισο-*



als ob dies eine eigenthümlich peripatetiſche Sitte wäre. Ein anderer Anſtoß ziemlich am Anfang iſt leicht hinwegzuräumen. Es iſt nämlich fol. 164 b zu der Stelle *οἱ μὲν γὰρ τἀγαθὸν ἡδονὴν λέγουσι* ganz daſſelbe nur kürzer über die Formen *τἀγαθὸν, ταὐτοαγαθὸν* u. a. geſagt, was fol. 165 a zu der Stelle *Εὔδοξος μὲν οὖν τἀγαθὸν τὴν ἡδονὴν ᾤετο εἶναι* ausführlicher vorgetragen wird, ſo daß man fürchtet eine ſchlecht gemachte Compilation vor ſich zu haben. Allein da ſich dieſer Verdacht nirgends beſtätigt: ſo trage ich kein Bedenken fol. 164 b die ohnedies den Zuſammenhang ſtörenden Worte *ὡς οἱ τὰς ἰδέας* bis *τῶν καλῶν* für eingeſchoben von einer ſpäteren Hand zu erklären. Der Commentar iſt übrigens eine ganz verſtändige rein peripatetiſche Exegeſe, mit fleißigen Berufungen auf andere ariſtoteliſche Werke; nur wenn man ſich durch die gleich entgegenkommende Anführung des Plotinus verleiten läßt viel Anführungen anderer Schriftſteller zu erwarten, findet man ſich getäuſcht. Von chriſtlichem trägt er keine Spur. Denn das chriſtliche am Schluß gehört offenbar dem Schreiber des Codex, und iſt nur durch einen Fehler in die Werke des Commentators verwebt, welches aber auch Felicianus überſehen hat. Es gehört nämlich zuſammen *εἰ δέ τις ἔχει κρείττονα καὶ καλλίονα λέγειν, τὰ μὲν ἐμὰ ἔσωσαν Ἡφαίστῳ τροφή, τὰ δ' ἐκείνου ἐσαεὶ ψυχαῖς φιλοκάλοις καὶ θεοειδεστάτοις.* Daß der Verfaſſer auch über frühere Bücher commentirt hat ſieht man aus den unmittelbar vorhergehenden Worten *ὧδε μὲν τέλος ἔχουσι καὶ αἱ εἰς τὸ κάππα σχολαί.* Schwerlich aber haben wir in unſerer Sammlung noch etwas von ſeinen Arbeiten, es müßte denn der Commentar zum fünften Buch ſein, der aber weit hinter dieſem zurükkbleibt.

Uebrigens ſieht man wenigſtens eine Veranlaſſung dieſen Commentar zum zehnten Buch, wie Felicianus gefunden daß einige thun, dem Michael Epheſius beizulegen in der Stelle fol. 175 a *Ἡρακλείτου τοῦ Ἐφεσίου καὶ ἐμοῦ πολίτου.*

Soviel nur ergiebt ſich aus der unmittelbaren Anſicht dieſer Sammlungen wie ſie jezt vor uns liegen. Genaueres wird
275 ſich wol erſt ausmitteln, wenn man die Handſchriften, welche dieſe Scholien enthalten, genauer vergleicht.

Es freut mich daß ich jezt, indem ich dieſen Aufſaz zum Drukk befördere, ſchon von einigen auf dieſem Wege gewonnenen Aufklärungen eine vorläufige Kenntniß geben kann. Herr Profeſſor Brandis hat ſchon als Königl. Geſandtſchafts-Sekretar in Rom ſich mit Vergleichung ariſtoteliſcher Handſchriften beſchäftigt, und ſezt gegenwärtig in Gemeinſchaft mit Hrn. Prof. Bekker dieſe Beſchäftigung fort zum Behuf einer kritiſchen Ausgabe des Ariſtoteles, welche die Akademie beabſichtigt, deren Aufträgen in dieſer Hinſicht die genannten beiden Gelehrten ſich mit großer Be-

cianus ſcheint hie und da andere Lesarten vor ſich gehabt, meiſtentheils aber ſehr frei überſezt zu haben. . . . Der Commentar zum dritten Buch iſt überſchrieben *Εἰς τὸ τρίτον τῶν ἠθικῶν Ἀριστοτέλους.* Der zum vierten *Ἀσπασίου τοῦ φιλοσόφου ὑπόμνημα εἰς τὸ Δ τῶν ἠθικῶν Ἀριστοτέλους.* (So hat auch eine von dieſen vier Handſchriften, aber von einer ſpäteren Hand die Ueberſchrift *Ἀσπασίου εἰς Ἠθικὰ Ἀριστοτέλους πάντα τὰ εὑρισκόμενα*, und eine ähnliche Ueberſchrift *Ἀσπασίου ὑπόμνημα εἰς ϑ βιβλία τῶν Ἀριστοτέλους ἠθικῶν* iſt auf den Dekkel eines anderen geklebt. Die beiden übrigen Handſchriften ermangeln aller Ueberſchrift.) Felicianus hat Anfang und Schluß dieſes ungedrukkten Commentars zum 4ten Buch in die Ueberſezung des in der griechiſchen Ausgabe abgedrukkten Commentars verwebt. — Beim zweiten und dritten Buch ſcheint er 276
in Anfang und Schluß und in mehreren andern Stellen den ungedrukkten vorgezogen zu haben. Wie er dazu gekommen die Commentare zu allen drei Büchern dem Euſtratius beizulegen begreife ich nicht. Sämmtliche vier Handſchriften führen die ungedrukkten Commentare zum 2ten und 3ten Buch anonym auf, und bezeichnen als Verfaſſer des Commentars zum 4ten den Aspaſius. Der ungedrukkte Commentar zum zweiten Buch möchte etwas beſſer ſein als der gedrukkte; der zum 3ten und beſonders zum 4ten bei weitem ſchlechter."

Der Anhang, den die Ueberſezung des Felicianus zum Commentar über das fünfte Buch giebt, findet ſich in der einen florentiniſchen Handſchrift.

„Sämmtliche vier Handſchriften enthalten außerdem einen ungedrukkten vom Felician nicht benuzten Commentar zum lezten Theil des ſiebenten Buches. Er beginnt in allen bei demſelben Wort mitten in einem Saz, und ſie legen ihn einſtimmig dem Aspaſius bei, *Ἀσπασίου εἰς τὸ ἤ τῶν Ἀριστοτέλους ἠθικῶν Νικομ. οὐ κατ' ἀρχάς, ἀλλ' ἀπὸ τοῦ μέσου, ἀπὸ τοῦ ῥητοῦ τοῦ οὑτωσὶ διεξιόντος· ὅτι μὲν οὖν ἀκρασία κ. τ. λ.*"

So weit aus dem Briefe des Hrn. Brandis. Ich bemerke nur, daß in dieſem ungedrukkten Commentar zum 7ten Buche, der wenigſtens dem beſten in unſern gedrukkten gleich zu ſezen iſt, zu Cap. 13. die Andeutung gegeben wird — nur leider in einer lükkenhaften und corrumpirten Stelle, doch kann man den Sinn ſchwerlich anders faſſen — daß dieſes nicht von Ariſtoteles ſei, ſondern von Eudemus, indem Ariſtoteles hernach in der nikomachiſchen Ethik (es iſt der Anfang des zehnten Buches gemeint) von der Luſt rede als habe er noch gar nicht davon gehandelt.

VII.

Ueber die Auswanderungsverbote.

Vorgeleſen den 7. Juli 1817.

Faſt überall finden wir ſowol in der Lehre als in der Ausübung eine zwiefache Anſicht von der Leitung der Verhältniſſe im Staat; die eine will überall die Thätigkeit der Regierung, und das Volk ſoll durch dieſe bevormundet und gelenkt werden; die andere will alles dem Volke ſelbſt und der Freiheit der einzelnen überlaſſen, die Regierung aber ſoll ſich begnügen nur Störungen zu verhüten. Herrſcht irgend eine von dieſen Anſichten durchaus: ſo möchte man an dem politiſchen Leben eines ſolchen Staats verzweifeln. Denn iſt alles der Freiheit der einzelnen überlaſſen: ſo muß man von einem Tage zum andern erwarten daß die ganze Maſſe in den Naturſtand zurükkehre, und daß mit Ausnahme der Rechtspflege die ganze Staatsform auf Urlaub werde geſchikkt werden; wenigſtens wäre dies das natürlichſte und vernünftigſte, bis etwa ein Krieg oder ſonſt eine gemeine Noth einträte, da es dann ein leichtes ſein würde beurlaubte oder oſtraciſirte wieder zurükkzurufen. Umfaßt hingegen die Vormundſchaft der Regierung alle wichtigen Lebenszweige: ſo ſcheint der richtigen Einſicht

len die im Volk verbreitet ſind, wenn ſie nicht ganz verſchwen-
det ſein ſollen, keine andere Laufbahn angewieſen zu ſein als der große Wettlauf um die Stellen in der Verwaltung. Dieſe Stellen werden, je mehr Einſicht und guter Wille zunehmen, um deſto mehr müſſen vervielfältigt werden, damit nichts gutes unbenuzt bleibe; und kaum werden jene Kräfte außer der Verwaltung noch irgendwo bleiben wollen, als etwa in denen Gewerben, welche unmittelbar mit ihrer Thätigkeit, wie die Geldhändler, der Verwaltung dienen können. Aber wie iſt es, wenn ſich Volk und Regierung in jene beiden Anſichten theilen? Will die Regierung bevormunden, das Volk aber frei ſein, ſo müſſen beſtändige Reibungen entſtehen; und der beſte Zuſtand einer mäßigen Ruhe und Glükkſeligkeit möchte dann der ſein, wenn beide Theile einander mit Höflichkeit zuvorkämen, die Regierung, als ihr höchſtes Ziel anſehend das Volk ganz frei zu laſſen, nicht eher eingriffe als wo ſie gebeten würde, das Volk hingegen, ſich glükklich fühlend in der Vormundſchaft einer weiſen Regierung, jede freie Thätigkeit für einen Raub hielte, wenn ſie ihr nicht von der Regierung als ein Geſez auferlegt würde.

ſchaulich zu machen, iſt die Frage von der Auswanderungsfreiheit, bei welcher es genau betrachtet immer auf das Daſein des Staats unmittelbar ankommt, indem er durch jede Auswanderung doch einen integrirenden Beſtandtheil verliert. Stellen wir in Bezug auf jene entgegengeſezten Anſichten die allgemeine Frage, Soll die Regierung dieſe Luſt bevormunden oder ihr freien Lauf laſſen? ſo finden wir uns immer in einer übeln Lage. Denn wenn ich die Frage ſtelle, Iſt das noch ein Staat, der aus nicht freiwillig zuſammenlebenden Menſchen beſteht? ſo muß ich antworten, das innerſte Weſen des Staates werde freilich gefährdet, ſo oft eine Regierung die Auswanderungsfreiheit irgend beſchränkt. Frage ich hingegen, Iſt das noch ein Staat, wenn eine Maſſe anſtatt lebendig und friſch zuſammenzuhalten im Auseinanderlaufen begriffen iſt? ſo muß ich dann leider antworten, daß eben ſo die äußere Exiſtenz eines Staates Preis gegeben iſt, wenn die Regierung unbedingt und zu allen Zeiten die Trennung einzelner Glieder vom Ganzen geſtattet. Daß noch kein Staat auf dieſe Weiſe würklich auseinandergegangen, oder nur wie durch ein zu ſtarkes Blutlaſſen bedeutend und gefährlich geſchwächt worden iſt, und daß, auch wo die Auswanderung nicht verboten iſt, doch die ungemeſſene Mehrzahl freiwillig bleibt, mag beides wahr ſein; aber keines von beiden kann berükkſichtigt werden, wo es auf eine ſtrenge Theorie ankommt: ſondern dieſe wird ſagen, weil doch beides möglich ſei, ſo ſei auch nur eine bedingte Antwort möglich, und man müſſe daher unterſuchen, unter welchen Umſtänden das Bleiben im Staat oder das Auswandern der Freiheit des einzelnen anheim zu ſtellen ſei, und unter welchen Umſtänden hingegen die Regierung hinzutreten müſſe, um jenes zu gebieten und dieſes zu verhindern.

Denken wir freilich daran, wie Platon, oder mag es auch ein anderer Sokratiker geweſen ſein, im Kriton die Geſeze einführt die ſtrenge Forderung ausſprechend, daß der einzelne ſchuldig ſei auch dem ungerechteſten Richterſpruch ſein Leben, wenn

den Gesezen und Verfahrungsweisen im Staat,
nicht länger gefallen, durch Entfernung aus s
entziehen; und daß also, je strenger der Charakt
sei, um desto ungehemmter auch die Auswande
Allein wenn uns auf der andern Seite eben dor
rechnen, welche Sorgfalt sie auf jeden Bürger
heit an verwendet haben, welchen oft, und no
28 in unsern neueren Polizeistaaten, höchst mühsame
angedeihen lassen, und wie jeder alles, was er e
zu erhalten im Stande ist, nur ihnen verdankt
wieder sagen, daß solche Sorgfalt auf einen so
wie ein erst heranwachsender Staatsbürger auch
pokken immer noch ist, unausgesezt zu verwenden
verlangt werden darf, sofern er sicher sein kan
seine Schüzlinge durch die Gefahren der Kindh
gend glükklich durchgebracht hat, er auch ungefä
ihres reiferen Lebens wirklich genießen werde.
wir entscheiden, daß ohne alle Rükksicht auf s
den Charakter jeder Staat um so größeres Rech
wanderung zu verbieten, je mehr und sorgfältig
wird. Allein ist es irgend zu erwarten, daß h
nen und Regierung übereinstimmig sein werden?

bungen zu vermeiden; gerathen unvermeidlich beide Theile in Zwieſpalt: ſo müſſen wir wol darauf zurükkommen, jenes als das wünſchenswürdigſte zu finden, wenn jede Regierung groß-müthig jedem einzelnen, ohnerachtet deſſen was er ihr ſchon ſchuldig geworden, die Freiheit anböte, und dafür jeder einzelne dankbar von ſelbſt das Gelübde einer ewigen Clauſur thäte. Nur unerreichbar werden wir dieſes wünſchenswürdige finden, und nicht minder wunderlich würde uns dieſes Verhältniß erſcheinen als der Zuſtand unter dem kantiſchen Sittengeſez, wo niemand zwar für ſeine eigne Glükſeligkeit ſorgen darf, jeder aber deſto ſtrenger verpflichtet iſt die des andern zu befördern.

Daß wir nun auf dieſem Wege nicht weit gekommen ſind, wird uns um ſo weniger Wunder nehmen, wenn wir bedenken daß wir von alterthümlichen und auf unſere Verhältniſſe kaum ernſthaft anwendbaren Ideen ausgegangen ſind. Haben wir aber wenigſtens einen Blikk in die Schwierigkeit gethan auf dieſem Standpunkt eine Ausgleichung zu finden: ſo wird der Gedanke deſto natürlicher ſein ſie höher hinaufwärts zu verſuchen, und der Weg ſcheint in der That leicht und geebnet zu ſein. Niemand verbietet ja auch das ſchlimmſte nicht, wenn ſich nirgends eine 29
Luſt zeigt es zu unternehmen. So ſchiene demnach die Aufgabe eigentlich die zu ſein, dafür zu ſorgen, daß in den Unterthanen nirgend und nie die Luſt entſtehe auszuwandern, und eben deshalb auch die Regierung nirgend und nie bis zu dem Bedürfniß kommen könne die Auswanderung zu verbieten. Wem fällt freilich hiebei nicht der großmüthige Gedanke jenes Alten ein, kein Geſez geben zu wollen gegen den Vatermord! Denn wenn es doch nicht leicht eine Geſellſchaft giebt, wo nicht dieſer Fall einträte, und bisweilen auch das heiligſte Band der Natur nachließe: ſo werden wir noch weniger erwarten dürfen, daß es eine gebe, in welcher nicht das, wie groß wir auch davon denken mögen, doch immer allgemeinere und loſere Band, welches den einzelnen an die bürgerliche Geſellſchaft bindet, ſo weit daß ir-

gend eine natürliche oder unnatürliche Luſt oder Unluſt den Entſchluß hervorbrächte die Heimath mit einem andern Staat zu vertauſchen. Wol! laſſen wir denn ein weniges nach von unſerer Forderung, und begnügen uns das für das glükkſelige und befriedigende zu halten, wenn der Staat jedes Auswanderungsgelüſt nur als ein unnatürliches anſehen könne, und alſo jeden, der davon hingeriſſen wird, als einen im Grunde ſeines Lebens erkrankten und verdorbenen, an dem doch die frühere Sorge verſchwendet und von ihm kein lebendiger und für die Erhaltung und Fortbildung des Ganzen folgenreicher Gehorſam zu erwarten ſei. Denn um ſolcher willen ein eignes Verbot zu erlaſſen möchte eben ſo wenig der Mühe werth ſein, als wir es loben, wenn die Freiheit der einzelnen in den gewöhnlichſten Dingen des täglichen Lebens auf eine beſchwerliche Weiſe gehemmt wird, um der entfernten Möglichkeit eines ſeltenen Unglükks vorzubeugen. Dieſes Ziel ſcheint erreichbar, und wir wollen ſehen unter welchen Umſtänden und Bedingungen wir dahin gelangen können.

Zuerſt welche Vollkommenheit eines gemeinen Weſens ge-

wandern nur als ein seltsames Gelüst ansehn, was sie ruhig kann gewähren lassen; denn weit entfernt die Fülle und den Zusammenhang eines solchen Ganzen zu stören wird der sich losreißende Eigensinn früher oder später sich selbst strafen. Allein wir dürfen uns nicht bergen, dies ist ein Zustand von Vollkommenheit, den die meisten Staaten vielleicht gar nicht erreichen, und auf dem sich selten einer lange erhalten kann. Eine vollkommne Regierung soll allerdings keine andern Gesetze geben, als welche den innern Verhältnissen des Volks gemäß und aus gemeinsam gefühlten Bedürfnissen entsprungen sind, und soll diese Gesetze nicht anders als auf die volksmäßigste die Freiheit jedes einzelnen so wenig als möglich hemmende Art verwalten. Aber wie sehr müssen schon alle Spuren gewaltsamer Entstehung oder Umbildung der Gesellschaft verschwunden, wie genau die verschiedenen Stände mit einander verbunden und wie reif über ihr wahres Interesse verständigt sein, wenn eine solche Vollkommenheit der Regierung möglich sein soll! Und ist sie auch erreicht, so entstehen nur allzuleicht in einem so vielseitig bewegten Leben, wie unser gegenwärtiges ist, Aenderungen der Verhältnisse, und es entwickeln sich neue Bedürfnisse, ehe die Regierung, die in dem geschäftigen Volksleben nicht unmittelbar begriffen ist, sie wahrnehmen kann; und dann wird es auch gewiß nicht leicht an ungeduldigen für fremden Reiz besonders empfänglichen fehlen, die von den gerade eingetretenen Unvollkommenheiten am stärksten getroffen die Neigung fühlen werden ihr Wohl anderwärts besser zu begründen. Der gewöhnliche Zustand also wird ein solcher sein, wo man weder die Auswanderungslust schlechthin für unnatürlich erklären, noch auch behaupten kann, sie könne kein solches Maaß erreichen, in welchem sie für den Staat bedeutend genug wäre um die Gesetzgebung auf sie zu richten.

Allein wir können hiebei ehe wir weiter gehen eine ganz andere gewissermaßen entgegengesetzte Betrachtung nicht umgehn. Nämlich wenn auf der einen Seite nur in einer ganz unsichern

Ferne der Punkt liegt, wo die Auswanderung unnatürlich iſt, und alſo gar kein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit zu ſein braucht: ſo ſehen wir auf der andern Seite ſehr deutlich und beſtimmt einen Punkt, wo das Auswandern nothwendig war, wenn wir nur einen etwas weiteren Geſichtskreis nehmen und die Bedürfniſſe des menſchlichen Geſchlechts im allgemeinen ins Auge faſſen wollen. Denn wie verſchieden man auch über den Urſprung deſſelben denkt: ſo hat doch noch niemand angenommen, daß jeder einzelne Flekk der Erde Autochthonen erzeugt habe, und alſo urſprünglich aus ſich ſelbſt ſei bevölkert worden; ſondern in gar viele Gegenden müſſen die Menſchen aus anderen früher bewohnten eingewandert ſein, aber gewiß nur ſelten ſo daß ganze Völkerſchaften die alten Wohnſize verödet gelaſſen hätten, ſondern einzelne Familien und Sippſchaften ſind ausgewandert und haben ſich von dem größten Theil ihrer Genoſſen getrennt. Ein Prozeß alſo ohne welchen der Menſch ſich nicht auf der Erde verbreiten, ohne welchen er ſeine Beſtimmung ſie zu beherrſchen nicht erfüllen konnte, kann unmöglich an und für ſich unrecht

eine ſichere Beziehung mit ihren Bedürfniſſen zu bringen. Treten nun ſolche ungünſtige Umſtände ein, denen ſie nicht gewachſen ſind: ſo lernen ſie entbehren, und ſich noch mehr beſchränken, wenn der Trieb des Zuſammenlebens und die Anhänglichkeit an 31
den heimiſchen Ort in allen gleich ſtark iſt; ſie dienen der Noth bis entweder die Umſtände ſich ändern, oder bis ſie durch die Noth ſelbſt ſo weit zuſammenſchmelzen, daß eben dadurch das Gleichgewicht zwiſchen ihren Bedürfniſſen und den ihnen zu Gebote ſtehenden Naturkräften wieder hergeſtellt iſt. Aber der Cohäſionstrieb, denn anders möchte ich ihn in dieſem Zuſtande kaum nennen, muß offenbar ſehr ſtark ſein um dieſe Prüfungen immer glüklich zu beſtehen. Iſt er minder ſtark in einigen: ſo trennen ſich dieſe von den übrigen, und ſuchen, um nicht mit ihnen unterzugehen, auf neuen Wohnplätzen die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe. Dies iſt die urſprüngliche Auswanderung. Allein dieſe Erklärung iſt näher betrachtet nicht hinreichend. Denn iſt in dem einen Theil der Cohäſionstrieb ſchwächer: ſo heißt ja das nichts anders, als daß auch die Liebe zu den übrigen in ihnen ſchwächer iſt: warum wird alſo dieſe verminderte Liebe nicht ganz vom Selbſterhaltungstrieb überwogen? warum werfen ſich nicht dieſe wilderen und unbändigeren auf jene milderen, um ſie auszurotten oder auszutreiben, und ſo den angeerbten Raum, der für alle nicht mehr hinreicht, für ſich allein zu behalten? Dann erhielten wir ſtatt einer urſprünglichen Auswanderung, wie ſie uns zuerſt freiwillig erſchien, eine urſprüngliche Vertreibung. Offenbar genug geſchah auch dies bisweilen, und nicht wenige urſprüngliche Einwanderungen haben in der That dieſen gewaltſamen Urſprung. Aber wenn er doch nicht ganz allgemein iſt, wenn es doch auch freiwillige Auswanderungen gegeben hat: ſo müſſen wir für dieſe doch noch einen andern Grund aufſuchen, der uns erkläre, wie die bedenkliche Lage auch einen ſolchen Ausgang habe nehmen können, ohne daß ein feindſeliger Zuſtand vorangegangen ſei. Und hier liegt es uns wol nahe genug die Be-

hauptung aufzuſtellen, es gebe in der menſchlichen Natur neben jenem Cohäſions- und heimatlichen Triebe auch einen andern ihm ganz entgegengeſezten zerſtreuenden Entdekkungs- und Wanderungstrieb. Vermöge des erſten gehört der Menſch der Stelle, an welcher er in die Welt angetrieben kam, vermöge des andern gehört er der ganzen Erde und die ganze Erde ihm. Beide Triebe ſind in ihm weſentlich vereint und einander wechſelſeitig untergeordnet. In den verſchiedenen Dimenſionen ſind beide immer vorhanden, und beſchränken ſich überall; und ohne dieſe zwiefache widerſtreitende und ſich beſchränkende, in der Beſchränkung
33 aber auch beſtimmende, Richtung wäre es vergeblich die einfachſten und gewöhnlichſten wie die größten und bedeutendſten Erſcheinungen des Lebens verſtehen zu wollen. Schon das unvermeidlichſte und urſprünglichſte Verlangen, welches den Menſchen aus ſeiner Höhle oder Hütte heraus und in dieſelbe wieder zurükktreibt, können wir uns, wenn wir es menſchlich und lebendig anſchauen wollen, nur als die einfachſte Pulſation jener beiden Triebe denken. Das Losreißen aus dem väterlichen Hauſe

wanderung iſt alſo alsdann eben ſo rechtmäßig als ſie natürlich iſt. Sie wird eine Wohlthat für die welche zurükkbleiben, indem ſie ihnen ihr Wohlbefinden wiedergiebt; ſie wird eine Wohlthat für die welche gehn, indem ſie eine angeſtrengtere Thätigkeit in ihnen anregt, und eine Wohlthat für das Ganze, indem ſie die Herrſchaft des Menſchen weiter über die Erde verbreitet.

So wenig wir uns nun in jenem idealiſchen Zuſtande befinden, in welchem jede Auswanderung unnatürlich wäre, eben ſo wenig ſind wir noch in dieſem urſprünglichen, in welchem ſie nothwendig iſt. Wir liegen offenbar zwiſchen beiden; aber es kommt darauf an zu wiſſen auf welchem Punkt der Linie die ſich zwiſchen ihnen ziehen läßt. Denn denken wir uns zwei Staaten welche gleich richtig, ſei es einem geſunden Inſtinkt oder einer reinen Anſicht, folgen, ſie werden offenbar ſehr verſchieden handeln müſſen, wenn ſie ſich an ſehr entfernten Punkten dieſer Linie befinden.

Zuerſt wer möchte wol glauben daß die Nothwendigkeit 34
und Heilſamkeit des Auswanderns nur in jener Zeit ſtattfände, ehe die bürgerliche Geſellſchaft errichtet iſt? Vielmehr ſind jene urſprüngliche Auswanderungen ſolcher Menſchen, welche Beſtandtheile noch ungebildeter Horden ſind, nur gleichſam der erſte Saturationspunkt jenes Triebes, und die Auswanderung beruht auch lange nachher noch auf der ungleichen Vertheilung ſowol der Bevölkerung überhaupt, als auch der geprüften und förderlichen Lebensformen, der nüzlichen Fertigkeiten, der edlen Künſte, der erhabenen Wiſſenſchaften, und noch mehr jener höchſten und beſeligenden Kräfte welche in der entwikkelten und geläuterten Religion liegen. So lange noch hierin bedeutende Vorzüge einiger Völker vor andern ſtattfinden, iſt jener die Ferne ſuchende Trieb ein heilſames Gut, und wirkt freilich zu verſchiedenen Zeiten mit ſehr verſchiedener Mächtigkeit, immer aber nach jenem Naturgeſez, dem zufolge die zuſammengedrängten elaſtiſchen Flüſſigkeiten den relativ leeren Raum ſuchen um ſich ins Gleichgewicht

zu ſezen. Die neue Welt würde nicht ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht haben in ihrer Ausbildung, und wir alſo auch aller wohlthätigen Rükkwirkungen, die daraus entſtanden ſind und noch entſtehen werden, noch auf lange Jahrhunderte entbehren, wenn nicht noch immer die alte Welt fortführe für die große Maſſe von Naturkräften, welche dort zu bezwingen und zu benuzen ſind, neue Anſiedler hinüber zu ſenden. Jener merkwürdig aufkeimende Staat von Schwarzen, welche den Verſuch machen wollen die bisherigen Schranken ihrer Race niederzureißen und ſich zur Freiheit und Ausbildung des Geiſtes zu entwikkeln, würde die anſchwellenden Segel bald einziehen und um neue Knechtſchaft entweder ſelbſt bitten müſſen, oder ihr bald wider Willen anheim fallen, wenn nicht Europäer von heimiſcher Noth gequält oder von höherem Triebe beſeelt ſich herabließen eine geiſtige Miſſion unter ihnen zu errichten, und die Lehrer ihrer Lehrer zu werden. Aber auch auf dieſen Punkt würden ſie nicht gekommen ſein, wenn nicht früher fromme Menſchen um ſich dem Dienſt eines ſo vernachläſſigten Theiles unſerer Gattung zu widmen ausgewandert wären, um ihnen im Zuſtande der Knecht-

nicht gefunden hatten, um ihnen Geſez und Ordnung mitzubringen und das ſtaatbildende Princip unter ihnen zu entwikkeln; und eben ſo wenn Menſchen aus gebildeten Staaten ſich anſiedelten unter noch rohen und ungebildeten Verfaſſungen, und ſo ihren Gaſtfreunden den Weg nicht ſelten um mehrere Jahrhunderte abkürzten. Selbſt die reicheſtbegabten menſchlichen Naturen ſind erſt auf dieſem Wege befruchtet worden; denn wie vieles ſich auch im einzelnen bezweifeln und abläugnen laſſe, ganz wird man doch nie beſtreiten können daß auch die Hellenen gar vieles von ihrer Bildung nur auf dieſem Wege erlangt haben.

So iſt demnach für das Intereſſe des menſchlichen Geſchlechtes noch immer die Auswanderung nöthig und heilſam; aber ein Staat iſt kein kosmopolitiſches Weſen, und die Regierung deſſelben kann es nicht für ihre Pflicht halten das Wohl des menſchlichen Geſchlechts zu fördern, ſondern hat billig bei ihrem Einfluß auf die vorhandenen Kräfte nur das Wohl des ihr anvertrauten Ganzen in ſeinem Zuſammenſein mit den übrigen im Auge. Wir dürfen alſo nicht ſchließen, weil die Auswanderung noch immer heilſam iſt, ſo ſei auch jede Regieruug verbunden dem Triebe dazu, wo er ſich immer entwikkele, freien Lauf zu laſſen, und alles bleibe alſo hier billig dem freien Willen jedes einzelnen anheimgeſtellt. Sondern wir müſſen ſehen, unter welchen Bedingungen denn auch im bürgerlichen Zuſtande jener Trieb ſich entwikkele, und ob es ſolche ſind, daß allen Regierungen ohne Unterſchied die Veranlaſſung fehlt gerechten Einſpruch einzulegen.

Was nun zuerſt die Auswanderungen der Gelehrten und Miſſionarien betrifft: ſo iſt es von jeher eine allgemeine Sitte aller gebildeten Staaten geweſen, dieſen ihren freien Lauf zu laſſen, und das Gegentheil iſt immer allgemein getadelt worden. Und welche Bewegungsgründe könnte auch eine Regierung haben hier hemmend einzuwirken? Daß nicht alle einzelnen gleich feſt an der bürgerlichen Geſellſchaft hängen, mit der die Natur

welche dem Beruf folgen wollen, von dem Lich
rer Nähe ſchon freudig glänzt, die erſten Strah
Finſterniß zu tragen. Der Bewegungsgrund ſei
Iſt er der edelſte und reinſte: ſo ſoll doch di
Staates zu großmüthig und zu ſtolz ſein, u
trefflichſten einzelnen einen ſolchen Werth zu l
nicht in Frieden ziehen ließe; ſie ſoll, eben weil
emporgewachſen iſt, vertrauen, daß derſelbe Bo
fortwährend auf dieſelbe Weiſe gepflegt, auch
ſchöne Blüthen hervorbringen werde. Iſt der
der edel, ſucht der Gelehrte nur in der Ferne
ſtrengung eine behaglichere Lage: ſo darf die
weniger in Sorge ſein, daß ſie hinter den Län
Gelehrten an ſich ziehn, zurükkbleiben werde,
begierig aufnehmen bei ihr im geringeren Prei
ſehr ſicher ſein, daß das Gleichgewicht weit
haben wird, als ſie einen Verluſt gemacht hab
lebendigen Umtrieb und der kräftigen Fortpflan
ſchaften und Künſte in ihrem Gebiet nachtheil
Nur ſoviel iſt auf der andern Seite gewiß, la

Urtheils über die auswandernden, als ob nicht ein reines Uebergewicht ihres Berufstriebes zum Grunde liege, ſondern zugleich ein Mangel an heimathlichem Triebe und an Vaterlandsliebe.

Doch dieſes ſei nur vorangeſchikkt um zuerſt das einzelne 37
und im Verhältniß zum Mutterſtaat geringere abzumachen. Denn gegen den Vortheil, welchen andern Gegenden die Einwanderung auch nur weniger eifrig frommer und gelehrter Männer bringt, iſt der Nachtheil für gar nichts zu rechnen, den ihre Auswanderung ihrem Vaterlande zufügen könnte. Aber ganz anders iſt es mit den Auswanderungen der akkerbauenden und gewerbtreibenden Klaſſe, von der man ſich wenigſtens als möglich denken muß, ſie könne ſich bis zu einer nachtheiligen Erſchöpfung wenigſtens einzelner Theile des Staates anhäufen; und es iſt alſo zu unterſuchen unter welchen Bedingungen dies zu beſorgen ſei. Dergleichen ſehe ich nur zweie, drükkende Noth und politiſche Unzufriedenheit. Sollte ohne eine von dieſen Veranlaſſungen jemal in einem Staate die Auswanderungsluſt ſich unter irgend einer Geſtalt ſo bedeutend entwikkeln, daß die Erſcheinung bedenklich würde: ſo müßte dies ein ſicheres Zeichen ſein einer im großen erſtorbenen Vaterlandsliebe, und einer herannahenden gänzlichen politiſchen Auflöſung. Könnte aber ein Staat ſich rühmen daß er jeder Noth zu ſteuern wüßte und jede Unzufriedenheit zu beſeitigen, ehe dadurch der Auswanderungstrieb erwacht, der wäre überglükklich; aber es möchte wol nur derjenige Staat gar keine Rükkſicht dieſer Art zu nehmen haben, deſſen Bewohner noch in einer dumpfen Barbarei verſunken ſind, für die es weder Noth noch Mißvergnügen giebt. Was nun zuerſt die Noth betrifft: ſo ſoll ſie allerdings im bürgerlichen Zuſtande je länger je mehr abnehmen. In ihm entwikkelt ſich allmählig jene vielſeitigere regelmäßiger vertheilte und wohlthätiger verbundene menſchliche Thätigkeit, welche immer mehr die feindliche Gewalt der Naturkräfte bricht, und dem Menſchen ein ſelbſtſtändigeres Daſein ſichert. Die Noth alſo, ſollte man denken, werde nicht mehr je-

nen in die Weite ſtrebenden Trieb frei machen, ſondern er werde mehr und mehr gebunden werden, und dagegen die Freude an der geſteigerten Vereinigung des Volkes immer mehr den heimathlichen Trieb befeſtigen. Allein die fortſchreitende Bildung findet auch Hülfe gegen die ſonſt öfter eingetretenen außerordentlichen Zerſtörungen des menſchlichen Lebens, und aus dem fortſchreitenden Wohlleben entwikkelt ſich eine regere Fortpflanzung, ſo daß in dem bürgerlichen Zuſtande mehr als vorher eine zunehmende Bevölkerung entſteht. Bleibt nun dieſe nicht immer im Gleichgewicht mit der zunehmenden Menge der Erzeugniſſe:
38 ſo kann aus der Uebervölkerung wieder der alte Mangel entſtehen, oder vielmehr Noth und Uebervölkerung ſind nur verſchiedene Anſichten einer und derſelben Sache. Unter ſolchen Umſtänden werden alſo dieſelben Erſcheinungen ſich wiederholen, die wir am vorbürgerlichen Zuſtande geſehen; eine aufs äußerſte getriebene Entſagung bei Unbeholfenheit und blinder Einſeitigkeit des heimathlichen Triebes; Unruhen und Gewaltthätigkeiten der ärmeren gegen die reichen, wo die Liebe geſtört und die Staats-

Selbſtſtändigkeit zu behaupten. Allgemein alſo kann dieſe Paſſivität ſchon nicht gebilligt werden; wenn aber genauer nach der Grenze gefragt wird: ſo ſcheint ſie durch folgende Punkte bezeichnet werden zu können. Wenn ein Land eine große Fruchtbarkeit an Menſchen beſizt, und durch ſeine Lage nicht geeignet iſt in demſelben Verhältniß ſeine Naturerzeugniſſe oder ſeinen Gewerbfleiß zu ſteigern: ſo ſind ihm periodiſche Auswanderungen faſt unentbehrlich; wie es denn deutſche Gauen giebt, welche auf dieſe Weiſe ganz vorzüglich, und ohne einigen Nachtheil für die dort fortbeſtehende bürgerliche Geſellſchaft, theils die neue Welt bevölkert, theils unſre ſlaviſchen Länder coloniſirt haben. Die Regierung ſcheint in dieſem Falle nichts thun zu können, als die Auswanderung ſo zu leiten, daß die auswandernden Angehörigen ihren Zwekk möglichſt erreichen. Wenn aber ein Land ſeinen ganzen Betrieb noch bedeutend erhöhen kann: ſo muß hiernach allerdings geſtrebt werden unabhängig von einer wirklichen Noth, und ehe dieſe eintritt. Tritt aber dieſe dennoch ein, indem die Hülfe auf dieſem Wege noch fern iſt: ſo wird die Lage nicht ſehr von der erſten verſchieden ſein; und nur in dem Fall, wenn durch die vorbereitenden Maaßregeln die Hülfe ſo nahe iſt, daß bei ein wenig mehr Ausdauer, wie eine größere Anhänglichkeit an den vaterländiſchen Boden ſie von ſelbſt würde hervorgebracht haben, die Kriſis glükklich könnte überſtanden und für alle ein ſichrerer Zuſtand begründet werden, nur in dieſem Falle ſcheint es natürlich, daß die Regierung, jene größere Anhänglichkeit gleichſam ſupplirend, mit einem Verbot dazwiſchentrete, damit nicht unnöthigerweiſe der Staat noch einmal bedeutend geſchwächt werde. Wüßte nun freilich das Volk, was die Regierung eingeleitet hat, und hätte das hinreichende Vertrauen zu ihren Maaßregeln: ſo würde auch in dieſem Fall das Verbot unnöthig ſein; denn alle würden ſich gegenſeitig zur nöthigen Beharrlichkeit ermuntern und ſie ſich auf alle Weiſe erleichtern. Ganz daſſelbe iſt noch der Fall, wenn durch äußere Conjuncturen ein einzelnes

Gewerbe in eine ſolche Lage kommt, daß ſeine Theilnehmer von Zeit zu Zeit in eine ihnen eigenthümliche Noth gerathen. Wo hingegen nur einzelne zerſtreut durch den Zufall ſo weit aus der Sicherheit ihrer Subſiſtenz heraus getrieben werden, daß ſie lieber ein neues Glükk im Auslande verſuchen wollen: da ſcheint wol durchaus kein Grund zu einem die Freiheit immer drükkenden Verbot vorhanden zu ſein. Was nun zweitens die Unzufriedenheit betrifft, die in einem Staate, bis er ſich jenem idealiſchen Zuſtande nähert, immer möglich bleibt, und immer nur abwechſelnd zuſammengedrängter oder ausgebreiteter vorhanden ſein wird, ſo wirkt dieſe auf dieſelbe Weiſe wie die Noth. Dumpfer bis zum Blödſinn leidender Gehorſam, ohnerachtet der Unzufriedenheit, beſteht nur da, wo der natürliche Cohäſionstrieb die Unüberwindlichkeit eines blinden Inſtinkts hat; gewaltſame Reactionen bis zu bürgerlichen Kriegen werden da entſtehen, wo die Liebe geſtört iſt, und wegen zu großer Ungleichheit der verſchiedenen Theile, welche hindert daß der eine ſich nicht in die Stelle des andern ſezen kann, jeder in dem andern den Cohä-

ſeze und Einrichtungen zu Hülfe kommen. Wenn nun aber auch dieſe Hülfe noch fern iſt: ſo wird es doch in dieſem Falle weniger hart ſcheinen, als es uns bei drängender Lebensnoth hart ſchien, wenn die Regierung die Auswanderung hemmt. Denn jede bürgerliche Einrichtung bietet immer noch viel gutes dar, und wo die Regierung das gute Gewiſſen hat, daß ſie im Verbeſſern des mangelhaften und drükkenden begriffen iſt, da mag ſie immerhin den unzufriedenen zur Pflicht machen, daß ſie durch treues Aushalten zur nöthigen Verbeſſerung der Staatseinrichtungen mitwirken, damit ſie ſich hernach in Eintracht mit ihren Brüdern des beſſeren Zuſtandes freuen können. Allein es wird auch Fälle geben, zumal wenn die unzufriedenen eine zuſammenhängende Parthei bilden, wo es gewagt ſcheinen kann, wenn Auswanderungsluſt die Mißvergnügten ergriffen hat, ſie hemmen zu wollen; daher auch in Zeiten der Gährung die freiwillige Auswanderung der einen Parthei von der andern, die dies für einen hinreichenden Sieg hält, begünſtigt zu werden pflegt, und nur wo der Zwieſpalt aufs äußerſte gekommen iſt, und eine neue Gewalt übermüthig auftritt, wie der dritte Stand im Anfang der franzöſiſchen Revolution, finden wir eine entgegengeſezte Handlungsweiſe. Wenn aber gar die Hülfe, welche aus einer Verbeſſerung politiſcher Einrichtungen hervorgehn ſoll, nahe genug iſt: kann man dann der Regierung zumuthen, ſie ſolle die Mißvergnügten ruhig ziehn laſſen, die doch immer dadurch einen nicht unbedeutenden Theil ihrer Verhältniſſe verderben, und denen es hernach leid thun wird nicht geblieben zu ſein? Nur freilich tritt auch hier der Fall ein, daß wenn das Volk Kenntniß hat von dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten, und alſo weiß was bevorſteht, alsdann das Auswanderungsverbot überflüſſig wird. Wir können daher in Bezug auf die beiden Hauptquellen einer mehr als ſporadiſchen Auswanderungsluſt dieſes allgemeine feſtſezen, daß eine Regierung, welche durchaus den Charakter der Oeffentlichkeit hat, der Auswanderungsverbote faſt

überall wird überhoben ſein können; eine ſolche aber, welche noch
41 gegen das Volk verſchloſſen iſt, wird das Recht und bisweilen ſogar die Pflicht haben denen das Auswandern zu verbieten, welche, wenn ſie wüßten was zu ihrer Befriedigung geſchehen iſt und geſchehen ſoll, ſchon von ſelbſt die Luſt auszuwandern verlieren würden. Wenn daher Staaten, welche ſich einer eigentlichen Verfaſſung erfreuen, faſt ohne Ausnahme die unbedingte Freiheit der Auswanderung zu ihren Grundgeſezen zählen: ſo iſt dies theils darin gegründet, daß die Oeffentlichkeit der Regierung, deren Schritte faſt ohne Ausnahme zu Tage liegen und von jedem beobachtet und abgeſchäzt werden können, jede Bevormundung des einzelnen überflüſſig macht, theils darin, daß ein ſolcher Staat am meiſten ſtolz genug ſein kann ſich auf die Stärke des heimathlichen Triebes zu verlaſſen, um in dieſem Vertrauen keinen halten zu wollen, dem, aus welchem Grunde es auch ſei, die Geſeze nicht mehr gefallen.

Das leztere aber führt uns auf noch eine andere Betrachtung. Es giebt nämlich ein zwiefaches Verhältniß des einzelnen

tigen iſt je thätiger ſie an demſelben Gemeinweſen theilnehmen um deſto inniger und organiſirter. Was aber die Unzufriedenheit betrifft: ſo wird dieſe weit eher eine kräftige und ordnungsmäßige Reaction auf die Geſezgebung hervorbringen, als eine irgend allgemeine Auswanderungsluſt entſtehn könnte, und die Auswanderung wird immer, außer wo ſie eine Naturnothwendigkeit iſt, nur eine ſporadiſche Krankheit bleiben, gegen welche man keine öffentliche Vorkehrungen zu treffen, ſondern ſie der Privatpraxis zu überlaſſen pflegt. Steht aber ein Staat noch auf der Stufe, den größten Theil ſeiner Einwohner mehr als Werkzeuge und Mittel zu den ſogenannten Staatszwekken anſehen zu müſſen: dann tritt auf das ſtärkſte jene Betrachtung der kritoniſchen Geſeze ein, wie viel jeder einzelne den Staat ſchon gekoſtet habe um ihn bis zu einem gewiſſen Grade der Brauchbarkeit auszubilden. Und weil von dieſer Seite angeſehen jeder für den Staat einen Werth hat, der mehr oder weniger von ſeiner Geſinnung unabhängig nur auf ſeinen Talenten und Fertigkeiten ruht, ſo kann die Regierung wol nicht geneigt ſein ſich in ihren Mitteln und Werkzeugen ſchwächen zu laſſen, und wird alſo die Auswanderung ſo beſchränken, wie es ihren hauptſächlichſten Zwekken gemäß iſt. Dieſe ſind aber auf der einen Seite die kriegeriſchen der Vertheidigung und des Angriffs; und von dieſer Seite hängt dann das Auswanderungsverbot an der nicht erloſchenen Wehrpflichtigkeit des Bürgers. Auf der andern Seite beſtehen die friedlichen Zwekke eines ſolchen Staates größtentheils in der Herbeiſchaffung der nöthigen Kräfte und Mittel um regieren und um vorkommenden Falls ſich vertheidigen und angreifen zu können. Hiezu nun ſind freilich die gänzlich heruntergekommenen und ihrer Mittel beraubten einzelnen ſelbſt nur unſichere und geringe Mittel; und dieſe wird daher auch ein ſolcher Staat in Zeiten der Noth um ſo lieber gehen laſſen, als er die Uebervölkerung als eine wiederkehrende anſieht, und noch keine Ausſicht hat der Noth bald genug ein Ende zu machen. Was

aber die beſſeren betrifft, ſo wird er ſich um ſo mehr auf die Seite des Verbots neigen, als er Hoffnung hat die Umſtände zu beſiegen, und bis dahin durch Reiz- oder Zwangsmittel einen Theil des Ueberfluſſes von den wohlhabenden auf die dürftigen abzuleiten. Wenn man aber in mehreren Staaten eine in der Mitte zwiſchen Freiheit und Verbot liegende Maaßregel antrifft, nämlich die Beſchazung der auswandernden: ſo läßt ſich dieſe auf eine zwiefache Weiſe erklären. Entweder beruht ſie auf der Betrachtung, daß jeder Dienſt, welchen ein einzelner unabhängig von ſeiner Geſinnung dem Staate leiſten kann, da wo einmal Theilung der Arbeit und Umlauf der Dinge organiſirt iſt, auch von andern kann übernommen werden, wenn man ihnen nur das allgemein geltende Tauſchmittel anzubieten weiß. Von dieſem alſo behält man zu dieſem Behuf eine angemeſſene Menge
43 von dem Vermögen des abziehenden zurükk, der ſich alſo dadurch auf die rechtlichſte Weiſe von den Pflichten, die er als Werkzeug des Staats gegen denſelben hatte, loskauft. Oder man kann auch die Beſchazung geradezu als einen Impoſt anſehen, wodurch

zu erkennen geben wollen, daß ſie ſich zu einander gutes verſehen, oder ſich gar für ſo verwandt halten, daß ſie durch einen gegenſeitigen Austauſch von Individuen nichts verlieren können. Wenn wir in dieſer Hinſicht beſonders auf unſere deutſchen Angelegenheiten ſehn, auf die Einheit des Volkes in Sprache Geſinnung und Sitte, und auf die Verſchiedenheit der willkührlich nicht einmal nach den natürlichen Unterabtheilungen des Volkes oder Bodens begrenzten Staaten: ſo ſollte man ſich wundern, daß auch hier zwiſchen den einzelnen Staaten die Freizügigkeit beſonders bedungen wird, und nicht durch ein allgemeines Bundesgeſez die unbedingte Freiheit der Auswanderung innerhalb der Grenzen des gemeinſamen Volksvaterlandes feſtſteht, oder wenn einmal jenes ſein ſoll, erſcheint es noch wunderbarer, daß auf dieſelbe Weiſe wie zwiſchen deutſchen Staaten unter ſich auch Freizügigkeitsverträge zwiſchen deutſchen Regierungen und fremden geſchloſſen werden, als ob jemals dieſe Verhältniſſe gleich ſein könnten, und als ob nicht durch eine ſolche Gleichſtellung das natürliche Bewußtſein müßte irre gemacht werden. — Die nach Abtretungen oder Ländertauſchen gewöhnliche auf eine beſtimmte Zeit ausbedungene Freiheit der Auswanderung hingegen deutet darauf, daß man das friedliche Verhältniß zwiſchen beiden nicht für dauernd halte, weshalb denn in einer ſichern Friſt jeder müſſe entſchloſſen ſein, wem von beiden er angehören wolle; und dieſe Maaßregel iſt unſtreitig, da hier größtentheils an eine Auswanderung im großen gedacht wird, um deſto richtiger, je größer die Verſchiedenheit beider Völker und ihrer Verfaſſungen iſt.

VIII.

Ueber die wiſſenſchaftliche Behandlung des Tugendbegriffes.

Vorgeleſen den 4. März 1819.

3 In meinen Grundzügen einer Kritik der bisherigen Sittenlehre

zögert ſich doch die Vollendung dieſer Arbeit ſo ſehr über die Gebühr, daß es mir wenigſtens angemeſſen ſcheint, endlich einmal, wenn auch nur ſo weit es ſich in einer Abhandlung von dieſem Umfange thun läßt, an einem einzelnen Punkte eine Probe mitzutheilen von dem Verfahren, welches ich einzuſchlagen gedenke, ob es wol geeignet ſein mag, dem mannigfaltigen Tadel auszuweichen, den jene Kritik über die bisherigen Syſteme ausgeſprochen hat. Es iſt der Begriff der Tugend, welchen ich hiezu gewählt habe.

Das unerfreuliche Ergebniß jener Unterſuchung war nämlich, daß in der bisherigen Behandlung der Sittenlehre die Begriffe weder gehörig von einander geſondert noch gehörig unter einander verbunden wären. Wollen wir nun von dieſer Ueberzeugung aus eine neue Darſtellung verſuchen: ſo iſt wol die erſte vorläufige Maaßregel die, daß wir uns von der vergleichenden Betrachtung der Begriffe ſelbſt zur Beurtheilung des Verfahrens wenden, welches bei Bearbeitung des Gegenſtandes iſt beobachtet worden, und daß wir uns die Frage vorlegen, welche Fehler die Sittenlehrer wol begangen haben mögen, aus denen jener ungünſtige Zuſtand der Wiſſenſchaft hervorgegangen iſt. Dieſe Frage iſt natürlich ſehr ſchwierig, und, weil der Abweichungen vom rechten Wege ſo viele ſein können, kaum durch Eine Antwort im ganzen zu erledigen. Was ſich aber darüber in Bezug auf den jezt vorliegenden Theil des Ganzen im allgemeinen ſagen läßt, ſcheint mir folgendes zu ſein. Zwei Umſtände haben zuſammengewirkt um die Darſtellung des ſittlichen unter dem Begriffe der Tugend zu verwirren. Der eine iſt eine allgemeine auch in andern Theilen dieſer und verwandter Wiſſenſchaften ſichtbare Einſeitigkeit der Betrachtungsweiſe. Ueberall nämlich, wo um einen Gegenſtand zur Anſchauung zu bringen ein Syſtem von Begriffen aufgeſtellt wird, iſt der Gegenſaz von Einheit und Vielheit die herrſchende Form, ſei es nun daß das Verfahren mehr ſo erſcheine daß die Vielheit unter eine Einheit

gebracht, oder ſo daß die Einheit in eine Vielheit zerſpalten wird. Iſt ein Gegenſtand nur als Einer vorgelegt: ſo iſt unter der Form des Begriffes nichts von ihm zu ſagen, als daß ſeine Erklärung aufgeſtellt wird; wie ſehr aber, und auf welche Weiſe das unter die Erklärung gehörige unter ſich verſchieden, alſo vieles, ſein kann, das wird nicht ausgemittelt. Sieht man dagegen nur die Vielheit, ſo kann man zwar mit den Einzelheiten, aus welchen ſie beſteht, daſſelbe thun wie dort; aber wie dieſe unter ſich zuſammen gehören, und von andern getrennt, alſo Eines, ſind, das kann nicht erhellen. Die wiſſenſchaftliche Darſtellung unter dieſer Form beruht alſo ganz auf der Gabe, Einheit und Vielheit zuſammen zu ſchauen und in einander zu verwandeln. Es giebt aber im Gegenſaz zu dieſer Richtung zwei Einſeitigkeiten der Betrachtung, die eine, welche nur Einheit überall ſieht und die Vielheit für bloßen Schein erklärt oder für verworrenes und der Betrachtung unwerthes; die andere, welche nur Vielheit ſieht, und die Einheit für Schein erklärt oder für willkührliches Zuſammenwerfen. Beide finden wir ſchon im Al-

der eine vermöge der einen Einſeitigkeit geſagt, die Tugend iſt nur Eine, und folglich iſt ſie überall entweder ganz oder gar nicht; der andere vermöge der anderen, die verſchiedenen Tugenden haben gar nichts mit einander zu ſchaffen, ſondern der eine beſitzt dieſe von ihnen der andere jene, jeder nur vermöge ſeiner beſonderen Einrichtung, und die höchſte Kunſt beſteht nur darin, die Menſchen ſo zuſammenwirken zu laſſen, daß ihre verſchiedenen Tugenden einander ergänzen: dann entſteht freilich zunächſt die Frage, welcher von beiden Recht habe, und iſt ein neues Zeichen, daß die beiderlei Anſichten vereinigende Gabe das viele in ſeiner natürlichen Zuſammengehörigkeit und das Eine in ſeiner natürlichen Getheiltheit zu ſehen, in der Unterſuchung nicht walte. Eine geringere Wirkung derſelben Einſeitigkeiten iſt dieſe, wenn zwar zuſammengehöriges verknüpft, und das in verſchiedene Geſtalten verſchiebbare getheilt wird, aber auf eine ſolche Art, daß die Erklärungen der größeren Einheit und der untergeordneten Einzelheiten nicht ſo mit einander zuſammenſtimmen, daß eines aus dem andern verſtanden, und alſo in unſerm Falle begriffen werden könne, wie die aufgeſtellten einzelnen Tugenden den allgemeinen Begriff der Tugend erſchöpfen, und wie der aufgeſtellte allgemeine Begriff dasjenige ausdrükke, was die einzelnen Tugenden gemeinſames haben. Und dieſes eben wird man weder beim Ariſtoteles, noch bei den Stoikern, noch bei einem von den neueren, ſo viele deren noch mit dem Tugendbegriffe verkehrt haben, auf eine befriedigende Weiſe finden. Wer alſo eine neue Darſtellung verſuchen will, der muß zuerſt dieſe Einſeitigkeit zu vermeiden ſuchen, und nicht den allgemeinen Begriff der Tugend für ſich und die Erklärungen der einzelnen Tugenden wieder für ſich zu Stande bringen, ſondern beide nur in Beziehung auf einander, ſo daß er mit keinem allgemeinen Begriff der Tugend zufrieden iſt, es ſei denn ein ſolcher, in welchem er ſchon die Theilungsgründe erblikkt, nach denen ſich die einzelnen Tugenden ableiten und ordnen laſſen, und ſo auch mit keiner Erklärung einer

einzelnen Tugend, es ſei denn daß er darin dasjenige nachweiſen könne, was nur von einer beſchränkenden Beſtimmtheit befreit werden darf, um in dem allgemeinen Begriffe der Tugend gefunden zu werden.

Der andere Umſtand aber, welcher der Behandlung des Tugendbegriffes nachtheilig geworden, ſcheint dieſer zu ſein. Es finden ſich in der Sprache eine große Menge Bezeichnungen lobenswürdiger oder beliebter menſchlicher Eigenſchaften, in Bezug auf welche es ſcheint als könne der Sittenlehrer zu einem von beiden angehalten werden, entweder ihnen ſämmtlich einen Plaz anzuweiſen in dem Syſtem von Tugenden, welches er aufſtellt, oder ſeine Gründe anzugeben, warum er einige ausſchließt. Je mehr nun in jenen Bezeichnungen das öffentliche Urtheil ſich ausſpricht, und gerade am meiſten in Beziehung auf das öffentliche und geſellige Leben die Sittenlehre bearbeitet wurde; oder, wenn wir auf die neueren Zeiten ſehen, je mehr man die unbedingte Richtigkeit des ſittlichen Gefühls vorausſezte, und je mehr die philoſophiſche Behandlung der Sittenlehre nichts anderes ſein zu

[redacted]

daß gerade im öffentlichen Leben die Eigenſchaften der handelnden Perſonen nach ganz anderen Geſichtspunkten aufgefaßt werden als nach dem auf welchen die wiſſenſchaftliche Sittenlehre ſich ſtellen muß; und eben ſo liegt zu Tage daß das ſittliche Gefühl nicht immer und überall ſich auf dieſelbe Weiſe äußert, ſo wie daß auch im geſelligen Leben über die ſich dort bildenden Urtheile öfters Zweifel entſtehen können, ob es auch das ſittliche Gefühl geweſen, welches ſich geäußert, oder ein anderes. Alle Begriffe aber über einen Gegenſtand, die von einem andern Intereſſe aus, als dem, daß er rein und vollſtändig ſoll erkannt werden, ſind gebildet worden, haben keinen Anſpruch darauf in eine wiſſenſchaftliche Darſtellung aufgenommen zu werden. Sie gehören einer andern Reihe an; in welcher ſie wahr und richtig ſein mögen, aber auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiet muß ihre Einmiſchung nothwendig Verwirrung anrichten. Daher ich auch in Bezug auf jene Begriffe nicht einmal die zweite Forderung gelten laſſen kann, daß der Sittenlehrer verpflichtet ſei einzeln nachzuweiſen, warum er dieſe im gemeinen Leben gültigen Begriffe in das Syſtem der ſeinigen nicht aufnehme. Vielmehr iſt ja offenbar ſolche Begriffe zu würdigen erſt ein weit ſpäteres Geſchäft, und kann nur gelingen, nachdem die wiſſenſchaftlich begründeten Begriffe aufgeſtellt ſind; denn jenes iſt zugleich die Würdigung des ſittlichen Zuſtandes desjenigen Volkes und Zeitalters, in welchem ſolche Begriffe ihre Geltung erlangt haben; und hiezu müſſen eben die wiſſenſchaftlichen Begriffe den Maaßſtab enthalten. Wer aber beide Geſchäfte nicht trennt, ſondern ſeinen allgemein aufgeſtellten Tugendbegriff durch Anwendung auf alle jene oft politiſche oft ökonomiſche oder ſonſt lebenskünſtleriſche Begriffe rechtfertigen will, der wird ſich ſein Geſchäft ohnfehlbar verderben; ja was er irgend an ſich hat von einer jener beiden Einſeitigkeiten, das wird dadurch begünſtigt. Iſt er geneigt nur die Einheit genau und richtig zu ſehen, ſo wird er durch jenes verworrene Gemenge nur um ſo ſicherer überredet, es gebe außer

der Einheit keine beſtimmte Vielheit, ſondern nur die unbeſtimmt in einander ſich verlaufende Unendlichkeit der einzelnen Erſcheinungen, und eben ſo umgekehrt. Deshalb aber iſt keineswegs meine Meinung, daß die Begriffe einzelner Tugenden, welche der Sittenlehrer unabhängig von jenen im gemeinen Leben üblichen auf ſeinem eigenen Wege findet, müßten mit neuen und unerhörten Namen bezeichnet werden, welches allerdings auf ſeine Tugenden den Verdacht werfen würde, als wären ſie ganz und gar erſonnen. Sondern dieſes nur meine ich, daß allerdings, wenn er ſeine Begriffe gebildet hat, er die Zeichen dazu aufſuchen ſoll in dem vorhandenen Schaz der Sprache, und ſich fragen, ob er nicht eben dieſes, was er jezt gedacht, oft ſo und ſo genannt habe; und wie ſonſt der platoniſche Sokrates gethan, ſoll er auch andere, entweder unmittelbar oder indem er an ihren Reden und Schriften anklopft, fragen, ob ſie nicht auch etwas ſo nennen, und ob es nicht daſſelbe ſei, was auch er ſonſt ſo genannt; und wie dann er ſelbſt und andere das gefundene am meiſten und ſicherſten genannt haben anderwärts, ſo ſoll er nun daſſelbe auch in ſeinem Syſtem nennen, und das Wort zum Zeichen dieſes

ließe wohin ſie wollten; ſondern er ſoll ihnen auflauern, um zu ſehen ob ſie etwa bei einer noch weiteren Vereinzelung der Begriffe, die er noch nicht unternommen hat, ihren Plaz finden wollen, oder ob ſie einem andern Theil der ſittlichen Darſtellung angehören, oder wol gar einem ganz andern Gebiete. Hat er ſie nun lange genug beobachtet, ſo wird ihm dieſes gewiß nicht entgehen, und er wird ſein zweites Geſchäft an ihnen vollbringen können, nämlich die Reinigung und Sichtung der Sprache, welches allerdings ſeinem erſten nicht wenig zu Hülfe kommt. — Von der Anwendung dieſer beiden Regeln nun will ich verſuchen das Beiſpiel zu geben, ſo gut es ſich außerhalb des geſchloſſenen Zuſammenhanges, das heißt, ohne ſtreng genommen von vorn anzufangen, thun läßt, und natürlich indem ich, um nicht die Grenzen einer Abhandlung zu überſchreiten, nur bei der erſten Abſtufung der Begriffe ſtehen bleibe.

Dieſes nun muß ich mir, weil ich nicht von vorn anfangen kann, gleich vorausnehmen, und kann mich nur darauf berufen, daß es theils aus dem angeführten Buche ſo deutlich hervorgeht als ich es irgend darzuſtellen im Stande bin, theils auch jeder für ſich es finden und alſo leicht ohne weiteres zugeben wird, daß nämlich die drei gepaarten Begriffe, Gutes und Uebel, Tugend und Laſter, pflichtmäßiges und pflichtwidriges Handeln, ſich ſo gegen einander verhalten, daß jedes Paar für ſich allein in ſeiner Vollſtändigkeit gedacht das ſittliche ganz ſezt und ganz aufhebt, ſo daß auch die übrigen Paare nothwendig mit geſezt ſind; auf die Weiſe daß, ſind alle Güter geſezt, die in ſittlichem Sinne ſo können genannt werden, dann nothwendig, ſo wie alle Uebel in demſelben Sinne ausgeſchloſſen ſind, ſo hingegen alle Tugenden als vorhanden gedacht werden müſſen, und alle pflichtmäßigen Handlungen; Laſter aber und pflichtwidrige Handlungen gar nicht, oder ſonſt könnten auch die Güter nicht da ſein, ſondern es müßten Uebel entſtehen. Eben ſo wenn man zuerſt alle Tugenden in allen denkt, oder nichts als pflichtmäßige

Handlungen auf allen Punkten und in allen Augenblikken, alsdann eben ſo wie oben das übrige alles mit geſezt, das Gegentheil aber ausgeſchloſſen ſein muß. Denn das wird wol niemand glauben, daß wenn alle Tugenden in allen Menſchen wirkſam wären, daraus Uebel in der Welt entſtehen könnten oder pflichtwidrige Handlungen, noch dieſes, daß das Gute eben ſowol aus pflichtwidrigen Handlungen entſtehen und dabei beſtehen könne als aus und bei pflichtmäßigen, und was nun weiter folgt. Das zweite muß ich mir eben ſo geben laſſen, daß nämlich demohnerachtet Gut, Tugend und Pflicht nicht an und für ſich daſſelbe ſei, ſondern jeder, wenn er das eine nennt, etwas anderes meine, als wenn das andere. Woraus von ſelbſt folgt, daß auch nicht eine einzelne Tugend einzelne beſtimmte pflichtmäßige Handlungen oder Güter nothwendig bedinge; ſondern das obige, daß wenn alle Tugenden in allen geſezt ſind, auch alle und lauter pflichtmäßige Handlungen geſezt ſein müſſen, entſteht vielmehr daher, weil in jeder pflichtmäßigen Handlung alle Tugenden des handelnden ſind, und jede Tugend auch an allen pflichtmäßigen

mand viel einwenden, wenn wir die Erklärung des Zenon von ἦθος, es ſei die Quelle des Lebens, woraus die einzelnen Handlungen hervorgehn, auf den allgemeinſten Begriff der Tugend anwendeten, denn dieſe iſt eben die ſittliche Lebensquelle*). Reden wir aber auch von Tugenden eines Volkes, ſo betrachten wir alsdann gewiß dieſes ebenfalls als ein einzelnes Leben, aus deſſen Kraft ſowol die einzelnen Menſchen ſolche werden, als die gemeinſamen Handlungen hervorgehen, welche das Gepräge jener Tugenden tragen.

Dieſes nun vorausgeſezt entſteht uns die Aufgabe. Wenn die Tugend im allgemeinen überall und in allen dieſelbe, und alſo nur eine iſt; ſoll aber das ſittliche in ſeiner ganzen Fülle aus der Vollſtändigkeit aller Tugenden beſchrieben werden, zugleich ein mannigfaltiges ſein muß, und zwar nicht nur dem Orte nach, ſofern dieſelbe Tugend in verſchiedene Menſchen iſt, ſondern auch in jedem einzelnen, in eine Mannigfaltigkeit getheilt: ſo muß beſtimmt werden, wie ſie dann getheilt werden ſoll, um zugleich eines und vieles zu ſein. Die Löſung dieſer Aufgabe muß angefangen werden mit einem Saz, wovon ich mich hier, da ich ihn nicht, ohne noch viel weiter zurükkzugehen, aus der Quelle ableiten kann, nur auf die allgemeine Zuſammenſtimmung berufen muß, daß nämlich alle, welche überhaupt von Tugend reden, es nur thun in Vorausſezung eines zwiefältigen im Menſchen, eines höheren und niederen, vernünftigen und unvernünftigen, geiſtigen und ſinnlichen, oder himmliſchen und irdi-

*) Stob. II. cp. VII. οἱ δὲ κατὰ Ζήνωνα τροπικῶς· ἦθός ἐστι πηγὴ βίου ἀφ' ἧς αἱ κατὰ μέρος πράξεις ῥέουσι. Man könnte freilich ſagen, das Wort ἦθος entſpreche mehr unſerm Wort Geſinnung, und dieſes bedeute mehr die individuelle Art die Pflicht zu conſtruiren: allein dieſes gilt nur ſofern das Wort als ein mannigfaltiges gebraucht wird, ſofern man von einer Geſinnung redet, oder gar von einer guten und ſchlechten. Die ſittliche Geſinnung aber ganz im allgemeinen und die Tugend ganz im allgemeinen können hier einander unbedenklich ſubſtituirt werden.

ſchen, oder wie andere es anders benennend doch immer im weſentlichen daſſelbe dabei meinen. Wer aber eine ſolche Zwiefältigkeit im Menſchen nicht annähme, der könnte zwar wol, wenn er einen Menſchen mit dem andern oder einen Augenblick mit dem andern vergleicht, Stärke und Schwäche unterſcheiden, oder Vollkommenheit und Unvollkommenheit, oder ſonſt wie beſſeres und geringeres; von Tugend und Untugend aber im Sinn unſerer Sprache und Sitte könnte er eigentlich nicht reden. Eben ſo auch, wer beides zwar unterſchiede im Gedanken, meinte aber daß beides ſchon von Natur immer und zwar entweder in allen auf gleiche Weiſe vorhanden und vereinigt wäre, oder wenigſtens daß die Verſchiedenheit des Verhältniſſes nur von äußeren Umſtänden abhinge und gar nichts innerliches ſei, auch der könnte nicht von Tugend reden. Sondern der Begriff der Tugend ſezt
11 nothwendig voraus, nicht zwar daß ein Menſch ſein könne weder durch das höhere allein ohne das niedere, noch durch das niedere allein ohne das höhere, aber doch daß großer Raum ſei für Verſchiedenheit in dem Zuſammenſein beider. Und nur dasjenige Zuſammenſein beider iſt die Tugend, worin das höhere gebietet und

dieſe Verſchiedenheit leugnen können; denn es iſt eine andere Thätigkeit wodurch unmittelbar die Zuſammengehörigkeit ſich offenbart, wenn gleich auch mittelbar dadurch der Widerſtand gedämpft wird, und eine andere wodurch unmittelbar der Widerſtand ſich verringert, wenn gleich auch in ihr ſich mittelbar die Zuſammengehörigkeit offenbart. Aber die Einheit wird nicht aufgehoben durch dieſe Verſchiedenheit, denn in beiden iſt das Herrſchen des höheren, und auch in einem und demſelben einzelnen Leben werden beide nicht können getrennt ſein, indem die belebende Tugend nicht ans Licht kommen könnte ohne die bekämpfende zu üben, und dieſe wiederum nicht geübt werden ohne die belebende ans Licht zu bringen. Denn ſezen wir das höhere im Menſchen thätig, ſo muß, wenn der Widerſtand überwunden iſt, die Angehörigkeit des niederen in der Erſcheinung frei werden, ſonſt wäre nicht nur das Element des Widerſtandes im niederen, ſondern das niedere ſelbſt vernichtet. Doch dieſes kann erſt zur Anſchaulichkeit gebracht werden, wenn wir noch den andern Theilungsgrund der Tugend hinzunehmen. Nämlich wenn wir davon ausgehen daß ſie die ſittliche Kraft ſei im einzelnen Leben: ſo müſſen wir auch ſehen was das einzelne Leben iſt. Dieſes nun ſteht, indem es immer nur beziehungsweiſe vereinzelt iſt, und nie vollkommen, mit dem Ganzen in einem beziehungsweiſen Gegenſaz, der ſich in einer ſtets erneuerten Wechſelwirkung offenbart, in welcher einmal auf das einzelne eingewirkt wird von außen und es alſo leidend iſt, aber als lebendes nicht ohne Gegenwirkung, was wir die Empfänglichkeit nennen, das anderemal das einzelne von innen etwas nach außen wirkt, was wir die Selbſtthätigkeit nennen, aber weil beſchränkt und einzeln auch nicht ohne Gegenwirkung zu erfahren, welche dann daſſelbe Spiel wieder von neuem beginnt. In dem Menſchen nun, wie auch ſchon das niedere in ihm das Gepräge an ſich trägt, iſt das einzelne Leben als ein bewußtes und ſich bewußt werdendes gegeben und erſcheint demnach in Folge weſentlich in zwei Geſtalten; die eine iſt

das bewußte Inſicheinbilden, worin die Empfänglichkeit, die andere das bewußte aus ſich heraus in die Welt hinüberbilden, worin die Selbſtthätigkeit vorherrſcht. Das erſte von beiden nennen wir auch das Erkennen oder Vorſtellen, denn auf die Unterſchiede dieſer Ausdrücke kommt es hier nicht an, das andere aber das Handeln, ſei es nun mehr wirkſam oder darſtellend. Iſt nun dieſe Zweifältigkeit die allgemeine Form aller Lebensthätigkeit: ſo folgt daß auch das geiſtige und vernünftige im Menſchen nicht kann das niedere beherrſchen als nur in eben dieſer Form. Und dieſes giebt daher eine zweite Eintheilung der Tugend, nämlich in eine vorſtellende und darſtellende. Die Verſchiedenheit beider wird niemand leugnen können, jeder aber auch zugeben daß die Einheit dadurch nicht aufgehoben wird; denn die Herrſchaft des Höheren über das Niedere iſt in beiden, jedoch eine andere in jedem. Und auch in demſelben einzelnen Leben werden beide niemals getrennt ſein. Denn die vorſtellende oder erkennende Tugend wäre nichts als ein träumeriſches ſich in ſich verzehrendes Grübeln, wenn ſie nicht in Darſtellung überginge; und die darſtellende wäre nichts menſchliches, geſchweige ſittliches, wenn ſie

Nez zuziehen und ſagen daß dieſe beiden Theilungsgründe ſich kreuzen, und daß die belebende Tugend, ſofern ſie vorzüglich erkennend iſt, die Weisheit heiße, ſofern aber aus ſich herausbildend heiße ſie die Liebe, die bekämpfende Tugend hingegen im Inſichhineinbilden ſei die Beſonnenheit, im Handeln aber die Beharrlichkeit. Außer dieſem Nez von Tugenden, wollen wir ſagen, ſei keine weiter geſezt, ſondern jede andere müſſe bei einer weiteren Theilung in einer unter dieſen ihren Ort finden. Ueber dieſe vier aber und die ihnen zugetheilten Benennungen will ich, in Bezug auf das obige, noch einige Bemerkungen hinzufügen.

Zuerſt alſo von der belebenden erkennenden Tugend, welche ich die Weisheit genannt. Der gewöhnliche Begriff den wir mit dieſem Worte verbinden iſt der, daß es ſei die Richtigkeit in der Beſtimmung der Zwecke. Dieſe Erklärung findet ſich freilich größtentheils in Beziehung geſezt mit einer verwandten Erklärung der Klugheit, daß dieſe nämlich ſei die Richtigkeit in der Beſtimmung der Mittel, und ſofern ſie gemacht iſt nur um die Unterſcheidung dieſes Begriffs von einem anderen durch einen Gegenſaz zu befeſtigen, könnte ſie ſchwerlich auf große Berückſichtigung Anſpruch machen. Indeß iſt ſie ſehr verwandt mit den Erklärungen, welche in dem ſtoiſchen Syſtem der Tugenden vorkommen, *φρόνησις ἐπιστήμη ὧν ποιητέον καὶ οὗ καὶ οὐδετέρων*, beſonders wenn man noch dazu nimmt *τὴν μὲν φρόνησιν περὶ τὰ καθήκοντα γίγνεσθαι* *). Eben dahin führen andere Erklärungen, welche geradezu ſagen die *φρόνησις* ſei die Wiſſenſchaft des Guten. So daß der Frage doch nicht auszuweichen iſt, wie ſich doch der Begriff, den wir durch das Wort bezeichnen wollen, zu dem gewöhnlichen Gebrauch deſſelben verhalte? Offenbar erſcheint der gewöhnliche weit beſchränkter, indem man Zweckbegriffe nur auf im engeren Sinne ſogenannte Handlungen zu beziehen pflegt, in unſerm Begriff aber alles lie-

*) Stob. Lib. II. cap. VII. p. 102. und 104. Ed. Heer.

gen muß, wodurch ſich im Bewußtſein das Belebtſein des niederen Vermögens im Menſchen durch das höhere beweiſet. Vergleichen wir zum Beiſpiel denjenigen Zuſtand des erfüllten menſchlichen Bewußtſeins in welchem es dem thieriſchen am nächſten kommt, wie wir ihn nicht etwa nur bei noch unentwickelten Organen in der Kindheit, ſondern auch bei rohen Menſchen im Zuſtand der organiſchen Reife finden, mit demjenigen in welchem, mehr oder weniger entwikkelt, die Anlage zur Wiſſenſchaft ſich offenbart: ſo werden wir ſagen müſſen, dieſes ſei aus der bele-
14 benden Thätigkeit des höheren entſtanden und jenes aus deſſen Unthätigkeit; kurz wo und in welchem Maaß wir in der vorſtellenden Thätigkeit den Vernunftgehalt finden, da ſagen wir walte das was wir Gewißheit nennen, wogegen jene Erklärungen vorzüglich vorkommen in Verbindung mit einer Unterſcheidung zwiſchen ſogenannten Verſtandestugenden und eigentlich ſittlichen, ſo daß wenigſtens der Umfang des Begriffes ein ganz anderer zu ſein ſcheint. Allein wenn wir die vorſtellende Thätigkeit nicht als einen bloß leidentlichen Zuſtand denken wollen, was

und alſo auch das Entwerfen aller wahren und ächten Kunſtwerke eben ſo gut als das der eigentlichen Handlungen in das Gebiet der Weisheit fällt; zweitens aber auch das Gefühlsvermögen dem Bewußtſein angehört, und auch hier jene zwiefachen Erſcheinungen ſtatt finden, welche die Belebung des niederen durch das höhere ausſprechen und welche ſie verbergen, und ſo würde auch hier auf Seiten des Gefühls eben ſo wie auf Seiten des Verſtandes die Weisheit walten. Auch dieſes leugne ich nicht ab, daß ſich die Weisheit auch hieher erſtrekken müſſe; nur ſcheint mir auch dies ebenfalls dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, wenn er ſich ſelbſt recht verſteht, vollkommen angemeſſen. Denn wer ſagt nicht, es ſei gerade der weiſe Mann, dem es nicht gezieme ſich von einem ſinnlichen Schmerz überwältigen zu laſſen. Dies iſt ja die gemeine Rede aller von dem älteſten Philoſophen an bis zu dem neueſten Weltmanne ſo Gott will. Wenn ich aber weiter frage, iſt denn das der weiſe Mann, welcher das ſinnliche Gefühl erſt gewaltig werden läßt, und es dann mäßigt? ſo wird wol auch die allgemeine Antwort ſein, daß, wiefern ein ſolcher zu loben ſei, er wol wegen einer andern Tugend, etwa der Mäßigung, gelobt werden möge, der weiſe aber ſei er nicht. Und ſo wird wol der weiſe nur der ſein können, in welchem das Gefühl von Anfang herein nicht etwa gemäßigt erſcheint, ſondern ganz anders conſtruirt iſt, ſo nämlich daß das ſinnliche gleich in ſeinem Entſtehen von einem höheren belebt ein ſittliches werde, und was ſich im Leben als ein voller Moment, als die Einheit des geiſtigen Pulsſchlages abſondern läßt, niemals durch ein ſinnliches allein erfüllt ſei. Wie nun die Abweichung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs darin gegründet iſt, daß er das ſittliche Gebiet überhaupt zu eng auffaßt, dies wird ſich am beſten von ſelbſt zeigen, wenn wir ähnliches auch in den andern Tugenden finden. Wie aber die Theilung des ſo erweiterten Begriffs anzugeben ſei, um die verſchiedenen Unterarten oder Geſtaltungen der Weisheit zuſammenhängend und vollſtändig dar-

zuſtellen, dies liegt jenſeits der Grenzen unſerer Unterſuchung. Ich wende daher um, in der Abſicht, nachdem ſo der Umfang des Begriffs der Weisheit, ſoweit es ſich durch Hervorhebung weniger Punkte thun ließ, ins Licht geſezt iſt, auch das Verhältniß deſſelben zu dem verwandten Gebiet der Beſonnenheit zu beſtimmen. — Hier aber muß ich zuerſt einem Mißverſtändniſſe, welches leicht entſtehen könnte, vorbeugen. Man mag nämlich auf die Art ſehen, wie die Weisheit ſich in dem eigentlich ſogenannten ſittlichen Handeln äußert, oder auf ihre Aeußerung im Gefühl oder im Vorſtellen: ſo erſcheint ſie nach dem obigen ſowol im einzelnen Menſchen, als in den größeren Theilen des menſchlichen Geſchlechtes, als ein wachſendes und allmählig ſich ausbildendes; und es könnte alſo leicht einer ſagen, in dieſem Wachſen muß ſie einen Widerſtand überwunden haben, ſonſt würde ſie ja urſprünglich oder plözlich geweſen ſein was ſie erſt geworden iſt und noch wird, und alſo erſcheint ſie ſelbſt überall, wo ſie iſt, als eine bekämpfende Tugend, und der aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen dieſer und der belebenden, alſo der Weisheit und

aber auf einem überwundenen Widerſtande der ſchon entwikkelten niederen. Wie denn auch in der Umgeſtaltung aller ſittlichen Verhältniſſe durch vollkommnere Zwekkbegriffe das ſpätere weitere ſich zu dem früheren nicht ſowol als Zerſtörung deſſelben verhält, als vielmehr als Entfaltung, Entdekkung der vorher verkannten oder verborgenen tiefern Bedeutung. Und ſo bleibt von dieſer Seite die Weisheit in ihrer Trennung von der Beſonnenheit wol unangefochten ſtehen. Allein von einer andern Seite erſcheint es ſchwieriger beide getrennt zu erhalten. Wenn wir nämlich davon ausgehen, daß in allem was Einbilden in das Bewußtſein iſt, die Entwerfung der Zwekkbegriffe, oder wo ſich dieſes Wort nicht in ſeinem eigentlichen Sinne brauchen läßt, die Typen des Handelns der Weisheit zukommen: ſo kann auf demſelben Gebiet die Beſonnenheit nirgend anders ſein als in der Ausführung, und man könnte auch beide unterſcheiden als die entwerfende Tugend und die ausführende, und es iſt auch ganz natürlich, daß der Kampf, durch welchen die andere Tugend bezeichnet iſt, auf dieſem Gebiete überall ſein müſſe in der Ausführung, in welcher ſich theils andere Vorſtellungen zwiſchen eindringen können, theils die Trägheit und Unbeholfenheit des vorſtellenden Organs kann zu bekämpfen ſein. Aber um Entwurf und Ausführung zu ſcheiden, komme alles darauf an, wie man die Einheit der Handlung beſtimme, was man als Theil und was als Ganzes anſehe, welches auf die verſchiedenſte Weiſe geſchehen könne, ſo daß dadurch die aufgeſtellte Unterſcheidung der belebenden und bekämpfenden Tugend unmöglich wird. Dieſe Schwierigkeit iſt nicht abzuleugnen; aber ſie trifft eben ſo gut den gewöhnlichen Unterſchied zwiſchen Weisheit und Klugheit, wie er ſich auf Zwekk und Mittel bezieht, und iſt überhaupt wol überall, wo Tugenden getrennt werden ſollen, erſt zu überwinden. Wenn z. B. auch alle übereinſtimmen, daß es die Weisheit ſei, welche den Entwurf zu einem Feldzuge hervorbringt; es tritt aber hernach irgend ein Umſtand ein, der eine Bewegung

erfordert, welche in der urſprünglichen Idee nicht lag, und der Feldherr hat nun oder hat nicht die Geiſtesgegenwart dieſe Bewegung zu erfinden, gehört dieſes zur Weisheit oder zu einer andern Tugend, mag man nun ſagen zur Klugheit, wenn man die Bewegung als Mittel anſieht jenen Umſtand unſchädlich zu
17 machen, oder zur Beſonnenheit, wenn man ſie als einen Theil der Ausführung anſieht. Offenbar kann man das lezte ſagen, aber eben ſo auch das erſte, und dieſe Geiſtesgegenwart der Weisheit zuſchreiben, wie auch die Alten ihre ἀγχίνοια unter ihr φρόνησις ſtellten, wenn man nämlich dieſe Bewegung als eine eigene im Zuſammenhang mit dem Ganzen entworfene Handlung anſieht, deren Begriff ja wieder von ihrer Ausführung verſchieden iſt, und vor derſelben hergeht. Aber eben ſo könnte man auch rükkwärts gehend ſagen, die Entwerfung des Feldzuges ſelbſt ſei ſchon zur Ausführung gehörig, und die Weisheit ſei hier nur in dem Herrſcher, der den Krieg im Zuſammenhange mit einer reinen und richtigen Idee von dem Wohl des Ganzen beſchließt. Ja noch mehr, auch ſchon den Beſchluß des Krieges, wie er

That, in welcher ſich gleichſam das höhere erkennende Vermögen ſeines niederen Organs bemächtiget, auch das ganze Bewußtſein des Menſchen von ſeiner Stellung in der Welt, mithin ſein ganzes Leben, in der Idee völlig beſtimmt ſei, und es nur noch auf diejenige Thätigkeit ankomme, welche wir der kämpfenden Tugend beigelegt haben. Die andere Anſicht geht darauf hinaus, daß es keine Unterordnung von Theilen in den ſittlichen Thätigkeiten gebe, ſondern jeder einzelne Moment auf einem gleich urſprünglichen Impuls des höheren Vermögens beruhe. Wer nun behauptet Weisheit und Beſonnenheit ſei nicht zweierlei ſondern eins, der ſagt eigentlich daß dieſe beiden Anſichten gleiche Wahrheit hätten, und man eine der andern ſubſtituiren könne. Allein dieſes möchte wol nur wahr ſein, wenn wir uns den Weiſen nach Art der Alten denken, der es eigentlich auch nicht geworden ſein kann, ſondern immer geweſen ſein muß; von dieſem möchte kein Grund ſein mehr das eine zu behaupten als das andere, ſondern wir möchten eben ſo gut ſagen können ſein ganzes Leben ſei aus dem Einen Guß Einer tranſcendenten That, und auch es ſei die in jedem Moment ſich erneuende urſprüngliche Durchdringung, vermöge deren nichts in dem geiſtigen Organismus erſcheinendes genauer unter ſich zuſammenhänge, als jedes von einem beſondern Impuls abhängt. Dem erſcheinenden Menſchen aber iſt nur gegeben ſich dieſer Formel anzunähern, und alſo muß auch in der Tugend unterſchieden werden was wir die Weisheit und was wir die Beſonnenheit genannt haben, nur daß von jeder einzelnen Thatſache ſtreng genommen kein anderer als der, deſſen innerem Bewußtſein ſie vorliegt, entſcheiden kann, ob ſie aus der Idee der Weisheit oder der Beſonnenheit zu beurtheilen ſei. Niemand wird zum Beiſpiel läugnen, daß das Wiſſenwollen ein Erzeugniß der Weisheit ſei; wenn wir aber nun in einzelnen auf dieſe Richtung Bezug habenden Handlungen eines Menſchen eine Verworrenheit bemerken, die in dem Streben nach Wiſſen nicht aufgeht, ſo wird nur das eigene Gewiſſen des han-

delnden, wenn er über ſeiner einzelnen Handlung ſteht, entſcheiden können, ob er zwar die Idee ſeines Verfahrens unrichtig aufgefaßt, dieſe aber hernach mit aller Beſonnenheit und Beharrlichkeit verwirklicht habe, oder ob er vielmehr nach einem richtigen Begriffe zwar verfahren ſei, aber hernach in der Ausführung nicht die gehörige Gewalt gehabt habe über zerſtreuende Vorſtellungen.

Unter der Beſonnenheit alſo verſtehen wir die den Widerſtand des niedern Vermögens überwindende Verwirklichung und vollkommene Einbildung alles deſſen in das Bewußtſein, wozu der lebendige Keim in der belebenden Thätigkeit des höheren lag. Auch durch dieſe Erklärung wird dem Worte ein weiteres Gebiet beigelegt als der helleniſchen *σωφροσύνη*, welche ich jedoch ſelbſt immer durch Beſonnenheit übertragen habe. Allein die Mannigfaltigkeit der helleniſchen Erklärungen, und wenn man in dem ſtoiſchen Syſtem die der *σωφροσύνη* untergeordneten Tugenden betrachtet, wie die erſte *εὐταξία* noch zur Weisheit zu gehören ſcheint, und die lezte *ἐγκράτεια* kaum mehr von den zur Tapfer-

kämpfende Tugend im Bewußtſein. Aber auch dem ſchreiben wir einen Mangel an Beſonnenheit zu, welchem das zur Vollbringung einer Handlung nöthige nicht einfällt, dann wann es ihm einfallen ſollte. Oder wenigſtens wird wol jeder zugeben daß die Geiſtesgegenwart nach unſerm Sprachgebrauch der Beſonnenheit gar ſehr verwandt ſei, und daß, wenn man ſie in das Syſtem der Tugenden einſchalten ſoll, und der Begriff der Beſonnenheit ſchon gegeben iſt, man ihr weder neben dieſer einen beſonderen Plaz würde anweiſen, noch weniger aber ſie einer andern Tugend unterordnen wollen. Sollen wir nun auch die Geiſtesgegenwart unter den Begriff der kämpfenden Tugend bringen, ſo werden wir ſagen müſſen, ſie ſei der Sieg über die Trägheit und Ungeübtheit des Organismus der Vorſtellungen, und wir ſind ja ſchon überall gewohnt auch die Trägheit als Widerſtand anzuſehen. Indem wir aber der Beſonnenheit auch die Uebereilung entgegenſezen, die doch größtentheils aus einem überſtrömenden Gefühle entſpringt: ſo ſehen wir wie leicht ſich der Sprachgebrauch dem ganzen Umfange hergiebt, in welchem wir den Begriff nehmen müſſen, indem ja allerdings jede Erregung des Gefühls auch ein Inſichhineinbilden iſt, wie die Conſtruction des Gedanken, und wie alſo auch die Beſonnenheit auf ihre Weiſe zugleich über das Gefühl gebieten muß, wie die Weisheit [illegible] die ihrige. Aber je mehr uns der Begriff auf dieſe Weiſe geworden ſcheint, um ſo ſchwieriger will es auch uns werden ihn von dem verwandten der Beharrlichkeit zu trennen, ſchon gleich wenn wir mit der Bemerkung anfangen, daß ja doch die Furcht, welche am meiſten die Beharrlichkeit zu hindern pflegt, auch ein Gefühl ſei, und alſo deſſen Beſiegung der Beſonnenheit anheim falle; und es will mit den beiden Gliedern der kämpfenden Tugend eben ſo gehen wie mit denen der erkennenden. auch hier kann einer ſagen, das Weſen eurer kämpfenden Tugend iſt doch immer nur die Stärke des Willens: ihr aber darin [illegible] wollt, ob ſie

bilden durch das Bewußtſein oder in dem Ausſichherausbilden durch die That und das Werk, ſo daß wenn das erſte ohne Störung vollendet iſt, ihr dies der Beſonenheit, wenn aber das lezte, ihr es der Beharrlichkeit zuſchreiben wollt, das iſt kein Unterſchied in der Sache. Sondern alles in dem Menſchen, jede Lebensäußerung, auch was in ſeinem Bewußtſein vorgeht, iſt doch immer That, iſt Heraustreten ſeines inneren verborgenen Lebens in das Gebiet der Erſcheinung und der gemeinſamen Welt, und eben ſo iſt alles Ausſichherausbilden in Wort und That doch nichts anders als Bewußtſein, Inſichhineinbilden der äußerlich dargeſtellten Idee ſelbſt. Denn jeder Zwekkbegriff iſt an ſich noch unbeſtimmt und dunkel, und die zur Ausführung begeiſternde Kraft deſſelben iſt nichts anders als das Streben jene Unbeſtimmtheit und Dunkelheit zur Klarheit und Vollendung zu bringen. Aber auch hier werden wir dieſelbe Antwort haben wie oben, daß dem vollkommenen Weiſen zwar alles immer gleich gerathen werde, und es eben wegen der überall gleichmäßigen Vollkommenheit keinen Unterſchied mache, ob man alles als Beharrlich-

aus Unvermögen oder Ungehorſam der vorſtellenden Verrichtung ſelbſt.

Nach dieſem nun glaube ich wird nicht nöthig ſein von der Beharrlichkeit, ſofern ſie als das andere Glied der kämpfenden Tugend mit der Beſonnenheit zuſammenhängt, noch beſonders zu handeln. Denn es wird von ſelbſt deutlich ſein, wie ſie die griechiſche ἀνδρία in ſich ſchließt, und auch hier bei den vielen ſehr ſinnverwandten Wörtern, deren wir in unſrer Sprache uns bedienen, wird ſich von ſelbſt rechtfertigen daß gerade dieſes Wort, Beharrlichkeit lieber als Tapferkeit, zur allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bezeichnung gebraucht wird. Nur über die kämpfende Tugend überhaupt möchten wir die alte Frage nicht ganz vorbeigehen können, ob die Beſonnenheit und Beharrlichkeit der Böſen denn auch könne Tugend genannt werden. Auf dieſe alte Frage 22
kann aber immer nur die alte Antwort wiederholt werden, daß kein Böſer als ſolcher weder tapfer noch beſonnen ſein noch irgend eine andere einzelne Tugend haben könne. Sondern Beſonnenheit und Beharrlichkeit ſind nur, was ſie ſind, in ihrem Zuſammenhange mit der Weisheit und mit der Liebe; und wird ein Böſer gut, ſo brächte er keineswegs das was man fälſchlich ſeine Beſonnenheit oder Beharrlichkeit nannte, in den Dienſt der Liebe und Weisheit mit, ſondern dieſe Geſchikklichkeiten und Fertigkeiten die er im Böſen gehabt, würden ihn ſogleich im Stich laſſen, und er müßte auf dem Gebiete des Guten als ein Neuling und alſo als ein leicht verwirrbarer und ſchwachmüthiger von vorn anfangen, und ſich unſere Beſonnenheit und Beharrlichkeit erſt erwerben.

Wie aber die Beharrlichkeit, als das kämpfende Glied der bildenden Tugend, ſich verhalte zu der Liebe, als dem belebenden Gliede derſelben, das wird am beſten erhellen, wenn wir nur erſt deutlich machen weshalb wir denn die ganze bildende Seite der belebenden Tugend am beſten glauben Liebe zu nennen. Hiebei mag wol das erſte, was jedem auffällt, dieſes ſein, daß unſere

andern drei Glieder ziemlich ſchienen mit den andern drei helleniſchen Haupttugenden zuſammen zu treffen, hier aber an die Stelle der δικαιοσύνη etwas ganz anderes tritt, die Gerechtigkeit dagegen ganz zu verſchwinden ſcheint. Verſchwinden nun ſoll ſie nicht, ſondern was wir Gerechtigkeit nennen, das ſoll in dem Umfange der Liebe eine untergeordnete Stelle einnehmen, als diejenige beſondere Aeußerung der Liebe, welche ein ſchon beſtehendes Bildungsgeſez in jedem vorkommenden Fall im einzelnen darſtellt. Iſt nun dieſes die richtige Erklärung unſeres Wortes, wie es gewöhnlich bei uns gebraucht wird: ſo ſieht man, es kann, wird nur auf einen höheren Geſichtspunkt zurükkgegangen, alle Gerechtigkeit auch unter die Beharrlichkeit gebracht werden. Die δικαιοσύνη der Griechen iſt aber mehr als was wir Gerechtigkeit zu nennen befugt ſind, weil ſie diejenige Tugend iſt, durch welche das Bildungsgeſez ſelbſt, welches hier das Recht heißt, feſtgeſtellt wird. Wenn wir aber uns fragen, wie nennen denn wir die Kraft welche überall das Recht hervorbringt: ſo werden wir nicht ſagen dürfen die Gerechtigkeit, weil alles erſt

Eine allgemeinere Bezeichnung aber haben wir nicht für das Beſtreben Gemeinſchaft hervorzubringen als Liebe. Alle Gemeinſchaft aber, welche von dem höheren geiſtigen Vermögen des Menſchen ausgeht, iſt Darſtellung und Bildung, und deshalb iſt Liebe die rechte Bezeichnung für alle darſtellende und bildende Tugend, ſofern nicht vorzüglich das meßbare derſelben in der Ausübung, welches eben die Beharrlichkeit iſt, ſondern vielmehr ihr inneres Weſen ausgedrükkt werden ſoll. Denn das höhere geiſtige des Menſchen kann nur in Gemeinſchaft treten entweder erſtlich mit ſich ſelbſt in andern — welches aber nur möglich iſt durch Selbſtdarſtellung und Offenbarung, ſo wie dieſe keinen andern Zwekk haben kann, als jene Gemeinſchaft — oder zweitens mit dem niederen menſchlichen Vermögen in ſich ſelbſt und andern; aber dieſe Gemeinſchaft kann nichts anders ſein als Anbildung, und dies iſt eben die erziehende Liebe; oder endlich drittens kann auch das höhere und geiſtige Vermögen des Menſchen mittelſt des niederen in Gemeinſchaft treten mit der äußeren Welt; und dieſes iſt ebenfalls beides ſowol Offenbarung des Geiſtes in der Geſtaltung der Welt, als auch Erziehung der Welt zur Einheit des Daſeins mit dem Menſchen. Und dieſes reicht für den gegenwärtigen Zwekk hin zu zeigen, daß ohne die Gleichheit des Eintheilungsgrundes zu verlezen, dieſe Stelle anders als bei den Hellenen mußte ausgefüllt werden, und daß dieſes durch den Ausdrukk Liebe ſowol der Sache am würdigſten als auch am übereinſtimmendſten mit dem wohlverſtandenen Gebrauch unſerer Sprache geſchehe, wenn doch auch ihr die Liebe φιλία nur iſt die Gemeinſchaft des guten mit ſich ſelbſt oder mit dem weder gut noch böſen, um es gut zu machen. So wie auch die Hellenen nach ihrer Anſicht Recht hatten dieſe Stelle der δικαιοσύνη einzuräumen, welche ihnen höher erſcheinen mußte als die φιλία, indem ſie war die Gemeinſchaft der Guten unter ſich, um durch Gemeinſchaft mit dem weder gut noch böſen dieſes gut zu machen. Das Gute ſelbſt aber iſt nichts anders als das Sein und Leben jenes höhe-

ren, mögen wir es nun Geiſt nennen oder Vernunft oder wie immer, in allem andern. Wie nun die Liebe ſich zur Beharrlichkeit eben ſo verhalten muß wie die Weisheit zur Beſonnenheit, das erhellt von ſelbſt; auch wie dieſelben ſcheinbaren Schwierigkeiten entſtehen, daß Beharrlichkeit Treue iſt, und Treue und Liebe eins, und daß man alles müſſe auf die Liebe zurükkführen können und auf die Beharrlichkeit, und wie dieſe Schwierigkeiten ſich hier eben ſo löſen wie dort, ſcheint keiner ausdrükklichen Wiederholung zu bedürfen, ſondern kann der Kürze aufgeopfert werden. Nur das iſt nicht gleichermaßen zu übergehen, daß auch Liebe und Weisheit ſcheinen können in einander überzugehen, wenn doch die Weisheit vorzüglich die Zwekkbegriffe hervorbringt. Denn was können dieſe anders ſein als die Keime und Urbilder der Liebe im Bewußtſein; und alle Thaten und Werke der bildenden Liebe, was können ſie anders ſein, als was die Weisheit auch iſt, nämlich der Geiſt der ſich ſelbſt offenbarend das belebt was nicht er ſelbſt iſt. Was iſt die Liebe als das ſchöpferiſche Wollen der Weisheit? und was die Weisheit als das ſtille Sinnen und

Trias der Tugenden, mit welcher die hier aufgeſtellte Eintheilung ein einzelnes Glied gemein hat und kein anderes. Und es ſcheint ſchwierig dieſes Räthſel zu löſen, wenn man nicht annehmen will, auch die Gemeinſchaft dieſes einen Gliedes ſei nur ſcheinbar, welches doch niemand und ich am wenigſten behaupten möchte. Wenn man aber bedenkt, wie der Glaube doch das innerſte des Bewußtſeins iſt, und die lebendige Quelle der guten Werke: ſo kann man wol nicht zweifeln, daß der Glaube der religiöſe Ausdrukk iſt für daſſelbe was wir in der Wiſſenſchaft, mit unſerm guten Recht zwar, mit einem Ausdrukke jedoch welcher der religiöſen Sprache zu anmaßend iſt, Weisheit nennen; und dann bleibt nur zu ſagen, daß der Unterſchied zwiſchen der Beſonnenheit und Weisheit von dieſer Anſicht aus nicht konnte aufgefaßt werden, die Beharrlichkeit aber als Hoffnung bezeichnet iſt, als das im Auge behalten des Erfolges und der Vollendung.

Und dieſes führt mich auf noch eine ähnliche lezte Betrachtung. Wie nämlich nicht nur der chriſtlichen Sittenlehre Grundſaz iſt Aehnlichkeit mit Gott, ſondern auch die Alten ſchon geſagt, das Ziel des Menſchen ſei Verähnlichung mit Gott nach Vermögen: ſo muß, wenn unſere aufgeſtellten Tugenden der Inbegriff der menſchlichen Vollkommenheit ſind, jener Saz ſich auch dadurch bewähren, daß in dieſer die Aehnlichkeit mit Gott muß dargeſtellt ſein. Und dies findet ſich auch, wenn man nur das nach Vermögen nicht verſäumt, vollkommen. Denn Weisheit und Liebe werden überall als die weſentlichſten Eigenſchaften Gottes aufgeſtellt, ja die Liebe als der Ausdrukk ſeines ganzen Weſens, welches auch in ſofern vollkommen richtig iſt, als ein Unterſchied zwiſchen Weisheit und Liebe in Gott nicht kann gedacht werden, indem der Gedanke ſelbſt unmittelbar das hervorbringende iſt. Nun könnte freilich, dieſes vorausgeſezt, eben ſo gut geſagt werden, Gott iſt die Weisheit als Gott iſt die Liebe; aber jeder wird auch einſehen, daß jenes mehr der philoſophiſche Ausdrukk wäre, dieſes aber der religiöſe ſein muß. Nur freilich von Be-

ſonnenheit und Beharrlichkeit kann nicht die Rede ſein, wo kein Widerſtand kann gedacht werden; ſondern um ihre Stelle zu bezeichnen ſezen wir die abſolute Macht, welche aber wiederum nicht etwas beſonderes für ſich iſt, ſondern nur die Unendlichkeit jener Identität von Weisheit und Liebe. In uns aber iſt auch Beſonnenheit und Beharrlichkeit die Macht des in Weisheit und Liebe, Inſichhinein- und Ausſichherausgehen, geſpaltenen Geiſtes. So daß in dem Ineinanderſein dieſer Tugenden allerdings die Verähnlichung mit Gott nach Vermögen iſt, und ſich zugleich zeigt daß das Beſtreben eine Vorſtellung des höchſten Weſens nach Vermögen zu bilden das höchſte Erzeugniß iſt unſers Bewußtſeins von unſerem eigenen Ziel.

IX.

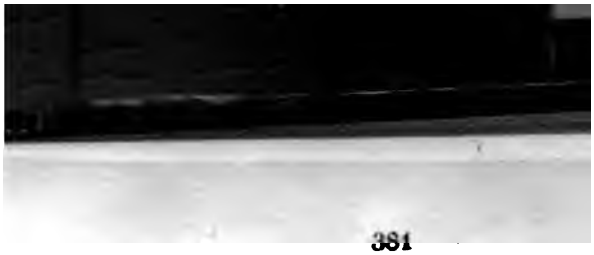
Verſuch über die wiſſenſchaftliche Behandlung des Pflichtbegriffs.

Geleſen am 12. Auguſt 1824.

Indem ich damit anfange, zu erklären daß dieſe Abhandl
als ein Gegenſtükk zu betrachten iſt zu der früher vorgeleſe
über die Behandlung des Tugendbegriffs: ſo gilt nun was
vorgeredet iſt gemeinſam für dieſen Aufſatz eben ſo gut wie
jenen; und ich kann ohne weiteres zur Sache ſchreitend auch hier
wie dort die Behauptung zum Grunde legen, daß die drei Be-
griffe, Gut, Tugend und Pflicht jeder für ſich in ſeiner Ganz-
heit auch das ganze ſittliche Gebiet darſtellen, jeder aber dieſes
thut auf eine eigenthümliche Weiſe, ohne daß, was durch den
einen geſagt wird, in der Wirklichkeit jemals könnte getrennt
ſein von dem durch den andern geſagten. Wenn daher in dem
ganzen menſchlichen Geſchlecht, von welchem hier nur die
iſt, alle Güter vorhanden ſind, ſo müſſen auch alle Tu
in allen wirkſam ſein; und umgekehrt, ſofern alle Tug
allen ſind, müſſen auch alle Güter vorhanden ſein, indem dieſe
auf keine andere Weiſe weder durch Zufall
Geſchenk ſondern nur als die That

ſammenſtimmenden Wirkſamkeit aller Tugenden entſtehen können. Eben ſo nun, denn Pflicht iſt der dritte zu jenen gehörige Begriff, können nicht jene beiden irgendwo gefunden werden, ohne daß eben da auch alle Pflichten wären erfüllt worden, ſo wie unmöglich alle Pflichten von allen können erfüllt werden, als nur ſofern auch alle Tugenden in ihnen geſezt ſind, und nicht ohne daß zugleich dadurch auch der menſchlichen Geſellſchaft alle
2 Güter müßten erworben werden. Die Verſchiedenheit dieſer Begriffe aber zeigt ſich darin, daß kein einzelnes Gut etwa entſteht durch Erfüllung einer und derſelben ſondern verſchiedener ja genau genommen aller Pflichten, und daß keine Pflicht erfüllt werden kann durch die Thätigkeit einer ſondern nur aller Tugenden, wie auch jede Pflichterfüllung, ſofern die Tugend als Fertigkeit ein werdendes iſt, nicht zum Wachsthum nur einer Tugend ſondern aller als Uebung beiträgt, und nicht nur auf die Entſtehung und Erhaltung eines Gutes hinwirkt, ſondern aller.

Hieraus nun geht auch ſchon hervor, auf welche Weiſe der Pflichtbegriff das ſittliche darſtellt. Denn wenn es in dem Tu-



gedrükkt werden, als durch das was Kant eine Maxime n
welches Wort wir aber, weil es in dem allgemeinen G
gebrauch zu deutlich den Stempel der Subjectivität an sich
mit dem Worte Formel vertauschen wollen.

Ehe ich aber dazu schreite ein genügendes Princip zur G
wikklung der Pflicht-Formeln wo möglich aufzustellen, muß
noch einige Bemerkungen voranschikken. Zuerst, wenn der Be-
griff einer Pflicht die vollkommne sittliche Richtigkeit einer Hand
lung ausdrückt: so kommt hier der Unterschied, den man biswe
len zwischen der Gesezlichkeit und Sittlichkeit einer Handlung ge-
macht hat, in gar keinen Betracht, weder so als ob die Pflicht-
mäßigkeit die bloße Gesezlichkeit sei, die Sittlichkeit also etwas
höheres als die Pflicht, noch auch so als ob die Pflichtmäßig-
keit zwar die Sittlichkeit sei, diese aber auch wol ungesezlich sein
könne. Denn das Gesez selbst ist, da ja in diesem Zusammen-
hang nur von einem äußeren Gesez die Rede sein kann, selbst
nur durch menschliche und ihrer Natur nach sittliche Handlungen
geworden, und könnte also, ob es richtig das heißt durch pflicht-
mäßige Handlungen zu Stande gekommen ist oder nicht, nie-
mals beurtheilt werden, hätte also gar keine erkennbare Sittlich-
keit, wenn Pflichtmäßigkeit selbst immer nur Gesezmäßigkeit wä
und also der Pflicht allemal ein Gesez schon vorausgehen m
Eben so aber ist auch das Gesez als ein sittlich gewordnes
selbst wieder auf dem sittlichen Gebiete wirksames, nothwend
ein Gut; und wenn jede pflichtmäßige Handlung auf die ge-
sammte sittliche Aufgabe also auf alle Güter Bezug nehmen muß:
so muß auch jede auf das Gesez Bezug nehmen, und keine kann
demnach ungesezlich sein *). — Zweitens, wenn der Pflichtbeg

*) Auch für das Gebiet der bürgerlichen Gesellschaft, für w
gentlich gemacht ist, hat dieser Unterschied weit weniger
man gewöhnlich glaubt. Denn auch dem Gesezgeber
sen Gesezlichkeit wenig gelegen sein; indem wenn
den Bürgern lebendig und also je lán

auf die angegebene Art ſeine Stellung hat zwiſchen dem Tugendbegriff und dem Begriff der Güter: ſo ſollte man denken, die allgemeine Pflichtformel ſei ſchon gegeben in dem Ausdrukk, Handle in jedem Augenblikk ſo daß alle Tugenden in dir thätig ſind in Bezug auf alle Güter. Allein einestheils iſt dieſe Formel an und für ſich zur unmittelbaren Anwendung nicht geſchikkt, weder um für irgend einen Augenblikk ein beſtimmtes Handeln zu entwerfen, noch um ein ſchon entworfenes danach zu prüfen. Lezteres weil das Verhältniß einer Handlung zu dieſer Formel nicht unmittelbar erkannt werden kann. Denn wenn ein entworfenes Handeln noch ſo klar vor Augen liegt: ſo kann weder beſtimmt behauptet werden daß es alle Güter fördern müſſe, noch auch mit rechtem Grunde geläugnet daß es dieſes nicht leiſten könne. Und eben ſo mit den Tugenden. Vielmehr wenn mir die Vorſtellung einer beſtimmten Handlung vorliegt, die ſich nicht ſchon gleich als unſittlich zu erkennen giebt: ſo kann es mir nur als ein zufälliges erſcheinen, ob ſie in beiden Stükken unſerer Aufgabe entſprechen wird oder nicht. Noch weniger kann

auch dieſe allgemeine Formel weiter entwikkeln wollte um ein Syſtem der einzelnen Formeln daraus zu bilden: ſo ſcheint ſich unmittelbar kein anderer Eintheilungsgrund in derſelben darzubieten, als entweder nach den Tugenden welche thätig ſind, oder nach den Gütern welche angeſtrebt werden; dann aber wäre dieſe Behandlung keine ſelbſtändige Darſtellung der Sittlichkeit, ſondern ganz abhängig von der Lehre vom höchſten Gut und von der Tugendlehre, und ſomit verlöre die Pflichtenlehre alles was ſie der Wiſſenſchaft empfehlen kann. Denn für dieſe bleibt immer die objectivſte Darſtellung, alſo die aus dem Begriff der Güter, die erſte und für ſich hinreichende; die beiden andern dienen jener nur gleichſam als Rechnungsprobe, welches ſie aber nur in dem Maaß leiſten können, als ſie nicht unmittelbar aus ihr entlehnen. Wie wir alſo die Tugendlehre geſucht haben zu geſtalten ohne von einer der beiden andern Formen unmittelbaren Gebrauch dafür zu machen: ſo darf auch für die Geſtaltung der Pflichtenlehre von den anderweitig feſtgeſtellten Begriffen von Tugenden und Gütern kein Gebrauch gemacht werden.

Demohnerachtet können wir nicht läugnen, jener Ausdrukk, Handle in jedem Augenblikk mit der ganzen zuſammengefaßten ſittlichen Kraft und die ganze ungetheilte ſittliche Aufgabe anſtrebend, ſtellt den einen das ganze ſittliche Leben bedingenden Entſchluß dar, unter welchem alle einzelne pflichtmäßige Handlungen ſchon ſo begriffen ſind, daß kein neuer Entſchluß gefaßt zu werden braucht, wenn immer das rechte geſchehen ſoll, daß aber durch jede pflichtwidrige Handlung dieſer gewiß gebrochen wird. Daher bleiben wir doch an dieſen Ausdrukk gewieſen, und es kommt nur darauf an, daß wir ihn anderswie als nach Anleitung der Begriffe von Tugenden und Gütern ſpaltend auf das einzelne anzuwenden wiſſen.

Von dieſem allgemeinen Entſchluſſe aus läßt ſich aber das ganze ſittliche Leben betrachten nach der Analogie zuſammengeſetzter Handlungen, welche auf Einem Entſchluß ruhend dennoch aus

einer Reihe von Momenten beſtehen, ſo daß für dieſe auch noch untergeordnete Entſchlüſſe aber freilich in ſehr verſchiedenem Verhältniß zu dem zum Grunde liegenden allgemeinen Entſchluß gefaßt werden. Wer ſich niederſezt zum Schreiben, wenn ſein Entſchluß nur nicht etwa noch ein unbeſtimmter iſt, ſondern er ſchon ſeine volle Beſtimmtheit hat, deſſen Handlung beſteht zwar aus einer Reihe von Momenten, aber ohne daß eine neue Berathung oder Wahl entſtände; beim Feder eintauchen, beim Blatt umwenden ſind wir uns kaum einer Volition bewußt, ſondern alles geht aus dem einen Entſchluß hervor, der allein das Bewußtſein beherrſcht. Hier alſo verſchwinden die untergeordneten Entſchlüſſe faſt ganz ſowol ihrer Form nach ins bewußtloſe als auch ihrem Inhalte nach, indem ſie ſich nur auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten beziehen. Wer ſich hingegen zu einer beſtimmten Lebensweiſe entſchließt, für den entſteht aus dieſem allgemeinen Entſchluß auch eine Reihe von Handlungen, welche zuſammengenommen die Ausführung deſſelben bilden und alſo eines ſind; aber wiewol Eines gehört doch hier zu jeder einzelnen noch ein

ruht, daß ſie ohne Verdunkelung wie ohne fremde Einmiſchung als die vollkommenſte Fortwirkung des erſten Entſchluſſes erſcheint. Aus der Zuſammenſtellung dieſer drei Fälle, welche gleichſam als Typen dienen können, erhellt demnach, daß die Vereinzelung der Momente, aus denen eine zuſammengeſezte Handlung beſteht, etwas durchaus relatives iſt, und es iſt leicht zu ſchließen, daß eine einfache und allgemein gültige Regel für die Richtigkeit der Handlung nur in dem Maaß gegeben werden könne, als der einzelne Moment mit Nothwendigkeit aus dem urſprünglichen Entſchluß hervorgeht, das heißt als man einer beſonderen Regel nicht bedarf. Sofern wir alſo das ganze ſittliche Leben anſehen können als die Ausführung Eines allgemeinen Entſchluſſes, alſo als Eine wenn gleich zuſammengeſezte That: ſo wird daſſelbe auch hier gelten, und es ſcheint daß wir mit dem Geſtändniß anfangen müſſen, daß Pflichtformeln nur da recht vollkommen und befriedigend ſein können, wo der handelnde ſelbſt ihrer nicht bedarf, und daß demnach der Nuzen der vollkommenſten ſich am meiſten auf die bloße Beurtheilung beſchränkt. Wenn hier alſo eine vorzügliche Sicherheit allen denen Momenten beigelegt wird, in welchen der beſondere Entſchluß am meiſten ſchon mit dem allgemeinen gegeben iſt: ſo ſchadet dies wenigſtens der Freiheit, welche wir für die ſittlichen Handlungen poſtuliren, keineswegs; denn dieſe beſteht am wenigſten in einer vor der Entſcheidung hergehenden und mehr oder weniger willkührlich das heißt durch ſubjectiven Zufall abgebrochenen Unentſchiedenheit, ſondern nur in der Selbſtthätigkeit welche dem Entſchluß in ſeinem erſten Hervortreten ſowol als in ſeiner Fortwirkung einwohnt.

Um nun zu beſtimmen, wie weit wir es mit der Behandlung des Pflichtbegriffes bringen können, und wie wir ſie dem gemäß einzuleiten haben, muß unſere nächſte Frage die ſein, welcher von den drei aufgeſtellten Fällen uns die genaueſte Analogie darbietet mit dem ſittlichen Leben als einer wahren aber in

in dem mittleren Falle des Künſtlers befir
entſtände ihm nichts, was nicht in ſeinem
ſchluß, welchen wir uns die ganze ſittliche
denken haben, ſchon liegt, wie auch die ga
in dem Urbilde des Künſtlers liegt; aber er
ment nur einen Theil ſeiner Aufgabe löſen
Ordnung, in welcher er zu verfahren hat,
wäre. Denn denken wir uns das Ganze i
nen getheilt ſo wird es an ſich gleichgültig
doch der ſtärkſte Gegenſaz der ſich darbietet,
gion ganz zur Vollendung bringt, und d
übergeht, oder ob er nach einander alle
und ſie nach und nach eben ſo weiter förde
dem lezten Falle ſtark genug iſt, daß er
gleichmäßigen Steigerung den urſprünglich
Vollkommenheit, gleichend der Stärke der
bilde des Künſtlers, vergißt, und in dem
über der beharrlichen Beſchäftigung mit de
Bild der übrigen Theile allmählich erliſcht
ders reproducirt. Sind nun dieſe beiden Me
gut: ſo wird auch unter denſelben Beding

über Ordnung und Folge. Wenn nun dieſe durch den urſprünglichen Entſchluß nicht beſtimmt ſind, wodurch können ſie jedesmal beſtimmt werden? Offenbar nur entweder durch eine überwiegende aber für den urſprünglichen Entſchluß gleichgültige Hinneigung des handelnden zu einem Theile der Aufgabe vor dem andern, oder durch eine äußere Mahnung und Aufforderung welche von einem Theile aus ſtärker an den handelnden ergeht als von den übrigen. Und jede dieſer Beſtimmungsweiſen für ſich abgeſehen von der andern iſt untadelhaft. Denn jene innere Hinneigung iſt zwar für den ſittlichen Willen zufällig; aber wäre ſie auch das allerzufälligſte innere, was wir Laune nennen, da ſie einen Theil der Aufgabe realiſirt in einem Moment, wo ſonſt aus Mangel eines anderen Beſtimmungsgrundes keiner wäre realiſirt worden, ſo iſt ſie eine richtige Beſtimmung, und wir könnten hierüber folgende Formel aufſtellen, Thue in jedem Augenblikk dasjenige ſittliche Gute, wozu du dich lebendig aufgeregt fühlſt. Und da die Hinneigung dem ſittlichen Willen doch fremd iſt: ſo kann es auch gleich gelten, ob ſie eine urſprünglich einfache iſt, oder ob zwei verſchiedene innere Aufregungen vorhanden waren, aus deren Streite nur ein Ueberſchuß der einen über die andere zurükkgeblieben iſt. Denn die Beſtimmung kann doch erſt eintreten, nachdem dieſer Streit, für den in dem urſprünglichen ſittlichen Entſchluß kein Entſcheidungsgrund liegt, irgend anderswie entſchieden und die Colliſion der Neigungen geſchlichtet iſt. Eben ſo und aus demſelben Grunde iſt die äußere Aufforderung an und für ſich ein richtiger Beſtimmungsgrund, und es wäre die Formel aufzuſtellen, Thue jedesmal das, wozu du dich beſtimmt von außen aufgefordert findeſt. Nur daß hier nicht gleich gilt ob die Aufforderung eine einfache iſt oder nicht. Denn die äußeren Aufforderungen reduciren ſich nicht wie die inneren Erregungen von ſelbſt auf einen Ueberſchuß; ſondern ein Streit zwiſchen ihnen könnte nur durch ein Urtheil des handelnden geſchlichtet werden, welches anderweitig erſt mit Rükſicht auf den

des gleichzeitig differirt, entsteht auch den
ein Zwiespalt, den wir eine Collision nenn
Collision der Neigungen mehr ist, sondern
rimen. In solchem Falle heben sich beide
muß das Verlangen entstehen nach einen
Entscheidung bewirke. Da nun die Mög
zwischen der innern Neigung und der
wenn beide nicht dasselbe sittliche Handeln
9 gegeben ist: so sind auch eigentlich die b
meln niemals wahre Pflichtformeln, sond
solche, welche die Lösung dieses Streites in
Pflichtformeln selbst dürfen nicht mit ein
Doch wird der einzelne die Lösung in
immer sagen können er habe pflichtmäßi
weder die Neigung der Aufforderung noc
sondern sie in dem beiden gemeinschaftliche
Neigung soll man folgen, weil das am
Lust geschieht; und der Aufforderung, weil
was im günstigen Augenblikk geschieht.
nur in dieser Hinsicht: so hat er nach ei

oder einer moraliſchen Perſon die Rede iſt, welches ebenfalls ſo weit menſchliche Einſicht reicht, als ein ihm ganz eignes abgeſchloſſenes Gebiet erſcheint. Nicht alſo, als ob es auf dieſem Gebiet, wie es häufig nicht nur im Leben ſondern auch wiſſenſchaftlich angenommen wird, gar keine Pflicht und nichts pflichtmäßiges ſondern nur erlaubtes gäbe; ſondern nur daß die Pflichtmäßigkeit einzig auf des handelnden ſubjectiver Ueberzeugung von der größten Zuträglichkeit der Handlung für das ganze ſittliche Gebiet beruht.

Allein der größte Theil des ſittlichen Lebens wird dieſer Regel entzogen und muß unter eine andere geſtellt werden, deshalb weil es nur eine Fiction iſt daß der einzelne Menſch allein die ganze ſittliche Aufgabe oder auch nur einen Theil derſelben wirklich abgeſchloſſen für ſich allein vor ſich habe. Vielmehr iſt die Aufgabe eine gemeinſchaftliche des menſchlichen Geſchlechts. Jeder einzelne findet ſich, ſobald die Möglichkeit eines ſittlichen Handelns in ihm entſteht, ja immer ſchon viel früher nämlich am Anfange ſeines Lebens in dieſer Gemeinſchaft, und wird von derſelben ſo feſtgehalten, daß keiner in Bezug auf irgend einen Theil ſeines ſittlichen Handelns ſich ſo vollkommen iſoliren kann, daß er nicht immer durch dieſe Gemeinſchaft mit beſtimmt wäre. Hierdurch nun wird das ſittliche Handeln der Botmäßigkeit der bisher zum Grunde gelegten für ſich ſelbſt nicht weiter theilbaren Formel entzogen, und es entſteht eine andere Nothwendigkeit als nur die bisher bemerkte, welche war innere Neigung und äußere Aufforderung gegen einander auszugleichen, nämlich die einer gegenſeitigen Verſtändigung über die Theilung der Aufgabe und das Zuſammenwirken zu ihrer Löſung. Da nun aber außer dieſer keine andere dem ſittlichen Handeln des einzelnen vorangehende und es ſchon zum voraus beſtimmende Naturvorausſezung vorhanden iſt: ſo müſſen außer jener dem einzelnen Menſchen für ſich zum Grunde liegenden alle andern Pflichtformeln ſich auf dieſe Vorausſezung beziehen, und die Nothwendigkeit ein Syſtem

derſelben aufzuſtellen kann nur in dieſem Gemeinſchaftszuſtand gegründet ſein, wie denn auch aus jener erſten Formel keine eigenthümliche Theilung hervorgehen will. Auf der andern Seite aber da wir jeden einzelnen ſittlichen Willensact nur anſehen können als einen Ausfluß aus jenem allgemeinen, der das ganze ſittliche Leben conſtituirt und auf eine wahre Totalität ausgeht: ſo muß zugleich eben dieſes, daß jeder einzelne den Gemeinſchaftszuſtand ſittlich anerkennt, auf jene urſprüngliche Pflichtformel zurükkgeführt und als ein Act abſoluter Identität der innern Neigung und der äußeren Aufforderung geſezt werden; welches auch ſchlechthin poſtulirt werden kann, und nichts anderes ausſagt als die Ethiſirung der geſelligen Natur des Menſchen. Hierdurch iſt aber zugleich bevorwortet, daß, da der einzelne, ſofern er durch einen freien Willensact den Gemeinſchaftszuſtand anerkennt, auch wieder über demſelben ſteht, und daher auch die urſprüngliche Pflichtformel nur modificirt durch dieſe Anerkennung überall gültig bleibt, nun jede einzelne aus dem Gemeinſchaftszuſtand ſich ergebende Pflichtformel auch immer jene urſprüngliche, nach eig-

alſo pflichtwidrig handeln. Daß nun im wirklichen Leben dieſe Ueberzeugung immer vorherrſcht, und das Gegentheil nur als ein partieller Wahnſinn zu Tage kommt oder als eine verkehrte und irrthümliche Form der Regeneration des Gemeinſchaftszuſtandes, dies bedarf hier nur angedeutet zu werden. Eben ſo aber auch auf der andern Seite, wenn wir uns denken die Gemeinſchaft ſchon beſtehend, und nun den einzelnen, ſobald dieſer ſie anerkennt, zugleich in ſich aufnehmend: ſo kann ſie ihn nur ſo aufnehmen wie er ſie anerkennt, alſo mit ſeinem urſprünglichen der Anerkennung ſelbſt zum Grunde liegenden ſittlichen Willen. Wie nun aber das Eintreten des einzelnen in die Gemeinſchaft ein zeitliches iſt, alſo ein Werden: ſo iſt auch die Identität der Ueberzeugung aller über die ſucceſſive Löſung der ſittlichen Aufgabe mit der eines jeden ein Werden; und daß ſie, ſofern ſie noch nicht iſt, immer im Werden bleibe, und zwar als eine Wechſelwirkung zwiſchen allen und jedem, iſt die Grundbedingung alles ſittlichen Gemeinlebens, indem nur auf dieſe Weiſe allmählig ein Zuſammenſtimmen in der Anwendung der Pflichtformeln entſtehen wird.

Nachdem dieſes vorausgeſchikkt iſt, werden wir nun verſuchen können die allgemeine Pflichtformel, *Jeder einzelne bewirke jedesmal mit ſeiner ganzen ſittlichen Kraft das möglich größte zur Löſung der ſittlichen Geſammtaufgabe in der Gemeinſchaft mit allen*, zu einem das ganze ſittliche Gebiet erſchöpfenden Syſtem von untergeordneten Formeln zu entwikkeln. Es iſt jedoch gegenwärtig meine Abſicht nur diejenigen, die der allgemeinen am nächſten ſtehen, zu verzeichnen, wodurch ſchon eine Ueberſicht des Ganzen gewonnen wird, weitere Erörterungen aber und größere Vereinzelung auf eine zweite Abhandlung zu verſparen. Ich bemerke nur, daß wenn wir gleich von einem Wechſelverhältniß zwiſchen 12
der Gemeinſchaft und dem einzelnen ausgehen, wir dennoch in der Conſtruction der Pflichtenlehre nur den einzelnen als handeln-

des Subject, welches die Pflichtformeln in Anwendung bringen ſoll, betrachten. Dieſes rechtfertigt ſich einerſeits dadurch, daß die abſolute Gemeinſchaft aller in einem beſtimmten Wechſelverhältniß mit jedem einzelnen in jedem Falle noch nicht beſteht, ſondern immer nur wird, und alſo auch nicht als wirklich ſchon einzeln handelndes Subject aufgeführt werden kann, ſondern nur als das welches werden ſoll und auf deſſen Werden gehandelt wird. Andrerſeits rechtfertigt es ſich dadurch, daß untergeordneter und wirklich ſchon beſtehender Geſellſchaften ſittliches Handeln doch immer nur aus dem pflichtmäßigen Handeln aller einzelnen hervorgehn kann, alſo eigner Pflichtformeln nicht bedarf; ſofern aber ſolche Gemeinſchaften andern gegenüber ſelbſt als einzelne erſcheinen, muß auch für ſie gelten was von den natürlichen Perſonen gilt. Hierzu gehört freilich auf der andern Seite als Gegenſtükk auch noch dieſes, daß wenn der einzelne angeſehen wird als in die ſchon beſtehende Gemeinſchaft eintretend, ſein ſittliches Handeln überall nur erſcheint als ein Anknüpfen an das ſchon beſtehende, mithin mehr durch die Gemeinſchaft be-

lein ſofern der ſittliche Wille jedem einzelnen einwohnet in ſeiner Perſon, und jeder als ein ſchon irgendwie gewordener die Ausführung dieſes Willens beginnt auf den Grund ſeiner Ueberzeugung, welche der Ausdrukk iſt ſeiner von allen andern unterſchiedenen ſittlichen Perſon, und jeder nur ſo in die Gemeinſchaft aufgenommen wird: ſo bedingt eben dieſes ein für jeden eigenthümliches von allen aber anzuerkennendes Handeln. Wir nennen vorläufig jenes das univerſelle und dieſes das individuelle Gebiet. In der allgemeinen Pflichtformel ſind beide ineinander geſezt, mithin iſt jedes nur ein ſittliches, wenn es zugleich auf das andere bezogen wird, und es entſtehn uns für dieſe beiden Handlungsweiſen aus der urſprünglichen allgemeinen Pflichtformel zwei beſondere und abgeleitete. Die erſte, *Handle jedesmal gemäß deiner Identität mit andern nur ſo daß du zugleich auf die dir angemeſſene eigenthümliche Weiſe handelſt.* Die Nothwendigkeit dieſer Formel, wenn ein vollkommen ſittliches Handeln zu Stande kommen ſoll, wird ſchon jedem daraus einleuchten, daß ein in Bezug auf die andern vollkommen richtiges Handeln doch als ein relativ leeres alſo unvollkommnes erſcheint, wenn ihm das Gepräge des eigenthümlichen ganz abgeht, indem durch die Forderung auf Uebereinſtimmung, welche die andern machen können, die Art und Weiſe der Handlung doch nie vollkommen beſtimmt wird. Will aber die Geſammtheit ihre Anforderungen bis zu einer gänzlichen Unterdrükkung des eigenthümlichen ſteigern: ſo wird der einzelne nur unvollkommen anerkannt, die Pflichtmäßigkeit iſt von der Geſammtheit verlezt, und das Reſultat iſt eine Mechaniſirung des ganzen Geſammtlebens, wozu das Chineſiſche eine bedeutende Annäherung darſtellte. Die andre Formel lautet ſo, *Handle nie als ein von den andern unterſchiedener, ohne daß deine Uebereinſtimmung mit ihnen in demſelben Handeln mitgeſezt ſei;* denn ohne dieſe Bedingung wäre

aus dem eigenthümlichen Handeln alle Anerkennung der Gemeinſchaft vertilgt, und das Reſultat würde ſein die Verwandlung des ſittlichen in ein völlig licenziöſes Leben.

Der zweite Eintheilungsgrund iſt dieſer. Der urſprüngliche ſittliche Wille des einzelnen für ſich betrachtet ſchließt in ſich die Aneignung der ganzen ſittlichen Aufgabe. Indem aber der einzelne die Geſammtheit der handelnden Subjecte, mit denen er ſich in Verbindung findet, anerkennt: ſo ſtiftet er mit ihnen die Gemeinſchaft. Dieſes beides nun, Aneignen und Gemeinſchaftſtiften, iſt in der urſprünglichen Pflichtformel als Eines geſezt. Alſo iſt auch jedes für ſich nur ſittlich in Beziehung auf das andere, und es entſtehen daher durch die beiden Momente des urſprünglichen ſittlichen Willens aus der allgemeinen Pflichtformel zwei beſondere einander ergänzende Formeln. Die erſte, Eigne nie anders an, als indem du zugleich in Gemeinſchaft trittſt. Dieſe ſchließt alles egoiſtiſche aus von dem ſittlichen Handeln, und ſchließt den einzelnen ſo ganz in die Gemeinſchaft ein, daß er nie einen Theil der ſittlichen Auf-

dadurch entſtanden ſind daß die allgemeine Naturvoraussezung des ſittlichen Handelns mit in Betrachtung gezogen wurde, eben ſo auch alle anderen nur untergeordnete Entwikklungen von ihnen ſein können entſtehend aus einer nähern Betrachtung der ſittlichen Geſammtaufgabe und ihrer Beziehung auf jene Vorausſezung; dies kann vorläufig bis auf nähere Erörterung einigermaßen geprüft werden, theils wenn wir auf unſere anfängliche Fiction zurükkgehen, und unſere Formeln mit ihr vergleichend finden daß ſie nichts anderes ſind als die Vertheilung derſelben Momente auf die Geſammtheit der einzelnen, von denen bei dem Einen die vollkommene Löſung der ſittlichen Aufgabe abhing. Theils wird auch daſſelbe erhellen, wenn man betrachtet, wie die beiden Eintheilungsgründe einander ſchneiden, ſo daß es giebt ein univerſelles Gemeinſchaftbilden und ein eben ſolches Aneignen, ſo wie auch ein eigenthümliches Aneignen und ein eben ſolches Gemeinſchaftbilden. Die beiden Gemeinſchaftsgebiete ſind die des Rechtes und der Liebe, die beiden Aneignungsgebiete ſind die des Berufs und des Gewiſſens; lezteres auf beſondere Weiſe ſo genannt, weil in der Aneignung in Bezug auf die Eigenthümlichkeit das urſprüngliche Verhältniß des einzelnen zur Geſammtheit der ſittlichen Aufgabe wiederkehrt, und alſo über die Pflichtmäßigkeit im einzelnen dieſes Gebietes nichts anderes entſcheiden kann als dieſelbe ſubjective Ueberzeugung. Dieſe Gebiete bedingen einander gegenſeitig; und die Bezugnahme auf alle übrigen, indem man vorzüglich für eines von ihnen handelt, muß die Sicherheit geben daß keine Colliſionen entſtehen können. Wir wollen daher ſagen, der Ausdrukk, **Begieb dich unter kein Recht ohne dir einen Beruf ſicher zu ſtellen und ohne dir das Gebiet des Gewiſſens vorzubehalten**, ſei die allgemeine colliſionsfreie Formel der Rechtspflicht; die gleiche aber für die Liebespflicht laute ſo, **Gehe keine Gemeinſchaft der Liebe ein, als nur indem du dir das**

Ausdrucke in dem angegebenen Sinne genau gewiß enthalten ſein.

X.

Ueber den Unterſchied zwiſchen Naturgeſez und Sittengeſez.

Geleſen am 6. Januar 1825.

Eine vereinzelte Unterſuchung, wie die hier angekündigte, welche damit beginnt, zwei Begriffe aus ihrem natürlichen Ort herauszureißen, den hier der eine in der Naturwiſſenſchaft hat, der andere in der Sittenlehre, um ſie vergleichend neben einander zu ſtellen, iſt immer ſchon wegen des Scheines von Willkühr mißlich; und ſoll überhaupt etwas dadurch erreicht werden, ſo iſt es nothwendig daß gleich von vorne herein die Abſicht des Verfahrens beſtimmt dargelegt werde. In dem gegenwärtigen Falle ſind nur zwei Abſichten denkbar. Entweder, da beide Begriffe unter dem höheren des Geſezes als Arten oder Anwendungen zuſammengefaßt ſind, kann die Unterſuchung auf dieſes höhere, auf die Beſtimmung ſeines Umfanges und die Eintheilung deſſelben gerichtet ſein, welches aber hier nicht der Fall iſt; oder ſie muß das Verhältniß der untergeordneten Begriffe zu den wiſſenſchaftlichen Gebieten, denen ſie angehören, feſtſtellen wollen. Von dieſen aber habe ich es, wie ich denn überhaupt mit meinen Studien der Naturwiſſenſchaft weniger angehöre, eigentlich nur mit

der Sittenlehre zu thun, und möchte etwas beitragen, um durch Vergleichung mit dem entſprechenden naturwiſſenſchaftlichen Ausdrukk Naturgeſez die Bedeutung des Begriffes Sittengeſez für die Sittenlehre genauer zu beſtimmen.

Es iſt eine alte wiſſenſchaftliche Form, Naturwiſſenſchaft und Sittenlehre einander zu coordiniren und alſo entgegenzuſtellen; ſie iſt ſo alt als die Eintheilung aller Wiſſenſchaft in Logik, oder nach dem ältern Sprachgebrauch Dialektik *), Phyſik und Ethik. Denn in dieſer iſt offenbar, daß die beiden lezteren ſich zur erſteren verhalten ſollen, eine wie die andere, nicht aber etwa auch Logik und Phyſik zur Ethik eine wie die andere, oder umgekehrt Logik und Ethik zur Phyſik. In der helleniſchen Philoſophie aber war in keiner von beiden Wiſſenſchaften eigentlich von Geſezen die Rede; theils aber wurden übrigens beide in gleicher Form behandelt, theils auch nicht. Namentlich, um bei den beiden Weltweiſen ſtehen zu bleiben, welche auf die ſpäteren Formationen den bedeutendſten Einfluß ausgeübt haben, gilt dies von Platon und Ariſtoteles. So behandelte Platon beide Wiſſen-

somit zu einem eigenen bestimmten Einfluß auf die Behandlung der Wissenschaft ist dieser Begriff damals nicht gekommen, und zwar in der Naturwissenschaft eben so wenig als in der Ethik, sondern dies blieb der neueren Zeit vorbehalten. Denn wenn gleich bei den Stoikern der Begriff der Pflicht — so fern es überhaupt richtig ist ihr κατόρθωμα und καθῆκον unter diesem Ausdrukk zusammenzufassen — eine größere Rolle spielte: so war es doch wieder nur die Idee des Guten, woraus die Pflichten abgeleitet wurden, und nicht eigentlich der Begriff des Gesezes. In der neueren Zeit hingegen finden wir diesen Begriff in beiden Wissenschaften in einem ganz andern Sinne vorherrschend und die Form derselben bestimmend, indem beide, Ethik und Physik, nach nichts anderem zu streben scheinen als nach einem System von Gesezen. Aber sobald dies recht zum Bewußtsein gekommen war, wurde auch festgestellt, daß der Begriff Gesez in 17
dem Ausdrukk Naturgesez etwas anderes bedeute, also nicht derselbe sei, als in dem Ausdrukk Sittengesez; und der Einfluß, den dieses seit Kant und Fichte auf die ganze Gestaltung der Sittenlehre gehabt hat, hat mich vornehmlich zu der gegenwärtigen Untersuchung angeregt. Nun kann man freilich sagen, die hier bezeichneten Formen der Philosophie, die Kantische und Fichtische, seien schon lange antiquirt, und also sei auch weder die eine noch die andere von beiden Sittenlehren als die einzige oder auch nur vorzüglich geltende anzusehn; neuere Gestaltungen aber würden schon von selbst den Begriff des Gesezes wieder mehr zurükktreten lassen, und somit auch jenem Gegensaz zwischen Naturgesez und Sittengesez keine so große Bedeutung einräumen. Mögen diese neuen Formen der Ethik auf das trefflichste gerathen; meine Meinung ist weder ihnen vorgreifend zum Vortheil der einen Methode und zum Nachtheil einer andern zu entscheiden, noch überhaupt zur bessern Gestaltung dieser Wissenschaft selbst durch die gegenwärtige Untersuchung etwas eignes beizutragen. Meine Untersuchung ist vielmehr nur rükwärts gewendet, und ich will

nur kritiſch und geſchichtlich jene Formen der Sittenlehre würdigen helfen, welche, daß ich ſo ſage, auf der Centralität des Begriffes Sittengeſez beruhen.

Die Ausdrükke Naturgeſez und Sittengeſez ſcheinen freilich ſchon durch ihre ſprachliche Zuſammenſezung ſich einer genauen Beziehung auf einander verweigern zu wollen: denn was bilden wol Natur und Sitte für einen Gegenſaz? Allein eine ſolche Kritik halten wol wenig wiſſenſchaftliche Terminologien aus; und um dieſe beiden Ausdrükke gleichmäßiger zu machen, dürfen wir ja nur, da beides ſo oft als gleich bedeutend gebraucht worden iſt, Sittengeſez verwandeln in Vernunftgeſez, wobei nur zu bevorworten iſt daß hier lediglich von dem was man praktiſche Vernunft genannt hat vorläufig die Rede ſein kann; Vernunftgeſez alſo, mit Ausſchluß der logiſchen oder anderweitig theoretiſchen Vernunftgeſeze, zu verſtehen iſt. Dann ſind unſere Ausdrükke auf den Gegenſaz Natur und Vernunft zurükkgeführt, der noch immer häufig genug gebraucht wird, um hier keiner beſonderen Feſtſtellung zu bedürfen. Nun ſollen aber beide Ausdrükke

aufwerfen möchte, welche von dieſen beiden Bedeutungen wol die richtigere oder wenigſtens urſprünglichere ſei, erſcheint zwar ganz grammatiſch; wir können ſie aber doch nicht umgehen, weil ſie mit einem Hauptpunkt unſerer Unterſuchung zuſammenhängt, nämlich mit jenem Sollen, welches auf dem Gebiet der rationalen Sittenlehre, wie ſehr wir auch ſchon daran gewöhnt ſind, doch immer etwas geheimnißvolles und unerklärliches an ſich hat.

Das Sollen nämlich geht urſprünglich immer auf eine Anrede zurükk; es ſezt einen gebietenden voraus und einen gehorchenden, und ſpricht eine Anmuthung des erſten an den lezten aus. Denn der gehorchende ſagt, Ich ſoll, wenn der Gebietende ihm etwas angemuthet hat, und er ſagt dieſes ohne Rükkſicht darauf ob er ſelbſt das angemuthete zu thun gedenkt oder nicht, niemals aber ohne die genaueſte Beziehung auf ein dem anmuthenden beiwohnendes beſtimmtes Recht. Wer ſoll nun aber in dieſem ſittlichen Sollen der anredende ſein, und wer der angeredete? Mancherlei zu dieſem Behuf gebrauchte Gegenſäze treten uns hier vor Augen, aber keiner will ſich recht angemeſſen zeigen. Die praktiſche Vernunft oder das obere Begehrungsvermögen redet an; dann aber muß angeredet werden das untere Begehrungsvermögen oder die Sinnlichkeit, aber dann auch ihr nichts zugemuthet, was ſie nicht wirklich vollziehen kann. Kann aber wol die Sinnlichkeit darauf angeredet werden zu vollziehen was z. B. in dem kantiſchen kategoriſchen Imperativ enthalten iſt? Unmöglich. Denn in ihr liegt kein Trieb auf allgemein geſezmäßiges, ja auch nicht einmal ein Urtheil darüber, ob etwas, was ſie wirklich vollziehen kann, dem geſezmäßigen widerſpreche oder nicht. Ja ſie vernimmt überhaupt ſchon nicht das bloße Wort, ſondern es giebt mit ihr keine andere Sprache als die der Empfindung oder des Reizes ſei es in der unmittelbaren Gegenwart oder in Furcht und Hoffnung. Eben ſo iſt es mit dem 19.
fichteſchen Princip der Sittlichkeit, ſowol dem formalen Ausdrukk deſſelben, ſich die abſolute Selbſtändigkeit zum Geſez zu machen,

als auch dem realen, die Dinge gemäß ihrer Beſtimmung zu behandeln. Denn die Sinnlichkeit beſteht nur in der Wechſelwirkung, und hat überall keine Selbſtändigkeit, noch auch kennt ſie eine andere Beſtimmung der Dinge als deren Beziehung auf ſie ſelbſt. Oder ſoll die Vernunft anreden, und das obere Begehrungsvermögen angeredet werden? Denn man hat beide auch irgendwie unterſchieden, und wir wollen gern zufrieden ſein, wenn wir unſerm Sollen zu Liebe auch nur einen halb eingebildeten Unterſchied herausbringen. Will man aber beide unterſcheiden: ſo muß doch die praktiſche Vernunft nicht begehren, ſofern ſie nicht ſoll das Begehrungsvermögen ſein. Im Ausſprechen des Sollens aber begehrt ſie, denn das Anmuthen iſt doch ein Begehren; und man kann nicht ſagen daß ſie als nichtbegehrend von ſich ſelbſt als begehrendes etwas begehrte. Oder iſt es die Vernunft überhaupt und an ſich, welche anmuthet der Vernunft des einzelnen? wenn anders dies nicht ſchon ein Unterſchied gar nicht mehr iſt, ſondern nur ſcheint. Aber wenn es auch einer iſt: ſo ſpricht doch der einzelne die Pflicht aus in ſich ſelbſt für ſich ſelbſt, und das Vernehmen ſelbſt etwas zu thun, iſt nur

gleich nur verſchiedener Momente, der wiſſenſchaftliche wäre der gebietende und der handelnde der gehorchende, und das Sollen ſpräche eigentlich aus, daß, wenn in einem thätigen Augenblikk der Willensact der Vernunft nicht dieſem Zuſammenhange entſpräche, er falſch ſein würde. Hiegegen iſt nur einzuwenden, daß das ſittliche Verhältniß derer, die auf einen wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang zurükkgehn, durchaus nicht unterſchieden wird von dem ſittlichen Verhältniß derer, welche von einem ſolchen gar nichts wiſſen. Ja auch diejenigen, denen dieſer Zuſammenhang zugänglich iſt, gehn doch im Augenblikk des Entſchluſſes und der That nicht auf ihn zurükk, ſondern das Soll, was ſie in ſich vernehmen, bezieht den jedesmaligen einzelnen Fall auf ein mehr oder minder allgemeines oder beſonderes, immer aber als einzeln gedachtes Gebot, ohne dieſes als Glied eines allgemeinen Zuſammenhanges vorzuſtellen. Alſo kann auch dies die Bedeutung dieſes ſittlichen Solls nicht ſein.

Dieſe gar nicht leicht zu überwindenden Schwierigkeiten führen ganz natürlich darauf, zu fragen, woher doch eigentlich dieſes Soll uns entſtanden iſt mit dem Geſez zuſammen in der Sittenlehre. Zuerſt kennen wir das Sollen in dem Gebiet des häuslichen und bürgerlichen Lebens; es iſt der Ausdrukk, durch welchen einer in dem andern einen Willen hervorruft, welcher vor dem Soll gar nicht vorausgeſezt wird: der gehorchende erkennt aber an dem Soll den Willen des gebietenden, und was alſo allerdings vorausgeſezt wird in dem angeredeten, das iſt ſein allgemeiner Wille zu gehorchen. Mit dem Geſez als dem Willen des gebietenden hängt alſo hier allerdings das Soll zuſammen, keineswegs aber etwa mit der Strafe. Vielmehr wenn man zu Flucht zur Strafe nehmen muß: ſo verliert das Soll ſeine Kraft, und man ſagt dann richtiger, Du mußt dieſes thun, ſonſt wird dir jenes begegnen. Man kann ſich auch denken in einem Gemeinweſen alle einzelnen ſo bereitwillig dem allgemeinen Willen nachgekommen, daß keine Androhung von Strafen nöthig iſt

den Geſezen hinzuzufügen, aber doch wird ihnen das Soll anhängen als Zeichen des willenbeſtimmenden Anſehns. Es läßt ſich allerdings noch eine höhere Stufe denken, auf welcher, weil der Wille nicht erſt beſtimmt zu werden braucht, auch das Soll, aber dann mit dem Soll zugleich auch das Geſez verſchwindet, wenn nämlich zu der allgemeinen Bereitwilligkeit noch eine eben ſo allgemeine richtige Einſicht in das allgemeine Wohl hinzukommt, ſo daß nur die vorhandenen Umſtände dargelegt zu werden brauchen, um einen gleichmäßigen Beſchluß aller einzelnen hervorzurufen. Was alſo hier das Soll bedeutet auf dem Gebiet poſitiver Willensbeſtimmungen, das iſt klar. In der jüdiſchen Geſezgebung aber war der theokratiſchen Verfaſſung gemäß
21 das allgemein menſchliche mit dem beſonderen *bürgerlichen* und religiöſen gemiſcht, wie es auch nothwendig war für ein *Volk*, welches ſo lange in einem Zuſtande gänzlicher Unterdrükkung des Gefühls für das allgemein menſchliche gelebt hatte, daß es nur zu geneigt ſein konnte alles für erlaubt zu halten. Der göttliche Wille wird hier gedacht wie der oberherrliche, einen Willen

ſtehen, ſo drükke ich ihn durch Soll aus, weil alle andere mir daſſelbe anmuthen können, ſo gut als ich ihnen. Dieſes angenommen, wird man nun wol ſagen können, daß auf dem ſittlichen Gebiet Geſez und Sollen genau mit einander verbunden ſind, indem auch das Soll nichts anders ausſagt als die Allgemeinheit der ſittlichen Beſtimmung. Ob nun aber alles ſittliche unter dieſer Form ausgeſprochen werden kann, das wäre eine andere Frage. Denn jeder Entſchluß, der als ein rein individueller entſteht, kommt nicht mit dieſem Soll zum Bewußtſein, ſondern als ein eigenthümlicher aber vernunftmäßiger Wille, und nur die zweite Frage, in wiefern einem ſolchen ohne Soll auftretenden auf ein ſogenanntes erlaubtes gehenden Willen gefolgt werden darf, läßt ſich wieder auf ein Geſez zurükkführen. Und dies wäre dann freilich ein Unterſchied zwiſchen Naturgeſez und praktiſchem Vernunftgeſez, daß alles natürliche, wie es geſchieht, ſich auf Geſeze zurükkführen läßt, vermöge deren es geſchieht, nicht aber im Gebiet der praktiſchen Vernunft alles auf ſolche Geſeze, vermöge deren es geſchehen ſoll; nur ganz ein anderer Unterſchied iſt dies, als der gewöhnlich angenommene.

Ehe wir aber dieſen näher betrachten, entſteht uns noch die 22
Frage, wie es damit ſteht, daß die ſittlichen Formeln, um ſie von andern auch mit dem Soll behafteten auf demſelben Gebiet auftretenden Geſezen oder Imperativen zu unterſcheiden, kategoriſche genannt werden, die andern aber hypothetiſche. Zunächſt würde man nun nach der kantiſchen Tafel verſucht zu beiden noch einen dritten aufzuſuchen, deſſen er aber nirgends erwähnt, nämlich den disjunctiven, welcher lauten müßte Du ſollſt entweder dieſes thun oder jenes. Die hypothetiſchen Imperative aber theilt Kant wieder in ſolche die als praktiſche Principien aſſertoriſch, und in ſolche die nur problematiſch ſind, wogegen der kategoriſche Imperativ apodiktiſch iſt. Doch geſteht er ſelbſt zu, daß beide zuſammenfallen würden, wenn die Klugheit auf einen richtigen Begriff leicht zu bringen wäre. Wenn aber nun alle beſagten Re-

geln hypothetiſche Imperative ſind, weil unentſchieden bleibt, ob die Abſicht, zu welcher ſie gebraucht werden, gut iſt: ſo muß der kategoriſche Imperativ ebenfalls hypothetiſch bleiben, wenn man nicht darauf zurükkgehn will, daß der Begriff des Guten vor Aufſtellung der ſittlichen Geſeze beſtimmt ſein muß. Denn ſonſt iſt noch nicht entſchieden, ob vernunftmäßig handeln wollen gut iſt; und das Gebot dazu kann demnach nie anders lauten als ſo, Wenn du vernünftig ſein willſt, ſo handle ſo. Nehmen wir aber an, daß natürlich alle verſchiedenen Methoden und Style einer Kunſt in ihren Verhältniſſen zu einander einer Conſtruction fähig ſein müſſen, und in dieſer angeſchaut ein Ganzes bilden, ſo daß jeder, der etwas tüchtiges hervorbringen will, nach einer von dieſen verfahren muß: ſo wird offenbar in dieſem Fall der techniſche Imperativ ein disjunctiver, und dieſe Lükke wäre demnach ausgefüllt. Vergleichen wir nun hier mit dem individuellen ſittlichen Handeln das einzelne, und denken uns, wie kaum anders möglich, wenn wir die menſchliche Natur als Gattung betrachten, die verſchiedenen Geſtaltungen der Intelligenz innerhalb derſelben auch als einen Cyclus: ſo ergiebt ſich von ſelbſt das

eine wiſſenſchaftliche Baſis zu werden, weil ſie nichts darbietet zwiſchen der Einheit des Princips und der Unendlichkeit einzelner Fälle der Anwendung, alſo die Vielheit gar nicht geſtalten kann; und nur das disjunctive iſt auch bei Kant das Princip aller wiſſenſchaftlichen Zuſammenſtellung der Vielheit. Der kategoriſche Imperativ kommt alſo erſt zur Klarheit des Bewußtſeins, wenn er hypothetiſch wird. Nur indem das Dilemma aufgeſtellt wird, Entweder vernünftig ſein und ſo handeln, oder nicht ſo und unvernünftig, wird das Sittengeſez nach Kants Ausdrukk pragmatiſch, welcher Ausdrukk in der That weit mehr ſagen will als jener, wenn gleich Kant ihn nur für den untergeordneten conſulativen Imperativ der Klugheit aufbewahrt. Denn das Soll, ſobald es ſich nicht mehr auf eine äußere Autorität gründet, kann nur wie ein Zauber erſcheinen, wenn es nicht jenen aſſertoriſchen Character annimmt, Weil du vernünftig ſein willſt, ſo handle alſo. Der kategoriſche Imperativ iſt dem gemäß nur die bewußtloſe unentwikkelte Form des Sittengeſezes, und bekommt erſt eine praktiſche Realität und eine wiſſenſchaftliche Tractabilität, wenn er ſich in den hypothetiſchen und disjunctiven entwikkelt.

Doch dieſes war nur beiläufig; aber wie ſteht es nun um den durch ein entgegengeſeztes Verhältniß beider zum Sein begründeten Gegenſaz zwiſchen Sittengeſez und Naturgeſez? Beſteht — denn darauf laufen die kantiſchen und fichtiſchen Erklärungen hinaus — beſteht die abſolute Gültigkeit des Sittengeſezes darin, daß es immer gelten würde, wenn auch niemals geſchähe was es gebietet, weil ja doch das Soll deſſelben beſteht, auch wenn ihm ein Sein gar nicht anhängt, die abſolute Gültigkeit des Naturgeſezes hingegen darin, daß immer geſchehen muß was darin ausgeſagt iſt? Was das erſte betrifft, ſo iſt allerdings wahr daß die Gültigkeit des Geſezes nicht abhängt von der Vollſtändigkeit ſeiner Ausführung; ja es iſt der richtige Ausdrukk für unſere Annahme des Geſezes, daß, ohnerachtet wir keine einzige menſchliche Handlung für ſchlechthin vollkommen

also ganz dem Gesez entsprechend erkennen, die Gültigkeit des
24 Gesezes dadurch dennoch gar nicht leidet. Allein auf der andern Seite muß doch immer etwas vermöge des Gesezes geschehen, sonst wäre es auch kein Gesez. Denn wenn wir auf den Prototyp des Sollens, nämlich das bürgerliche Gesez zurükkgehn: würde wol jemand sagen, das sei wirklich ein Gesez, was zwar ausgesprochen sei als solches, aber niemand mache auch nur die geringste Anstalt dem Gesez zu gehorchen? Gewiß würden wir verneinen, aber dann auch hinzufügen, der Gesezgeber sei auch keine Obrigkeit mehr, weil seine Ausspruche nicht anerkannt werden, und das ganze Verhältniß nur im Anerkennen bestehe. Werden wir nun nicht auf dieselbe Art auch vom Sittengesez sagen müssen, Wenn in keinem Menschen die geringsten Anstalten gemacht würden demselben zu gehorchen, und das, was Kant die Achtung für das Gesez nennt, gar nicht vorhanden wäre; denn diese ist doch immer schon ein wenn gleich unendlich kleiner Anfang des Gehorchens: so wäre auch das Sittengesez kein Gesez, sondern nur ein theoretischer Saz, von welchem man sagen könnte,

Wol nur, wenn man bei der äußern Vollbringung der Handlungen ſtehen bleibt; dieſe aber ſind auf der einen Seite gar nicht Producte des Geſezes oder des Willens allein, auf der andern Seite iſt aber doch immer, wenn nur irgend das Geſez dabei mit eingetreten iſt, auch etwas in ihnen, was rein dem Geſez gemäß geſchieht. Denn wird überhaupt nur auf das Geſez bezogen: ſo wird auch entweder dem Geſez gemäß gewollt, oder das Gegentheil wird nur unter der Form des Unrechtes gewollt; und auch das geſchieht dann dem Geſez gemäß. Wird aber dem Geſez gemäß gewollt: ſo iſt nothwendig auch in der erſcheinenden Handlung etwas, wodurch das Geſez repräſentirt wird. Eben dieſes aber iſt ja ein Sein, es iſt die innerſte Beſtimmtheit des Ich, und aus unſerm Geſichtspunkt weit mehr ein Sein als die äußere That und was aus derſelben hervorgeht; denn die beſtimmende Kraft der Geſinnung iſt das eigentliche und urſprüngliche ſittliche Sein, wodurch allein jede erſcheinende That, ſie ſei nun vollkommner oder unvollkommner, an der Sittlichkeit Theil nimmt. Ja wenn man auch bei dem ohnſtreitig dürftigern Ausdrukke der ſich ſelbſt ſezenden Selbſtthätigkeit oder der Geſezmäßigkeit um des Geſezes willen ſtehen bleibt, was freilich in einer Hinſicht etwas leeres iſt, weil daraus niemals eine beſtimmte Handlung hervorgehen kann, ſo iſt doch auch dann die Geſinnung in der That das Sein beſtimmend, weil ſie den Verlauf jeder Thätigkeit hemmt, welche der Geſezmäßigkeit und der Selbſtthätigkeit ſchlechthin etwa zuwider wäre. Das Geſez iſt alſo nur Geſez, inſofern es auch ein Sein beſtimmt, und nicht als ein bloßes Sollen, wie denn auch ein ſolches ſtreng genommen gar nicht nachgewieſen werden kann.

Können wir alſo hier auf dem Gebiet des Vernunftgeſezes das Sollen nicht trennen von der Beſtimmung des Seins; iſt die Vernunft nur praktiſch, ſofern ſie zugleich lebendige Kraft iſt: wie wird es nun auf der Seite des Naturgeſezes ſtehn? Werden wir dort dieſes, daß das Geſez wirklich das Sein beſtimmt, ganz

trennen können davon, daß dem Geſez auch ein Sollen anhängt? Freilich, wenn man allein dabei ſtehen bleibt, daß das Sollen eine Anmuthung an den Willen enthält: ſo kann hier von keinem Soll die Rede ſein, weil in der Natur kein Wille geſezt iſt. Alsdann iſt aber durch den Unterſchied, von welchem wir handeln, auch keine Verſchiedenheit zwiſchen Naturgeſez und Vernunftgeſez ausgedrükkt, ſondern nur zwiſchen Natur und Vernunft. Es liegt aber allerdings in dem Sollen, außerdem daß es eine Anmuthung an den Willen ausdrükkt, auch noch dieſes, daß bei derſelben zweifelhaft bleibt, ob der Anmuthung wird Folge geleiſtet werden oder nicht. Wenn wir nun nachweiſen, daß Naturgeſeze auch eine Anmuthung enthalten, wenn gleich freilich an ein willenloſes Sein, aber doch eine ſolche Anmuthung ebenfalls, bei welcher zweifelhaft bleibt, ob ſie wird in Erfüllung gehen oder nicht: dann wäre das Verhältniß zwiſchen Sollen und Seinbeſtimmung in beiderlei Geſezen ſo ſehr daſſelbe, als es bei der Verſchiedenheit von Natur und Vernunft nur möglich iſt. Die
26 Geſeze nun, welche ſich auf die Bewegungen der Weltkörper be-

wirkt haben. Aber wir können dieſes zugeben, ohne dem Eintrag zu thun, was wir hier über das Naturgeſez behaupten möchten. Denn eine Formel für die Bewegung allein als das bloße Maſſenverhältniß iſt doch nur eine abſtracte mathematiſche Formel. Erſt wenn wir aus der Geneſis der Sonne und der Planeten die Maſſen und Raumverhältniſſe ſelbſt begreifen könnten, ſo daß auch alle Veränderungen in den Maſſenverhältniſſen der Weltkörper und in ihrem Verhalten zu ihren Bahnen mit darin begriffen wären, erſt dann würden wir ein wahres Naturgeſez haben auch für die Bewegungen. Aber würde denn dieſes rein zutreffen? Wol nicht leicht; ſondern wenn wir auf dieſe Art ein Bewegungsgeſez für das Sonnenſyſtem an ſich gefunden hätten: ſo würde es doch irgendwie wenn auch auf eine für uns gänzlich unmerkliche Weiſe durch den allgemeinen Zuſammenhang afficirt werden; und wir werden mit Recht ſagen können, es ſolle ſich ſo bewegen, erleide aber bisweilen Perturbationen, und ein Geſez, das ein vollkommener Ausdrukk des Seins wäre, würden wir erſt gefunden haben, wenn wir das ganze Univerſum auf eine Formel bringen könnten. Daſſelbe gilt von den Urſtoffen und den elementariſchen Kräften. In welchem Umfange wir ſie als ein Ganzes begreifen könnten, wenn es nicht das abſolute Ganze wäre, ſo würden wir immer nur ein Geſez haben, nach welchem das Sein ſich nicht vollkommen richtete, und die Abweichung würde uns über jenen Umfang hinaus weiſen; wo wir aber eine ganz zutreffende Formel haben, die wird ſich nur auf ſehr bedingte Factoren beziehen, deren Erſcheinen unter dieſen Bedingungen wir wieder nur als ein zufälliges begreifen, ſo daß kein Sein durch die Formel beſtimmt wird. 27

Doch hierbei länger ſtehen bleiben, daß hieße nur die Frage ins unendliche hinausſchieben, bis wir etwa zu Naturgeſezen gelangen, die dem Begriff beſſer entſprechen. Allein wir haben dergleichen ſchon auf einem andern uns näher liegenden Gebiet, und die uns nur um ſo mehr als wahre Naturgeſeze erſcheinen wer-

den, wenn wir ſie mit jenen vergleichen. Nämlich alle Gattungsbegriffe der verſchiedenen Formen des individuellen Lebens ſind wahre Naturgeſeze. Denn die lebendigen Weſen, die Vegetation mit eingerechnet, entſtehen aus Thätigkeiten und beſtehen in Thätigkeiten, welche ſich immer auf dieſelbe Weiſe entwikkeln; wahre Gattungsbegriffe nun ſollen der vollſtändige Ausdrukk ſein für alles was eine beſtimmte Lebensform conſtituirt an ſich und in ihrer Differenz von andern verwandten, und zwar ſo daß ſie in ihrem Zuſammenhange, den wir auf beſtem Wege ſind immer vollkommner zu begreifen, das Naturgeſez des individuellen Lebens auf unſerm ganzen Weltkörper ausdrükken. Weiter hinabzuſteigen bis z. B. auch auf die Formen der Kryſtalliſation, deren allerdings jede auch nur begriffen werden kann als eine Entſtehung der Geſtalt aus der Bewegung, werden wir dadurch verhindert, theils, daß hier die Gattungsbegriffe überall auf das dem kryſtalliſirten analoge derbe zurükkweiſen und die bloße Regel der Kryſtalliſation doch nur eine abſtracte Formel ſein würde das Naturgeſez aber ſich auf die Entſtehung und Geſtaltung des ſtar-

Geſez auch ein Sollen an? ſo werden wir ſo viel ebenfalls bejahen müſſen, daß wir das Geſez aufſtellen für das Gebiet, ohne daß in der Aufſtellung zugleich mit gedacht werde daß alles rein und vollkommen nach dem Geſez verlaufe. Denn das Vorkommen von Mißgeburten als Abweichungen des Bildungsprozeſſes, und das Vorkommen von Krankheiten als Abweichungen in dem Verlauf irgend einer Lebensfunction nehmen wir nicht auf in das Geſez ſelbſt, und dieſe Zuſtände verhalten ſich zu dem Naturgeſez, in deſſen Gebiet ſie vorkommen, gerade wie das unſittliche und geſezwidrige ſich verhält zu dem Sittengeſez.

Noch eine Betrachtung, mit welcher wir ſchließen wollen, wird die Identität des Verhaltens beider Begriffe zur vollen Anſchauung bringen. Legen wir die elementariſchen Kräfte und Prozeſſe und den Erdkörper in ſeiner durch die Scheidung des ſtarren und flüſſigen bedingten Ruhe zum Grunde; und können wir dann mit Recht ſagen, hypothetiſch wenigſtens und mehr iſt hier nicht nöthig, mit der Vegetation trete ein neues Princip, nämlich die ſpecifiſche Belebung, in das Leben der Erde, ein Princip welches in einer Mannigfaltigkeit von Formen und Abſtufungen erſcheinend ſich in ſeinem Umfange den chemiſchen Prozeß ſowol als die mit der Bildung der Erde gegebene Geſtaltung unterordnet und beides auf eine individuelle Weiſe fixirt; und fragen wir dann weiter, worin denn das gegründet ſei, was auf dieſem Gebiet als Mißgeburt oder Krankheit angeſehen werden muß, was hier freilich faſt immer ſehr einfach auf Mangel oder Ueberfluß, das heißt auf ein quantitatives Mißverhältniß zurückgeführt werden kann: ſo werden wir doch nur antworten können, Nicht in dem neuen Princip an und für ſich; denn für deſſen reine Wirkſamkeit ſei der Begriff der Vegetation der reine und vollſtändige Ausdruck; ſondern in einem Mangel der Gewalt des neuen Princips über den chemiſchen Prozeß und die mechaniſche Geſtaltung. An dieſem Mangel aber ſcheine zugleich

die zeitliche Beſchränktheit der vegetativen Einzelweſen zu hangen; wenn alſo dieſe vergänglich ſein ſollten, ſo mußte auch jener Mangel mit ſeinen anderweitigen Folgen ſein. Weiter gehend werden wir dann ſagen müſſen, mit der Animaliſation trete abermal ein neues Princip nämlich der ſpecifiſchen Beſeelung ein, welches ſich in ſeiner ganzen Erſtrekkung, wenn gleich nicht überall in gleichem Maaße, ſowol den vegetativen Prozeß als auch das allgemeine Leben unterordnet, und ebenfalls in einer Mannigfaltigkeit von Formen und Abſtufungen erſcheint, welche nun auf die-
29 ſelbe Weiſe Geſeze ſind für die Natur. Und wird nun weiter gefragt, worin denn die auf dieſem Gebiet vorkommenden ſchon weit complicirteren Abweichungen gegründet ſein: ſo werden wir wol auch antworten müſſen, Nicht in dem Princip ſelbſt; denn für dieſes iſt der Begriff des thieriſchen Lebens in der Mannigfaltigkeit ſeiner Formen der reinſte Ausdrukk; ſondern in einem relativen Mangel an Gewalt dieſes Princips über den vegetativen Prozeß ſowol als über das allgemeine Leben, und natürlich wären alſo die Abweichungen auf dieſem Gebiet auch complicir-

Weiſe die Abweichungen, die innerhalb des Gebietes der Animaliſation und der Vegetation vorkommen; aber es entſtänden zugleich neue, welche dem obigen zufolge ihren Grund nicht haben in der Intelligenz ſelbſt, denn für das Weſen und die Wirkſamkeit dieſer ſei das Geſez, welches hier aufgeſtellt werden müſſe, ebenfalls der reine und vollkommene Ausdrukk, ſondern wie oben darin daß der Geiſt eintretend in das irdiſche Daſein ein Quantum werden muß, und als ſolches in einem oſcillirenden Leben im einzelnen unzureichend erſcheint gegen die untergeordneten Functionen. Und wenn gleich dieſes eben ſo hypothetiſch geſezt iſt, wie das woraus es folgt: ſo iſt doch dies gerade dieſelbe Hypotheſe, von der auch diejenigen ausgehen, welche das Sittengeſez als ein reines Sollen beſchreiben; denn ſie ſagen es ſei ein ſolches, weil mit der Vernunft und dem Vernunftgeſez zugleich eine Inſufficienz geſezt ſei. Was alſo folgt, das folgt vermöge eben jener Hypotheſe. Und das Geſez, welches hier neu aufgeſtellt werden muß, ſo daß es die ganze Wirkſamkeit der Intelligenz vollſtändig verzeichnet, wird das wol etwas anderes ſein als das Sittengeſez? und die neuen Abweichungen, in welchen die Begeiſtung unzureichend erſcheint gegen die Beſeelung, werden ſie etwas anderes ſein als das was wir böſe nennen und unſittlich? Schwerlich wird jemand verneinen wollen; es müßte denn einer fragen, wo denn nun der Unterſchied bleibe zwiſchen der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft, und woher denn entſchieden worden daß das hier aufzuſtellende Geſez allein das der praktiſchen Vernunft und nicht beider ſei, oder daß nicht vielleicht ausſchließend das der theoretiſchen hierher gehöre. Oder es möchte mir jemand das Schrekkbild des Wahnſinns vorhalten, und ſagen, dieſer und alles was eine Annäherung dazu bildet, ſei die hier neu aufzuſtellende Abweichung, das böſe aber müſſe einen andern Ort haben. Dem erſten würde ich antworten, da hier nur die Rede ſei von einem neuen Princip für ein Syſtem

von Thätigkeiten: so könne auch die Vernunft hier nur betrachtet werden als praktiſch, das heißt als thätig, und der ganze theoretiſche Vernunftgebrauch gehe doch als Handlung immer vom Willen aus. Dem andern aber würde ich aus demſelben Grunde ſagen, daß von unſerm Standpunkt aus der Wahnſinn und das böſe nicht zwei verſchiedene Oerter haben könne, ſondern jedes ſei auf das andere zurükkzuführen, und jeder Wahnſinn entſtehe nur dadurch, daß die Intelligenz als Wille zu ohnmächtig ſei, um den Angriff einer untergeordneten Potenz auf ihren unmittelbaren Organismus abzuweiſen. Bleibt es alſo bei der Bejahung beider Fragen: ſo ſtimmt auch das hier geſagte vollkommen zuſammen mit dem oben geſagten über die Art, wie das Sittengeſez ſowol ſeinbeſtimmend iſt, als auch ihm ein Sollen anhängt. Hier aber entwikkelt es ſich uns durch eine Steigerung als das höchſte individuelle Naturgeſez aus den niederen. Die Seinsbeſtimmung in demſelben iſt alſo von derſelben Art, und das Sollen iſt auch von derſelben Art, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß erſt mit dem Eintreten der Begeiſtung das

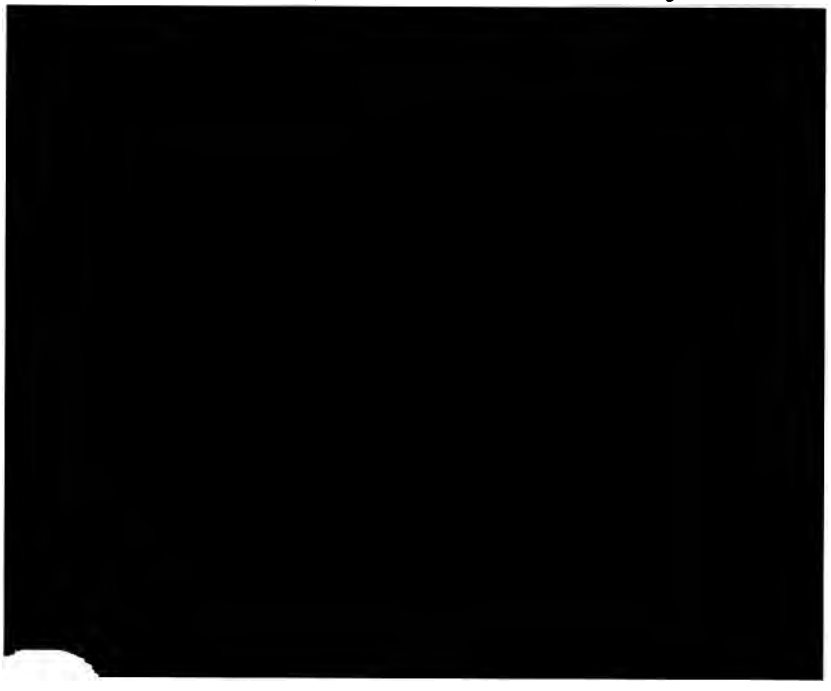
ſelben unmöglich als die Urform angeſehen werden darf, nach welcher die Sittenlehre gebildet werden muß. Sondern die Form der Sittenlehre wird die beſte ſein, in welcher die Intelligenz dargeſtellt wird als aneignend und bildend und ſich ſo in einer eigenen in ſich abgeſchloſſenen Schöpfung offenbarend; ein Typus, welcher nirgend ſo deutlich als bei der platoniſchen Conſtruction zum Grunde liegt, aber nicht zu ſeiner vollkommenen Entfaltung gediehen iſt.

XI.

Ueber den Begriff des Erlaubten.

Geleſen am 29. Junius 1826.

1 Der Zuſammenhang dieſes Begriffs mit dem früher von mir behandelten Begriff der Pflicht iſt ſo genau, daß dieſe Abhandlung nur als eine Erläuterung zu jener angeſehen werden kann. Denn überall ſtellt ſich das erlaubte in die Mitte zwiſchen das



den andern sittlichen Begriffen zu thun. Denn steht er gleich im unmittelbarsten Verhältniß mit dem Pflichtbegriff, so muß er doch eben deshalb auch ein Verhältniß haben zu dem Begriff der Tugend und dem des Guten.

Wenn nun meine vor einiger Zeit mitgetheilte Abhandlung über den Pflichtbegriff *) das Ergebniß aufgestellt hat, daß pflichtmäßig jede solche Handlung sei, welche, indem der Antrieb davon dem Interesse an einem bestimmten sittlichen Gebiet ausgeht, doch zugleich auch das Interesse an der Totalität der sittlichen Aufgabe befriedigt, pflichtwidrig aber dem gemäß nicht nur dasjenige was der sittlichen Totalität oder einer einzelnen sittlichen Richtung widerstreitet ohne im lezten Fall von einer anderen solchen ausgegangen zu sein, weil nämlich der Antrieb bloß sinnlich ist, sondern auch welche Handlung wirklich von einer einzelnen sittlichen Richtung ausgeht, aber so daß sich die Forderung einer andern sittlichen Richtung in dem gegebenen Moment gegen sie erhebt, so daß sie in Beziehung auf diese zur Unzeit geschähe oder im Unmaaß: so fragt sich zunächst, was für Handlungen könnten wol zwischen diesen beiden liegend solche erlaubte sein?

Zweierlei scheinen sich deren zu ergeben. Denn wenn zu einer Handlung zwar der Antrieb ein sinnlicher wäre, aber es erhöbe sich gegen sie keine Klage von irgend einem sittlichen Gebiete aus: so wäre eine solche weder pflichtmäßig, weil der sittliche Antrieb, noch pflichtwidrig, weil der sittliche Einspruch fehlt. Eben so auch zweitens, wenn es möglich wäre daß der Impuls zu einer Handlung ausginge von dem Interesse an der gesamten sittlichen Aufgabe, aber ein einzelnes sittliches Gebiet erhöbe sich dagegen: so läge eine solche auf eine andere Weise zwar zwischen beiden, würde aber doch auch erlaubt zu nennen sein, wenngleich nur als eine Sache der Noth. Der Einspruch nämlich fehlt hier nicht, aber er wird, weil der vollkommene Antrieb da

*) S. den Jahrgang 1824. Philosoph. Aufs. (oben S. 379.)

iſt, überhört. Nur daß dann auch das entgegengeſezte erlaubt ſein muß, nämlich dem Einſpruch als dringend zu folgen und die angeſtrebte Handlung zu unterlaſſen, den Antrieb aber auf einen ſpäteren Moment zu vertröſten. Die Noth aber iſt eben dies daß vorausgeſezt wird daß das ſittlich einzelne und die ſittliche Totalität ſich einander wenn auch nur momentan aufheben. Hieher gehören nun faſt alle die ſo oft angeführten und beleuchteten Fälle von Selbſthülfe in der Noth auf Gefahr eines andern zuzufügenden Unrechtes, ſofern nämlich dabei immer vorausgeſezt wird, man dürfe den Trieb der Selbſterhaltung und die Richtung des Individuums auf die Totalität der ſittlichen Aufgabe als eines und daſſelbe anſehen. Allein die ganze Gegend bleibt, auch dieſes zugegeben, immer verdächtig, indem ja doch ein Widerſpruch in dem Gebiete des rein ſittlichen vorausgeſezt wird, der eigentlich auf keine Weiſe angenommen werden kann, wenigſtens nicht aus dem Standpunkte der angezogenen und hier zum Grunde liegenden Abhandlungen, als welche eine weſentliche Zuſammengehörigkeit alles deſſen, was mit Recht ſittlich ſoll ge-

durch die ihm eben vorliegenden ſittlichen Aufgaben, damit dieſe nicht geſtört werden und ſonach durch wenngleich mannigfaches doch immer einzelnes ſittliches Intereſſe, gegen welches alſo auch ein anderes auftreten kann.

Genau betrachtet alſo würde auch das zweite was ſich uns ergeben hätte, nur eine leere Stelle ſein, und die ſcheinbar dahin gehörigen Fälle wären bei dem erſten unterzubringen, wie denn alle ſinnlichen Motive mehr oder weniger auf die Selbſterhaltung zurükkgehn, die ja auch oft genug als die allgemeine Formel für alle iſt angeſehen worden. Sonach bliebe uns nur das erſte übrig. Erlaubt nämlich wären ſolche Handlungen, bei denen zwar ein ſinnlicher Impuls zum Grunde liegt, aber ein ſolcher, gegen den von keiner Seite der ſittlichen Aufgabe aus proteſtirt wird. Da nun dieſe Proteſtation eben das iſt was einer Handlung das Gepräge der Schuld aufdrükkt: ſo wäre das erlaubte, wie es ſcheint, das unſchuldige, und dann auch umgekehrt. Nämlich was erlaubt iſt, das wäre unſchuldig, weil es als nicht von dem ſittlichen Intereſſe ausgehend auch nicht verdienſtlich ſein kann, und weil nicht im Widerſpruch mit der ſittlichen Aufgabe, auch nicht verwerflich; und das unſchuldige wiederum müßte immer erlaubt ſein, weil es zwar nicht pflichtmäßig iſt ſeinem Urſprunge nach, aber auch nicht pflichtwidrig ſeiner Beſchaffenheit nach. Wir haben nun hiedurch zwar ein neues Merkmal gewonnen, aber keineswegs etwa eine Entſcheidung. Denn wenn man freilich auf der einen Seite ſagen möchte, daß es eine große Menge unſchuldiger menſchlicher Handlungen gebe, könne doch niemand bezweifeln: ſo iſt auf der andern Seite wieder nicht zu läugnen daß dieſe weſentlich der Kindheit angehören, welcher das ſittliche Auge noch nicht geöffnet iſt, und andern ähnlichen Zuſtänden. Es fragt ſich alſo immer noch, ob und auf welche Weiſe es ſolche Handlungen geben könne, welche zwar von einem ſinnlichen Antriebe ausgehen, aber doch keinen Widerſpruch von dem ſittlichen Intereſſe erfahren.

Wenn nun nach dem früher geſagten aus der Totalität aller pflichtmäßigen Handlungen auch alle Güter hervorgehn: ſo könnten alſo alle bloß erlaubte Handlungen an der Hervorbringung irgend eines Gutes keinen Antheil haben, und wären demnach unfruchtbar für das höchſte Gut. Man ſollte daher denken, es könne ſich gegen dieſelben nur in ſo fern kein Widerſpruch von dem ſittlichen Intereſſe aus erheben, als feſtſtände daß zu derſelben Zeit daſſelbe Subject nichts thun könne um das höchſte Gut zu fördern. Eben ſo wenn jede Tugend nichts anderes iſt als die kräftige Wirkſamkeit eines ſittlichen Antriebes, und mithin alle Tugenden in der Geſammtheit der von ſittlichen Antrieben ausgehenden Handlungen vollkommen aufgehen: ſo hätte alſo an allen bloß erlaubten Handlungen, ſo fern ſie *ja* von einem ſinnlichen Antriebe ausgehn, keine Tugend irgend einen Antheil; und auch ſo betrachtet ſollte man denken, die ſittliche Lebenskraft des Individuums müſſe ſich allemal gegen ſolche Handlungen auflehnen und die ſinnlichen Antriebe auch mit dieſen Anſprüchen abweiſen, es müßte denn ſein daß zu derſelben Zeit gar

das Spiel nennen im Gegenſaz gegen den Ernſt oder das Berufsleben: ſo werden wir nicht weit fehlen; vielmehr ſieht jeder leicht, daß alles, was wir mit ſolchen Namen zu bezeichnen pflegen, von denen die es vertheidigen immer nur als erlaubt in Schuz genommen wird, und daß, wo eines oder das andere dieſer Art angefochten wird, die Rechtfertigung des erlaubten immer darauf beruht daß es unſchuldig ſei.

So ſcheint denn dieſer Begriff ein überall in irgend einem Maaß anerkanntes, in den ſchönſten und edelſten Geſtaltungen des menſchlichen Daſeins aber ſo gar weit umfaſſendes und überall zugleich gewiſſermaßen unter ſich zuſammenhängendes Gebiet in unſerm Leben einzunehmen. Je ſtrenger und herber die ganze Form des Lebens, deſto ſeltnere und kürzere Pauſen von ſittlicher Anſtrengung und Mühe, und umgekehrt, wo ſich das Leben in größerer Fülle und Anmuth entfaltet; überall aber ſo oft der Ernſt des Lebens nachläßt, und unſer Beruf (das Wort in ſeinem weiteſten Umfange genommen) feiert, ſo oft wir im Spiel irgend einer Art begriffen ſind, im freien und fröhlichen geſelligen Verkehr, im Genuß irgend einer Kunſt und Schönheit: ſo treiben wir erlaubtes. Im Berufsleben ſoll die volle Zuſtimmung, das beifällige Bewußtſein, daß wir pflichtmäßiges treiben und für das höchſte Gut arbeiten, uns beſtändig begleiten, wie im wachen Zuſtande das beſonnene Selbſtbewußtſein im allgemeinen Sinne des Wortes in jedem Augenblikk jede Thätigkeit begleitet; wenn wir aber in dieſem Zwiſchenraume des Spiels und der Erholung uns befinden, dann ſchläft jenes höhere Bewußtſein; aber es erwacht gleich wieder und ordnet das Leben, ſobald wir wieder in den Zuſtand des Ernſtes und der Pflichterfüllung zurükktreten. Ja auch das verſteht ſich ſchon aus dieſer Analogie, daß wir doch dieſes Gebiet des erlaubten, wenngleich wir dabei nicht von ſittlichen Antrieben ausgehen, keineswegs aller ſittlichen Beurtheilung entziehen. Denn wie es einen [illegible]lichen Schlaf giebt und einen krankhaften, und ſo auch

anmuthige Träume und düſtere und erſchrekkende, und wir gern wachend etwas thun würden, wenn wir nur wüßten was, um dieſen lezten zuvorzukommen und den Schlaf in ſeinen geſunden Typus hinein zu beſchwören: ſo unterſcheiden wir auch in erlaubten Handlungen ein mehr und minder zuträgliches und dem eigentlichen ſittlichen Leben verwandtes, und möchten uns gern immer einen ſittlichen Einfluß bewahren auf den Pulsſchlag in dieſem Schlaf, und auf die Elemente, aus denen dieſe Träume ſich zuſammenſezen; und ſo ſcheidet ſich denn, um auf eine alte Terminologie zurükkzukommen, ein vorgezogenes und ein abgerathenes.

Eine ſolche Analogie wie die hier aufgeſtellte iſt freilich kein Beweis, und es wäre ohnſtreitig zu kühn, aus dem *bisherigen* folgern zu wollen, Spiel und Erholung wären *aus dem Grunde* erlaubt, und das erlaubte ſicher geſtellt, weil es dieſelbe Bewandtniß damit habe wie mit dem Schlaf. Indeſſen, wenn ſie ſich ſonſt nur halten läßt, wäre immer mit der Subſumtion unter ein ſo klares Verhältniß nicht wenig gewonnen, und wir hätten daran eine gute Vorarbeit für die beſtimmtere wiſſenſchaftliche

ment des Erwachens anſchließt, auch auf daſſelbe Motiv zurükkgeführt werden können, das ſittliche käme nur vermöge des nichtſittlichen zur Wirklichkeit, und das Berufsleben wäre mehr dem Schein als der Wahrheit nach von dem Erholungsleben geſchieden, und jeder neue Abſchnitt von jenem, da doch ſein erſtes Motiv in dieſem läge, wäre nur gleichſam eine Epiſode von dieſem. Eine Anſicht, auf welche ſich freilich manche ethiſche Theorie von denen, die man als eudämoniſtiſche bezeichnet hat, zurükkführen läßt, mit welcher aber Pflicht und Tugend als beſtimmte Begriffe für ſich überhaupt nicht, am wenigſten aber ſo wie wir ſie beſtimmt haben, zu vereinigen ſind. Ein anderes wäre es, wenn ſich auch von dieſem Erwachen ſagen ließe, es ſei keine Handlung im eigentlichen Sinne des Wortes, wie dies von dem täglichen Erwachen aus dem Schlafe gilt. Denn alsdann wäre ein Motiv dazu gar nicht zu ſuchen, und es könnte alſo auch die Frage nicht entſtehen, ob dieſes ein ſittliches wäre oder ein ſinnliches. Wir müßten dieſes aufgreifend etwa ſagen, das Erwachen zum Ernſt des Lebens erfolge von ſelbſt, ſobald wieder Stoff gegeben ſei zu pflichtmäßigen Handlungen, ſobald ſich wieder eine Wirkſamkeit aufthue für die einwohnenden Tugenden. Allein hiedurch würden wir, wie mir ſcheint, nur eine Verlegenheit mit einer andern vertauſchen. Denn zwiſchen dem bloßen Vorhandenſein ſolchen Stoffes und dem Anfang einer neuen Reihe von Handlungen iſt kein unmittelbarer Zuſammenhang einzuſehen. Der Stoff muß doch erſt aus einem äußeren ein inneres geworden, er muß als Wahrnehmung oder wenigſtens als Ahndung aufgenommen ſein. Dann aber iſt auch das Erwachen ſelbſt ein ſittlicher Moment; es geht aus von dem Intereſſe an der Geſammtheit der ſittlichen Aufgabe, und niemand wird läugnen können, daß bei gleichem Vorhandenſein des Stoffes derjenige am früheſten erwachen wird, in dem das ſittliche Intereſſe am lebendigſten iſt. Aber ſo wie wir hier angekommen ſind, ſcheint auch der Begriff, den wir beſtimmen wollten, wieder ganz

in Dunſt zu zerfließen. Denn was wollen wir entgegnen, wenn einer ſagt daß bei dem höchſten Grade des ſittlichen Intereſſe gewiß niemand überhaupt erſt einſchlafen könne. Es werde ja wol immer ein kleinſtes von ſittlichem Stoff vorhanden ſein, beſtände es auch nur in Vorbereitungen und Uebungen. Ja wenn auch gar nichts wahrzunehmen ſei, ſo werde jenes lebendigſte Intereſſe doch das Suchen nach ſittlichem Stoff nicht aufgeben können. Dieſes aber gehöre offenbar dem Wachen an, und nicht dem Schlaf; und ſo werde denn eine ſolche Pauſe, welche von den bloß erlaubten Handlungen ausgefüllt werden dürfe, gar nicht eintreten. Dieſe ſeien alſo immer nur eine Folge ſittlicher Unvollkommenheit, ein Mangel an Tugend, mithin pflichtwidrig, weil zu derſelben Zeit ſtatt finden könne jenes offenbar pflichtmäßige Suchen. — Doch unſere Vergleichung bietet uns noch einen andern Ausweg dar. Es könnte nämlich jemand ſagen, wie das Erwachen aus dem Schlaf auch in manchen Fällen wahrhaft eine Handlung ſei, wenn wir uns nämlich von der Nothwendigkeit des Geſchäftes oder von einem ſtarken Entſchluß

hört. — Auch dieſe Darſtellung der Sache aber erklärt das Ende eines ſolchen Zuſtandes nur indem es die Schwierigkeit auf den Anfang zurükkwirft. Denn freilich, wenn eine Pauſe im Berufsleben beſchloſſen wird als eine ſolche, ſo wird ihr Ende ſchon mitbeſchloſſen, und daß ſie dann beendigt wird, iſt dem gemäß eine vollkommen ſittliche Handlung. Aber wenn es wahr iſt daß immer entweder Aufforderung zu pflichtmäßigen Handlungen vorhanden iſt, oder Gelegenheit dazu geſucht werden kann: wie mag denn ein Beſchluß, dieſe Bahn auch nur auf eine kurze Zeit ganz zu verlaſſen, jemals ohne Pflichtwidrigkeit zu Stande kommen? Und hier eben ſcheint uns die Aehnlichkeit mit jenem andern Gebiete ganz zu verlaſſen. Das natürliche Erwachen freilich iſt nicht nur dann, wenn es für einen beſtimmten Zeitpunkt gewollt worden iſt, wirkliche That, ſondern es muß auch in jedem Falle, wenn das thätige Leben wieder beginnen ſoll, erſt durch Beſinnung auf den Geſammtzuſtand That geworden ſein. Ganz ein anderes aber iſt es mit dem Einſchlafen. Dies iſt niemals freie Handlung, ſondern immer nur eine Naturnothwendigkeit, alſo für das geiſtige Lebensgebiet nicht eine That, ſondern nur eine Begebenheit. Wir wehren uns dagegen oft, ſo lange wir nur irgend können, und bezeugen eben dadurch, daß ſo lange wir noch im Stande ſind zu wollen, wir auch die ſittliche Thätigkeit fortſezen wollen und nichts anderes; und eben ſo iſt es mit der Zeit, die wir der Ernährung widmen. Denn wenn wir uns vielleicht in der Regel gegen Hunger und Schlaf nicht bis auf den lezten Augenblikk wehren, und ſomit auch das Einſchlafen freiwillig zu ſein ſcheint: ſo kommt dies theils daher, weil, wenn wir den Kampf zu lange fortſezen wollten, der Preis deſſelben immer ſchon früher verloren gehn würde, indem bei zu großer Anſpannung der Kräfte nichts mehr gefördert wird; theils verbindet ſich mit dieſer Erfahrung die andere, wie viel heilſamer es iſt, wenn auch dieſe unabweisbaren Forderungen der Natur in eine beſtimmte Ordnung gebracht werden. Was alſo hierbei als freiwillig er-

ſcheint, das ruht doch ganz auf der Naturnothwendigkeit, und iſt nur eine Modification derſelben. Das Uebergehen aus dem Pflichtleben in die Erholung hingegen iſt immer und urſprünglich freiwillig. Es giebt dafür gar keine Naturnothwendigkeit, und man kann niemals ſagen, daß die Erholung ſo beſtimmt als Bedürfniß indicirt ſei, wie der Schlaf und die Ernährung es ſind. Zumal einige ſtrenge aber erfahrene Leute kommen und ſagen, daß ſchon die Abwechslung in pflichtmäßigen Handlungen ein hinreichendes Mittel ſei zur Wiederherſtellung der pſychiſchen Naturkräfte. Freiwillig alſo, und ohne daß eine hemmende Naturnothwendigkeit einträte, müſſen wir die pflichtmäßige Thätigkeit, ſei es auch nur für eine Zeit lang, aufgeben; und es fragt ſich, ob dies auf eine pflichtmäßige Weiſe geſchehen, ob ein ſolcher Entſchluß aus dem ſittlichen Intereſſe ſelbſt hervorgehen könne. Es ſei mir erlaubt, hier zu bemerken, daß meine neulich in der Akademie vorgeleſene Abhandlung *) Ueber Platons Anſicht von der richtigen Ausübung der Heilkunſt, denſelben Gegenſtand im Auge hat, und genau genommen, wiewol es nicht ausgeſprochen

einen eben ſolchen Anſpruch auf Erholung — denn was iſt Linderung anders? — der nie kann ſittlich gerechtfertigt werden; und Platons Meinung geht dahin, daß man nicht ſolle die pflichtmäßige Thätigkeit als die eigentliche Lebensbeſtimmung jenem Anſpruch aufopfern, und nie eines bloß erlaubten willen das Gebiet des pflichtmäßigen in immer engeren Grenzen einſchließen, ſo lange es noch möglich iſt es in weiterem Umfange zu erfüllen. Denn daß ein ſolcher Gehorſam gegen den Arzt, wie ſehr dieſer auch ſonſt das Recht habe über die kranken zu herrſchen, doch immer nur etwas erlaubtes ſei, das wird jedem einleuchten. Man kann die platoniſche Widerſezlichkeit rauh finden und eigenſinnig, aber pflichtwidrig wird ſie doch niemand nennen wollen, es müßte denn einer gar keine andere Pflicht gelten laſſen wollen als die der Selbſterhaltung, und dieſe in dem weiteſten Sinne. Iſt nun aber der Ungehorſam nicht pflichtwidrig: ſo kann auch der Gehorſam nicht pflichtmäßig ſein, ſondern nur etwas zwiſchen beiden. Und der dortige Eifer gegen die Weichlichkeit, mit welcher wir in ſolche Erholungskuren eingehen, geht zugleich auf alle Weichlichkeit, mit welcher wir dem erlaubten einen freien Spielraum vergönnen; und den Aerzten ſiad in jener Beziehung alle diejenigen zuzugeſellen, welche der Erholung dienen, und ſich uns einander abwechſelnd zuzuſchieben ſuchen, jeder mit dem Anſpruch, daß wir nun auch um ſeinetwillen unſerm Berufsleben einige Zeit entziehen möchten, deren Verwendung in das was er uns darbietet, uns ſchon irgendwie zu Gute kommen werde in der Zukunft. Wenn man nun bedenkt, wie es in unſerm heutigen Leben eine große keinesweges zu überſehende Klaſſe giebt, für welche ſich in immer nicht unbedeutender Zeit des Jahres das, was ſeinem Gehalte nach nur Erholung ſein kann, ſo zuſammendrängt, daß zwiſchen Vorbereitung und Genuß und neue Vorbereitung kaum ein weniges von ſolcher Thätigkeit, die wirklich von ſittlichen Impulſen ausgeht, gleichſam als Erholung von Erholungen eingeſchoben werden kann: ſo wird auch jener Eifer

minder barokk und unphiloſophiſch erſcheinen, weil er gegen eine Maxime gerichtet iſt, welche, indem ſie allen Ernſt des Lebens bedroht, zugleich auch wenn ſie Erfolg hätte, aller Philoſophie ein Ende machen würde. Darum lobe ich mir für dieſen Gegenſtand einen berühmten Ethiker, wenn ich auch über anderweitige Anwendungen ſeiner Formel nicht überall mit ihm einig werden dürfte, welcher mancherlei Anſprüche, die in ſein Syſtem von Pflichten nicht hinein gehen, damit abweiſet, es ſei alles dergleichen, wozu man keine Zeit haben müſſe; eine Formel, die auch ſchon in jener platoniſchen Diatribe vorkommt.

Und in der That, ohne mich auf die Frage einlaſſen zu wollen, ob alles nicht an ſich pflichtmäßige auf dieſe Weiſe abgewieſen werden kann, ſcheint es nicht ſchwer die Formel ſo zu
11 entwikkeln und zu begründen, daß dadurch wenigſtens auf mittelbare Weiſe die ganze Zeit, welche unſer Begriff ſich angemaßt hatte, wieder für die Pflicht und den Beruf gewonnen wird. Denn wenn wir auch zugeben, es müßten aus irgend einem Grunde Pauſen in dem Berufsleben eintreten, auch außer denen

räumen die Vertreter von dieſen werden, um einer andern außerhalb des ſittlichen Gebietes liegenden Erholung nicht weiter zu bedürfen. Für die lezteren aber giebt es ein Gebiet der Betrachtung, auf welchem ſie ſich ergehen können, ohne den Zuſammenhang mit der pflichtmäßigen Thätigkeit aufzugeben. Wenn ich aus der Abhandlung über den Pflichtbegriff zurükkrufe, wie jede einzelne ſittliche Willensbeſtimmung ein Product iſt von der allgemeinen ſittlichen Richtung des Willens in eine beſtimmte äußere Aufforderung, wird nicht daraus folgen daß alle Unvollkommenheit in der Pflichterfüllung theils auf einer ſchwachen Wirkſamkeit des ſittlichen Impulſes beruhe, theils auf einem Mangel an Fertigkeit die einzelnen Aufforderungen wahrzunehmen? Nun aber giebt es Betrachtungen welche den ſittlichen Antrieben einen neuen Zufluß zuführen, und auch ſolche welche die Aufmerkſamkeit auf den ſittlichen Gehalt und die ſittlichen Bedürfniſſe unſeres Lebenskreiſes zu ſchärfen geeignet ſind. Wer alſo mit ſolchen die geforderte Pauſe ausfüllt, der wird keines Ueberganges zu ſolchen Handlungen bedürfen, zu welchen ſich keine ſittlichen Motive nachweiſen laſſen; denn zur Theilnahme an ſolchen Betrachtungen findet jeder das Motiv in dem Bewußtſein der Unvollkommenheit ſeiner Pflichterfüllung. Ja man könnte ſagen, ſolle es überhaupt einen hinreichenden Grund geben zu 12
ſolchen Pauſen: ſo könne es nur der ſein, daß in einem längeren oder kürzeren Zeitverlauf dieſes Bewußtſein ſo mächtig würde, daß die Aufforderung, ſich zu ſittlich ſtärkenden und belehrenden Betrachtungen hinzuwenden, alle anderen Aufforderungen überwiegt. Sei nun aber dieſe befriedigt: ſo trete auch unmittelbar der gewöhnliche Verlauf der Berufsthätigkeit wieder ein. Hier ſind wir alſo bei einer rigoriſtiſchen Theorie angekommen, welche für alle ſolche Zwiſchenräume keinen andern Inhalt geſtattet als die ſittliche Betrachtung, und deshalb alles was ſich unter dem Vorwande der Erholung als erlaubtes eingeſchlichen hatte, wenn auch die Form nicht gleich zerſchlagen werden kann, doch in einen

ſolchen Inhalt umlenkt. Und da nun die aus der Betrachtung hervorgehende ſittliche Belebung und Reinigung unläugbar eine Vervollkommnung und alſo ein Theil der ſittlichen Aufgabe iſt: ſo kann jedem, der im Begriff wäre ſich dem ſogenannten erlaubten hinzugeben, gezeigt werden daß es in dieſem Augenblikk auch für ihn noch einen Theil der ſittlichen Aufgabe zu realiſiren gäbe, und jeder wäre ohne alle Entſchuldigung, wenn er nicht umlenkte. Auch hat wol jeder dieſen Anzeiger immer in ſich ſelbſt. Denn wer müßte nicht, ſo oft ihm die Aufforderungen zu pflichtmäßigen Handlungen nicht mehr in Fülle zuſtrömen, ſich ſelbſt einer ſichtbaren Abſtumpfung zeihen, welche ihm eine neue Belebung nothwendig macht. Mithin giebt es keinen anderen Wechſel als dieſen, und die Formel, daß wir zu *nichts Zeit haben* ſollen, was nicht pflichtmäßig ſondern nur *erlaubt*, *nicht ſittlich* nothwendig ſondern nur ſittlich möglich ſein will, dafür aber auch nur von ſinnlichen oder wie man auch geſagt hat pathologiſchen Motiven ausgeht, erſcheint vollkommen gerechtfertigt. Vorausgeſezt alſo, das ſei die richtige Vorſtellung von erlaubten

lirten Pflichtbegriff aus gebildet ſind. Nun hängt aber die ganze bisherige Auseinanderſezung von unſerer früheren Behandlung des Pflichtbegriffes ab, und zugleich beruht ſie auf dem ſtrengen Unterſchiede zwiſchen rein ſittlichen Motiven und ſinnlichen oder pathologiſchen; es käme alſo zunächſt auf einen Verſuch an, ob nicht, wo dieſer nicht auf dieſelbe Weiſe anerkannt und jener Begriff anders gefaßt wird, ein milderes und anſprechenderes Ergebniß hervortritt; und man könnte die Frage aufwerfen, ob es nicht, ſtatt den Begriff des erlaubten aufzugeben, richtiger ſein möchte, jenen Unterſchied etwas minder ſcharf zu faſſen und den Begriff der Pflicht irgendwie auf einen engeren Raum zu beſchränken. Der Verſuch wird wol nicht anders ausfallen als ſo. Wenn wir jene Unterſcheidung bei Seite ſtellen, auf welcher der ſtrengere Pflichtbegriff beruht, und vorzüglich zugeben, auch was wir nur von ſinnlichen Bewegungen aus erſtreben, gehöre mit zur Vollſtändigkeit des Lebens: ſo wird doch auch auf dieſem Standpunct jeder der nur überhaupt der Idee der Sittlichkeit eine Wahrheit beilegt, doch damit einverſtanden ſein, daß der Zuſtand der vollkommenſten ſittlichen Selbſtbejahung auch das höchſte Bewußtſein und der höchſte Lebenszuſtand ſei. Soll nun zugleich noch ein Unterſchied zwiſchen innerlich gebotenem und lediglich erlaubtem beſtehen: ſo folgt auch nothwendig, daß jener höchſte Zuſtand nur durch die erſte Thätigkeit herbeigeführt wird, durch die andere aber nicht. Wie ſoll ſich einer aber freiwillig dazu verſtehen, und nicht ſich ſelbſt Unrecht thun, wenn er es thäte aus jenem höchſten Zuſtand in einen niedrigeren überzugehen? zumal uns das niedrigere doch ſchon von der Natur aufgedrungen wird, und dann unſere erſte Sorge iſt, es ſo viel möglich zu veredeln! Wenn ſich alſo nun dieſe, die mehr den Standpunkt der Lebensweisheit feſthalten, mit jenen ſtrengeren bloß rationellen Sittenlehrern vereinigen, und nun noch eine dritte Klaſſe hinzukommt und daſſelbige ſagt, nämlich die ſtrengeren Anhänger einer ſupernaturaliſtiſchen aſcetiſchen Frömmigkeit, als welche ſich

auch nur durch die Naturnothwendigkeit überwältigt auf dem Gebiet der Natur bewegen wollen, ſonſt aber, um mich ihres
14 Ausdrukks zu bedienen, nur das für unſündlich erkennen, nicht etwa was der Gottandächtigkeit nur nicht widerſpricht, ſondern nur das was ihr unmittelbar angehört und von ihr ausgeht: welch ein gefährliches Bündniß gegen unſern Begriff von mehreren, welche ſonſt ſelten Eins ſind! und doch wie natürlich muß es uns erſcheinen, wenn wir nur noch Eine Betrachtung dazu nehmen. Denn jene rein rationellen Moraliſten, denen die Pflicht allein das ſchlechthin heilige iſt, unterſcheiden ſich zwar von den andern beiden weſentlich dadurch daß ſie ſich niemals in dem einen Augenblikk durch die Beziehung auf den andern beſtimmen; dafür aber haben ſie an dem ſich immer gleich bleibenden Gebot einen Beziehungspunkt, von dem ſie ſich niemals können entfernen wollen, ſo lange ſie nicht das Gebot etwa in ein Verbot verwandeln. Die andern beiden, die es weniger ſcheuen auf einen künftigen Moment Rükkſicht zu nehmen, werden jeder auf ſeine Weiſe ſagen — ich will es aber nur in einer Sprachweiſe

mehr jene damals nur als erlaubt unternommene Handlungen als wirksam in dem sittlichen Zusammenhange des Lebens: so war doch das frühere Bewußtsein ebenfalls unvollständig; denn wir sollten sie nicht nur für erlaubt, sondern für pflichtmäßig erkannt haben. Sonach würde also, sobald wir nicht eine unbestimmte Allgemeinheit im Auge haben, sondern von einer bestimmten Handlung die Rede ist, die in bestimmter Zeit vollzogen werden soll oder unterbleiben, das dritte zwischen dem pflichtmäßigen und pflichtwidrigen, welches unser Beweis aufstellen will, auf jeden Fall ausgeschlossen.

Und wie gestaltet sich die Sache, wenn wir auf das Verhältniß unseres problematischen Begriffes zu dem andern für uns außer allem Zweifel gestellten, nämlich zu dem Begriff der Tugend sehen wollen. Schon bei der Tugend im allgemeinen, noch mehr aber wenn wir uns die Tugenden vereinzeln wollen, müssen wir auf zweierlei achten, auf die Stärke und Tüchtigkeit der bestimmten Thätigkeitsform, und auf die Unfehlbarkeit und Ausschließlichkeit ihres Zusammenhanges mit einem sittlichen Antriebe. Mag immerhin der Begriff seiner materiellen Seite nach einer unendlichen Theilbarkeit fähig sein; alle Fertigkeiten sind doch nur in sofern Tugenden, als sie nur durch einen sittlichen Antrieb in Bewegung gesezt werden. Wenn nun die erlaubten Handlungen nur durch solche Thätigkeitsformen verrichtet würden, welche unfähig sind dem sittlichen Antriebe zu folgen: so wäre es nicht möglich, daß sie nicht sollten dem sittlichen Interesse widerstreiten, und also pflichtwidrig sein. Wenn nun aber Thätigkeitsformen, die ihrer Natur nach dem sittlichen Antriebe dienen können, und also auch häufig für ihn in Anspruch genommen werden, in den erlaubten Handlungen einem sinnlichen Impulse dienen: wie sollte es möglich sein, daß dadurch nicht der Zusammenhang dieser Fertigkeiten mit dem sittlichen Antriebe, mithin auch ihr Tugendgehalt geschwächt würde? Betrachten wir nun hier aus den ganzen Umfang des sogenannten Erlo-

lungslebens: ſo finden wir darin eine große Mannigfaltigkeit anmuthiger und zierlicher Fertigkeiten geſchäftig, die wir nicht gerade Tugenden nennen, aber nahe verwandt finden wir ſie den Tugenden, und müſſen faſt von ihnen allen rühmen, daß durch ſie auch die pflichtmäßigen Handlungen, in denen ſich die eigentlichen Tugenden zeigen, erſt ihre höchſte Vollkommenheit erlangen. Iſt nun dieſes nicht zu läugnen, wenn wir an die Meiſterſchaft in der Sprache, an die Anmuth in den Bewegungen, an das ſchöne Maaß in allen Aeußerungen und an ſo vieles andere denken: ſo werden wir doch auch geſtehen müſſen, daß dieſe Eigenſchaften, wenn ſie ſich an den pflichtmäßigen Handlungen finden, dann auch Tugenden ſind, wenn auch nur untergeordnete, weil ſie hier nur durch den ſittlichen Antrieb in Bewegung geſezt werden, welcher der Haupthandlung zum Grunde liegt. Kommen ſie aber vor in dem freien Spiel des geſelligen Verkehrs: dann freilich ſind ſie keine Tugenden, weil der Zuſammenhang mit dem ſittlichen Antriebe fehlt. Wie ſoll aber das beides neben einander hergehen, ohne daß eines dem andern ſchadet? Je we-

es müßte denn ſein daß auch ſie in der That von ſittlichen Antrieben ausgehen.

Sonach iſt nur noch übrig, daß wir dieſe Handlungen in Beziehung ſezen mit dem dritten Begriff, nämlich dem der Güter und Uebel. Hier aber können wir nicht mehr ganz ſo verfahren wie bisher; denn wir haben es nicht mit den einzelnen Handlungen ſelbſt zu thun, ſondern mit dem was aus der Geſammtheit gleichartiger Handlungen hervorgeht. Und hier muß ſich alſo zeigen, ob, wenn wir auf dieſe Weiſe jede Art von erlaubten Handlungen für ſich betrachten, man ſagen kann, daß ſie, im allgemeinen und nur ihrem Inhalte nach angeſehen, in der Mitte ſtehen zwiſchen dem ſittlichen und unſittlichen. So wird es ſich nämlich verhalten, wenn dasjenige, was ſich aus ihnen als ein Ganzes geſtaltet, weder ein Gut iſt noch ein Uebel. Sollte aber dieſes nothwendig entweder ein Gut ſein oder ein Uebel: dann gewiß ſind auch die Handlungen, woraus dieſes hervorgeht, in dem einen Falle ſittlich, in dem andern unſittlich. Nun iſt gewiß, daß ohne die Gewohnheit des Spazierengehens keine ſchöne Gartenkunſt vorhanden wäre, daß ohne die Neigung Muſik in Maſſe zu hören, unſere großen Gattungen tonkünſtleriſcher Production nicht beſtänden, und eben ſo wenig die dramatiſche Kunſt, wenn ſich niemand an ihren Darſtellungen ergözte *). Könnten 17
wir nun wohl dieſe und andere ähnliche ſo große gemeinſchaftliche

*) Sollte jemand einwenden, man könne doch eigentlich nicht ſagen, daß dieſe Künſte aus den angegebenen Handlungen, im ganzen betrachtet, entſtünden: ſo bemerke ich dagegen, daß doch offenbar Muſik hervorbringen und Muſik aufnehmen und ſo auch das übrige beides zuſammengehört, ja weſentlich daſſelbige iſt, und ſich nur verhält wie Spontaneität und Receptivität, und daß daher alle feſtlichen Verſammlungen dieſer Art angeſehen werden können als ein aus Einem Impuls hervorgehendes Ganze, das nur aus in dem angegebenen Verhältniß ungleichartigen Theilen beſteht, in welchem einigen ihrer Beſchaffenheit gemäß obliegt productiv hervorzutreten, den anderen das dargebotene aufzufaſſen und in ſich lebendig zu erhalten.

Werke ganz aus dem ſittlichen Gebiete verweiſen und für ſittlich gleichgültig erklären wollen? oder werden wir nicht immer ſagen müſſen, entweder es ſei eine Unvollkommenheit wenn ſie in einem Volke ganz fehlen, und dann ſind ſie ein Gut, oder es ſei ein Verderben wenn ſie in einem Volke auch nur irgendwie vorhanden ſind, und dann ſind ſie ein Uebel. Sonach muß aber auch in dem einen Falle ſittlich, und alſo irgendwann pflichtmäßig ſein, ſie machen zu helfen, und in dem andern unſittlich und auf alle Weiſe pflichtwidrig, ſie nicht nach allen Kräften zu hindern und zu ſtören. Oder — um noch ein anderes Beiſpiel anzuführen — es könnte jemand ſagen, die Thätigkeit der Gedankenerzeugung ſei nur rein ſittlich, wenn ſie abſichtlich auf etwas beſtimmtes gerichtet entweder das geſchäftige Leben begleitet und dieſem angehört, oder ſich auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft an der Leitung einer ſtrengen Methode entwikkelt; aber Einfälle nicht ſowol zu haben, denn das könnte als unwillkührlich nicht ganz hieher gehören, aber doch ſie auszubilden und mitzutheilen, dieſes könne doch nicht jenem gleichgeſtellt werden, ſondern höch-

werden können, dürfen niemals einem wenn auch noch so un- 18
ſchuldigen doch bloß ſinnlichen Antriebe folgen: ſo auch alles, was aus freien Handlungen gleicher Art zuſammenwächſt, muß entweder ein Gut ſein oder ein Uebel. Sonach würde der Begriff des erlaubten aufgehoben, und ſein Inhalt müßte — wie, das laſſen wir dahin geſtellt ſein — unter die beiden Glieder des Gegenſazes, zwiſchen denen es ſonach kein drittes gäbe, vertheilt werden.

Nachdem ſich nun von allen Seiten her gleichmäßig daſſelbe ergeben hat, kann wol die oft wiederholte Klage, das ſei eben die Krankheit der Theorie, ihren Gegenſtand ſo auf die Spize zu ſtellen, daß ſie ſich ſelbſt dadurch alles Einfluſſes auf die Ausübung beraube, nicht weiter gehört werden; denn hier möchte ſchwerlich eine Wahl ſein. Wenn wir ein ſittlich gleichgültiges zwiſchen einſchieben zwiſchen Gebot und Verbot, und alſo durch die Theorie ſelbſt der Willkühr und dem einzelnen ja augenblicklichen Gutdünken einen Spielraum geſtatten, was der Theorie mehr als alles andere entgegen iſt: ſo geht dieſer Einfluß ebenfalls verloren; aber es möchten überdies von der eigentlich ſittlichen Theorie kaum noch unzuſammenhängende Bruchſtükke übrigbleiben, und ſehr bald alles, was Pflicht auch im ſittlichen Sinne ſein ſoll, auf das Gebiet des äußern Geſezes beſchränkt werden.

Nur das ſind wir freilich ſchuldig zu erklären, wie doch dieſer Begriff, wenn er ſo ganz unſtatthaft iſt, entſtanden ſei und ſich ſo weit verbreitet habe. Dies hat aber auch keine Schwierigkeit, vielmehr führt ſchon das eben geſagte unmittelbar darauf. Das iſt nämlich wol klar, daß der urſprüngliche Siz dieſes Begriffes nicht das Gebiet der Sittlichkeit ſein kann, auf welchem er eben gar nicht ſtatthaft iſt. Er gehört aber in das Gebiet des poſitiven Rechtes und Geſezes; und im bürgerlichen Leben giebt es urſprünglich in eben dieſem Sinne ein erlaubtes, daß es nämlich in der Mitte ſteht zwiſchen dem geſezlichen und dem geſezwidrigen, als dasjenige offenbar, was das Geſez gar nicht

zu ſeinem Gegenſtande gemacht hat. Denn in dem vorbürgerlichen Zuſtand, wo es kein äußerlich gebotenes und verbotenes giebt, giebt es eigentlich auch kein erlaubtes, und nur wir von dem geſezlichen Zuſtande aus werfen die Frage auf, ob dort alles erlaubt ſei. Aber es giebt eben deshalb auch auf jener Stufe wenig individuelle Entwikklung des Willens, ſondern nur eine gleichförmige Art und Weiſe. Mit dem Anfang des bürgerlichen Zuſtandes ſezt das Geſez ſich ſelbſt als Gebot und Verbot, und zugleich erwacht im Gegenſaz der individuelle Wille; beides von einem kleinſten beginnend in fortſchreitender Entwikklung. In demſelben Maaß aber entwikkelt ſich auch dem Geſez gegenüber der Wille des einzelnen und bemächtigt ſich des freigelaſſenen Thätigkeitsſtoffes, und das iſt das Gebiet des erlaubten. Zwar unterſcheidet ſchon der Autor ad Herenn. *) erlaubende Geſezе von nöthigenden Geſezen, und auch bei Cicero **) kommt daſſelbe vor, und hernach eben ſo bei ſpäteren römiſchen Rechtslehrern ***); und wahrſcheinlich iſt die Quelle dieſer Vorſtellung ſchon griechiſch; allein es iſt wol nicht zu bezweifeln, daß Erlaubnißgeſezе

nau genommen keinesweges ſagen, daß in einem Staate das Geſez eigentlich eine erlaubende Macht, folglich in demſelben nichts erlaubt ſei, als was vermöge eines Geſezes erlaubt iſt. Vielmehr werden in dem gewöhnlichen Leben des Staates die Geſezhüter nie in den Fall kommen zu fragen, wer hat dir das erlaubt? ausgenommen da wo ein Verbot beſteht, unter welches die Handlungen hätten ſubſumirt werden ſollen, ſo daß die beſtändige Beziehung des erlaubten auf das verbotene wol nicht bezweifelt werden kann. Nur Barbeyrac*) geht von einer andern allgemeinen Vorausſezung aus, als ob der Geſezgeber genau genommen über alle Handlungen ſeiner angehörigen zu disponiren habe, und alſo in der That nichts anders erlaubt ſei als durch ihn. Allein dies iſt nur für einen ſolchen Zuſtand richtig, in welchem die Obrigkeit im eigentlichſten Sinne eine väterliche Gewalt ausübt, und alſo eine gänzliche Unmündigkeit der Unterthanen vorausgeſezt wird. Wie aber in einem ſolchen Zuſtande allerdings der Gegenſaz zwiſchen dem erlaubten auf der einen Seite und dem gebotenen und verbotenen auf der andern faſt verſchwindet: ſo auch jener andere, daß der freie Wille des einzelnen ſich fortentwikkelnd einzelnes vollbringt, das Geſez hingegen in allgemeinen Acten die Stabilität repräſentirt, d. h. es iſt ein Zuſtand der als geſezlicher erſt ein kleinſter iſt. Wo aber das bürgerliche Leben ſchon auf einer höheren Stufe ſteht, da nimmt der freie Wille der einzelnen immer mehr Material als erlaubt in Beſiz und ruft es auch hervor, und aus dieſem erſt beſtimmt dann, wenn die gemeine Sache es erfordert, das Geſez wiederum einiges als geſezmäßig und geboten, und anderes als verboten und geſezwidrig. Und ſo iſt es natürlich immer ein ſehr gutes Zeichen für einen Staat, wenn ſich in demſelben eine recht große Mannigfaltigkeit von erlaubten Handlungen, als die Hauptmaſſe der gemeinſamen Thätigkeit, geſtaltet. Es iſt das Zeichen von

*) In der Ueberſezung des Grotius B. 1, S. 49, Note 5.

einer erfolgreichen Regſamkeit, und zugleich von einer dem Gemeinwohl ſo zuſagenden Richtung derſelben, daß die Geſezgebung nicht nöthig findet die Aeußerungen des freien Willens der einzelnen durch Verbote zu hemmen oder ihnen durch Gebote ein Gegengewicht zu geben. Hier alſo iſt der eigentliche Siz des erlaubten, und jede Handlung wird ſo genannt, welche, wenn ſie aus dem freien Willen der einzelnen entſpringt, aus dem Geſez nicht kann angefochten werden. Auf dieſem Verhältniß alſo, daß ein handelnder Wille da ſei und ein Geſez außer dem Willen, ruht der Begriff weſentlich; und je mehr dem freien Willen der einzelnen in dieſem Verhältniß überlaſſen iſt, um deſto lieber und kräftiger unterſtüzen ſie auch wieder das Geſez. — In dieſem vom bürgerlichen Geſez frei gelaſſenen Gebiete aber geſtaltet ſich früher oder ſpäter ohnfehlbar wieder ein anderes feſtſtehendes, nämlich das Gebiet der Sitte und der öffentlichen Meinung. Hier finden wir alſo wieder beſtimmte übereinſtimmende Billigung und Mißbilligung, welche wir ausſprechen, wenn wir nach Maaßgabe der Wichtigkeit und der Beſchaffenheit des Gegenſtandes das

außer dem des Rechtsbegriffes liegt, keinen Wohlgefallen haben an einem solchen mitten zwischen dem löblichen und tadelnswerthen inne liegenden. Viel weniger also noch auf dem Gebiete des eigentlichen sittlichen Pflichtbegriffs, wo jede Bestimmung nichts anderes ist als der sich selbst sezende vollständige Wille des einzelnen selbst. Denn eher noch kann jene freie Uebereinstimmung der einzelnen Willen unsicher erscheinen, so daß wir nicht wissen ob wir etwas sollen anständig nennen oder unschicklich, als daß dem einzelnen Willen für sich ähnliches begegnen könnte.

Es scheint daher nothwendig zu folgen, daß wenn man das sittliche Handeln so ansieht wie hier überall vorausgesezt wird, daß nämlich die Vernunft nicht bloß abschlägt oder genehmigt, sondern ursprünglich die Handlungen bildet, alsdann das erlaubte von diesem Gebiet verwiesen werden muß, so daß kein sittlich handelndes Subject eine Handlung zu Stande bringt unter dem Titel einer erlaubten, sondern das erlaubte gehört nur dem Rechtsgebiet an, aber das dort erlaubte thut der sittlich handelnde in jedem einzelnen Fall nur als die Pflicht des Augenblikks, oder unterläßt es, weil er eine andere zu thun hat. Und nur wenn die Vernunft im sittlichen Handeln beschränkt wird auf Gewährung oder Versagung des anderwärts her geforderten, wie dies allerdings der Fall ist, wenn sie nur ein Gesez aufstellt, wonach sie die Tauglichkeit der Maximen beurtheilt, selbst also nichts thut als Recht sprechen; in einer solchen Sittenlehre muß des erlaubten viel aufgestellt werden. So daß die Zulassung dieses Begriffes auf dem sittlichen Gebiet ein charakteristisches Merkmal derjenigen ethischen Systeme ist, welche ich die negativen genannt habe. Wer aber verlangt, es solle sich im sittlichen Menschen alles nur als Organ zur Intelligenz verhalten, der kann jenen Begriff nicht zulassen, sondern muß auch fordern, daß jede Handlung der Idee der Sittlichkeit widerspreche, zu welcher der Impuls nicht von der Intelligenz ausgegangen ist.

Ohne nun hievon das mindeste nachzulassen, kann ich doch

den Sprachgebrauch nicht verdammen wollen, welcher dieſen Ausdrukk nicht rein auf das Gebiet des bürgerlichen Geſezes beſchränken will; und es iſt mir nur noch übrig, die Erweiterungen zu bezeichnen, welche ihm in Uebereinſtimmung mit dem bisherigen geſtattet werden können. Denn zuerſt können wir ja unſer ganzes Sein und Leben im Staat ſo anſehen, daß wir durch eine freie Willensbeſtimmung hineintreten. Wenn dieſe nicht in allen Staaten auf eine ſo bezeichnende und feierliche Weiſe zur Anſchauung gebracht wird, wie in einigen: ſo iſt das eher ein Fehler zu nennen, aber die Sache iſt überall dieſelbe. Was nun von dieſer Willensbeſtimmung gilt, daß nämlich durch dieſelbe eine große Menge von künftigen Handlungen ſchon im voraus beſtimmt ſind, diejenigen aber, von denen dieſes nicht geſagt werden kann, eben die erlaubten ſind, die wir ſchlechthin ſo nennen — ſie ſind es aber eigentlich nur in Bezug auf jene Willensbeſtimmung —: eben das muß gelten von allen Willensbeſtimmungen, durch welche ein dauerndes Verhältniß angeknüpft wird, daß alle nicht durch ſie ſchon im voraus beſtimmten Handlungen in

einem Zuſtande vollkommner ſittlicher Zuſtimmung müſſe befunden haben.

Und was dieſem Gebrauch des Wortes den weiteſten Spielraum eröffnet, das ſind die engen Grenzen, in welche das Sich offenbaren wollen ſelbſt eingeſchloſſen iſt. Wir können den Zuſtand der feſten Ueberzeugung und gänzlichen Zuſtimmung zu unſern Handlungen faſt nur dann in Worte faſſen und mittheilen, wenn wir ſelbſt genöthigt geweſen ſind mit Worten zu rechnen, wenn uns dieſe vollkommne Sicherheit entſtanden iſt durch überwundene Bedenklichkeiten, durch aufgelöſte Zweifel, durch eine wohl abwägende Wahl zwiſchen verſchiedenen Anſprüchen; und dies iſt vielleicht bei den meiſten unſerer freien Handlungen der Fall, aber dieſe ſind dann nicht die begeiſtertſten, nicht die reinſten. Die vollkommenſte Sittlichkeit iſt nur da, wo unſere volle Ueberzeugung ſich gleich, und ohne daß etwas anderes dazwiſchen tritt, der Handlung zuwendet und ſie geſtaltet, und ſolche Handlungen ſind es, auf welche wir auch lange hernach noch mit derſelben Befriedigung ſehen. Von ſolchen Augenblikken aber, die nicht auch innerlich durch Worte vermittelt waren, durch Worte Rechenſchaft zu geben iſt uns nicht verliehen; und ſo müſſen wir oft zufrieden ſein, wenn das Urtheil anderer uns das als etwas wol erlaubtes durchgehen läßt, worin wir ſelbſt uns der ſittlichen Kraft unſeres eigenthümlichen Lebens auf das beſtimmteſte bewußt geworden ſind.

Ueber den Begriff d

Erſte Abha

Geleſen am 17. 2

1 Es iſt, glaube ich, keine gewagte
lehre als Wiſſenſchaft ſich in einen
findet. Die Productivität auf dieſe
und auch das wenige wird wenig
Demohnerachtet kann man nicht ſag
tere Wiſſenſchaft ſchon ſo völlig aus
Grunde der größte Theil des wiſſe
anderen Regionen zuwende. Denn
hindurch auf eine gleichmäßige Weiſe
ches doch keinesweges der Fall iſt.
und auch in der neueren Zeit ſchnell

dieſem Grunde, welche in der Rechtslehre und Tugendlehre als die wirkliche Metaphyſik der Sitten auftrat, vermochte nicht den erſten Erfolg zu unterſtüzen. Fichtes Syſtem der Sittenlehre iſt unter allen Werken dieſes ausgezeichneten Denkers vielleicht das der Form nach vollendetſte; die Wirkung aber, die es hervorgebracht hat, iſt verhältnißmäßig wol die geringſte. Läßt ſich nun doch keineswegs annehmen daß es im allgemeinen an Intereſſe für den Gegenſtand dieſer Wiſſenſchaft fehle; dürfen wir uns vielmehr wol das Zeugniß geben, daß auch in den verworrenſten Zeiten Sittlichkeit und ſittliche Gewißheit nie aufgehört haben als zu unſern wichtigſten Angelegenheiten gehörig auch den Forſchungen derer empfohlen zu ſein, welche berufen ſind überall auf die lezten Gründe zurükzugehen: ſo kann die Schuld eines ſolchen Mißlingens nur in der wiſſenſchaftlichen Behandlung des Gegenſtandes geſucht werden; und am nächſten liegt dann immer die Vermuthung, daß jede Sittenlehre, welche nur in der Form von Pflichtenlehre oder Tugendlehre auftritt, ſei es in einer von beiden allein oder auch daß man beide verbindet, nur eine geringe Befriedigung gewähren könne. Wenn auch wirklich ein Syſtem von Pflichtformeln das ganze Leben umfaßt, ſo daß der Beſizer deſſelben ſich niemals rathlos finden kann oder auch nur unaufgeregt: ſo findet es doch ſeine Anwendung immer nur in den einzelnen Fällen, und hält die Aufmerkſamkeit an dieſen feſt; ein lebendiger Zuſammenhang alles deſſen aber, was von dem vernünftigen Willen oder von der Geſezgebung der Vernunft ausgeht, kommt hiebei nirgend zum Vorſchein. Auch diejenige Pflichtenlehre, wozu ich die erſten Grundlinien in einer früheren Abhandlung aufgezeichnet habe, konnte das was ſie allerdings vorausſezte als die Abzwekkung aller ſittlichen Handlungen, nämlich die ſittliche Aufgabe in ihrem ganzen Umfang zu löſen, in dieſer Form nicht ſo zur Darſtellung bringen, daß dieſer ganze Umfang ausgefüllt vor Augen träte; denn die Natur jenes Begriffes leidet es nicht. Stellt nun gar eine Pflichtenlehre [illegible]

[illegible] Handlungen nirgend aus
pflichtmäßige Handeln einmal durc
liſionen unmöglich geworden ſein
auch in beider Hinſicht mit der T
die ſittliche Vollkommenheit des ha
immer nur in dieſem gefunden.
man von der leeren Dichtung ein
abſtrahirt, theils nur in einem ſehr
geſchloſſen zu ergreifen, theils aber
halb dieſes Raumes doch nicht voll
wo die Tugend ſich zeigt: ſo finde
das Entſtehen eines Entſchluſſes, auf
beſtimmung hingewieſen. In dieſer
würdige und verdienſtliche; verſteht
beſtimmung nicht nur das innere W
die wirkliche Bewegung, den Impuls
den ganzen ſeeliſchen und leiblichen
mit darin enthalten denke. In wie
Thätigkeit das in der Willensbeſtim
ins Leben tritt, das fällt durchaus nic

hervorbringen, ſondern ſich nur in dem Verlauf einer ſchon gefaßten offenbaren. Denn es ſind hier nur zwei Anſichten möglich. Denken wir uns eine Hemmung der verlaufenden Thätigkeit eingetreten oder vorgebildet: ſo iſt auch eine neue Willensbeſtimmung in Beziehung auf dieſelbe zu faſſen, und dann erklären ſich auch dieſe Tugenden auf die obige Weiſe, ſie ſind die Quelle der richtigen Willensbeſtimmungen in Bezug auf eintretende Hemmungen der ſchon beſtehenden ſittlichen Thätigkeit. Faſſen wir aber die Sache anders, und ſagen, dieſe Tugenden verhinderten eben daß Hemmungen gar nicht einträten: ſo ſind ſie dann auch nichts beſonderes für ſich, ſondern nur die Stärke der jedesmaligen urſprünglichen und unterbrochen fortwirkenden Willensbeſtimmung. Ueber dieſe alſo hinaus zum Ergebniß der That, zum Werk, kommen wir mit der Tugend niemals. Iſt aber nun dieſes enge Gebiet aus ſich ſelbſt vollkommen zu verſtehen, ſo daß der handelnde einzelne vollſtändig verſtanden iſt als ſolcher, wenn ſein Tugendzuſtand gegeben wird? Auch dies iſt wol kaum zu bejahen. Denn die Willensbeſtimmung könnte doch nie die ſein welche ſie iſt, wenn die Auffaſſung der Elemente, welche den durch eine Willensbeſtimmung auszufüllenden Moment conſtituiren, eine andere geweſen wäre. Dieſe Auffaſſung hängt freilich zum Theil auch von eigner Willensbeſtimmung ab, und inſofern fällt ſie auch, wiewol dies häufig nicht einmal anerkannt wird, in das Gebiet der Tugend. Eben ſo ſehr aber iſt ſie abhängig von dem Geſammtzuſtand, welcher nicht ohne Mitwirkung anderer entſtanden iſt. Und ſo iſt das unter dieſer Form darſtellbare ſittliche ebenfalls nach beiden Seiten hin abgebrochen und vereinzelt. Wenn nun aber noch die Größe der Tugend abhängt von dem Widerſtand, welchen ſie überwindet; und wenn dieſer keineswegs allein oder auch nur vorzüglich von den äußeren Dingen ausgeht, ſondern bei weitem größtentheils von entgegenſtrebenden menſchlichen Handlungen: ſo muß alſo auch hier, ſoll anders die Tugend ſich herausheben und be-

merklich werden, die große Maſſe des Lebens eben ſo verworren erſcheinen als dort.

Schon dieſes erklärt mir wenigſtens hinreichend jene herrſchende Gleichgültigkeit gegen die wiſſenſchaftliche Sittenlehre. Wie kann man ſich für eine Darſtellung des ſittlichen intereſſiren, die nur fragmentariſche Einzelnheiten aufzuſtellen vermag und worin das ſittliche immerfort durch die Fortdauer des unſittlichen bedingt erſcheint? Wie anders iſt es doch mit der Naturwiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange betrachtet, wie weit ſie auch noch von ihrem Ziele entfernt ſein mag! Denn wenn auch jemand ſagen wollte, das höchſte Ziel, was ſie ſich geſtekkt haben könne, ſei doch nur, unſern Weltkörper und die in ihm waltenden Kräfte im Zuſammenhange mit den noch beſtehenden und den ſchon ausgelebten körperlichen Dingen für die Erkenntniß vollſtändig aufzuſchließen, und dann dieſes als einen Typus zu gebrauchen, um die allgemeine Vorſtellung auch von den andern Weltkörpern mehr zu beleben und näher zu beſtimmen; dieſe insgeſamt aber ſeien ja auch nur einzelnes und abgeriſſenes, von dem uns noch völlig

System der lebendigen körperlichen Dinge gegeben ist, aufzufassen und darzustellen. Auf dem ethischen Gebiet aber ist grade jene schon erwähnte und überall wo nichts als Pflichtenlehre oder Tugendlehre aufgestellt wird unvermeidliche an sich aber höchst unnatürliche Trennung der Handlungsweise und Thätigkeit von dem daraus hervorgehenden Werke das wodurch am meisten alles Interesse an derselben aufgehoben wird. Kommt doch das meiste von dem was in der menschlichen Welt geschieht, und auch unser Leben bedingt und bestimmt, nicht durch unsere und anderer einzelner sittliche Willensbestimmungen und pflichtmäßiges Handeln zu Stande, sondern auf eine andere Weise: so kann man den Vorsaz, sich aller Versuche die Regeln des sittlichen Handelns wissenschaftlich zu begründen und zusammenzustellen lieber ganz zu enthalten, nicht füglich ungünstiger beurtheilen, als jenes ähnliche, daß nicht wenige Seefahrer die Kunst zu schwimmen vernachlässigen und gering achten, weil sie ihnen nämlich, wenn ein Unglükk ihnen auf offner See zustößt, nur Ursache wird zu verlängerter Qual, ohne sie doch retten und zum Ziele führen zu können; und sie sei nur gut, sprechen sie, für diejenigen welche auf dem Festlande lebend nur zum Scherz und anständiger Leibesübung wegen ins Wasser tauchen, nicht aber für diejenigen die auf demselben ihr Leben führen. Denn wirklich eben so ist es auch mit der Sittenlehre in einer solchen Gestalt, ohne daß ihre Ausübung zu dem hinführt was doch in den Wünschen liegt, oder in der Gesammtheit der Zwekkbegriffe will ich lieber sagen, damit mir nicht auch die Sprache in das Gebiet des zufälligen hinabgezogen werde, in solcher Gestalt, sage ich, leistet sie denen gar nichts, die das Meer eines wahrhaft selbstthätigen Lebens zu durchschiffen haben; sondern nur, wenn es solche giebt, die in eine so feste und starre Ordnung gestellt sind, in welcher sich schon das meiste für jeden von selbst versteht, und nur selten in einzelnen Augenblikken einer zu einer wahrhaft freien Thätigkeit aufgefordert wird, wobei es aber nicht darauf ankömmt etwas

zu bewirken, ſondern nur ſich ſo oder ſo ſelbſt darzuſtellen, denen kann ſie die Regel ihrer Bewegungen angeben. Darum habe ich mich auch in alle dieſe herrlichen Lobpreiſungen niemals finden können, wie wohl und voll ſie auch klingen, von einer Pflichtmäßigkeit des Handelns, welche gar nicht daran denke, was dabei herauskommt oder nicht, und von einer Tugend, welcher gar nichts darauf ankommt, ob das auch gelingt und wohl geräth woran ſie ſich ſezt, oder nicht, ſondern dieſes, wie es nun eben jeder meint, dem Zufall oder der göttlichen Vorſehung anheimſtellt. Geht eine Handlung von einem Zwekkbegriff aus: ſo kann ſie auch nur darnach geſchäzt werden, wie viel oder wenig jener Begriff durch ſie ſeinen Gegenſtand erhält. Will ich aber nichts bewirken, warum handle ich? Geſchieht es auch nur um mich andern als einen ſolchen und ſo geſinnten zu zeigen: ſo will ich ja doch etwas in dieſen bewirken. Es bliebe alſo nur übrig, daß jeder nur handelt um ſo zu ſein und zu bleiben wie er iſt. Aber dazu brauchen wir nie etwas beſtimmtes zu thun, oder aus zweien und mehrerem, was vorhanden iſt, lieber eines als das

ſtab war, um deſto weniger Sicherheit, ob ſich nicht ſinnliches doch unter das geiſtige gemiſcht und die Sittlichkeit verunreinigt habe, ſondern auch, und das iſt das wichtigſte, wie wenig dieſe Vorſchriften geeignet waren, alles das was doch unläugbar aus den freien Willensbeſtimmungen der Menſchen hervorgeht, zu umfaſſen, und es nicht bloß ſcheinbar ſondern wahrhaft als ein ſittliches zu beſtimmen. Wenn z. B. die Frage ſkeptiſch aufgeworfen wird, ob, wenn es den Staat nicht ſchon gäbe, es eines Menſchen Pflicht ſein könnte ihn zu errichten: ſo iſt offenbar der Staat, der doch nothwendig ein aus freien Willensbeſtimmungen entſtandenes iſt, gar nicht ſittlich beſtimmt, ſondern er iſt urſprünglich entweder ein unſittliches oder ein ſittliches zwar, aber auf ganz unbekannte Weiſe. Wenn Verbeſſerungen in den Grundverhältniſſen der verſchiedenen Klaſſen von Staatsbürgern davon abhängig gemacht werden, daß eine große Mehrheit ſie in An- 7
ſpruch nehme, dieſes in Anſpruch nehmen aber nicht ſeinen beſtimmten Ort hat unter den ſittlichen Handlungen oder Pflichten: ſo ſind auch jene Verbeſſerungen, weil nicht Handlungen deſſen der ſie vollzieht, ſondern derer welche ſie in Anſpruch nehmen, keineswegs ſittlich beſtimmt, ſondern ſie ſind bloße Naturereigniſſe. Wenn die ſchönen Künſte als eine Vorbereitung zur Sittlichkeit deducirt werden, der Gebrauch derſelben aber nur als mit in den Inbegriff der geiſtigen Erhaltungsmittel gehörig verordnet wird: ſo kann man wol nicht ſagen daß dieſes große Gebiet freier Thätigkeit ſittlich beſtimmt ſei, da doch beides, was weſentlich zuſammengehört, nicht zuſammentrifft. Wenn einer ein Künſtler werden ſoll, nicht aus willkührlichem Vorſaz, ſondern nur aus Antrieb der Natur, im allgemeinen aber jeder ſeinen beſondern Beruf wählen ſoll nicht ſowol aus Antrieb der Natur als um der Ueberzeugung willen dadurch den Vernunftzwekk am beſten befördern zu können, nirgend aber beſtimmt iſt wie der Antrieb der Natur vom eigenwilligen Vorſaz zu unterſcheiden, und eben ſo wenig hier dieſe Ueberzeugung als ein ſittlich gewor-

denes erſcheint: ſo iſt auch dieſe wichtige Angelegenheit mehr ſcheinbar als in der That ſittlich beſtimmt, ſondern auch hier zulezt alles auf Naturereigniſſe, auf etwas was ſich von ſelbſt verſtehn ſoll, geſtellt. Und doch iſt Fichtes Syſtem der Sittenlehre das vortrefflichſte in dieſer Gattung. Es iſt demnach ein ganz allgemeines Ergebniß dieſer Darſtellungsweiſe, daß dabei große Gebiete menſchlichen Handelns von unſtreitig ſittlichem Gehalt in der Sittenlehre doch nicht abgeleitet und in ihrer Nothwendigkeit begreiflich gemacht, ſondern nur als ein zuläſſiges oder erlaubtes durchgelaſſen werden, und daß ein keineswegs durchſchauter und wiſſenſchaftlich gebildeter, ſondern verworrener, aber in dieſer Verworrenheit tief eingreifender Unterſchied entſteht zwiſchen dem, was der Menſch nicht von der Vernunft getrieben ſondern nur ſeiner Natur nach, aber doch eben ſo unvermeidlicher als unverwerflicher Weiſe thut, und dem was er ſeiner Vernunft nach thun ſoll. Eine Darſtellung dieſer Art ſpiegelt dann auch nur eine ſehr unvollkommne Entwikklung des ſittlichen Bewußtſeins ab. Denn dieſes kann, ſo wie es die von der Vernunft

menſchlichen Natur geſund und vollkommen entwikkelt alles hervorgeht was der Menſch ſeiner Vernunft gemäß thun ſoll, und nichts anderes: nun ſo muß auch die Vernunft in ihren ſittlichen Forderungen alles das vorbilden was die geſunde Natur wirklich ans Licht bringt; und wenn der Begriff des erlaubten auf unſerm Gebiet keine andere Geltung hat als die ihm dort beigelegt wird: ſo entſteht die Aufgabe, alles was unter denſelben ſubſumirt worden iſt, zu ſichten und in theils von der Vernunft wirklich gefordertes theils der Natur wirklich zuwiderlaufendes aufzulöſen. Die gegenwärtige will den Verſuch empfehlen, ob nicht den aufgezeigten Mängeln der Sittenlehre abgeholfen und ſie in einen richtiger und gerader auf das Ziel hinführenden Entwikklungsgang geleitet werden könnte durch Wiederaufnahme einer früher ſchon angewendeten, aber nicht zu ihrer rechten Ausbildung gelangten Methode, nämlich die Conſtruction des höchſten Gutes. Daß dieſes in der helleniſchen Philoſophie nach Sokrates eine Hauptaufgabe der Ethik war, und ein ſtreitiger Ort, indem in der Behandlung derſelben der Charakter der verſchiedenen Schulen ſich beſtimmt ausſprach und der unter ihnen ſtattfindende Gegenſaz ins Licht trat, ſeze ich als bekannt voraus, enthalte mich aber hier aller geſchichtlichen Auseinanderſezung, und will nur ſuchen anzugeben, was ich für die eigentliche Tendenz dieſes Ausdrukkes halte, und was mir durch den Gebrauch deſſelben für die Sittenlehre erreicht werden zu können ſcheint.

Zuerſt will ich nur bevorworten, daß ich dabei nicht an den adjectiviſchen Gebrauch des Wortes anzuknüpfen denke. Denn gutes und böſes oder übles beziehen wir entweder auf äußere Verhältniſſe, und dies iſt das zu etwas oder in Beziehung auf ein anderes gute oder üble, welches wir auch das nüzliche oder förderliche und ſein Gegentheil nennen. Hiervon kann hier unmittelbar gar nicht die Rede ſein; wenn gleich, beiläufig geſagt, nicht zu läugnen iſt, es gehöre ebenfalls zum höchſten Gute, daß

alles förderliche da ſei, ja ſogar alles was zum höchſten Gut gehört müſſe auch ein förderliches ſein, und ſchädliches könne in dem Inbegriff deſſelben nirgend vorkommen. Außerdem brauchen wir nur gut und böſe von menſchlichen Handlungen oder Gemüthszuſtänden, entweder auch in dem obigen Sinne, inſofern ſie zu etwas, und alſo um eines andern willen geſezt und gebilligt werden, und dann gilt das eben geſagte; oder ſo daß wir ſie an und für ſich als ſolche bezeichnen. Aber dann wird die gute Handlung offenbar zurükkzuführen ſein auf ein pflichtmäßiges, der gute Gemüthszuſtand aber wird ſeinen Ort in dem Gebiet der Tugend finden; und wollten wir auch unter dem höchſten guten nicht ein einzelnes ſolches verſtehen, ſondern den Inbegriff von allen, ſo kämen wir doch nicht aus Pflicht und Tugend heraus, und würden mit der Anwendung der Formel *nichts* weſentliches gewinnen. Subſtantiviſch kennen wir außer der eigentlich ethiſchen ſelbſt noch zwei Gebrauchsweiſen, zwiſchen denen aber gar kein Zuſammenhang ſtatt zu finden ſcheint. Die eine iſt politiſch und ökonomiſch, indem wir die einzelnen Oerter des Nationalreichthums, Grundſtükke, Bergwerke, zum Erwerb be-

die größte Analogie, und kann demſelben füglich zur Erläuterung dienen. Jene Güter nämlich ſind immer etwas aus der menſchlichen Thätigkeit hervorgegangenes, aber zugleich dieſelbe in ſich ſchließendes und fortpflanzendes. Vermögen ſie das lezte nicht mehr, wie etwa eine abgebaute Grube oder ein ganz ausgeſogener und deshalb verlaſſener Akker: ſo hören ſie auch auf ein Gut zu ſein. Daſſelbe habe ich von dem früheren ethiſchen Gebrauch in meiner Kritik der Sittenlehre zu zeigen geſucht, das alle alten Schulen, welche dieſen Begriff verarbeitet haben, wie verſchieden auch ihren Anſichten gemäß die Anwendungen des Begriffs waren, doch insgeſammt dadurch das durch die ſittliche Thätigkeit hervorgebrachte, in ſo fern es dieſelbe auch noch in ſich ſchloß und fort entwikkelte, bezeichnen wollten. Der Ausdrukk höchſtes Gut aber iſt ebenſo überall nicht in dem Sinne comparativ, in welchem ein höchſter Grad zwar jeden niederen gewiſſermaßen in ſich ſchließt, zugleich aber auch ſo ausſchließt, daß doch von ihm für ſich nicht weiter die Rede ſein kann; ſondern in dem Sinne, in welchem jedes Ganze größer iſt und vollkommner als ſeine einzelnen Theile, aber doch nicht erkannt und dargeſtellt werden kann, als in ſo fern dieſen daſſelbe auch widerfährt. Wenn z. B. auch der Reichthum und die Geſundheit Güter genannt werden: ſo geſchieht es, weil beide eine Menge von freien Handlungen vorausſezen, ohne welche ſie nicht zu Stande kommen; aber es geſchieht auch nur in ſo fern als dieſe für ſittlich gehalten werden. Zur Geſundheit rechnet man weſentlich mit die vollkommne Entwikklung aller leiblichen Kräfte, und dieſe erfolgt nur durch eine Menge freier auf die Selbſterhaltung gerichteter Handlungen. Wer die Geſundheit für ein Gut achtete, der achtete auch dieſe Handlungen für ſittliche, vielleicht nicht jeder in ſo fern ſie Uebungen waren, aber doch gewiß in ſo fern ſie ein Bewußtſein des werdenden Wohlbefindens und alſo einen Genuß in ſich ſchloſſen. Und eben ſo halten vielleicht viele zwar den Reichthum für ein Gut, die Arbeit aber nur für eine Sache der Noth; dann

aber auch gewiß den Reichthum, der nur durch angeſtrengte Arbeit und Entbehrung bei kleinem herbeigeſchafft wird, noch lange für kein Gut, ſondern eher für einen Mangel, die leitenden und gebietenden Thätigkeiten hingegen, aus denen er bei großem erwächſt, deſto gewiſſer für ſittliche. Beide aber, Geſundheit und Reichthum, ſind auf der andern Seite nur Güter, weil und ſofern es ihnen weſentlich iſt, und nicht etwa nur ein zufälliges, daß ſich ſittliche Thätigkeiten und Zuſtände in ihnen erzeugen. Eine verſchlafene Geſundheit wäre kein Gut; aber Schlaf außerhalb des naturgemäßen Wechſels zwiſchen Wachen und Schlaf iſt auch ſchon eine Störung der Geſundheit. Aehnliches ließe ſich
11 auch vom Reichthum ſagen; es iſt aber minder einfach, weil der eine ihn in dieſer, der andere in jener Betrachtung für ein Gut hält. Wenn wir ein Werk der ſchönen Kunſt für ein Gut anſehen, ſo thun wir es freilich nur in ſo fern die Thätigkeit, woraus es hervorging, uns eine ſittliche iſt; aber gewiß auch nur ſofern und nur für die, in welchen es durch ſein Daſein ſittliche Thätigkeiten und Zuſtände weſentlich erwekkt. Eben ſo nun iſt es

In dem lezten Falle habt ihr dann zwei verſchiedene Welten, aber nur in der, wo dieſe ſind, noch ein wahres Leben, in welchem ihr aber auch gewiß, wären es auch der äußeren Erſcheinung nach erſt leiſe Anfänge, das weſentliche jenes Inbegriffs, den wir das höchſte Gut nennen, immer finden werdet; die andere aber, die einzige, welche euch im erſten Falle übrig bleibt, wäre nur ein Schattenleben, wie ein erſtorbener Weltkörper, deſſen Maſſen von vergangenem Leben zeugen, auf dem ſich aber nichts mehr regt; ein ſolcher erſtarrter und immer mehr erſtarrender Nachgenuß und Nachbewußtſein der vorigen Thätigkeit. Trümmern, wie übel auch zugerichtet, können noch zu den Gütern des Lebens gehören für den, dem ſie Gedanken erregen, die zur lebendigen That werden; ein thatenloſer Zuſtand, wie unendlich auch ausgeſtattet, iſt keines.

Soll aber die Wiedereinführung dieſes Begriffs der Abſicht entſprechen: ſo muß freilich der Fehler vermieden werden, in den die älteren Schulen verfielen, und um deſſentwillen wahrſcheinlich er zu ſeiner vollen Ausbildung nicht gelangen konnte; nämlich daß wir nicht auch dieſen Begriff nur auf den einzelnen Menſchen beziehen, und nach dem höchſten Gute des einzelnen fragen, 12
worin es beſtehe. Denn fragen wir, warum eigentlich in der Pflichtenlehre und Tugendlehre, wenn man irgend ſtreng und genau verfahren will, es ſo nothwendig iſt, Geſinnung und Handlungsweiſe von dem Werk und dem Erfolg gänzlich zu trennen: ſo iſt die Urſache eben die, daß die Wirkſamkeit des einzelnen ſich nicht ausmitteln läßt, indem ſie in die der andern ganz unzertrennlich verflochten nicht nur, ſondern wahrhaft verwachſen iſt. Wird nun alſo doch nach dem höchſten Gute des einzelnen gefragt: ſo bleibt natürlich nichts anderes übrig als etwas ganz innerliches aufzuſtellen, und die Tugend das höchſte Gut zu nennen oder die Glükkſeligkeit, eine Verwirrung die ich in der Kritik der Sittenlehre nachgewieſen und gerügt habe. Allerdings iſt auch die Tugend des einzelnen ein Gut, und zwar ganz in dem

eben angegebenen Sinne, und recht verſtanden iſt auch ſeine Glükkſeligkeit ein ſolches, nur nicht ſein Gut beſonders, ſondern ein Gemeingut, in dem ſittlichen Kreiſe, dem er angehört, hervorgebracht und auch hervorbringend; und nicht iſt ſeine Tugend ein anderes und ſeine Glükkſeligkeit ein anderes, ſondern beide in ihrer Wechſelbeziehung, eigentlich alſo der einzelne ſelbſt ſeinem geiſtigen Gehalte nach iſt ein Gemeingut. Nur vom höchſten Gut kann auf dieſe Weiſe gar nicht die Rede ſein. Vielmehr läßt ſich des einzelnen intelligente Production ſo wenig iſoliren, daß ſelbſt dasjenige, was man am meiſten glauben ſollte als das ſeinige herausheben zu dürfen, doch nur durch eine gewöhnliche Täuſchung dafür gehalten wird; denn der Wahrheit nach kann nur in Form eines willkührlichen und zwar auf einem unſittlichen Grunde beruhenden Tauſches einer verlangen, dies und jenes, ſei es nun ein wiſſenſchaftliches Werk oder ein Kunſtwerk oder ein politiſcher Effect oder was irgend ſonſt, ſolle für ſein eignes gehalten werden, weil er ſich nämlich dagegen auch alles Antheils an dem begeben wolle, was ein anderer auf

mitgeſezt. Denn irgend etwas in den Erſcheinungen der Menſchheit dem Begriff des höchſten Gutes angehöriges kann nur durch das Zuſammenwirken aller menſchlichen Tugenden entſtehen und beſtehen; und was für einen organiſchen Theil der Geſammtwirkſamkeit der Vernunft könnte man ſich wol denken, aus dem ſich nicht alle menſchlichen Tugenden nährten und in dem Wechſel der Individuen reproducirten? ſonſt müßte ja in dem Geſammtorganismus etwas fehlen oder etwas falſches mit geſezt ſein. Eben ſo können auch die Elemente dieſer Wirkſamkeit nichts anderes ſein, als die von allen Orten her ineinander greifenden, einander aufnehmenden und ergänzenden pflichtmäßigen Handlungen. Vornehmlich aber muß ſich ergeben, daß alles wahrhaft menſchliche, und nicht nur einiges, in dieſer Darſtellung aufzufinden ſein muß; jede Eigenſchaft des einzelnen, wodurch etwas hieher gehöriges wahrhaft wird und fortbeſteht, muß in der Glorie der Tugend erſcheinen, und jede Handlung, die irgend wohin innerhalb dieſes Umfanges wirklich gehört und ihren beſtimmten Ort hat, muß auch als pflichtmäßig geprieſen werden. Dieſe Aufſtellung daher beſchränkt ſich nicht in den Kleinlichkeiten des einzelnen Lebens und verworrener perſönlicher Relationen, ſie iſt der Maaßſtab für alle geſchichtlichen Erſcheinungen und der Schlüſſel zu ihrem Verſtändniß; und wie wir alle in dieſen mit verſchlungen ſind, ſo iſt ſie zugleich auch die Verklärung des perſönlichen Bewußtſeins. Wenn nun hernach Pflichtenlehre und Tugendlehre, die es mit dieſem lezten allein zu thun haben, auf eine ſolche umfaſſende Darſtellung zurükkgeführt werden: ſo wird es zwar dabei bleiben müſſen, daß ſie nur für das einzelne Leben conſtruirt werden, aber jene namhaft gemachten Mängel werden ſie ablegen können, und bei einer verſtändigen Behandlung wird ſich immer auch in ihren einzelnen Poſitionen dieſes Ganze abſpiegeln.

Es iſt in dieſer Abhandlung, wie auch ſchon der Umfang einer ſolchen verbietet, nicht meine Abſicht, den Begriff des höch-

ſten Gutes in ſeiner Vertheilung auch nur ſo weit auszuführen, daß die ganze Behandlung deſſelben wenigſtens angelegt wäre, indem ſchon dieſes die Grenzen einer Vorleſung nach unſerer
14 Weiſe überſchreiten würde; indeſſen muß ich doch, ohne Anſpruch auf ſtrenge Syſtematiſirung zu machen, einiges zur Beſtätigung des geſagten herausnehmen. Stellen wir uns auf den in einer früheren Abhandlung *) angegebenen Punkt, und denken uns das Leben auf der Erde zur Animaliſation hinauf entwikkelt — ob plözlich oder allmählig, und im lezten Falle ob ſtufenweiſe oder nach manchen einander partiell wieder aufhebenden Actionen und Reactionen, das liegt außer dem Gebiet unſerer jezigen nicht nur ſondern jeder ethiſchen Unterſuchung. Nun aber ſoll die höhere Stufe, das geiſtige Leben, hinzukommen, ſo nämlich wie es dem Menſchen eignet und ſich in ihm und von ihm aus auf der Erde regt und wirkt. Wir bezeichnen das eigenthümliche Princip deſſelben am liebſten mit dem Namen Vernunft, weil hiedurch wol am wenigſten ſchon im voraus Mißverſtändniſſe ausgeſäet werden: in dieſer alſo, der Vernunft, iſt unſere ganze Aufgabe ab-

dieſer Art ſagen, ſo wie wir es an und für ſich betrachten, daß er es nur ſeiner Natur nach ohne die Vernunft beginne, und dieſe es etwa nur geſtatte und limitire. Sondern finden wir in menſchlichen Thätigkeiten, welche ſich auf die Entwikklung unſeres Lebens und auf unſere Herrſchaft über die Erde beziehen, etwas das limitirt werden muß: ſo iſt es auch etwas nicht bleibendes, alſo nicht wahres, und muß mit der weiteren Entwikklung des wahren verſchwinden. Soll aber das Princip der Begeiſtung irdiſch werden und in der Menſchengeſtalt erſcheinen: ſo muß es auch den Typus des irdiſchen an ſich tragen, und kann ſich nur in einem durch die Kreisbewegungen und die Oſcillationen der Erde mitbeſtimmten Geſchlechtsleben offenbaren, welches ſeine Fülle nur in auf einander folgenden Lagerungen vergänglicher Individuen entwikkelt. Iſt nun gleich jeder von dieſen ein Ort, in welchem und von welchem aus die Vernunft wirkt: ſo war doch das nur eine willkommne Fiction, was ich als ſolche auch nur zu einem beſtimmten Behuf an einem andern Orte *) eingeſchoben habe, daß es einen einzelnen geben könne, welchem die ganze ſittliche Aufgabe zu löſen obliege; ſondern die phyſiſche Vorbedingung, auf welcher auch ſchon der erſte Anfang dieſer Löſung ruht, iſt die, daß die Geſchlechter zuſammen beſtehen, und nicht der einzelne als ſolcher iſt ein ſelbſtändiger Ort für die Wirkſamkeit der Vernunft, ſondern nur die Verbindung der Geſchlechter zur Erneuerung der Individuen, d. h. die Familie — das Wort natürlich nur in ſeinem weſentlichen Inhalt genommen ohne nähere Beſtimmung der Form; und der einzelne iſt ein ſolcher Ort nur innerhalb ihrer, oder wenigſtens ſie vorausgeſezt. Dieſe iſt mithin der Ort nicht nur der Erneuerung jenes urſprünglichen Actes des Eintretens der Vernunft in das irdiſche Leben, welcher ſich nun durch Erzeugung und Geburt wiederholt, und alſo der Tradition des Lebens ſelbſt, ſondern auch des

*) Ueber den Pflichtbegriff.

von der früheren Generation ſchon ſittlich bewirkten und gewonnenen. Hier alſo iſt das erſte vollſtändige und für ſich beſtehende Gut, das erſte wahrhaft organiſche ſittliche Element im Ineinander des hervorgebrachten und hervorbringenden, ein Abbild des großen und ganzen. Auch hier gilt daher daſſelbe, daß wir in einem ſolchen Lebenscomplexus Natur und Vernunft nicht trennen können. Nur was in dieſem Sinne geſchieht, iſt das menſchlich natürliche; aber dies iſt auch alles anzuſehen als durch die Vernunft bewirkt, und vermöge ihres Geſezes. Waltet wirklich darin der Inſtinct vor, ohne zum vernünftigen Triebe umgeſtaltet zu ſein, ſondern ſo wie er das bewußtloſere Gebiet der niedern Animaliſation bezeichnet: ſo iſt dies nicht etwas was die Vernunft irgend wie limitiren ſoll, ſondern es verſchwindet durch ſie; und wer jenes behaupten wollte, könnte eben ſo auch im allgemeinen ſagen, die Menſchheit ſei nur eine Limitation des thieriſchen Lebens.

Dies führt uns von ſelbſt auf zwei Punkte, welche uns beinahe das Ganze vollenden werden. Der erſte iſt dieſer. So wie

welcher wir bei allem Handeln ausgehn. Dennoch wäre das begeiſtete Leben ein ſehr untergeordnetes, wenn die Unendlichkeit des mannigfaltigen unmittelbar und verworren auf das Eine in allen ſollte zurükkgeführt werden. Darum finden wir ſchon immer, und wir mögen es gleich ſehr naturgewordene Vernunft nennen und Vernunft gewordene Natur, daß die Menſchen durch eine beſtimmtere Gemeinſamkeit des eigenthümlichen in größeren Maſſen, die wir Völker nennen, vereint ſind, und unter dieſen alſo die Selbigkeit des Einen Princips nach beſtimmter Weiſe hervortritt. Wie ſich nun dieſes volksthümliche Gepräge in allen weſentlichen Aeußerungen der Begeiſtung fixirt, und in der Folge der Generationen erneuert: ſo haben wir hier einen größeren eben ſolchen Ort, in welchem die Familie als ein organiſches Element nicht etwa verſchwindet, ſondern ihre Beziehung zur ganzen Menſchheit unmittelbar fixirt. Auch hier gilt alſo daſſelbe, daß es rein ſittliche Handlungen ſind, durch welche ein Volk als ſolches fortbeſteht, und daß das Volksleben in ſeiner rein vernünftigen Entwikklung ein organiſcher Theil iſt des höchſten Gutes. Der zweite Punkt iſt dieſer. So wie aus den niederen Stufen des Daſeins ſich die Animaliſation hervorhebt: ſo entwikkelt ſich im Hinaufſteigen derſelben zu vollkommneren Geſtaltungen ein immer kenntlicheres Analogon des Bewußtſeins. Nur im Bewußtſein kann das geiſtige Leben wohnen, und darum iſt es daſſelbe, daß die Vernunft auf der Erde erſcheint, und daß in der Menſchengeſtalt das vollkommene Bewußtſein ſich regt, ſich ſelbſt feſthaltend, und alles durch Entgegenſezung und Einigung in ſich aufnehmend. Und ſo ſind es zwei Richtungen, in welchen die Vernunft an allen jenen Orten wirkt, und in welchen das geiſtige Leben der Völker begriffen iſt, daß alles Sein ins Bewußtſein aufgenommen werde auf das vollkommenſte, und daß, indem alles dem Menſchen unterworfen wird, auch das innerſte Weſen des Geiſtes jeglichem Sein und Erſcheinen nach Maaßgabe ſeiner Empfänglichkeit eingebildet werde auf das vollkommenſte. Wie 17

aber die Zerſplitterung in das perſönliche einzelne Leben nur dem Irdiſchwerden der Vernunft angehört: ſo gehört es zur Vergeiſtigung der irdiſchen Erſcheinung, daß die Vernunft die Schranken der Perſönlichkeit durchbreche, und daß ſoviel möglich, es iſt aber freilich nur in den mannigfaltigſten Abſtufungen möglich, das geiſtige Leben in jedem einzelnen zugleich für alle ſei, und doch in jedem ein anderes, je nachdem in einzelnen Aeußerungen die Selbigkeit des Einen Princips vorherrſcht, oder in andern die Eigenthümlichkeit der Geſtaltung ſich geltend macht. So dürfen demnach auch die Völker nicht für ſich ſein; und rein ſtellt ſich die Vernunft in ihrem Leben erſt dar, wenn auch dieſe ſich jedes der Gemeinſchaft aller öffnen. Aber ſowol in der Thätigkeit welche das Bewußtſein bildet und wie wir eben geſehen haben mittheilt, als in der welche die Dinge dem Menſchen anbildet, und zwar auf beide Weiſen, mag die Einerleiheit vorherrſchen in dem verſchiedenen oder die Eigenthümlichkeit im gleichen, wird doch die Wirkſamkeit der Vernunft erſt ihre Selbſtoffenbarung, wenn der Geiſt ſeine überirdiſche Heimath darin kund giebt,

daß, wenn ſich dann ſolche Behandlungen der Pflichtenlehre und der Tugendlehre nach der Weiſe der angelegten daran ſchließen, eine ſolche Zuſammengehörigkeit ſich ergeben wird, und auch dieſe Begriffe ſo ſehr an Reichthum der Beziehungen gewinnen werden, daß ſich von ſelbſt erweiſet, wie dieſe allgemeine Darſtellung des geiſtigen Lebens in ſeiner reinen Vernünftigkeit aufgefaßt weſentlich unſerer Wiſſenſchaft angehöre, ja wie nur hierin die Ethik ihre Vollendung finden könne. Nur zweierlei, was mehr außer ihrem unmittelbaren Gebiete liegt, will ich noch hinzufügen. Zuerſt nämlich, daß nur auf dieſem Wege der Zuſammenhang anderer wiſſenſchaftlichen Disciplinen mit der Ethik und ihre Abhängigkeit von derſelben wiederhergeſtellt wird, welche bei den Alten, ſo wenig dieſe auch den Begriff des höchſten Gutes durchgebildet hatten, doch immer auf dieſer Seite ſtanden, bei uns aber meiſtentheils in der Luft ſchweben; ich nenne nur die allgemeine Theorie der Erziehung, ſo wie die Theorie der Staatsverfaſſungen und die allgemeinen Grundſäze der Staatsverwaltung. Eben ſo aber müſſen ſich ihr von andern Seiten auch die Theorie von den verſchiedenen Organiſationen der Vertheilung und Mittheilung des Wiſſens und die allgemeine Kunſtlehre anſchließen. — Das zweite iſt dieſes. Die allgemeinen Erſcheinungen des Lebens beruhen auf der einen Seite in ihrer Mannigfaltigkeit auf beſtimmten Beſchaffenheiten und Verhältniſſen der irdiſchen Natur, welches ich auch oben, wiewol nur durch eine kurze Formel, angedeutet habe; ſie ſind in ihrem Verlauf der Gegenſtand der Geſchichtskunde. Soll aber dieſe immer mehr ein verſtandenes werden: ſo muß ſie zuerſt ihrer Baſis nach auf die entſprechenden Zweige der Naturkunde nämlich auf die phyſiſche Erdkunde und auf die geographiſche ſowol als phyſiologiſche Ethnographie zurükkgeführt, dann aber in den großen Zügen ihres Verlaufs ethiſch geſchäzt werden, damit nicht die ſcheinbare Verwirrung eine Veranlaſſung gebe den Gang des menſchlichen Geſchlechtes auch im großen als ein Spiel des Zufalls anzuſehen,

als wodurch alle Wiſſenſchaft des Geiſtes zerſtört wird. Dieſe bedeutungsvollen eingreifenden Beſtrebungen, in denen der menſchliche Geiſt ſich ſelbſt am lebendigſten und anſchaulichſten erfaßt, und aus deren Gebiet die neuere Zeit eine Menge von geiſtreichen Verſuchen aufzuzeigen hat, haben doch nur in dieſer rein ethiſchen Darſtellung ihren wiſſenſchaftlichen Stüzpunkt; und nur wenn dieſe ſich recht geſtaltet hat, werden auch ſie erſt ihre vollkommne Durchbildung erreichen können. Daſſelbe gilt natürlich auch von der kritiſchen Betrachtung alles deſſen was in jenen größeren Erſcheinungen nicht der reinen Vernünftigkeit entſpricht, ſondern durch Mißverſtändniſſe oder andere Krankheitszuſtände afficirt iſt. Daß dieſes nur ethiſch gerichtet werden kann, verſteht ſich; aber es iſt bekannt, wie ſchwer es iſt, den *Maaßſtab* der Tugend, wo es auf eine differente Zuſammenwirkung vieler ankommt, richtig anzulegen, und wie mannigfaltig auf der andern Seite, ſo oft die Verhältniſſe complicirt ſind und der Ausſchlag bedeutend, gegen eine Zurükkführung auf den Pflichtbegriff proteſtirt wird. Die Frage aber, ob dieſe und jene Geſtaltung der

XIII.

Ueber den Begriff des höchsten Gutes.

Zweite Abhandlung.

Gelesen am 24. Juni 1830.

Bei der ersten Abhandlung über diesen Gegenstand, welche ich bereits im Jahre 1827 die Ehre hatte der Akademie vorzulesen, kam es mir vornehmlich darauf an, den Ort dieses Begriffs möglichst festzustellen, das schwankende in seiner Anwendung zu beseitigen, und auf den Vortheil, welchen die Ethik aus einem erneuerten Gebrauch desselben ziehen könnte, aufmerksam zu machen; hingegen mich über den Inhalt selbst zu verbreiten, war nicht meine Absicht. Je weniger ich indeß voraussah daß ich bald zu dem Gegenstande würde zurükkehren können: um desto weniger konnte ich mich enthalten mindestens einige Andeutungen über denselben einzustreuen. Diese konnten aber ihrer ganzen Stellung wegen nicht so ausgestattet werden, daß jeder Leser schon selbst alle Einwendungen, die sich ihm darboten, mußte zurükkweisen können, oder daß es auch einem wohlwollenden könnte leicht geworden sein sich aus dem gesagten auch nur die ersten Umrisse eines bestimmten Bildes zu gestalten. Daher mußte ich den Entschluß fassen, diesem Mangel späterhin auf irgend eine Weise ab-

zuhelfen, und mir zugleich die Erlaubniß erbitten, jene Abhandlung lieber bis dahin von der öffentlichen Bekanntmachung zurükkzuhalten. Eine genügende ins einzelne ausgeführte Darstellung aber würde ein Werk sein von nicht unbedeutendem Umfang; und da es auch von strengerem systematischen Charakter sein müßte, als die Form einzelner Abhandlungen gestattet: so halte ich es auch nicht für angemessen, es auf eine Reihe von akademischen Abhandlungen anzulegen, in der sich das Ganze erschöpfen ließe.
22 Denn es scheint mir gegen die Natur unserer Arbeiten und der Art wie wir sie dem Publikum mittheilen, wenn wir, gleich einer immer wieder abgebrochenen Erzählung, die durch eine Reihe von Tageblättern hindurchgeht, ein größeres Ganze durch mehrere Jahrgänge zerstükkeln wollten. Daher kann ich auch nur die ersten Grundzüge hier aufstellen, so wie sich mir die Veranlassung dazu aus der ersten Abhandlung ergiebt; und kann mir höchstens nur die Aussicht offen lassen, in der Folge vielleicht einzelne Theile, zwar in Beziehung auf diese Grundzüge, aber doch so zu bearbeiten, daß jeder von den andern unabhängig und für sich allein

Gerechtigkeit behauptet, daß ihre Erſcheinung in dem einzelnen ein unendlich kleines Abbild ſei, und daß wir daher, um es genau zu erkennen, das geiſtige Auge, damit es nicht durch die Anſtrengung geblendet werde, einem andern Gegenſtand zuwenden müſſen, wo daſſelbe im großen anzuſchauen iſt. Dieſer hellere Ort aber iſt nicht eine eben ſo beſchränkte menſchliche Gemeinſchaft wie der platoniſche Staat, ſondern vollſtändig geſchaut kann das höchſte Gut nur werden in der Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechts, mithin iſt auch dieſes nur der wahre und eigentliche Ort deſſelben. Ja ich möchte gleich hinzufügen, auch dieſes nicht etwa ſo wie man es ſich denken könnte getrennt oder trennbar von der Erde, ſondern in ſeiner Zuſammengehörigkeit mit dieſer. Denn da wir es hier mit dem ſchlechthin realen zu thun haben: ſo würden von einer ſolchen abſtracten Vorausſezung aus auf jede Frage nur ſantaſtiſche Antworten können gegeben werden. Wir haben hier das menſchliche Geſchlecht nicht zu betrachten als eine Geſammtheit vernünftiger Weſen überhaupt, ſondern als die in dieſer Organiſation und unter den Bedingungen dieſes Weltkörpers lebende Vernunft; und was ſonſt auch von Gott geſagt worden iſt, er ſei deshalb vollkommen, weil er ſo ganz ſei, daß alles in ihm iſt, das gilt in dieſem Sinne von dem höchſten Gut; es iſt vollkommen, weil es ſo das Ganze iſt, daß alles in ihm iſt. Die Geſammtwirkung der Intelligenz auf dieſer Erde vermittelſt der menſchlichen Organiſation iſt es, die wir uns auseinanderzulegen haben, als wäre ſie ſo vollendet, daß ſie ſich mit denſelben Zügen nur immer wieder zu erneuern brauchte. Dieſe iſt das höchſte Gut, ein vollkommen abgeſchloſſenes Ganze, wie unſer Weltkörper ein im Raum abgeſchloſſenes iſt, ſo daß auch alle menſchliche Thätigkeit über den Umfang deſſelben hinaus nicht reichen kann; und ein vollkommen erfüllter Raum iſt es, daß ich mich ſo ausdrükke, ohne gleichſam leere Zwiſchenräume und ohne einander auf nichts bringende Gegenſäze, wenn alle Vernunftthätigkeit mit ihrer Wirkung gegeben iſt.

Wobei allerdings dieſes vorausgeſezt wird, daß alle Vernunftthätigkeit, auch die verſchiedenſten und einander relativ entgegenſtehenden nicht ausgeſchloſſen, unter ſich compoſſibel; jede Thätigkeit aber, welche die Abzwekkung hätte, Vernunftthätigkeiten oder deren Wirkungen aufzuheben, keine Vernunftthätigkeit ſei. Dieſe, allerdings die ethiſche Grundvorausſezung, iſt aber auch nichts anderes als die uns allen urſprünglich einwohnende Ueberzeugung von der Identität der Vernunft in allen. Wenn wir nun, wie in jener Abhandlung gezeigt iſt, hier nicht die Vernunftthätigkeit als bloß inneren Impuls oder als Willensbeſtimmung iſolirt, ſondern mit ihrer Wirkung als eins zu betrachten haben, wie dieſe überwiegend bald als That bald als Werk erſcheint: ſo müſſen wir auch, weil uns die Intelligenz nur *als dem menſchlichen* Geſchlechtsleben anhaftend gegeben iſt, vermöge derſelben Grundvorausſezung das ganze Syſtem von Vernunftthätigkeiten als ſich immer erneuernd und von jeder Generation ſtätig aufgenommen denken. Demnach hat jede Generation in dieſer Hinſicht drei auf einander folgende aber auch mit einander beſtehende

höchſte Gut, nicht eine Zuſammenſtellung von ihnen als gleichen, ſondern ein Inbegriff von ihnen als ungleichen ſein ſoll. So iſt ja auch in jedem Leibe jedes Glied eine Ergänzung der übrigen, ſo in jedem Staat ein jeder Stand eine Ergänzung der andern, ſo in jeder Familie jedes Einzelweſen eine Ergänzung der übrigen, indem jedes ſich erſt ganz entwikkelt und ganz erkannt werden kann in ſeinen Relationen zu allen andern. Und aus eben dem Grunde, wenn ſich ein ſolcher partieller Inbegriff von Vernunftthätigkeit ſeiner Wirkung nach beſchränkt auf einen beſtimmten Raum, während andere gleicher Art andere Räume einnehmen, wie das mit den Familien der Fall iſt im kleinen und mit den Völkern im großen, darf auch dieſe Beſchränkung nicht eine ſchlechthinige, ſondern muß theilweiſe wenigſtens aufgehoben ſein. Denn wie ein Volk nur beſteht nicht aus den Familien einzeln, ſondern nur durch die Gemeinſchaft der Familien: ſo beſteht auch die Menſchheit und hat ihr wahres Daſein nicht durch die Völker einzeln, ſondern erſt in ihrer möglichſt innigen Gemeinſchaft.

Soll nun das höchſte Gut auf dieſe Weiſe beſchrieben werden können: ſo muß einerſeits nachzuweiſen ſein, wie die Vernunftthätigkeit ſich differentiirt und auseinandergelegt, auf der anderen Seite aber auch, wie das durch die Vernunftthätigkeit anzufüllende Geſammtgebiet ſich in Beziehung auf dieſelbe gleichfalls ſondert oder zuſammenfaßt. Ehe wir aber den hierüber in der früheren Abhandlung gegebenen Andeutungen weiter nachgehen, muß ich noch einmal auch auf den dortigen Anfangspunkt zurükkommen, daß nämlich das Eingetretenſein der Intelligenz in die Lebensentwikklung der Erde oder die Vernünftigkeit der menſchlichen Gattung, und zwar als die einzige hieſige Art zu ſein der Vernunft, vorausgeſezt wird. Hiermit ſoll keineswegs irgend eine kosmologiſche oder metaphyſiſche Prämiſſe über das Verhältniß des ſittlichen zu dem lediglich natürlichen, oder des geiſtigen zu dem lediglich leiblichen erſchlichen werden; vielmehr wollen wir unſer Gebiet in dieſer Hinſicht nur möglichſt vollſtändig iſo-

liren. Sollte auf der einen Seite behauptet werden, die Vernunft ſei überall nur das Reſultat von der Entwikklung des organiſchen leiblichen Lebens: ſo werden wir nur ſagen, wie die Vernunft geworden ſei — wenn dieſer Ausdrukk, ſei es auch nur hier, erlaubt iſt — das gelte uns gleich; das Gewordenſein derſelben aber ſei der Wendepunkt in der Geſchichte der Erde, mit welchem das ſittliche erſt beginne, und von welchem an auch erſt von einem Gut die Rede ſein könne. Wollte im Gegentheil behauptet werden, die Intelligenz ſei ſchon von vorne herein und von unten auf das den Stoff geſtaltende und namentlich auch das die organiſchen Zuſtände hervorrufende geweſen, und finde nur ſich ſelbſt nicht eher als auf dieſem Punkt dem menſchlichen Organismus: ſo werden wir nur ſagen, jene früheren Wirkſamkeiten wären nur nicht ſittliche, ſondern anderer Art, und nur das Sich ſelbſt gefunden haben der Intelligenz ſei es, wovon die ſittliche Wirkſamkeit ausgehe. Und ſo bleibt auch jezt das erneuernde Entſtehen der menſchlichen Organiſation an und für ſich betrachtet von unſerm Gebiet ausgeſchloſſen. Denn die Geſchlechts-

einzelne nicht nur durch ſeine Stellung in Raum und Zeit von allen andern verſchieden iſt, ſondern auch auf rein geiſtige Weiſe als eine eigenthümliche Modification der wenngleich in allen ſelbigen Intelligenz. Denn man könnte denken, alle Säze, auf welche dieſe Vorausſezung Einfluß hat — und dieſer erſtrekkt ſich, wie wir ſehen werden, durch das Ganze hindurch — wären für diejenigen verloren, welche geneigt ſind eine anfängliche Gleich- 26
heit unter allen Menſchen anzunehmen und alle Verſchiedenheiten nur aus den äußeren Verhältniſſen zu erklären. Wir können auch dieſes ſtreitig laſſen; denn das wird nicht geläugnet werden dürfen, daß die Hauptzüge des eigenthümlichen Daſeins ſchon feſtgeſtellt ſind, eben ſo gut als ob ſie angeboren wären, ehe der einzelne ſeinen eigenen Ort in der ſittlichen Welt einnimmt, ſo daß wir ihn auffordern ſich dieſen Ort nach Maaßgabe jener zu ſuchen und zu beſtimmen. Wir können daher beides zuſammenfaſſen in eine und dieſelbe Vorausſezung, daß immer ſchon die Vernunft in der menſchlichen Organiſation gegeben ſein muß, wenn das höchſte Gut werden ſoll, und daß immer ſchon eigenthümliche Natur gegeben iſt, durch welche es werden muß.

Um aber den Inhalt unſeres Begriffs näher zu ermitteln, iſt, ſoweit dies einerſeits von einer Zertheilung der Vernunftthätigkeit ausgehen muß, dort nichts weiter angedeutet, als daß ſie in zweierlei zerfalle, daß alles Sein in Bewußtſein aufgenommen, und daß allem Sein das Weſen des Geiſtes eingebildet werde. Wenn hiedurch auf der einen Seite in ſofern etwas vollſtändiges gegeben iſt, als Sein und Bewußtſein dann in einander aufgehen: ſo ſcheint es doch, als ob in der erſten Thätigkeit, durch welche nämlich das Sein in Bewußtſein aufgenommen wird, doch nur das beſchauliche Leben, oder vielleicht auch das genießende, von der dritten griechiſchen Lebensweiſe aber, der thätigen, in der andern Vernunftthätigkeit, welche dem Sein das Weſen des Geiſtes einbildet, nur der eine Theil, nämlich das eigentlich künſtleriſche Leben ausgeſprochen wäre, das praktiſche

aber gänzlich vernachläſſigt. Indeß wird dieſer Schein der Unvollſtändigkeit vielleicht verſchwinden, wenn wir jene Formeln durch ein paar andere erläutern, in welchen umgekehrt das dort vernachläſſigte vornämlich hervorgehoben wird, und deren Identität mit jenen ſich doch leicht nachweiſen läßt.

Iſt nun das lebendige Sein der Vernunft in der Organiſation der ſchon immer vorausgeſezte Punkt, die Geſammtwirkſamkeit der Vernunft aber in allem irdiſchen Sein der angeſtrebte: ſo iſt auch alles, was von jenem erſten aus zu dieſem lezten hingeht, das Werden des höchſten Gutes. Ein ſolches Hinübergehen iſt aber nur möglich unter der Vorausſezung lebendiger Beziehungen zwiſchen der urſprünglich mit der Vernunft geeinigten
27 Organiſation und der übrigen Natur, als welches die phyſiſche Grundvorausſezung für unſern Begriff iſt; und das Werden deſſelben iſt nicht anders anzuſchauen als durch dieſe Beziehungen. Wie nämlich anfangs der menſchliche Leib ausſchließlich mit der Vernunft geeinigt iſt, alles andere aber nicht: ſo tritt dann allmählig dies und jenes von dieſem lezten, mittelſt jener Beziehun-

eſer Thätigkeit ſo als Organ der Vernunft, als wäre auch
rſprüngliche Organiſation eine ſolche durch die Vernunft als
gendes Princip ihr angebildete Natur. Daher iſt das Ende
: Wirkſamkeit, mithin die hieher gehörige Seite des höchſten
s, nichts anderes, als das möglichſte Organiſirtſein der ge-
nten irdiſchen Natur für die geiſtigen Functionen des Men-
. Wie aber die Vernunft nur in der Organiſation gegeben
ſo iſt ſie auch in dem Gegenſaz der Geſchlechter und in der
mmtheit der Einzelweſen auf einander folgender Generatio-
gegeben; mithin iſt ein Geſammtwirken der Vernunft nur
lich, inſofern die in der einen Organiſation eingeſchloſſene
unftthätigkeit auch vermag die in andern Organiſationen ein-
loſſenen, und zwar als handelnde, mit ihren Wirkungen zu
nen und anzuerkennen. Die Möglichkeit, jene Seite des höch-
Gutes auch nur als werdendes zu realiſiren, d. h. die Mög-
eit der organiſirenden Aufgabe überhaupt, beruht alſo darauf,
es Vernunftthätigkeiten gebe, wodurch die Vernunft ſich ſelbſt
nbar macht; ſie kann das aber nur in einem andern, mit-
auch nur in dem irdiſchen Sein, in welches ſie als menſch-
Seele geſezt iſt. Nun iſt aber ein gewöhnlicher Ausdrukk
dasjenige worin ein anderes, zumal für das leibliche, worin 28
geiſtiges erkannt werden kann, der, daß jenes ein Symbol
dieſes ſei. Wir werden daher unſere zweite Vernunftthätig-
füglich durch den Namen der ſymboliſirenden bezeichnen
en. Nun iſt auch ſchon das Gattungsleben als ſolches nicht
bar, wenn nicht die Vernunft der Eltern in Geſtalt und Be-
ung der Kinder ſich ſelbſt erkennt; und ſo auch kein Verhält-
gleichzeitiger, wenn ſie ſich nicht unter einander erkennen.
es alſo iſt der Anfang des Werdens für dieſe Seite des höch-
Gutes; und das Ende wäre dieſes, wenn die geſammte Ver-
t ſich manifeſtirte in der geſammten Natur, ſo daß alle Ver-
t erkannt würde und alle irdiſche Natur in dieſe Kundma-
g einginge. Nehmen wir nun aber beide Thätigkeiten zu-

ſammen: ſo können wir nicht dabei ſtehen bleiben, daß die organiſirende nur bedingt ſei durch die ſymboliſirende. Vielmehr iſt nicht nur eben ſo die ſymboliſirende bedingt durch die organiſirende; denn die Vernunft muß ſich erſt in der urſprünglichen Organiſation thätig zeigen, das heißt ſie ſich ſelbſtthätig aneignen, ehe ſie in ihr auch nur im mindeſten erkannt wird; ſondern ſie organiſirt auch nur zum Behuf dieſer vollſtändigen Anerkennung ihrer ſelbſt in allem ihr vorliegenden Sein. Daher, wenn wir die Frage aufwerfen wollten, ob es außer dieſen beiden noch andere Vernunftthätigkeiten gebe, durch welche dem höchſten Gut Elemente zugeführt werden können oder nicht; und wir beſännen uns nun darauf, was wol noch zu verrichten übrig wäre, oder was derjenige noch wünſchen könnte, der ganz im Intereſſe der Vernunft lebt, wenn dies beides vollbracht wäre, daß die ganze Vernunft ſich überall manifeſtirte, und daß alles ihr erreichbare ihr auch zum Organ diente: ſo würde, glaube ich, nichts gefunden werden können. Denn nehmen wir z. B. die höchſte Entwikklung des Denkens in der Wiſſenſchaft, ſo iſt dieſe doch durch

ſein, worauf die thätige Lebensweiſe es am meiſten anlegt. So wie auf der anderen Seite alles, was wir am meiſten Kunſt nennen, auf eine ſolche Belebung der Natur hinwirkt, durch welche am vollkommenſten die Intelligenz in ihrem eigenthümlichen Weſen erkannt wird. Haben wir alſo, was ſich leicht noch weiter ausführen ließe, nichts aufzuweiſen was zum höchſten Gut gehörig außerhalb dieſer beiden Formeln läge: ſo müſſen auch jene beiden früheren, das Sein ins Bewußtſein aufnehmen und das Bewußtſein dem Sein einbilden, wenigſtens in dieſen beiden enthalten ſein. Aber es ergiebt ſich auch leicht daß ſie ganz in ihnen aufgehen und ſie auch ganz ausfüllen. Denn auf der einen Seite muß das Bewußtſein allem eingebildet ſein, woran die Vernunft handelnd ſoll erkannt werden, und alles, deſſen ſich die Intelligenz als Organ bedient, kann auch nur daran, daß ihm Bewußtſein eingebildet iſt, von dem mit der Intelligenz noch nicht verbundenen Sein unterſchieden werden; auf der anderen Seite kann überhaupt die Vernunft ſich nur irgendwie an etwas manifeſtiren, ſofern ſie Sein ins Bewußtſein aufgenommen; und alles, was ſie ſich als Organ angeeignet hat, muß auch, indirect wenigſtens, in ihr Selbſtbewußtſein auf dieſelbe Weiſe aufgenommen ſein, wie die urſprüngliche Leiblichkeit darin aufgenommen iſt.

Um aber zu überſehen, wie der Geſammtzuſtand der menſchlichen Dinge, ſofern darin das höchſte Gut wird, auf dieſe Thätigkeiten zurükkzuführen iſt, müſſen wir noch zweierlei auch ſchon erwähntes mit dem bisherigen in nähere Verbindung bringen. Das erſte iſt dieſes. Gehört es nämlich zur Vollkommenheit der menſchlichen Gattung als ſolcher, daß jedes organiſche Einzelweſen auch qualitativ durch ſeine Miſchungs- und Geſtaltungsverhältniſſe von den andern verſchieden ſein müſſe: ſo iſt auch die Vernunft in jedem ſchon vor aller ſittlichen Thätigkeit mit dieſem eigenthümlichen geeinigt; mithin muß auch die nachfolgende Thätigkeit das Gepräge dieſer Eigenthümlichkeit an ſich tragen. Dem-

ohnerachtet aber bleibt die Vernunft ſelbſt in allen eine und dieſelbige, und auch dieſe Selbigkeit muß ſich in allen Thätigkeiten offenbaren. Beides iſt nun freilich entgegengeſezt; aber es darf nur beziehungsweiſe, nicht eines das andere aufhebend ſondern ſich mit einander verbindend, entgegengeſezt ſein. Hierbei bleibt natürlich die größte Mannigfaltigkeit des Verhältniſſes vorbehalten, ſo daß das eine mit dem andern im Gleichgewicht ſein kann, oder auch das eigenthümliche an dem identiſchen als Minimum und umgekehrt. Sonach wird auch die organiſirende und ſymboliſirende Thätigkeit in allen ihren verſchiedenen Beziehungen eine andere ſein, wenn überwiegend den einen oder den anderen Charakter an ſich tragend. Jede eigenthümliche aber iſt als ſolche auch von den gleichartigen urſprünglich geſchieden, die identiſche hingegen auch mit den andern einzelnen urſprünglich eines; mithin kann es eine Geſammtwirkung der Vernunft als einen Inbegriff aller Thätigkeiten nur geben unter der Form einer Gemeinſchaft der auf jene Art verſchiedenen und einer Sonderung der auf dieſe Art identiſchen. Das andere iſt dieſes. Geht alle

menſchliche Organiſation ſich differentiirt in allen den verſchiedenen Functionen, durch welche die Vernunftthätigkeit hindurchgeht. Dieſes zuſammengenommen iſt alſo die ſchon gegebene Naturbedingung, vermittelſt welcher das höchſte Gut als Geſammtwirkung der Vernunft unter der Form von Sonderung und Gemeinſchaft innerhalb dieſes Naturganzen unſeres Weltkörpers möglich iſt; ſo daß das Maximum des Verhältniſſes der menſchlichen Organiſation zu dem Weltkörper ſelbſt das Maaß deſſelben iſt. Wird nun das höchſte Gut in dem Inbegriff von einzelnen Gütern, welche nur als Abbilder von jenem an dieſem Namen theilnehmen: ſo wird auch das höchſte Gut nicht nur die Nebeneinander- 31
ſtellung, ſondern auch die Gemeinſchaft von dieſen ſein müſſen, jedes einzelne alſo auch als Abbild des Ganzen zwar ein abgeſchloſſenes, aber als die Gemeinſchaft mit den gleichartigen ſich vorbehaltend nur ein beziehungsweiſe abgeſchloſſenes. Jedes beziehungsweiſe für ſich beſtehende Naturganze aber, in welchem, als einem beſtimmten und gemeſſenen, die ſich ſelbſt gleiche und überall ſelbige Vernunft zu einer Beſonderheit des Daſeins wird, als zugleich Mittelpunkt einer eigenen Sphäre von Vernunftthätigkeiten und deren Wirkungen, zugleich aber auch Gemeinſchaft anknüpfend, nennen wir eine Perſon; und jeder die Gegenſäze in ſich vereinigende Inbegriff von Thätigkeiten iſt nur ein Gut und ein Ort innerhalb des höchſten Gutes, inſofern ihm in dieſem Sinn eine Perſönlichkeit zukommt.

Es wird in dem Umfang dieſer Abhandlung nur noch möglich ſein, in Beziehung auf das eben geſagte den Inhalt der beiden weſentlichen Vernunftthätigkeiten ihren erſten Grundzügen nach darzulegen. Dies kann freilich manchen Säzen den Schein geben, als knüpften ſie nicht genau an, und wären alſo auch nicht hinreichend begründet; allein dieſer würde bei einer genaueren Ausführung, die aber ein jeder leicht ſelbſt ergänzen kann, unfehlbar verſchwinden. Betrachten wir zuerſt die organiſirende oder anbildende Thätigkeit, und zwar überwiegend unter dem

Charakter, wie ſie überall und in allen dieſelbige iſt: ſo kommt auch ſchon die Ausbildung der Leiblichkeit eines einzelnen für die Vernunft nur in der Gemeinſchaft der Generationen, wodurch ſich alſo die Familie als der urſprüngliche Ort dieſer Thätigkeit bewährt, zu Stande, und zwar als zuſammengeſezt aus angeerbtem oder mitgeborenem und eingeübtem. Handelt dann der einzelne in der Familie oder die aus ſolchen einzelnen beſtehende Familie auf die noch nicht angebildete Natur: ſo wird jede ſolche Handlung etwas zu dem Organismus der Intelligenz hinzufügen; aber nur ſoweit wird dies Ein und derſelbe Bildungsprozeß ſein, als die bildende geiſtige Natur dieſelbe iſt, und auch allen dieſelbe zu bildende leibliche Natur zugewendet. Soll aber dieſes Gebiet ein Gut ſein: ſo dürfen nicht nur die einzelnen gleichmäßig neben einander bilden, ſondern ihre bildenden Thätigkeiten müſſen ſich auf einander beziehen, mithin der Prozeß ein gemeinſchaftlicher ſein. Nun iſt jede naturbildende Thätigkeit, ſofern ſie an die Perſönlichkeit anreiht, Erwerbung, und das Reſul-
32 tat Beſiz; theilweiſe Aufhebung des Beſizes für die Gemeinſchaftlichkeit des Bildungsprozeſſes iſt Verkehr und gegenſeitige

[redacted]

thümlichkeit ein durch Identität der Abſtammung und durch Zuſammengehörigkeit des eigenthümlichen relativ abgeſchloſſenes Bildungsgebiet, mithin auch für das verwandtere einen beſtimmt gebundenen und von dem fremden beſtimmt geſonderten Rechtszuſtand, gleichviel ob unter der loſeren Form einſtimmig anerkannter Sitten und Gebräuche oder unter der feſteren des Geſezes und der bürgerlichen Ordnung. Innerhalb dieſes Ganzen nun finden wir daß in der Familie der Gegenſaz von Beſiz und Gemeinſchaft ſich für ihre einzelnen Glieder verliert, außerhalb der Volksbegrenzung aber erſcheint ein die Gemeinſchaft der Völker repräſentirendes, eben deshalb aber, verglichen mit jenem, auch nur vereinzeltes und zerſtreutes Verkehr, ſei es nun unter der loſeren Form der ungeſicherten Zulaſſung oder unter der feſteren des Vertrages.

Gehen wir nun zurükk und faſſen dieſelbe Thätigkeit ins Auge, ſo wie jedes menſchliche Einzelweſen ein eigenthümliches von allen andern verſchiedenes iſt: ſo iſt auch jedes in ſeiner anbildenden Thätigkeit urſprünglich von allen andern geſchieden und mit den Wirkungen derſelben in ſich ſelbſt abgeſchloſſen. Dieſe Abgeſchloſſenheit begründet die Unübertragbarkeit des ſo angeeigneten. Das ſchlechthin und urſprünglich unübertragbare mit dem Einzelſein des geiſtigen unzertrennlich verbundene iſt daher der Leib. Dieſe urſprüngliche leibliche Geſchiedenheit der Einzelweſen iſt aber in der Familie ſchon zu einer möglichen Gemeinſchaftlichkeit vermittelt durch die Identität der Abſtammung, indem die Leiblichkeit der Geſchwiſter abgeleitet iſt von der Leib- 33
lichkeit derſelben Eltern. So wie ſich dieſe ſchon in der Organiſation an und für ſich zu erkennen giebt durch die Familienähnlichkeit: ſo giebt es auch in der Familie eine eigenthümliche Gemeinſchaft der anbildenden Thätigkeit, und die Erzeugniſſe derſelben möchte ich — im Gegenſaz gegen das was wir nur Beſiz genannt haben, worin aber, was im gewöhnlichen rechtlichen Sinn Eigenthum heißt, mit eingeſchloſſen iſt — in einem präg-

nanteren Sinne des Wortes Eigenthum nennen, dasjenige darunter verſtehend, was beinahe eben ſo wenig als der Leib ſelbſt ein Gegenſtand des Verkehrs ſein darf, weil es nicht übertragen werden kann ohne von ſeinem ſittlichen Werth zu verlieren. Wäre nun jede Familie mit dieſem, wir wollen ſagen zurükkgeſezten, das heißt außerhalb des Verkehrs geſtellten, Eigenthum gänzlich iſolirt: ſo wären dieſe Ergebniſſe der eigenthümlichen Thätigkeit in dem Geſammtumfang des höchſten Gutes nur in einem leeren Nebeneinanderſein gegeben, ſo daß jedes für ſonſt niemand da wäre; und das will faſt ſagen, dieſer Zweig der Vernunftthätigkeit wäre aus der Einheit des höchſten Gutes ausgeſchloſſen. Nun aber giebt es auch hier ein größeres Naturganze als das der Familie urſprünglich ſchon in der Volksthümlichkeit der Organiſation, welche, wenn wir ſie im großen betrachten, klimatiſch bedingt iſt durch die Beſchaffenheit des Bodens den ein Volk einnimmt. Daher auch abgeſehen von großen geſchichtlichen Entwikklungsknoten, welche in ein ethiſches Verſtändniß aufzulöſen nicht dieſes Ortes ſein kann, ein Volk

den Intelligenz öffnen, um von ihr, so weit es angeht, ins Be- 34
wußtsein aufgenommen zu werden. Das ist die Bedeutung zu-
nächst der freien auf Geschäft und Verkehr nicht bezüglichen
Verhältnisse der Geselligkeit, deren Mittelpunkt die Familien sind,
sofern sie vorzüglich die Darstellung des eigenthümlichen, und
zwar ursprünglich des eigenthümlichen der anbildenden Thätig-
keit, wie es überall in dem Innern des Hauswesens zu Tage
liegt, für die gemeinsame Vernunft beabsichtigen, eben so aber
auch der Gastfreiheit, sowol der häuslichen gegen einzelne,
welche nicht dem volksthümlichen Kreise der gemeinsamen Eigen-
thümlichkeit angehören, als auch nicht minder derjenigen, welche
Völker ausüben gegen einzelne, die als Repräsentanten anderer
unter ihnen erscheinen. Und eben so erklärt sich hieraus das Ver-
langen, welches von jeher einzelne mit besonderem geschichtlichen
Sinn begabte in die Fremde verlokkt hat, nicht um des Gewinns
und des Verkehrs willen, sondern um die abweichenden Gestal-
tungen des menschlichen Lebens kennen zu lernen, und durch diese
Kunde das gemeinsame Leben, dem sie angehören, zu bereichern.
Auch auf dieser Seite also haben wir an der Familie und dem
Volk zwei in verschiedenem Maaß für sich bestehende Naturganze,
in welchen Abgeschlossenheit und Geselligkeit sich gegenseitig be-
dingen. Innerhalb der Familie ist das eigenthümliche der bil-
denden Thätigkeit immer schon von selbst verstanden, und ein
Volk öffnet seine eigenthümliche Abgeschlossenheit andern in dem
Maaß, als es schon zu der Voraussezung entwikkelt ist, daß die
in allen selbige Vernunft den Schlüssel zum Verständniß jeder
eigenthümlichen Gestaltung in sich trägt, während die Familien
innerhalb des Volks einen unbestrittenen, aber doch durch den
Umfang der gemeinsamen Eigenthümlichkeit bedingten Anspruch
haben an die Anschauung aller besondern Gestaltungen der bil-
denden Thätigkeit, die der gemeinsamen Eigenthümlichkeit unter-
geordnet sind. Und hierin wäre nun die Beschreibung der anbil-
denden Thätigkeit vollendet; ja wir können sagen daß wir schon

nanteren Sinne des Wortes Eigenthum nennen, dasjenige darunter verſtehend, was beinahe eben ſo wenig als der Leib ſelbſt ein Gegenſtand des Verkehrs ſein darf, weil es nicht übertragen werden kann ohne von ſeinem ſittlichen Werth zu verlieren. Wäre nun jede Familie mit dieſem, wir wollen ſagen zurükkgeſezten, das heißt außerhalb des Verkehrs geſtellten, Eigenthum gänzlich iſolirt: ſo wären dieſe Ergebniſſe der eigenthümlichen Thätigkeit in dem Geſammtumfang des höchſten Gutes nur in einem leeren Nebeneinanderſein gegeben, ſo daß jedes für ſonſt niemand da wäre; und das will faſt ſagen, dieſer Zweig der Vernunftthätigkeit wäre aus der Einheit des höchſten Gutes ausgeſchloſſen. Nun aber giebt es auch hier ein größeres Naturganze als das der Familie urſprünglich ſchon in der Volksthümlichkeit der Organiſation, welche, wenn wir ſie im großen betrachten, klimatiſch bedingt iſt durch die Beſchaffenheit des Bodens den ein Volk einnimmt. Daher auch abgeſehen von großen geſchichtlichen Entwikklungsknoten, welche in ein ethiſches Verſtändniß aufzulöſen nicht dieſes Ortes ſein kann, ein Volk

den Intelligenz öffnen, um von ihr, so weit es angeht, ins Be- 34
wußtsein aufgenommen zu werden. Das ist die Bedeutung zu-
nächst der freien auf Geschäft und Verkehr nicht bezüglichen
Verhältnisse der Geselligkeit, deren Mittelpunkt die Familien sind,
sofern sie vorzüglich die Darstellung des eigenthümlichen, und
zwar ursprünglich des eigenthümlichen der anbildenden Thätig-
keit, wie es überall in dem Innern des Hauswesens zu Tage
liegt, für die gemeinsame Vernunft beabsichtigen, eben so aber
auch der Gastfreiheit, sowol der häuslichen gegen einzelne,
welche nicht dem volksthümlichen Kreise der gemeinsamen Eigen-
thümlichkeit angehören, als auch nicht minder derjenigen, welche
Völker ausüben gegen einzelne, die als Repräsentanten anderer
unter ihnen erscheinen. Und eben so erklärt sich hieraus das Ver-
langen, welches von jeher einzelne mit besonderem geschichtlichen
Sinn begabte in die Fremde verlokkt hat, nicht um des Gewinns
und des Verkehrs willen, sondern um die abweichenden Gestal-
tungen des menschlichen Lebens kennen zu lernen, und durch diese
Kunde das gemeinsame Leben, dem sie angehören, zu bereichern.
Auch auf dieser Seite also haben wir an der Familie und dem
Volk zwei in verschiedenem Maaß für sich bestehende Naturganze,
in welchen Abgeschlossenheit und Geselligkeit sich gegenseitig be-
dingen. Innerhalb der Familie ist das eigenthümliche der bil-
denden Thätigkeit immer schon von selbst verstanden, und ein
Volk öffnet seine eigenthümliche Abgeschlossenheit andern in dem
Maaß, als es schon zu der Voraussezung entwikkelt ist, daß die
in allen selbige Vernunft den Schlüssel zum Verständniß jeder
eigenthümlichen Gestaltung in sich trägt, während die Familien
innerhalb des Volks einen unbestrittenen, aber doch durch den
Umfang der gemeinsamen Eigenthümlichkeit bedingten Anspruch
haben an die Anschauung aller besondern Gestaltungen der bil-
denden Thätigkeit, die der gemeinsamen Eigenthümlichkeit unter-
geordnet sind. Und hierin wäre nun die Beschreibung der anbil-
denden Thätigkeit vollendet; ja wir können sagen daß wir schon

über ſie hinausgegangen ſind, denn die lezten hier aufgezeigten Grade ſcheinen ſchon mehr zur Manifeſtation der Vernunft zu gehören. Allein dies iſt wegen der gegenſeitigen Bedingtheit beider geiſtigen Functionen durcheinander weder zu vermeiden noch zu verwundern. Andrerſeits aber, wenn wir dieſe Gemeinſchaft der Völker zum Beiſpiel genauer betrachten: ſo entſteht ſie doch nicht durch diejenigen die darin nur paſſiv ſind, indem ſie ſich nicht verſchließen, ſondern durch die activen, die mit jenen anknüpfen; und nur von derjenigen Gemeinſchaft iſt hier die Rede, welche das Reſultat einer im Intereſſe der bildenden Thätigkeit erfolgten Anknüpfung iſt, wodurch dieſe immer wieder neue Impulſe und einen vergrößerten Umlauf erhält.

Ehe wir aber eben ſo das Gebiet der ſymboliſirenden Thätigkeit durchlaufen, muß zuvor bemerkt werden, daß dieſe Thätigkeit ihre Beziehung nicht nur hat auf das räumliche Zertheiltſein der Vernunft, ſofern ſie in den zugleichſeienden Einzelweſen eingeſchloſſen iſt als deren Seele, ſondern auch auf die zeitliche Zertheilung derſelben. Denn das zeitliche Leben iſt auch ſeinem geiſtigen Gehalt nach ein Aggregat von Momenten, die jeder für

liſirenden Thätigkeit iſt aber von der anderen, die ſich der räumlichen Zertheilung zuwendet, nicht zu trennen; was dort das Bewußtſein iſt, das iſt hier der durch die Leiblichkeit vermittelte Ausdrukk des innern oder die Mittheilung des Bewußtſeins. Aber nicht einmal kommt dieſe als ein zweites zu dem Bewußtſein ſelbſt als einem erſten hinzu, ſondern urſprünglich ſchon iſt beides eins; denn es giebt keine Form des Bewußtſeins, die anders als mit ihrer Leiblichkeit zugleich hervortreten könnte. Der Gedanke wird erſt als Sprechen, wenn auch nur als inneres und eben ſo innerlich vernommenes, wirklich, vorher iſt er noch nicht Bewußtſein; und eben ſo iſt mit jeder Empfindung ſchon das Differential einer mimiſchen, und mit jedem Affect das einer tranſitiven Bewegung verbunden. Hieraus erhellt zugleich von vorne herein, wie jeder Moment organiſirender Thätigkeit zugleich ein Moment der ſymboliſirenden wird. Denn jede That iſt an ſich ſelbſt ſchon Ausdrukk der ihr zum Grunde liegenden Willensbeſtimmung, mithin eines Bewußtſeins. Aber eben ſo wird auch jeder Moment der ſymboliſirenden Thätigkeit eine organiſirende; denn jedes wirklich gewordene Bewußtſein iſt auch, inſofern es immer wieder aufgenommen werden kann, ein Organ der Vernunft. Sind nun alſo gleich beide immer in einander: ſo betrachten wir doch mit Recht alle diejenigen Thätigkeiten als ſymboliſirende, die urſprünglich und hauptſächlich als ſich entwikkelndes Bewußtſein geworden ſind. Das Bewußtſein entwikkelt ſich aber immer nur in der Gemeinſchaft der Einzelweſen, indem ein ſich von vorne herein einſam entwikkelndes uns nicht gegeben iſt, und auch nicht von uns angeſchaut werden kann. Auch für dieſe Thätigkeit alſo iſt die Familie der urſprüngliche Ort; und ſowol in dieſer als auch hernach von ihr aus weiter entwikkelt ſich das Bewußtſein als ein gemeinſchaftlich durch Reiz und freien Trieb beſtimmtes. Unter dem lezten nämlich verſtehen wir das Beſtimmtſein der Vernunft durch ſich ſelbſt zum Zeitlichwerden, unter dem erſteren den Einfluß den die Gemein-

ſchaft im weiteſten Sinne, alſo auch nicht nur das Wiederaufgenommenſein der eignen früheren Momente ſondern nicht minder auch das Geſeztſein in die alle Gemeinſchaft der menſchlichen Individuen vermittelnde Natur, auf dieſes Zeitlichwerden in jedem Moment ausübt. Betrachten wir nun dieſes Werden und Hervortreten des Bewußtſeins unter den beiden entgegengeſezten Charakteren, dem einen, vermöge deſſen ſich darin die in allen Einzelweſen ſelbige, und dem anderen, vermöge deſſen ſich darin die in jedem zur beſonderen Seele gewordene Vernunft manifeſtirt: ſo finden wir beide freilich in keinem einzelnen Erzeugniß gänzlich getrennt, ſondern in jedem Product des einen iſt auch der entgegengeſezte, wenn auch nur auf untergeordnete Weiſe, mitgeſezt. Denn alles Denken im weiteſten Sinne des Wortes, nicht nur den Begriff ſondern auch die Vorſtellung, ja ſogar das Bild d. h. die Inſichaufnahme des einzelnen Gegenſtandes darunter begriffen, iſt allerdings das Werk der in allen ſelbigen Vernunft, und eben dieſes die Grundvorausſezung aller geiſtigen Gemeinſchaft. Demohnerachtet aber iſt kein einziger Gedanke oder

ductes, und alſo auch die Hemmung der Gemeinſchaft, ins unbeſtimmte zunehmen kann. Auf dem anderen Gebiet hingegen iſt die Form der Gemeinſchaft die, daß nur die Abgeſchloſſenheit des einzelnen in ſeinem beſonderen Daſein durch die Manifeſtation ſtufenweiſe aufgehoben wird. Sind alſo auch hier Productivität und Gemeinſchaft durch einander bedingt, indem nur ſo die Vernunft ſich als Einheit herſtellt aus der Zerſpaltung in die Einzelweſen: ſo fordern wir auch hier eine über die ganze Erde ſich verbreitende Wechſelerregung und Mittheilung des Wiſſens, und eben ſo eine überall verſuchte wechſelſeitige Offenbarung und Erregung der zeitlichen Selbſtbewußtſeinszuſtände, des Gefühls ſowol, das heißt der mehr paſſiven, als auch der freien Verknüpfung, das heißt der mehr activen. Auch für dieſe wie für die erſte Thätigkeit iſt zwar die Familie der urſprüngliche Ort; aber auch hier wie dort fallen wir in das chaotiſche zurükk, wenn die Gemeinſchaft nur beſteht in dem unendlichen Aggregat der für das Verſtändniß mannigfaltig aber unbeſtimmt gegen einander abgeſtuften Familien. Die Richtung auf ein beſtimmtes Vereinigen und Abſondern in größeren Maſſen findet nun auf der einen Seite, nämlich der des objectiven Bewußtſeins, ihre Befriedigung in derſelben urſprünglichen Naturbegrenzung, wie die organiſirende Thätigkeit. Denn die Verſchiedenheit der Sprachen, durch welche doch allein das Denken ſich mittheilt, hängt ohnſtreitig zuſammen mit der klimatiſchen und volksthümlichen Verſchiedenheit der Organiſation. Und wie der menſchliche Geiſt ſich als Bewußtſein nur manifeſtirt in der Geſammtheit der Sprachen: ſo iſt für die Geſammtheit der einzelnen dieſe Manifeſtation nur vollendet in der Gemeinſchaft aller Sprachen. Je vollſtändiger alſo jede alles Sein in ihrem Bezeichnungsſyſtem ausdrükkt; und je genauer ſich alle andern Sprachen in jeder einzelnen abſpiegeln: um deſto vollkommner iſt von dieſer Seite die Vernunft in ihrer Einheit hergeſtellt aus der Geſchiedenheit

38 der Vereinzelung, und dies iſt die hieher gehörige Seite des höchſten Gutes.

Weit ſchwieriger aber iſt es, die Manifeſtation des beſonderen in ſeiner Eigenthümlichkeit eben ſo zuſammenzufaſſen. Doch müſſen wir verſuchen auch dem Hervortreten des Bewußtſeins, ſofern ſich darin die eigenthümliche Beſonderheit ausdrükkt, ſeinen Gehalt anzuweiſen. Im zeitlichwerdenden unmittelbaren Selbſtbewußtſein nämlich ſezt das geiſtige Einzelweſen ſich ſelbſt als vereigenthümlichend das gemeinſame, oder als verallgemeinernd das beſondere, indem es beſondere Seele in jedem Moment nur als Vernunft wird, und als in der ſymboliſirenden Thätigkeit begriffen zugleich die Einheit des Seins und Bewußtſeins oder das abſolute ſchlechthinige in ſich trägt, das heißt, es prägt ſich aus als ſittliches und frommes Bewußtſein. Und wie zeitliches nicht ohne Ungleichheit iſt, auch hierin alſo Ungleichheit ſein muß: ſo bezeichnet es ſich ſelbſt als in dieſer Function mehr oder minder gefördert oder gehemmt. Aber wie dieſes höhere Leben ſich in jedem Einzelweſen erſt aus den mehr animaliſchen

hervor, die auf eine ausgezeichnete Weiſe in das Geheimniß einer dieſer Symboliſirungen eingedrungen ſind. Dieſe Concretionen ſind es, die wir Schulen nennen; ſie ſind urſprünglich einheimiſch in der Kunſt, aber auch in der Wiſſenſchaft repräſentiren ſie den untergeordneten Einfluß des individuellen. Und hier wie dort theilen ſie auch die Vergänglichkeit des individuellen Lebens; denn ihr Zuſammenhang kann nur noch eine Zeit lang fortdauern, wenn derjenige nicht mehr einwirkt, der urſprünglich mit ſeiner anbildenden Kraft in die Maſſe einſchlug. Dieſe Dauer erweitert ſich nach dem Maaß der Kraft des centralen Individuums; aber nicht in dem Gebiet des Ausdrukks und der Darſtellung, alſo nicht in irgend einem einzelnen Kunſtzweig, ſondern nur für die innere Seite der Aufgabe, alle Zuſtände des Einzellebens mit dem ſchlechthin höchſten Bewußtſein zu durchdringen, läßt ſich denken — vorausgeſezt, die Vernunft könne als abſolut in einem Einzelweſen leben — daß ein ſolcher auch einen zulezt das ganze Geſchlecht dominirenden Lebenstypus hervorrufen könne, und durch dieſen wahlverwandtſchaftlichen Zuſammenhang alle Sonderung für dieſes Gebiet aufheben, ſo daß durch denſelben jeder mit jedem vermittelt iſt. Auf der andern Seite bleibt allerdings der Ausdrukk, ohne den auch das geiſtigſte Selbſtbewußtſein nicht kann aus ſich heraus wirken und mitgetheilt werden, — ſei es nun der am meiſten ſinnliche und unmittelbare durch die bewegte Leiblichkeit in Ton und Gebehrde, oder der durch Zuſammenſtellung von Bildern und durch Folgen von Gedanken — immer abhängig von der Verwandtſchaft der Organiſation und der Sprache; und ſo bleibt, wenn die Kunſt in allen ihren Zweigen weſentlich volksthümlich iſt, auch die Religion, die ſich nur durch die Kunſt ausdrükkt und mittheilt, mehr oder weniger hiedurch bedingt. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß ſich dennoch dieſer Theil des höchſten Gutes durch ein ganz anderes Verhältniß von Sonderung und Gemeinſchaft unterſcheidet von den übrigen. Denn auf der Seite

... ist, bleibt immer bedingt
könnte die Aufgabe gestellt werden, d
eine unbegrenzte Gemeinschaft des Ver
verhält es sich mit dem objectiven B
die Identität des gedachten, so oft da
Grundvoraussezung, und alle Mittheil
wikklung des Denkens, ruht auf dies
spottet nur sich selbst, wenn er über di
ausschreitet; und bald wird eingesehen
40 jeder Sprache als ein besonderes entwi
Erkennen verhält sich jedes von diesen
Strahl zu dem Licht an sich; aber das
nen erscheint nur wirklich in dieser Ma
nen. Darum ist und bleibt das wesen
höchsten Gutes die möglichst vollständig
sens in jeder Sprache. Zugleich aber
Grenzen des Staates hinausgehenden V
chigkeit der einzelnen und die daraus en
proximative Aneignung des in anderen S
Bestrebungen aber, ein Völkerrecht zu g
Richtung auf eine allgemeine Sprachleh
besonderen aus sich entwikkelte, und da

Die Familie ſchon erſchließt andern ihr Eigenthum gaſtfreundlich nur unter der Vorausſezung, daß ihre Eigenthümlichkeit verſtändlich werde aus der gemeinſamen localen oder volksthümlichen. Von wo aus aber die Gemeinſchaft am meiſten gefördert wird auf dieſem Gebiete, ob von der öffentlichen Gaſtfreundſchaft aus oder von der der einzelnen, das hängt vorzüglich davon ab, ob in einer Geſammtheit das Privatleben vorherrſchend iſt oder das öffentliche. In allen dieſen drei Gebieten alſo iſt eine Mehrheit beſtimmter Gemeinſchaftskreiſe das feſtorganiſirte, welchen, um eine Seite des höchſten Gutes zu realiſiren, nur noch die Richtung ſich gegen einander auch zu vermitteln einwohnen muß, wenn auch in der Wirklichkeit dieſer Zuſammenhang nur fragmentariſch zu Stande kommt. Hingegen die Offenbarung der Zuſtände des höheren Selbſtbewußtſeins, wenn ſie einmal den patriarchaliſchen Kreis der Familie überſchritten hat, ſtrebt ſie auch gleich die Geſammtheit an. Gottheiten verſchiedenen Urſprungs fließen zuſammen, Mythologien bewegen ſich, und viele kleinere Kreiſe werden innerhalb Eines großen vereinigt. Bleiben hingegen Religionen und Culte mit dem ihnen angehörigen Kunſtgebiet in den Grenzen eines Volks und einer Sprache: ſo ſcheint das eine Andeutung, daß das perſönliche Selbſtbewußtſein auch erſt von dieſer höheren Einheit durchdrungen iſt, aber die höchſte, die des Seins ſchlechthin, noch nicht in ſich aufgenommen hat. Und ſo ſcheint, genauer betrachtet, auch dieſes beides in der That zuſammenzugehören, daß das Einzelweſen ſich dieſes ſchlechthinigen in ſich bewußt wird, und daß es auch allen ohne Unterſchied zumuthet durch die Offenbarung des Zeitlichwerdens dieſes ſchlechthinigen in ihm mit aufgeregt zu werden. Daher, wenn wir das Verbundenſein verſchiedener Völker in Einen Staat nur als einen Durchgangszuſtand anſehen können, jedes Beſtreben aber, einen Univerſalſtaat aufzurichten, für Unſinn erklären; wenn wir eben ſo auch den Gedanken, ein einiges Syſtem des Wiſſens troz der Diverſität der Sprache geltend zu machen, als eine falſche

dort ſtatt findet, indem hier nur die Zuſ
unter einem als das feſtſtehende gelten
Theilung definitiv nur untergeordnet ſein

Und alles hier beſtimmter dargelegte
weniger ſtrengen Ausdrükke, mit welcher
ſchloß. Denn das Himmelreich iſt nu
nen gleichſam in einander auflöſende G
Selbſtbewußtſeins mittelſt geiſtiger Selb
Kunſtwerken geſezt; aber die Vollſtänd
dann auch Unveränderlichkeit des Wiſſen
nicht eben ſo als Einheit ſondern nur
einer neben einander fortbeſtehenden Mehr
dem goldnen Zeitalter, wie es mythiſch de
ſchen über die Natur vorangeht, wird all
länglichkeit derſelben für die unentwikkelte
ſchen gedacht. Wir haben aber den Ausd
er eben ſo auch die Beendigung des Kam
um die Herrſchaft bedeuten kann; und es ſ
den, daß überwiegend die geſtaltende Thäti
meinſamen Genuß des ſich eigenthümlich
gen Seins in Kunſt und Spiel verwendet

neuern. Daß aber in dieſen Reſultaten von der Wirkſamkeit der Vernunft in der menſchlichen Leiblichkeit nicht ſollte das höchſte Gut des Menſchen auf dieſer ſich ihn immer wieder zum Herrn gebährenden Erde ausgeſprochen, oder in denſelben nicht alles enthalten ſein, was zu dem aus ſich herausgehenden und in ſich zurükkehrenden Leben des Geiſtes in dieſer Form gehören kann, dieſes auch nur zweifelhaft zu machen dürfte ſchwerlich gelingen, außer in ſo fern die Vernunft ſelbſt und ihre Thätigkeit irgendwie geläugnet würde.

S. 125 Z. 15 l. leben S. 128 Z. 28 αἴη — ἀρίστη.

Dritte Abth

Zur Phil

Dritter B

Reden und Abhandlungen,

der Königl. Akademie der Wissenschaften

vorgetragen

von

Friedrich Schleiermacher.

Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse.

herausgegeben

von

L. Jonas,
Prediger an der St. Nikolaikirche zu Berlin.

Berlin,
gedruckt und verlegt bei G. Reimer.
1835.

Vorwort des Herausgebers.

I.

Schleiermacher, mein verehrter Lehrer und väterlicher Freund, hat mir kurz vor seinem Tode seine Papiere überwiesen mit dem Auftrage, den Theil derselben, welcher die Dialektik, die christliche Sittenlehre und seine Ansichten über die Apostelgeschichte enthält, zu ordnen und in Druck zu geben. Was aber das Uebrige betrifft: so hat er sich zwar über einiges günstiger erklärt, über anderes ungünstiger, dennoch aber die Bestimmung darüber, was davon dem Publicum vorzulegen sein werde und was nicht, lediglich dem Urtheile anvertraut, das sich mir nach gewissenhafter Prüfung des vorhandenen Materials werde gebildet haben. Der erste Blick nun auf den mir anvertrauten Schatz lehrte mich

Vorwort des Herausgebers.

I.

Schleiermacher, mein verehrter Lehrer und väterlicher Freund, hat mir kurz vor ſeinem Tode ſeine Papiere überwieſen mit dem Auftrage, den Theil derſelben, welcher die Dialektik, die chriſtliche Sittenlehre und ſeine Anſichten über die Apoſtelgeſchichte enthält, zu ordnen und in Druck zu geben. Was aber das Uebrige betrifft: ſo hat er ſich zwar über einiges günſtiger erklärt, über anderes ungünſtiger, dennoch aber die Beſtimmung darüber, was davon dem Publicum vorzulegen ſein werde und was nicht, lediglich dem Urtheile anvertraut, das ſich mir nach gewiſſenhafter Prüfung des vorhandenen Materials werde gebildet haben. Der erſte Blick nun auf den mir anvertrauten Schatz lehrte mich

zweierlei. Zuerſt dieſes, daß er im Allgemeinen von weit größerem Werthe ſei, als Schleiermachers Aeußerungen vermuthen ließen, daß ich alſo weniger darauf bedacht ſein dürfe, nur einiges Auserleſene mitzutheilen, als darauf, wenig oder gar nichts vorzuenthalten. Dann aber auch dieſes, daß die Aufgabe an keinem Puncte werde zu löſen ſein ohne langwierige und mühevolle Arbeit. Denn auch was für den Herausgeber als fertig angeſehen werden konnte, nämlich die dieſen Band füllenden akademiſchen Reden und Abhandlungen, war ſtellenweiſe ſo wenig zu entziffern, daß ſich vorausſehen ließ, es werde manches nie eigentlich geleſen, ſondern nur in dem Maaße erſchloſſen werden können, in welchem zuvor ſein Ganzes aus dem Lesbaren werde erfaßt ſein. Alles Uebrige aber, bald mehr die Wurzel, bald mehr die Frucht, bald mehr die Stütze des in der Univerſität Vorgetragenen, bot zuvörderſt einzelne in ſich durchaus ungeordnete Notizen dar

ſtellungen, wie er ihrer ſcheint bedurft zu haben, wenn er einerſeits nicht in Gefahr ſein ſollte während der Vorleſungen den Faden zu verlieren, und wenn er andrerſeits für zukünftigen Vortrag derſelben Wiſſenſchaft des einmal Gedachten auch im Einzelnen ſicher bleiben wollte. Aber auch nur wenige Mappen boten nichts als dieſe Grundlage, die meiſten gaben mehr, nämlich auch noch wieder vor oder nach wiederholtem Vortrage niedergeſchriebene, bald ſtätig fortlaufende bald mannigfach unterbrochene, die Grundlage theils ausführende theils umgeſtaltende Rand- oder ſonſtige Nebenſchriften, bis endlich für einige Disciplinen ſich auch wol Anſätze zu gründlicherer nicht mehr auf die Vorleſungen allein berechneter Bearbeitung herausſtellten, aber dann zwei drei auch nicht überall der eine die anderen überflüſſig machende, ſondern meiſtens ſich einander nicht weniger vorausſetzende und ergänzende als wiederholende Anſätze, ſo daß ſchon hieraus jedem einleuchten wird, daß zur Bearbeitung dieſer Manuſcripte nichts geringeres erforderlich ſcheinen konnte, als eine lange Reihe der verwickeltſten Operationen ſcharfer und beſonnener Kritik und zwar aus einer ſo innigen Vertrautheit heraus mit Schleiermachers Anſchauungen, Syſtem und Kunſt, wie ſie niemand von vorn herein zur Sache hinzubringen, ſondern wie ſie erſt in und mit der Ausführung gewonnen werden könne. Noch beſtimmter aber muß dies jedem hervortreten, wenn er hinzunimmt, daß, wo die Manuſcripte nur andeuten oder gar ſchweigen, nirgend Hülfe zu finden iſt als bei den Nachſchriften der Hörer, deren jede für ſich und deren verſchiedene

Jahrgänge in ihrem Verhältniß zu einander doch natürlich nicht nur wieder dieſelben Aufgaben ſtellen müſſen, wie die Manuſcripte ſelbſt, ſondern noch andere dazu von ganz eigenthümlicher Art.

Einem ſolche Schwierigkeiten darbietenden Stoffe nun, ſei es daß er geordnet zu Tage gefördert, ſei es daß er nicht ohne zuvor von allen Seiten ſcharf darauf angeſehen zu ſein für immer der Vergeſſenheit übergeben werden ſoll, können, das ſieht jeder, die Kräfte eines Einzelnen, überträfen ſie die meinigen auch noch ſo weit, nicht gewachſen ſein; ich freue mich alſo melden zu können, daß es mir, wie es denn auch nicht anders zu erwarten war, ohne Mühe gelungen iſt für beides, für die Mitprüfung und für die Mitbearbeitung deſſelben, aus der mir zugänglichen Zahl der Freunde und Schüler Schleiermachers Männer zu gewinnen, deren bei

der Pauliniſchen Briefe Herr Profeſſor Bleek,
der Kirchengeſchichte Herr Profeſſor Bonnel,
der Pädagogik und Politik Herr Profeſſor Brandis,
der Schriften des Lucas Herr Profeſſor Lachmann,
der Aeſthetik Herr Profeſſor Lommatzſch,
der Hermeneutik und Kritik, der Einleitung ins N. T., der Ev. des Matth. und des Joh., der katholiſchen Briefe und des Briefes an die Hebräer Herr Profeſſor Lücke,
der praktiſchen Theologie Herr Profeſſor Nitzſch,
der Geſchichte der Philoſophie Herr Profeſſor H. Ritter,
der philoſophiſchen Ethik Herr Profeſſor Schweizer,
der Encyclopädie, der kirchlichen Statiſtik und der Predigten Herr Prediger Sydow.

Aber auch, nachdem nun die Arbeit gehörig getheilt iſt, ſieht jeder, daß, ſoll anders der Sache ihr Recht werden, immer nur langſam wird vorgeſchritten werden können. Und ſo werden wir denn unſrerſeits zwar eilen, aber auch nichts übereilen, überzeugt, daß der Tadel, der gegen uns laut geworden iſt, und die Befürchtungen für die Sache, die hie und da gehegt werden, ſich wenn nicht früher doch dann gewiß als ungegründet erweiſen werden, wenn beharrliche Gründlichkeit Schleiermachers Schöpfungen im Gebiete der Wiſſenſchaft ſo wird ans Licht geſtellt haben, wie die uns zu Gebote ſtehenden Materialien, und zwar nur dieſe, es fordern und zulaſſen.

Was ſonſt geſagt werden muß, werde ausgeſprochen, wo über das Einzelne Rechenſchaft abzulegen iſt. Hier ſei nur noch bemerkt, daß der literariſche Nachlaß der urſprünglichen Abſicht entgegen nunmehr ſelbſtſtändig hervortritt, und daß ich an der Herausgabe der auch ſonſt ſchon gedruckt vorliegenden Schriften Schleiermachers keinen Theil nehme, ſondern meine Thätigkeit lediglich auf dasjenige beſchränke, was mir von ihm ſelbſt anvertraut iſt.

II.

Was nun die nachfolgenden Reden und Abhandlungen insbesondere betrifft: so ist zuvörderst eine zwiefache Inconsequenz zu bekennen. Die erste ist, daß zwei früher schon gedruckte Reden, I, 4 und 16, aufgenommen sind; die zweite, daß die unter I, 21 mitgetheilte nicht die Stelle einnimmt, die sie ihrem Datum nach einnehmen sollte. Aber diese zuletzt genannte Inconsequenz beruht bloß auf einer Unachtsamkeit, die ich zu entschuldigen bitte; die erste dagegen findet ihre Erklärung darin, daß die genannten Reden unter Umständen aufgenommen und abgedruckt wurden, welche noch die Verbindung, nicht die Trennung, des früher schon Gedruckten und des zum ersten Male Hervortretenden zu fordern schienen.

Zweitens ist zu berichten, daß ich drei zu I. gehörige Reden nicht habe abdrucken lassen. Die eine ist überschrieben, Preisertheilung der philosophischen Classe den 3. Juli 1822; die andere, Antwort an Herrn Ritter; die dritte, Anrede an Herrn Eichhorn. Die letzte ist zu unvollständig, die zweite zu flüchtig, die erste von zu geringem Interesse, als daß ihre Veröffentlichung wäre rathsam gewesen. Die Gedächtnißrede auf Buttmann ist handschriftlich gar nicht mehr vorhanden. Die übrigen unter I. mitgetheilten sind, 1 und 4 ausgenommen, alle von Schleiermachers Hand geschrieben. Sie fanden sich zusammengelegt in einem Umschlage,

der die Aufſchrift führt, Zurückgenommene Abhandlungen. Daß ich ſie deſſenungeachtet habe abdrucken laſſen, wird hoffentlich niemand mißbilligen, da ihnen, wenn auch hier und da der wiſſenſchaftliche, doch ſchwerlich ſo ungefeilt ſie meiſtens ſind der künſtleriſche Werth kann abgeſprochen werden, und noch weniger der, daß ſie ſich als ächte Gepräge wie des Geiſtes ſo beſonders auch der Geſinnung ihres Verfaſſers zu erkennen geben. So freimüthig war ſeine Treue, und ſo verſöhnend ſo edel und fein ſeine Freimüthigkeit, wie ſie ſich hier ausſprechen; und klar tritt auch hier hervor, was das Geheimniß iſt ſeiner, des Redners, immer feſſelnden Kraft, daß er nämlich, wozu nur Geiſt befähigt, der der Geſinnung dient, das ſcheinbar Kleinſte und Vereinzeltſte in dem Mittelpunct des geiſtigen Lebens zu erfaſſen und aus demſelben heraus als überall vom Höchſten berührt und daſſelbe ſeinerſeits berührend darzuſtellen wußte.

Wo dieſen Reden der Schluß fehlt, iſt ſchwerlich

daß ſich ihr Schluß, der nicht urſprünglich kann gefehlt haben, unter denſelben Manuſcripten mögte auffinden laſſen. Was unter II, 1. 2., III, IV, und V, 4. 5. gegeben iſt, hat Schleiermacher ſelbſt als mittheilbar bezeichnet.

Ferner habe ich über die in Anwendung gebrachte Orthographie und Interpunction zu bemerken, daß beide dem Syſteme, das ſich Schleiermacher in Beziehung auf ſie gebildet hatte, ſo nahe als möglich gebracht ſind. Er ſelbſt hat es nie conſequent ausgeführt, aus Mangel an Zeit, wie er ſagte; aber die Sache war ihm doch ſo wichtig, daß er mir ſeine Principien entwickelte und zur Beachtung empfahl, als er mir etwa ein Jahr vor ſeinem Tode alle ſeine Correcturen übertrug.

Endlich iſt anzuführen, daß nach einem mir von freundlicher Hand mitgetheilten „Verzeichniß der Vorleſungen, welche Herr Prof. Schleiermacher in der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten hat," folgende Abhandlungen vorhanden ſein müßten:

A. In den Plenarſitzungen geleſene.

1) 1811. Jan. 29. Ueber Diogenes von Apollonia.
2) 1812. Nov. 11. } Ueber Anaximandros von Milet.
3) 1812. Dec. 24. }
4) 1813. Jun. 24. Ueber die verſchiedenen Methoden des Ueberſetzens.
5) 1814. März 24. Ueber den Begriff der verſchiedenen Staatsformen.
6) 1814. Dec. 22. Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung.

7) 1815. Jul. 27. Ueber den Werth des Sokrates als Philoſophen.

8) 1816. Mai 16. Ueber die griechiſchen Scholien zur Nikomachiſchen Ethik des Ariſtoteles.

9) 1817. Dec. 4. Ueber die ethiſchen Werke des Ariſtoteles. I. Abhandl.

10) 1819. März 4. Ueber die wiſſenſchaftliche Bedeutung des Tugendbegriffes.

11) 1820. Aug. 10. Ueber die verſchiedenen Formen des Vertheidigungsweſens.

12) 1821. Mai 17. Ueber die Commentare zu Ariſtoteles Kategorien und Analytik.

13) 1824. Aug. 12. Ueber die wiſſenſchaftliche Behandlung des Pflichtbegriffes.

14) 1825. Jan. 6. Ueber den Unterſchied zwiſchen Naturgeſetz und Sittengeſetz.

15) 1825. Jul. 28. Ueber Platons Anſicht von der

B. In den Sitzungen der philoſophiſchen Claſſe.

1) 1816. Jan. 8. Ueber den Begriff des Sophiſten, beſonders in Bezug auf den Protagoras.
2) 1816. Apr. 1. Ueber die Aechtheit der Ariſtoteliſchen Ethiken.
3) 1817. Jul. 28. Einige Gedanken über die Auswanderungsverbote. (Auch in der öffentl. Sitzung am 3. Aug. 1818 vorgetragen.)
4) 1820. Febr. 14. Skizze einer Unterſuchung über den Philoſophen Hippon.

C. In den Sitzungen der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe.

1) 1814. Apr. 4. Einiges über die Fragmente des Demokritus.
2) 1815. Jan. 9. Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius.
3) 1818. Jan. 11. Einiges über die Scholien zur Nikomachiſchen Ethik.
4) 1818. Apr. 6. Ueber die Ethik des Ariſtoteles.
5) 1820. (Datum nicht angegeben.) Einiges über die Fragmente des Empedokles in Bezug auf den Pythagoreismus deſſelben.
6) 1820. März 21. Einiges über des Pſeudo-Origenes Zeugniß vom Hippon.
7) 1826. Aug. 8. Ueber eine Gloſſe des Timäus.
8) 1827. Oct. 22. Bemerkungen über die ſchwierige Stelle von der Platoniſchen Zahl in Rep. VIII. und die bisherigen Erklärungen derſelben.

D. In der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe.

1830. März 30. Ueber Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik.

Davon nun ſind gedruckt

a. in den Jahrbüchern der Akademie: A, 1. 2. 3. 4. 5. 7. 8. 10. 13. 14. 16. 17. 20. 21. B, 3.

b. hier: A, 6. 9. 11. 15. 18. 19. 21. 22. 23. B, 4. C, 2. 7. D.

folglich fehlen: A, 12. B, 1. 2. C, 1. 3. 4. 5. 6. 8., die indeß ſchon lange vermißt ſein müſſen, wenn ſich auf ſie ein B (Buttmann) unterzeichneter Schleiermachers Papieren anliegender Zettel, Die Bücher der Bibliothek, worin Ihre übrigen verlornen Abhandlungen ſtecken, haben wir noch nicht gefunden, beziehen ſollte.

Berlin, den 31. October 1835.

Inhalt.

I. Reden, bei beſonderen Veranlaſſungen geleſen. S. 1—178.

1. Am 10. Mai 1810. (Beim Eintritt in die Akademie.) . S. 3
2. Am 3. Juli 1815. (Zur Charakteriſtik des Herrn v. Leibnitz.) . . . . . — 9
3. Am 3. Juli 1815. (Ueber die Preisaufgabe, Welchen Einfluß hat die Philoſophie des Carteſius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt? und welches ſind die Berührungspuncte, die beide Philoſophien mit einander gemein haben?) . . — 19
4. Am 24. Januar 1817. (Wie würde Friedrich der Große heute regieren? In welchem Sinne dieſe Frage dürfe aufgeworfen werden, und wie weit nur man ſie beantworten könne.) . . . . . — 28
5. Am 3. Auguſt 1819. (Was beabſichtigt die Akademie, des Königs Geburtstag feiernd?) . — 41
6. Am 24. Januar 1821. (Friedrich der Große auch darin groß, daß er zugleich die Volksſchulen und die Akademie der Wiſſenſchaften fördert.) . . . . . — 45

7. Am 21. November 1822. (Zur Nachfeier des Regierungsjubelfestes des Königs. Wodurch Reinheit und Vollständigkeit einer Freude, wie dieses Fest sie voraussetzt und erregt, bedingt seien. . . . . S. 49

8. Am 3. August (1823?) (Was erwirbt auch innerhalb desselben Volkes dem einen Staate vor dem anderen die entschiedene Zuneigung derer, welche der Wissenschaft leben?) . — 57

9. Am 3. Juli 1824. (Ueber Lobreden im Allgemeinen, und die Fontenellesche auf Leibnitz insbesondere.) . . . . . — 63

10. Am 24 Januar 1825. (Erinnerung an die großartige und freisinnige Weise, in welcher Friedrich der Große die Aufsicht des Staates auf die schriftstelleriſche Hervorbringung führen ließ.) . . . . . — 69

11. Am 24. Januar 1826. (Ueber den Begriff des großen Mannes.) . . . . . — 73

12. Am 3. August 1826. (Der König will seinen Geburtstag nicht als ein bürgerliches Fest behandelt wissen — eine eines großen Herrschers würdige Ansicht.) . . . — 85

18. Am 7. Juli 1831. (Ueber Leibnitz unausgeführt gebliebenen Gedanken einer allgemeinen philosophischen Sprache.) . . . . . S. 138

19. Am 26. Januar 1832. (Die Akademie der Wissenschaften ein Werk der königlichen Kunst.) . — 150

20. Am 24. Januar 1833. (Ueber Denkmal und Biographie Friedrichs des Großen.) . . — 163

21. Am 3. Juli 1827. (Bei der Aufnahme des Herrn v. Raumer.) . . . . . — 173

II. Zur Aesthetik. S. 179 — 224.

1. Ueber den Umfang des Begriffs der Kunst in Beziehung auf die Theorie derselben. Erste Abhandlung. Gelesen am 11. August 1831. . . . . — 181

2. Zweite Abhandlung. Gelesen am 2. August 1832. . — 199

3. Anhang. Ansatz zu einer dritten Abhandlung. . . — 219

III. Zur Politik. S. 225 — 270.

1. Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung. Gelesen am 22. December 1814. . . . . — 227

2. Ueber die verschiedene Gestaltung der Staatsvertheidigung. Gelesen am 10. August 1820. . . . . — 252

IV. Zur Ethik. S. 271 — 290.

Ueber Platons Ansicht von der Ausübung der Heilkunst. Gelesen am 28. Juli 1825. . . . . — 273

V. Zur Philologie. S. 291 — 402.

1. Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius. Gelesen am 9. Januar 1815. . — 293

2. Ueber die ethischen Werke des Aristoteles. Gelesen am 4. December 1817. . . . . — 306

3. Ueber eine Glosse des Timäus. Gelesen am 8. August 1826. . . . . — 334

4. Ueber den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolf's Andeutungen und Aſt's Lehrbuch.

A. Erſte Abhandlung. Geleſen am 13. Auguſt 1829. S. 341
B. Zweite Abhandlung. Geleſen am 22. Oct. 1829. — 366

5. Ueber Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik. Geleſen am 30. März 1830. . . . . — 387

VI. Zur Geſchichte der Philoſophie. S. 403 — 410.

Unterſuchung über den Philoſophen Hippon. Geleſen am 14. Februar 1820. . . . . — 405

I.

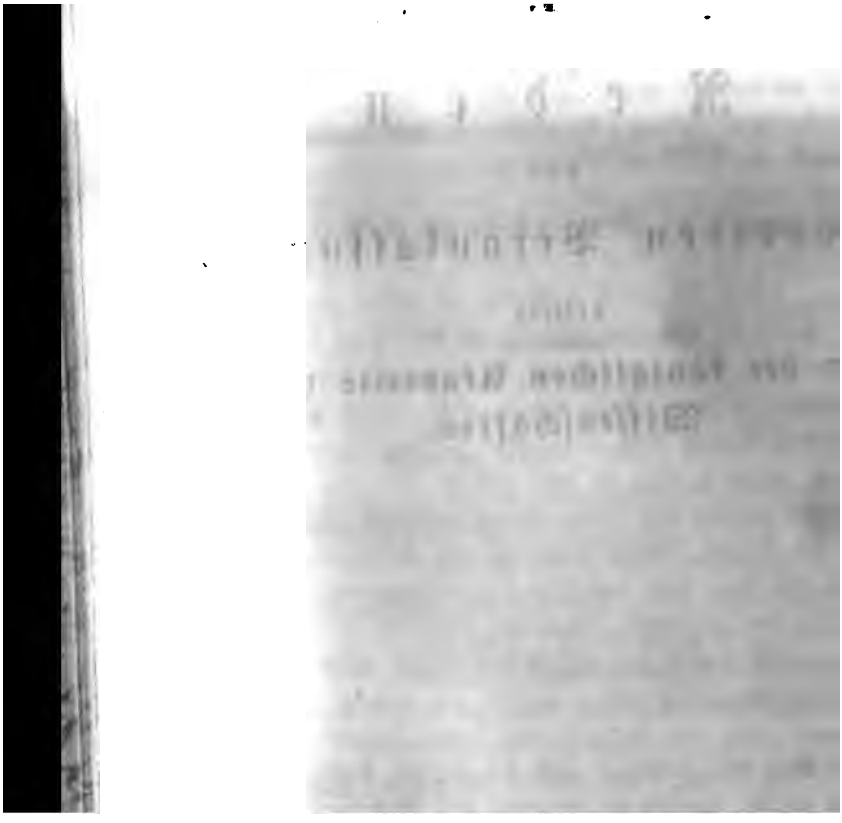
Reden

bei

beſonderen Veranlaſſungen

geleſen

in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften.



1. *)

Meine Herren!

Indem ich mich vor Ihnen darſtelle, um in Ihrer ehrwürdigen Verſammlung den Plaz einzunehmen, den ich Ihrer Wahl verdanke, befinde ich gewiß mehr als ein andrer mich in dem Fall, daß mir die Annahme deſſelben als Anmaßung könnte ausgelegt werden. Denn wenn auch die Verdienſte derer, welche Ihre Stimme in dieſen Kreis beruft, nicht immer gleich groß ſein können: ſo kann doch nicht jeder ſich damit beruhigen für ſich ſelbſt, ſondern muß in dem was er thut oder geſchehen läßt gerichtet werden nach ſeinen eigenen Anſichten. Leichter alſo hätte es ein andrer, der die Akademie nur anſähe als eine nähere von der Regierung unterſtüzte Verbindung von gelehrten, die zufällig hier zuſammen leben und bald nach Neigung bald von Umſtänden geleitet die entſtandenen Lükken wiederum durch andere ausfüllen. Ich aber, obgleich ich vielleicht übergehen könnte was wol nur wenigen von Ihnen bekannt geworden iſt, fühle mich doch genöthigt mich bei meinem Eintritt in dieſen Kreis an die Ausſage zu erinnern, daß ich mir eine Akademie nur zu denken vermag als einen das ganze der Wiſſenſchaften darſtellenden Verein derer, die in den verſchiedenen Zweigen derſelben Meiſter ſind, und ſo, wohl wiſſend, daß ich alles was

*) Geleſen am 10. Mai 1810. J.

hier in Erwägung kommen kann immer nur als Liebhaberei betrieben habe, muß ich meine Berechtigung hier zu sein bezweifeln.

Jeder Freund und nach seinen Kräften Bearbeiter einer Wissenschaft, wenn ein ehrenvoller Ruf ihn mit einem bestimmteren Namen bezeichnet oder in den Kreis der vollendeteren verseßt, kann sich selbst dessen nur für würdig halten, wenn entweder ein für die Wissenschaft selbst bedeutendes und wesentliches Werk ihn als Meister lobt, oder wenn er es durch die That geworden ist, indem er Schüler an sich gezogen und weiter gebildet hat. Wiewol immer das lezte ein mißliches Kennzeichen bleibt, weil die Jünglinge von der fremden Hand des Alters geleitet nicht selten dem schwächsten Wiederschein einer längst untergegangenen Sonne nachgehn müssen, sich selbst überlassen aber eben so leicht von falschem Glanze verführt einer gehaltlosen Erscheinung folgen. Wenn nun dieses überall zwar, am meisten aber in der Philosophie der Fall ist, so muß ich in die philosophische Klasse dieser Akademie berufen mir um so mehr die prüfende Frage vorlegen, welches wol in diesem Gebiet die für die Sache selbst so mächtigen und folgereichen Werke sind, daß

ſehr als des Cartes und Shaftesbury, oder Hume gleich ſehr als Baco Philoſophen ſein ſollen. So könnten wir noch viele Klaſſen von Werken durchgehn, die anderwärts und in einem weiteren Sinne philoſophiſch heißen, alle ſchätzbar theils wegen der Tiefe des Gemüths und des eignen Wahrheitsſinnes, theils wegen des wiſſenſchaftlichen Charakters; dennoch, in welchen ſich nicht beides vereinigt und zwar auf eine eigenthümliche Art vereinigt zeigt, welche nicht an dem Mittelpunkte alles Wiſſens feſt halten, von da aus mit Licht und Ordnung im ſchaffenden Geiſt Eine Richtung oder alle andeutend und verfolgend: dieſe werden wir auf dem Gebiet der Philoſophie immer nur für untergeordnet erklären, entweder als unſtäte Erſcheinungen von flüchtigem nirgend feſt wurzelndem Leben, oder als abgeleitet von andern und nur, ſei es auch erweitert, wiederholend was ſchon da war. So daß nach unſerer Schäzung als Meiſterwerke nur die übrig bleiben werden, welche uns eine neue Betrachtungsweiſe jener geheimnißvollen Operation, des Erkennens, in einem lebendigen ſchon die Grundzüge ſeiner kräftigen entwikkelteren Geſtalt in ſich tragenden Keim offenbaren, oder eine früher nur unvollkommen mitgetheilte auf die großen Maſſen des Erkennens, die Natur und die Geſchichte, zuerſt lichtvoll und eigenthümlich anwenden, oder endlich eine nicht in einem einzelnen erzeugte ſondern aus dem gemeinſamen Charakter einer Nation oder einer Zeit hervorragende Anſicht auf eine urſprüngliche Weiſe wiſſenſchaftlich auffaſſen und geltend machen.

Wie wenig ich mich rühmen kann ein ſolches Werk erzeugt zu haben, weiß jeder, ich aber auch, daß ich nie eins hervorbringen werde, und ich muß mich nur an die Ueberzeugung halten, daß es vielleicht mit der Philoſophie in Bezug auf Inſtitute wie dieſes eine etwas andre Bewandniß hat als mit den andern Wiſſenſchaften, und daß für eine Akademie ſich weniger diejenigen eignen, die neue Syſteme gegründet oder vollendet haben, als die, welche die Philoſophie hiſtoriſch und kritiſch zu behandeln bemüht ſind.

Die Philoſophie, dieſes Verſenken des Geiſtes in ſeine und der Dinge innerſte Tiefe um die Verhältniſſe des Zuſammenſeins beider zu ergründen, dieſes Beſtreben das höchſte und unmittelbarſte der Erkenntniß klar und ſicher zu erreichen, hat ſich vor unſern Augen ſchon unter unzähligen verſchiedenen Geſtalten wiederholt, jede mit mehreren andern zuſammentreffend in gemeinſamen Zügen, jede auch von andern ſo abweichend, daß ſie ſich von ſelbſt als Gegenſätze darſtellen. Die befangene Unfähigkeit einiger, der ſkeptiſche Kleinmuth andrer unter den Zuſchauern weiß hieraus nur Beweiſe herzuleiten für die Unmöglichkeit der Philoſophie und troſtloſe Abmahnungen von jedem Sichbefaſſen mit ihr als mit einem leeren Geſchäft. Aber auch diejenigen ſelbſt, welchen dieſe einzelnen Formen der Philoſophie ihr Entſtehen und ihre Ausbildung verdanken, ſind größtentheils wie leider die Erfahrung zeigt ganz in den Moment verſenkt, welchen auszufüllen ſie durch ihre Natur und ihre Lage beſtimmt ſind; ja ſie müſſen, ſo will es die Nemeſis, nicht ſelten durch alles was kleinliche Leidenſchaftlichkeit was kleinliche Beſchränkung nachtheiliges mit ſich führt den Ruhm der Erfinder erkaufen. Die ganze Idee

Fortſchreitend zwar in ihrer Entwikklung darf ſie doch, wenn ſie in der That Eine Perſon höherer Ordnung darſtellen ſoll, in keinen ſolchen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gerathen, wie er unvermeidlich wäre, wenn entweder die Vertheidiger entgegengeſezter Syſteme als ſolche ihren Streit in ihrer Mitte trieben, oder wenn ſie heute Einem Syſtem huldigte, ihre folgende Generation aber von ähnlichem Parteigeiſt nach einer entgegengeſezten Seite getrieben das Werk der früheren nicht zu verbeſſern oder zu ergänzen ſtrebte, ſondern zu zerſtören.

Vielmehr ziemt es der Akademie von der Gewißheit ausgehend, daß nichts was die ächte Form der Philoſophie anzuziehen vermag baarer Irrthum ſein kann, eben ſo überzeugt zu ſein, daß nichts was Eine Periode hervorbringt die ganze Wahrheit in ſich einſchließt. In jeder Geſtaltung der Philoſophie erſcheint ihr der höchſte Forſchungsgeiſt in einer eigenthümlichen Function begriffen, und es iſt ihr Geſchäft eben dies eigenthümliche im Vergleich mit früheren Beſtrebungen richtig aufzufaſſen, den Zuſammenhang dieſer Erſcheinung mit andern Ereigniſſen im Gebiet des menſchlichen Geiſtes zu verſtehen, das poſitive darin was eine Lükke in der bisherigen Behandlung ergänzt hervorzuheben, aber auch nicht zu überſehen, zu welcher Einſeitigkeit ſie ſich hinneigt, und was für Bedürfniſſe ſie ſelbſt der Zukunft erſt zu befriedigen hinterlaſſen wird. Und für dieſes Geſchäft ſind ihr auch nicht die Erzeugniſſe der Gegenwart, von der ſie ſich nicht will beherrſchen laſſen, der einzige Gegenſtand; ſondern weil es nie ganz vollendet ſein kann, ſtiftet es eine lebendige Wechſelwirkung aller Zeiten und kehrt oft zur Unterſuchung und Darſtellung des alten zurükk, weil theils das alte nicht ſelten die überraſchendſten Aufklärungen über das neuere gewährt, theils auch jede bedeutende neue Erſcheinung ein neues Licht auf noch nicht völlig verſtandene frühere Beſtrebungen zurükkwirft.

Dies, meine Herren, iſt es, was ich unter der kritiſchen und hiſtoriſchen Behandlung der Philoſophie verſtehe, und was

mir das vornehmſte Geſchäft der philoſophiſchen Klaſſe in einer Akademie der Wiſſenſchaften zu ſein ſcheint. In einem ſolchen Sinne hat auch dies preiswürdige Inſtitut durch ſeine Arbeiten und ſeine Aufgaben gewirkt und nur unkundigen deshalb weniger zu wirken geſchienen, weil es immer gleich ruhig über dem Streit der Parteien ſchwebte. In demſelben Sinne hat auch jener treffliche Mann, mit deſſen Schilderung Sie, Herr Secretair der philoſophiſchen Klaſſe, nur kürzlich die Akademie beſchenkt haben, die Ereigniſſe ſeines Zeitalters aufmerkſam begleitet. Auch für mich, wenn es mir vergönnt iſt mich hier unmittelbar anzufügen, haben Beſchäftigungen dieſer Art ſeit lange her einen vorzüglichen Reiz gehabt, nur daß ich, auch aus andern Gründen, vorzüglich aber aus gerechter Bedenklichkeit, mich an eine ſolche Betrachtung des gleichzeitigen weniger wage, und die mannichfaltigen Verſuche des Alterthums in dem Gebiet der Philoſophie mich vorzüglich anziehen, — überzeugt daß dergleichen Bemühungen auch denen, die mehr in der Gegenwart leben, nicht geringfügig erſcheinen können, wenn ſie nur den Geiſt athmen, deſſen weſentliches ich eben anzudeuten verſucht habe. Für meine künftigen Arbeiten dieſer Art geht mir die Hoffnung eines

2.

Oeffentliche Sizung

vom

3. Julius 1815.

Wenn unſere Akademie, wie ſie verdiente und ausgezeichnete Mitglieder nach ihrem Tode Einmal zu loben pflegt, ſich zur Pflicht gemacht hat ihres Stifters in jährlich wiederholter Gedächtnißfeier ehrenvoll zu erwähnen: ſo müßten wir, wenn dies nicht grade einen Mann wie Leibnitz gölte, allerdings beſorgen, daß wir bald dahin gebracht würden daſſelbige zu wiederholen und nur durch Kunſt der Rede und Mannigfaltigkeit der Wendungen die Erſchöpfung des Inhaltes verdekken zu müſſen. Was man von den Werken der Kunſt geſagt hat, daß jedes nach dem Maaß ſeiner Vollendung und faſt ohne Unterſchied des Gegenſtandes auch ein unendlicher Gegenſtand für die Betrachtung iſt, das freilich muß auch von den Meiſterſtükken der Natur gelten und alſo vornämlich von jedem nach allen Seiten durchgebildeten und vollendeten Manne. Allein die Kunſt der Betrachtung geht auch wieder ihrerſeits darauf aus das innere Weſen mit Einem Blikk zu durchſchauen und entweder in Einem lebendigen Bilde darzuſtellen oder Eine möglichſt leichte und einfache Formel aufzufinden, in der es ganz aufgehe; und iſt dies einmal erreicht, ſo bleibt die Perſönlichkeit auch des vortrefflichſten Weſens nur

in ſofern ein würdiger Gegenſtand wiederholter Darſtellung, als ein Reichthum fruchtbarer Relationen zu Hülfe kommt, deren aus jedem andern Standpunkt ſich wieder andere darbieten. Es giebt daher eine zwiefache Art, wie die nicht mehr unmittelbar mitlebende Welt ſich mit einem bedeutenden Manne beſchäftigen kann. Die eine trägt noch das Weſen der von ſeinen Zeitgenoſſen ererbten perſönlichen Zuneigung an ſich; ſie arbeitet an jenem Bilde mit Luſt, ſucht alle Einzelheiten in daſſelbe aufzulöſen, und wie die Liebe überall thut auch in dieſen die unmittelbare Beziehung auf das eigene Sein und Leben aufzufinden und dankbar anzuerkennen. Dieſe aber iſt auch für die bedeutendſten Männer nur in einen beſtimmten Zeitraum eingeſchloſſen, ſo lange nämlich diejenigen Gebiete des Lebens, in welchen ſich das Daſein eines ſolchen Mannes am kräftigſten entfaltet hat, noch in derſelben Geſtalt beſtehen, und alſo die Standpunkte noch aufzufinden ſind, aus welchen das einzelne immer neu lehrreich und lebendig erſcheint. Iſt dieſe Zeit vorbei, und eine große Umwälzung zwiſchen die Gegenwart und die Vergangenheit getreten, ſo verſchwindet der Reiz ſolcher Betrachtung und tritt eine Entfremdung ein,

rükkt, noch können wir nicht einmal ſagen, daß ein ähnliches mit ſicherer Hand kunſtreich ausgeführtes Bild ſeines Geiſtes vollendet wäre; denn was es von Lebensbeſchreibungen des Mannes giebt verdient hier kaum genannt zu werden, und wir, die wir ihm gleichſam perſönlich verwandt und beſonders dazu berufen ſind, werden noch oftmals Beiträge mancher Art dazu liefern können. Denn wie viele Urtheile über ihn ſind noch zu berichtigen, wie manches in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen, die ſo mannigfaltig und verwikkelt waren, iſt noch ins klare zu ſezen, und wie vieles dadurch in den Wiſſenſchaften ſelbſt aufzuhellen. Denn der Stoß, den er den Wiſſenſchaften gegeben, wirkt überall noch merklich fort, und dieſen richtiger verſtehen heißt alſo den Gang der Wiſſenſchaft ſelbſt aufhellen. Deshalb wird noch lange alles perſönliche des großen Mannes uns intereſſiren, wenn gleich ſchon viele andere bedeutende Erſcheinungen zwiſchen ihn und uns getreten ſind. Ja unſere Gemeinſchaft rühmt ſich an ihm eines ſolchen Stifters, daß alle vier Abtheilungen, in welche ſie zerfällt, in ihren bedeutendſten Beſchäftigungen noch immer die Einflüſſe ſeines Daſeins fühlen, ſo ſehr hat er überall auf die Grundideen und auf die Methoden eingewirkt. Die Mathematik verdankt ihm diejenigen Verfahrungsarten, ohne welche jezt ſchwerlich jemand dieſe Wiſſenſchaft würde betreiben wollen. Wie viele Gegenſtände hat er angeregt in der Naturwiſſenſchaft, wie thätig iſt er geweſen zu Unterſuchungen im großen Styl aufzufordern, und wie tief hat er in das innere der Wiſſenſchaft eingegriffen durch ſeine Theorie der Bewegung, durch ſeine Idee der Dynamik. Für den Hiſtoriker hat er durch ſeine Unterſuchungen über die Verwandſchaften der Völker eine neue Laufbahn eröffnet, die ſeitdem durch tiefere Sprachforſchung unterſtüzt mit mehrerem Glükk iſt verfolgt worden und ſchon vortreffliche Reſultate geliefert hat. Der Philoſoph endlich erkennt in ihm den Stifter einer Schule, welche zwar als ſolche ſich nur unter uns ausgebildet, aber doch weltbürgeriſcher als die übrigen ſich auch einen bedeutenden Einfluß außerhalb unſeres Vaterlandes zu verſchaffen

gewußt hat. Und mit dem allen iſt man verſucht zu ſagen, daß die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und Hervorbringungen nur den kleineren Theil ſeiner Thätigkeit ausmachten, wenn man denkt an ſeine publiciſtiſchen Arbeiten, an ſeine politiſchen Verhältniſſe, an ſein Verkehr mit den großen, ſo daß man glauben muß, dies alles habe ihm wenigſtens eben ſo ſehr am Herzen gelegen, auch wo man es nicht gradezu beziehen kann auf ſeine vielfältigen Beſtrebungen alle geiſtigen Kräfte unter ſich in Verbindung zu bringen und den Wiſſenſchaften ein bürgerliches Daſein zu ſichern.

In dieſem mannigfaltigen und ausgebreiteten Leben findet man den hinreichenden Grund, warum Leibnitz kein einziges großes Werk hinterlaſſen hat; denn Sammlungen wie ſeine **scriptores** und ſein **codex diplomaticus**, wie verdienſtlich ſie auch ſind und wie viel Kraft an ſie verwendet, können wir doch mit dieſem Namen nicht benennen. Aber man kann es zugleich als etwas ihm faſt eigenthümliches anſehen, daß er ohne Eine große imponirende Maſſe aufzuſtellen nur durch die Menge kleiner Productionen einen ſo hohen literariſchen Ruhm erlangt hat. In der Mathematik freilich iſt es möglich große und die

Bei dieſer Eigenthümlichkeit nun ſind unter allen wiſſenſchaftlichen Lorbeern, die er errungen, keine bewundernswürdiger als die auf dem Gebiet der eigentlichen Philoſophie, auf welchem durch eine ſolche Form der Mittheilung gar wenig ſcheint erreicht werden zu können. Dennoch ſtellt ihn die Geſchichte unter die verhältnißmäßig doch immer kleine Zahl derer, in denen ſich ein neues Syſtem der Welterklärung geſtaltet hat, ihn, der nirgend ſelbſt aus ſeinem Geſichtspunkt eine Darſtellung von dem geſammten Gebiet des menſchlichen Denkens wirklich aufgeſtellt hat; er iſt der Stifter einer Schule geworden ohne jemals nach unſerer deutſchen Weiſe öffentlicher Lehrer geweſen zu ſein oder ſonſt einen Kern bildſamer Jugend unmittelbar um ſich verſammelt und eigentliche Schüler gezogen zu haben. Ja wenn man fragt, was er auf dieſem Gebiet eigentlich geleiſtet, ſo ſind es nur Keime, die er hervorgebracht, ein paar Gedanken, die man als ſeine eigentlichen philoſophiſchen Erfindungen anſehen muß, ein paar andere, die er in ein neues Licht geſtellt und ihnen einen größeren Wirkungskreis angewieſen hat, auch urſprünglich nur in jener ihm eigenen Form hingeworfen, hernach etwas mehr ausgebildet durch polemiſche Veranlaſſung, die jedoch auch keine irgend ſyſtematiſche Geſtaltung begünſtigte. Wenn man nicht die Wirkung, welche die von Leibnitz ausgeſtreuten philoſophiſchen Keime auf die deutſchen Schulen während mehr als eines halben Jahrhunderts ausgeübt, und die ſich auch außer der Schule auf die ganze Lebensanſicht verbreiteten, für nichts erklären will: ſo muß man geſtehen, es müſſen fruchtbare und den ganzen geiſtigen Typus dieſer Zeit ausſprechende und die Kraft derſelben frei machende und beflügelnde Ideen geweſen ſein, welche ſo wenig gepflegt und gleichſam unerzogen dennoch ſo viel in der Welt geleiſtet haben. Und gewiß, aus der Idee der Gottheit, wie Herr v. Leibnitz ſie aufgefaßt hatte, und denen Geſezen ihres Handelns, die er ſo beſtimmt ausſprach, aus den Monaden und den Geſezen, wonach einer jeden der Verlauf ihrer Thätigkeiten und ihre ganze Stelle in der Welt beſtimmt wurde, hätte ſich ein

Syſtem der natürlichen und geiſtigen Welt bilden laſſen, das wenn Leibnitz ſich dieſer Arbeit unterzogen hätte ganz anders würde ausgefallen ſein als die größtentheils trocknen und todten Syſteme ſeiner Anhänger. Die Kraft dazu konnte Hrn. v. Leibnitz nicht gefehlt haben, noch hatte er eine zu geringe Meinung von ſich als fehle ſie ihm, da er öfter das Bewußtſein äußert den Spinoza, dem ſie ja nicht fehlte, an philoſophiſcher Bündigkeit zu übertreffen. Aber ſeine Neigung ging durchaus nicht nach dieſer Seite. Mathematik und Geſchichte waren ſeine Hauptrichtungen, die lezte ſchon ſeitdem er dem Rathe jenes ausgezeichneten und gebildeten Edelmannes folgte, die erſtere wenigſtens ſeitdem er ſie auf ſeinen Reiſen in ihrem vollen noch friſchen Glanz hatte kennen gelernt. Die Philoſophie hingegen war aus einer erſten Liebe, was ſie bei ſo vielen ausgezeichneten Jünglingen iſt, eine Nebenſache geworden, der er nur einen kleinen Theil ſeines Lebens widmete, und die ihn nur ſtoßweiſe zu verſchiedenen Zeiten beſchäftigte. Der philoſophiſche Bildungstrieb, wenn er einem ſolchen Genius auch nur in einiger Stärke einwohnt, hat nicht genug an dem Bewußtſein Principien der Erkenntniß zu beſizen, noch an einzelnen Andeutungen, welche wie lichte

Herabſteigen vom beſonderſten einzelner Disciplinen zu den allgemeinſten Wahrheiten, wie jenes die Form der Mittheilung und alſo auch des Denkens immer wieder anders modificirende Verkehr mit Menſchen von der verſchiedenſten Bildung über die verſchiedenſten Gegenſtände erfordert. In dieſem aber lebte Herr v. Leibnitz eigentlich und fand darin die Befriedigung ſeines innerſten Triebes, ſo daß auch der Gedanke ein philoſophiſches Syſtem darzuſtellen nicht in ihm aufkommen konnte. Was den Spinoza, der allein unter den tiefſinnigen Geiſtern jener Zeit ein ſolches Gebäude ſchuf, in jene ſtille Zurükkgezogenheit hineintrieb, war nicht nur das geſpannte Verhältniß zu ſeiner Nation und der daraus von ſelbſt entſtehende geſellig und religiös iſolirte Zuſtand; auch nicht nur ſeine eigenthümliche Vorſtellung von wahrer Glükkſeligkeit: ſondern eben ſo ſehr ſein Gehorſam gegen jenen innern Zug zu einem ſo großen Geſchäft; oder vielmehr dieſes beides war in ihm eben ſo eines und daſſelbe, wie in Herrn v. Leibnitz die Abneigung vor einem großen ſyſtematiſchen Werk und die Befriedigung, die er in einem ſo bunten literariſchen Weltverkehr fühlte. Spinoza theilte ſich freilich auch Menſchen mancherlei Art mit, die auch ſehr weit unter ihm ſtanden, und mit eben ſolcher Geduld; aber wie gering iſt das Volumen ſolcher Mittheilungen im Vergleich mit ſeinem Werk, und wie läßt er ſich doch weislich mit jedem nur in dem Maaß ein, als er fähig war in das innere ſeiner Gedanken einzudringen. So daß man deutlich darin den Charakter der Pflichterfüllung das Geſez der Sparſamkeit erkennt, nicht die Neigung, die unbeſorgt und unbedacht aus der Fülle giebt, wie Herr v. Leibnitz ſich jezt einem Prinzen jezt einem Jeſuiten mittheilt, die beide gleich unfähig waren ihn zu verſtehen. Ferner gehört zur Ausführung eines ſolchen Werkes, in welchem alles einzelne nur aus dem ganzen, alles äußere nur aus dem inneren muß verſtanden werden, und deſſen Werth nur auf dieſem innigſten Zuſammenhange beruht und auf der Nothwendigkeit, mit der das ganze aus dem innerſten Gemüth ſeines Urhebers hervorgegangen iſt, dazu gehört

nothwendig jener ächte Künſtlerſinn, der, nur auf Vollendung bedacht auf genaueſte Uebereinſtimmung der Erſcheinung mit dem inneren Urbilde von deſſen Werthe er mit Begeiſterung erfüllt iſt, auf nichts außer ſich ſieht, auf keinen Beifall anderer bedacht nur ſich ſelbſt genügen will, unbekümmert ob das Werk zweien oder keinem genügen wird. Dieſen beſaß auch Spinoza in einem hohen Grade. Dies zeigt die Art wie er an ſeiner Ethik gearbeitet hat, die er ſo wenig in einem unvollendeten Zuſtand wollte erſcheinen laſſen, daß er es lieber darauf wagte ſie als ein **opus posthumum** ganz ihrem eigenen Schikſal zu überlaſſen, ohne ihr irgend zu Hülfe kommen zu können; eben das ſieht man aus der Strenge, mit der er gegen Arbeiten verfuhr, die ihm noch nicht vollkommen genügten. Dagegen hatte für Herrn v. Leibnitz keine Darſtellung an und für ſich einen Werth, jede war gleich auf eine unmittelbare beſtimmte Wirkung berechnet, er hatte bei jeder eine einzelne Perſon oder ein ſehr beſtimmtes kleines Publikum im Sinne und deshalb auch für jeden Fall eine beſondere Darſtellungsweiſe, um ſich dem Gedankengange und dem Faſſungsvermögen derer auf die er wirken wollte anzunähern. Das rührendſte und naivſte in dieſer Art iſt wol, wie er ſich be-

ßigen Kenntniß fremder Syſteme genährt, aber wo er dieſer in ſeinem Werke gedenkt, da hat die kritiſche Berükkſichtigung ihren von der eignen Production ſtreng geſonderten Ort, und die fremden Gedanken erſcheinen wie ſie von ſeinem Syſtem aus geſehen werden, wogegen bei Leibnitz überall beides ſich in einander verliert und ſeine eignen Gedanken nur zu oft der leichteren Aſſimilation wegen in fremder Weiſe und Bekleidung erſcheinen.

Dieſe daß ich ſo ſage mehr dienſtfertige als ſelbſtändige Behandlung hing in Leibnitz zuſammen mit der ganzen Art, wie er in der Entwikklung ſeines geiſtigen Daſeins fortſchritt und wie er ſich ſeine Thätigkeit beſtimmen ließ. Auf unmittelbare Wirkſamkeit gerichtet war er geneigt eine jede Aufgabe aufzunehmen, welche in ſeinem vertrauteren Kreiſe oder in dem Gebiet des allgemeineren Gedankenverkehrs eben entſtand. Die großen Mathematiker jener Zeit hatten unter ſich dieſe bis zum Wettkampf ausgebildete Weiſe, die ſich leicht darbot in einer Wiſſenſchaft, wo jede Aufgabe ausgedrükkt werden kann ohne Rükkweiſung auf die Art wie ſie einem grade entſtanden iſt, und wo jede Löſung eben ſo leicht divinatoriſch die erſte Entſtehung aufdekken als auch ganz andere Combinationen enthüllen konnte. Herr v. Leibnitz aber verallgemeinerte ſie und war eben ſo bereit aus jeder Wiſſenſchaft Aufgaben zu löſen, die ihm vorgelegt wurden, und um ſo lieber, von je allgemeinerem Intereſſe ſie waren, und mit großer bewundernswürdiger Beweglichkeit angefangene Unterſuchungen und Arbeiten bei Seite zu legen, von einem Gebiet der Wiſſenſchaft in ein anderes überzuſpringen, und auch zu größeren Arbeiten ohne vorherrſchende Neigung ſich durch äußere Umſtände beſtimmen zu laſſen. Als Sachwalter ſeines erſten Gönners und Freundes, des Herrn v. Boinaburg, vertheidigte er, was ſonſt gewiß gar nicht auf ſeinem Wege lag, die kirchliche Trinitätslehre auf philoſophiſche Weiſe gegen die polniſchen Unitarier, und von der Königin von Preußen veranlaßt ſuchte er die Angriffe des Bayle gegen die herrſchenden Vorſtellungen von der göttlichen Weltregierung abzuwehren. Man kann

die wunderbare Zuſammenſezung der Theodicee und die Art wie ſich Leibnitz darüber brieflich erklärt nicht verſtehen, wenn man nicht eben ſowol an die erleuchtete Fürſtin, die das Buch veranlaßte, als an den ſcharfſinnigen und berühmten Gegner, den es widerlegte, und an die ganz verſchiedenen Elemente des Publicums denkt, dem es beſtimmt war. So war Leibnitz mit großer Selbſtverläugnung immer im Dienſt des Augenblikks, und auch bei einem noch längeren Leben würde es ihm nicht an Aufforderungen gefehlt haben, die ihn immer gehindert haben würden an große Arbeiten von langem Athem zu denken.

Wenn aus allem dieſem das Ergebniß hervorzugehen ſcheint, daß eigene Neigung den großen Mann am meiſten von ſyſtematiſcher Ausbildung ſeiner philoſophiſchen Ideen zurükkgehalten hat: ſo mag dies jeder entſchuldigen eben der Eigenſchaften wegen, in denen wir den ſcheinbaren Mangel begründet gezeigt haben, und die ſo groß und bedeutend auf ſein Zeitalter gewirkt haben und noch auf uns fortwirken. Und gewiß erſcheint er auch grade in Beziehung auf die Philoſophie deshalb nicht minder als verehrungswerther Stifter und als nachahmungswerther

3. *)

Ueber die Preisaufgabe, Welchen Einfluß hat die Philoſophie des Carteſius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt? und welches ſind die Berührungspunkte, die beide Philoſophien mit einander gemein haben.

Die philoſophiſche Klaſſe der Akademie hat dieſe Aufgabe zuerſt im Jahre 1811 aufgeſtellt, und weil nur ſehr wenige, ungenügende Arbeiten eingegangen waren, ſie im Jahr 1813 für das gegenwärtige mit verdoppeltem Preiſe erneuert. Sie hat ſich darin, daß die Aufgabe auch zum zweitenmal Intereſſe erregen würde, nicht getäuſcht, indem vier Arbeiten eingegangen ſind. Wenn dennoch die Klaſſe ſich auch durch keine von dieſen vollkommen befriedigt findet: ſo liegt der Grund wenigſtens nicht durchaus in einem Mißverhältniß der Kräfte der Unternehmer zu dem Gegenſtande, ſondern dies gilt vorzüglich nur von der einen Abhandlung mit dem Motto, Natur führt unſern Geiſt zur Tugend und Tugend führt ihn zur Natur. Der Verfaſſer verweilt überall nur im allgemeinen, und indem er mehr eine Apologie des Spinoza ſchreibt als die Aehnlichkeiten und Verſchiedenhei-

*) Geleſen am 3. Julius 1815. Vergl. Abhandl. der königl. Akad. d. Wiſſenſch. in B. 1814—1815. pag. 5. J.

ten zwiſchen beiden Philoſophen aufſucht, um daraus den Einfluß des einen auf den andern zu beſtimmen: ſo betrachtet er beide weit mehr von Seiten der Geſinnung als daß er in das innere ihrer Syſteme eindränge. Wenn man ſieht, wie er dem erſten Theil der Aufgabe etwas ganz anderes unterſchiebt, nämlich die leitenden Ideen des Spinoza aufzuſuchen, und wie er unter dieſem Abſchnitt von dem natürlichen Gang von der mathematiſchen Form und von dem rechtlichen Charakter der Philoſophie bei Carteſius und bei Spinoza handelt, und wie er im zweiten Abſchnitt, anſtatt einzelne Anſchauungen und Lehrſäze beider Philoſophen zuſammenzuſtellen, die unerwarteten Ueberſchriften, Von der Methodik des Denkens, der Hermeneutik des Verſtandes, der Aſcetik des ſittlichen Charakters, Symbolik der Menſchennatur und Heuriſtik des Lebenszwekkes, zu leſen giebt: ſo überzeugt man ſich ſchon hieraus, daß er an der Aufgabe vorbeigegangen iſt, aber man ahndet nicht, wie unglaublich wenig Kenntniß beider Syſteme in der ganzen Abhandlung entwikkelt iſt, ſo daß auch die dritte und die fünfte der genannten Ueberſchriften ganz unbenuzt geblieben ſind um wenigſtens die ethiſchen Anſichten des Carteſius und Spinoza neben einander

vorausgeſezt, die aber nicht ohne Abhängigkeit iſt. Von der Philoſophie eines bloßen Schülers wird man nicht ſagen, daß die Philoſophie des Meiſters Einfluß auf ſie gehabt habe, denn dieſe wiederholt ſich nur in ihr. Und indem nach Berührungspunkten gefragt wird, werden theilweiſe Uebereinſtimmungen vorausgeſezt ohnerachtet der Verſchiedenheit. Von dieſer zwiefachen Vorausſezung mußte jeder Bearbeiter ausgehen, geſezt auch ſeine Unterſuchungen brachten ihn dahin zu beweiſen, daß der Einfluß oder die Berührungspunkte oder beides nur eingebildet wären: immer mußte er das Verhältniß beider in dieſer Hinſicht zu beſtimmen ſuchen. Tiefer braucht man nicht in den Sinn der Aufgabe einzugehn, um ſchon zu finden, daß beide Verfaſſer ſie nicht gelöſet haben. Der erſte iſt in immer wiederkehrenden Widerſprüchen befangen, von denen er durchaus keine Ahndung zu haben ſcheint. Im einzelnen findet er ſeinem Motto gemäß alle Begriffe des Spinoza carteſianiſch, ſo daß er auch allgemein ausſpricht, im carteſianiſchen Begriff der Subſtanz ſei ſchon das ganze ſpinoziſtiſche Syſtem eingeſchloſſen. Daſſelbe behauptet er dann auch von den beiden Attributen, ja ſogar meint er, die ſpinoziſtiſche Lehre vom Sein der Dinge in Gott ſei einerlei mit der carteſianiſchen Lehre von der Erhaltung der Dinge durch Gott, nur ſei jene eine gehaltvollere und prägnantere Ausführung des Gedankens. An einem andern Ort aber verweiſet er alles, was vom Carteſius herübergenommen iſt, nur in den Vorhof des ſpinoziſtiſchen Syſtems, ja, wo er noch mehr im allgemeinen ſpricht zieht ſich ſehr gegen den Sinn ſeines Motto eine beſtimmte Ahndung durch von einer dem Carteſius widerſprechenden philoſophiſchen Eigenthümlichkeit des Spinoza. Wird aber dieſes angenommen, ſo kann ja unmöglich die eine Philoſophie nur die Steigerung der andern ſein. Dieſelbe Anſicht ſcheint da angedeutet, wo der Verfaſſer zugeſteht, nach Carteſius müſſe die Gottheit willkührlich handeln und nach Spinoza könne ſie es unmöglich. Denn nimmt man dies an: ſo muß man auch geſtehen, daß der Grund dieſer Differenz bereits in dem Begriff der

Subſtanz liegen, dieſer alſo bei Spinoza ein anderer ſein muß, und nicht der carteſianiſche ſchon das ganze Syſtem des Spinoza in ſich ſchließen kann. Wenn nun der Verfaſſer gegen das Ende ſogar ſagt, Spinoza habe ſeiner Natur nach unmöglich ein Dualiſt ſein können, welches hingegen dem Carteſius ſo nothwendig war, daß er ſich willkührlich feſtſtellte hierüber mit ſeiner philoſophiſchen Forſchung nicht hinauszugehen: ſo iſt hiermit ein Gegenſaz aufgeſtellt, durch welchen nothwendig wird erſt zu erklären, wie ſo ohnerachtet deſſelben Spinoza ſo viel einzelne Begriffe von Carteſius habe annehmen können. Indem nun der Verfaſſer dieſes gar nicht beachtet, hat er weder den einen noch den andern Theil der Aufgabe gelöſet. Aber noch von einer andern Seite hat er ſie zu eng gefaßt. Er redet von der ſittlichen Theorie des Spinoza, aber als ob dies zur Preisaufgabe gar nicht gehöre, ſondern nur eine Zugabe ſei, und ſo iſt auch was er ſagt wie Zugaben zu ſein pflegen. Aber unmöglich kann die Klaſſe gemeint haben, für ihre Aufgabe ſei die ſittliche Theorie des Spinoza eine Nebenſache, von der man eben ſo gut ſchweigen könne als reden, da ja Spinoza ſeine *ganze* Darſtellung darauf angelegt eine Ethik zu bilden, und in der

rungspunkte bei dieſer Heerſchau ſich wol finden; aber das Verhältniß beider Syſteme zu einander im ganzen, alſo auch den Einfluß des einen auf die Ausbildung des andern, hat er ganz vernachläſſigt. Nur in der Einleitung zeigt er, theils daß es einen Einfluß des Carteſius auf den Spinoza müſſe gegeben haben, theils äußert er den bekannten Gedanken, Spinoza könne außerdem auch aus der alten Emanationstheorie geſchöpft haben, und nimmt an, er ſei zeitig von der Philoſophie des Carteſius abgewichen. Daß ihm aber eben wegen dieſer Annahme um ſo mehr obliege den Einfluß des Carteſius näher zu beſtimmen, iſt ihm nicht eingefallen, ſondern er zeigt nur Abweichung und Uebereinſtimmung an ohne nach den Gründen von beiden zu fragen. Und ſo hat er auch nicht einmal Berührungspunkte im eigentlichen Sinne nachgewieſen. Denn dies kann doch nur geſchehen, wenn gezeigt wird, wie jeder ſolcher Punkt aus dem Syſtem, welchem er eigentlich angehört, conſtruirt iſt, und verſäumt man dieſes: ſo werden auch die aufgeſtellten Berührungen und Aehnlichkeiten oft nur ſcheinbar ſein. Im zweiten Theil, der von der Lehre handelt, und in zwei Abſchnitten, von Gott und vom Menſchen, zuerſt die Vorbegriffe dann die Hauptſäze vergleichend neben einander ſtellt, zeigen ſich am deutlichſten die nachtheiligen Folgen dieſer zerſtükkelnden Behandlung, bei der kein Saz in ſeinem wahren Zuſammenhange kann aufgefaßt werden. Da nun der Verfaſſer ſich mit dieſen einzelnen Angaben von Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten, oft nur ſcheinbaren, begnügt: ſo hat er nicht ſowol an die Löſung der Aufgabe ſelbſt Hand angelegt, als nur Vorarbeiten geliefert, die aber auch nur mit großer Vorſicht könnten gebraucht werden, weil ihm bei ſeinem Verfahren natürlich vieles weit ähnlicher erſcheint als es iſt. Der Vorzug, den Carteſius der Gottheit als Subſtanz vor den andern Subſtanzen beilegt, wird viel zu ſehr dem Saz des Spinoza von Einheit der Subſtanz gleichgeſtellt, und Carteſius Theilung der Subſtanzen in zwei Klaſſen dem Sezen der beiden Attribute in Gott. Eben ſo der bei Carteſius nur als Mittelbegriff aus-

geſprochene Saz, Gott könne nicht theilbar ſein, dem bei Spinoza ſo fruchtbaren von der Untheilbarkeit der Subſtanz, da doch dieſer bei Spinoza damit zuſammenhängt, daß in Gott die Ausdehnung geſezt wird, jener aber bei Carteſius damit, daß ſie in Gott geläugnet wird. Dagegen werden alle Säze, welche am deutlichſten die Differenz zwiſchen beiden ausſprechen, gleichſam abſichtlich in Schatten geſtellt, als ob es bei der Aufgabe nur darauf ankäme die Aehnlichkeiten herauszuheben.

Vielleicht wäre über dieſe Abhandlungen ſchon zu viel geſagt, wenn nicht eben aus ihren Fehlern am beſten erhellte, wie eigentlich die Aufgabe hätte müſſen gelöſt werden. Uebereinſtimmendes mit Carteſius und abweichendes von ihm iſt in Spinoza vorhanden und allgemein anerkannt. Man muß fragen, Hat beides dennoch eine und dieſelbe Quelle oder jedes ſeine eigene? Man kann das erſte annehmen; dann müßte das eigene des Spinoza ſein Folgerungen aus den Säzen des Carteſius, die dieſer ſelbſt nicht geſehen, Anwendungen auf ein ihm fremdes Gebiet, Erweiterungen in einem weiteren Blikk in einem größeren Talent gegründet, oder Verbeſſerungen deſſen, was in Carteſius etwa leichtſinnig folgewidrig oder ſonſt irrig con-

ſchen, in verſchiedenen Verhältniſſen ſtehen. Es kann dieſem untergeordnet ſein. Dann wird entweder weniger von Berührungs- als von abweichenden einzelnen Punkten die Rede ſein können, oder wenn auch das abweichende ſich mehr über das ganze verbreitet, wird es ſich doch nur als individuelle Modification verhalten, immer aber das übereinſtimmende die Hauptſache bleiben. Iſt hingegen das eigenthümliche das vorherrſchende: ſo werden die Berührungspunkte nur Nebenſache ſein, die Grundzüge aber abweichend, oder es wird nur in der Form und Behandlungsweiſe manches angeeignet ſein, wie man ſagen könnte, er habe die Terminologie oder die mathematiſche Form von Carteſius, oder höher hinauf die Einheit der Subſtanz ſei ſeine eigenthümliche Anſchauung, aber daß in dieſer grade die beiden Attribute herausgehoben ſind, ſei der Einfluß des Carteſius. Kurz in Einer von dieſen verſchiedenen Anſichten oder den andern, die ſich etwa noch aufſtellen laſſen, wobei aber wenigſtens bis auf einen gewiſſen Punkt vorher auch die Frage müßte gelöſt ſein, was im Carteſius ihm eigenthümlich ſei und was in ihm ſelbſt aus anderen Quellen gefloſſen, mußte ſich ein Bearbeiter des Gegenſtandes feſtſezen und ſie durchführen gegen die andern, deswegen aber auch dieſe immer im Auge haben. Ob das Reſultat auch ſo je befriedigend ausfallen würde, wenn man nur auf Carteſius allein ſieht und nicht die beiden zu Hülfe nimmt, die jeder auf eine eigene Art zwiſchen ihnen liegen, Geulinx, welcher dem Carteſius treu bleibend im Verhältniß Gottes zu den endlichen Dingen doch dem Spinoza ähnlich geworden iſt durch vorzügliche Bearbeitung der ethiſchen Seite, und Malebranche, welcher im ganzen dem Wege des Carteſius folgend ſich in manchen Punkten ſehr dem Spinoza angenähert hat, dies freilich ſteht dahin. Eben darum weil ein ſo befriedigendes Reſultat nicht leicht zu erwarten war, würde ſchon einer dem obigen gemäß feſtgehaltenen und durchgeführten Anſicht die Klaſſe den Preis nicht verſagt haben.

Dem Verfaſſer der lezten Abhandlung mit dem Motto, In

magnis voluisse sat est, muß man zugeſtehen, daß er bei wenigſtens eben ſo genauer Kenntniß beider Syſteme in den Gegenſtand weit tiefer eingedrungen iſt, ihn weit mehr im Zuſammenhang betrachtet, und eben daher in der Behandlung einen philoſophiſchen Geiſt bewieſen hat, den man auch in der nächſtbeſten Arbeit, der, Nous voyons toutes choses en dieu, völlig vermißt. Allein hinter dem eben beſchriebenen eigentlichen Ziele bleibt freilich auch dieſer Verfaſſer bedeutend zurükk. Im ganzen freilich bekennt er ſich zu der Anſicht, das Syſtem des Spinoza ſei die berichtigende Durchführung des carteſianiſchen Princips. Allein einzelne Aeußerungen ſtimmen damit nicht überein. So wenn er ſagt, Spinoza habe ſich die Sprache des Carteſius nur angeeignet, um ſich deſto verſtändlicher zu machen, ferner daß auch bei größerer Conſequenz Carteſius dem Spinoza doch nicht würde gefolgt ſein wegen des *Einfluſſes*, den auf dieſen ſeine Anſicht von den Gattungsbegriffen gehabt, *wohin* auch gehört, daß er anerkennt, in der Darlegung der göttlichen Eigenſchaften, d. h. des eigentlichen Inhaltes von dem Begriff der Gottheit, gebe es nichts gemeinſames zwiſchen Carteſius und

der Wiſſenſchaften feſt ins Auge faſſen, um zu ſehen, daß es zwei ganz verſchiedene Hinſichten giebt, in denen ſie Preiſe ausſtellen kann. Die eine, um gelehrte Arbeiten zu fördern und Unterſuchungen anzuſtellen, welche in Verbindung mit ihren eigenen Arbeiten ſtehen, wozu ihr aber entweder die Bedingungen fehlen oder die ſie nicht ſelbſt anſtellen will, aber für wichtig hält. Hiebei kommt es auf das Reſultat an; dieſes kann beurtheilt werden ohne daß der Richter die ganze Arbeit ſelbſt macht, und er wird den Preis billig nur ertheilen, wenn das Reſultat ſeinem Zweck entſpricht. Ganz anders aber iſt es, wenn Preiſe ausgeſtellt werden um geiſtige Kräfte in der Anwendung auf einen beſtimmten Gegenſtand zu üben, und dies muß überall der Fall ſein, wo der Aufgabe genügt werden kann ohne noch nicht verrichtete geiſtige Arbeiten, durch Anſtrengungen des Tiefſinns und der Urtheilskraft, und wo die Klaſſe um über die eingegangenen Arbeiten zu richten ſchon im Beſiz der Auflöſung ſein muß. Die philoſophiſche Klaſſe wird ſich natürlich am häufigſten in dieſem Falle befinden, und dies iſt auch der gegenwärtige. Daher hält ſich die Klaſſe befugt dem Verfaſſer der zulezt genannten Abhandlung, **In magnis voluisse sat est**, wegen der Vorzüge, die ſie ihm einſtimmig zugeſteht, ohnerachtet ſie urtheilt, daß auch er die Aufgabe nicht befriedigend gelöſt habe, dennoch die Hälfte des zulezt ausgeſezten Preiſes, alſo den einfachen Preis von 50 Dukaten als Acceſſit zuzuerkennen. Die öffentliche Bekanntmachung ſeiner Arbeit aber ſtellt ſie dem Verfaſſer ſelbſt anheim, um ihm dadurch vielleicht zu mancherlei Verbeſſerungen Anlaß zu geben. Auch ohne ganz neue Unterſuchungen anzuſtellen wird er immer, wenn er die ſcharfſinnige aber doch unverhältnißmäßige Unterſuchung über die Beweisführung des Spinoza und Carteſius vom Daſein Gottes abkürzt, und dagegen das, was er auf den lezten Blättern nur eben berührt hat, etwas weiter ausführt, eine ſehr anregende und dankenswerthe Arbeit geliefert haben.

4. *)

Am 24. Januar 1817.

Zwei wol gleich herrliche und ſelige aber ſehr verſchiedene Zeiten giebt es für die Wirkſamkeit eines großen Mannes. Die eine geht an, wenn er die ihm gebührende Stelle in der Welt eingenommen hat, und anerkannt zu werden beginnt für das, was er iſt, wenn ſeine belebende Kraft die Stokkungen auflöſt im geſellſchaftlichen Zuſtand oder in den geiſtigen Beſtrebungen, wenn ſein gebietender Muth das böſe und verkehrte in die Flucht

Die zweite herrliche Zeit tritt ein, wenn dem irdiſchen Streit längſt entrükkt der große Mann endlich ganz der Geſchichte angehört, und von dort aus ſchon ungehemmt und immer gleich auf die fernen Geſchlechter der Menſchen wirkt nach dem Maaß der Empfänglichkeit eines jeden. Denn nicht nur, mit Platon zu reden, in den überhimmliſchen Räumen der Weisheit, wo die ewigen Ideen auf unverrükkbaren Grundlagen ſtehend geſchaut werden, nährt ſich das edelſte der Seele, ſondern gedeihliche Nahrung kommt ihm auch her aus den irdiſchen zwar doch verklärten in heiterer Höhe ſchwebenden Gärten der Geſchichte, wo die einzelnen ausgezeichneten Geſtalten der Menſchheit, denen vergönnt geweſen iſt einen größeren Theil ihres Geſchlechts zu leiten, und eben dadurch zu höherer Vollkommenheit heraufgebildet den irdiſchen Schauplaz zu verlaſſen, nun in gereinigtem Glanze wandeln, und beſtimmt ſind je nachdem ſie zu dem erſten oder zweiten Plaz durchgedrungen waren längere oder kürzere Zeit, denn ewig iſt nichts auf dem ſterblichen Gebiet, durch das Mittel einer ungetrübten Luft geſchaut, die Nachkommen zu erleuchten, und je tiefer ihr Licht eindringt durch das Auge in verwandte Seelen um ſo mehr dieſe zu ſtärken und zu erheben. Daß dieſes, unbeſchadet des eigenen Lebens was ſie in uns unerreichten Welten führen, das ſelige und herrliche Schattenleben der edlen Geiſter auf dieſer Erde ſei, wird niemand bezweifeln.

Aber zwiſchen dieſen beiden Zeiten müſſen auch ſie durch ein dunkles und verworrenes Daſein ſich durchwinden. Denn nicht gleich wenn ſie dem irdiſchen entrükkt ſind gelangen ſie zu jener geſchichtlichen Ruhe, ſondern erſt wenn die menſchlichen Dinge, denen ſie vorſtanden und die der Schauplaz ihrer Größe waren, nicht mehr in denſelben Kreiſen ſich bewegend in einen neuen Abſchnitt ihrer großen Bahn eingeſchritten ſind. Bis dahin nämlich dauert, ſind ſie ſelbſt gleich verſchwunden, ihre unmittelbare Wirkſamkeit in nur allmählig ſich verkleinernden Schwingungen noch immer fort; aber weil ſie ſich doch vermindert, weil doch neue Bewegungen geahndet werden oder gefühlt, die mit jenen

im Streite ſind: ſo iſt dies die Zeit, wo die Kurzſichtigkeit das vorübergehende immer mit dem bleibenden, das zufällige mit dem nothwendigen verwechſelnd mehr Uebel als gutes auf ihre Rechnung ſchreibt, wo die Verkehrtheit, die neidiſch alles große zu haſſen wünſcht, ihr boshaftes Verkleinerungsgeſchäft mit dem beſten Erfolg treiben kann, wo dankbare Treue und hohe Einſicht ſich vereinigen müſſen, um das geliebteſte und verehrteſte zu vertheidigen, das keiner Vertheidigung je bedürfen ſollte. Dies iſt der Prozeß, welcher der Seligſprechung eines großen Mannes vorangeht, das Fegefeuer, durch welches er hindurch muß, um in den geſchichtlichen Himmel einzugehen.

Und dieſem Schikkſal unterliegt noch immer jener große König, welcher der Held des heutigen Tages iſt. Freilich wurde er auch lebend ſchon ungleich genug empfunden und beurtheilt; aber für ſeine unmittelbare Wirkſamkeit war das unbeſchadet. Denn wenn er handelte bewunderte doch alles, wenn er hintrat unter die Menſchen war doch alles bezaubert, wenn er gebot eilte doch alles zur Vollziehung. Freilich iſt er auf der andern Seite jezt nicht mehr ſo als ehe jene weſtliche Sündfluth uns erreichte,

Vielmehr, wie neben dem noch unbegrabenen Leichnam, ſtreiten ſich noch Wahrheit und Lüge, ſtreiten ſich noch gute und böſe Genien um den hohen Geiſt; und dieſer Streit erneuert ſich noch oft lebhaft genug als ein Zeichen, welches diejenigen theilt, die, wie wir denn an der Grenze eines alten und eines neuen ſtehen, ſich dem oder jenem leidenſchaftlich hingeben. Je ſtärker aber die entgegengeſezten Urtheile über den Helden des vorigen Jahrhunderts auseinander treten, um deſto mehr iſt zu beſorgen, daß ſie nur der Spaltung der Gemüther dienen. Nur ſchnöde Undankbarkeit und frevelnder Uebermuth kann behaupten, Friedrichs Sinn und Geiſt ſei nur einer ſowol roheren als ſchlafferen Zeit angemeſſen geweſen, und ſeine Weisheit und Kraft würden nicht hingereicht haben die gegenwärtige zu tragen, viel weniger zu lenken. Nur feige Unfähigkeit und blödſinnige Hartnäkkigkeit verzweifelnd an der Löſung der Aufgabe, die unſerm oder dem künftigen Geſchlecht geſtellt iſt, kann behaupten, könnte jener fortregiert haben, ſo hätten alle dieſe Beſtrebungen, die eine neue Ordnung geſtalten wollen, ſich nicht entwikkelt, und dürfte der Heros wiederkehren ſein kräftiges Zepter aufs neue ſchwingend über ſein Volk und weit umher Ruhe und Ehrfurcht gebietend, dann würden bald alle dieſe Beſtrebungen ſich in die verborgenſten Winkel flüchten, er aber würde nur die vorige Weiſe wieder geltend machen, und alles würde zufrieden und glükklich ſein.

Nicht etwa von dieſen Urtheilen ſelbſt ſei die Rede, nur von der Form, in welcher ſie ſich alle, die nüchternen wie die leidenſchaftlichen, die wohlmeinenden wie die übelwollenden bewegen, daß man nämlich den großen König aus der Zeit, der er angehörte, die ihn und die er bildete, in die unſere herabziehen und beſtimmen will, wie er erſcheinen, was er wollen, was er leiſten würde; nur in welchem Sinne eine ſolche Frage ſollte aufgeworfen werden, und wie weit nur man ſie beantworten kann, will ich prüfen, um an dieſem ſeinem Andenken geweihten Tage das Andenken ſelbſt von einer ſchlüpfrigen und gefährlichen Bahn abzulenken.

Kein Menſch kann getrennt gedacht werden von ſeiner Zeit und ſeiner Welt. Nicht nur iſt das ganze Leben ein gemeinſchaftliches Reſultat der innern eigenthümlichen Kraft des Menſchen und aller ihn umgebenden und auf ihn einwirkenden Kräfte, in jeder That in jeder Sitte in jedem Theil ſeines erſcheinenden Weſens eben ſo viel von dieſer als von jener, ſondern die eigenthümliche Kraft ſelbſt hervorgewachſen aus ſeinen Ahnen eingewachſen ſeinem Volk kann nur grade zu dieſer Zeit und unter dieſen Bedingungen da ſein. Darum ſind auch dieſer wunderlichen verſchiebenden Betrachtungsweiſe diejenigen nicht mehr unterworfen, die weil wir ſchon in ganz anderen Zeiten leben uns auch ganz geſchichtlich geworden ſind. Niemand fragt, wie Platon mit der Philoſophie der jezigen Zeit umgehen, wie Homeros die Helden der jezigen Zeit beſingen würde, niemand wie Cäſar in Frankreich wie Alexander von Macedonien in Rußland würde gehandelt haben; ſondern ohne ein ſolches leeres Spiel betrachten wir dieſe großen Männer nur in ihrem Leben und Wirken, wie es war, und begnügen uns mit dem minder handgreiflichen aber gewiß deſto innigeren und geiſtigeren Nuzen, den wir daraus zie-

[redacted]

wir denn dies Verlangen nicht ganz bändigen: ſo laßt uns wenigſtens geſtehen, daß wir die Aufgabe nie vollkommen löſen können, wenn wir nicht in ein leeres Gaukelſpiel gerathen wollen, ja daß auch das mögliche nur durch die größte Vorſicht gelingen kann. Denn wie wollen wir den, deſſen Kindheit ein ganzes Jahrhundert, deſſen Tod ein ganzes Menſchenalter hinter uns liegt, in die jezige Zeit verſezen? Mit allem dem, was die vorige an ihm und aus ihm gebildet hat? oder wollen wir ihn aufs neue durchgebildet und erzogen denken durch eine dazwiſchen liegende? Wann ſoll das angefangen haben? wie weit ſoll es gediehen ſein? In welchem Alter in welcher Reife wollen wir ihn wieder eintreten laſſen in das thätige herrſchende Leben? bei welchem Zeitpunkt ſoll er die Zügel wieder ergreifen? Hier iſt der Willkühr ein ſo freier Spielraum eröffnet, daß eben deshalb keine beſtimmte Geſtalt hervortreten kann, ſondern nur unſtäte unvollendete Traumgebilde, die wenn man ſie feſthalten will alle verſchwinden. Daher werden wir ein lebendiges Bild nie zu Stande bringen, nur nach den innerſten Kräften und Principien werden wir fragen können, was die in gleicher Vereinigung lebend jezt wirken und bilden würden.

In einem Herrſcher, ſoll ihm der Name eines großen Mannes gebühren, muß zweierlei ſich vereinen. Er muß ausgezeichnet ſein in ſeinem perſönlichen Weſen, damit man fühlt, hätte er auch keinen Thron geziert, er würde doch mächtig gewirkt und gewaltet, vieles bewegt und beſeelt und würdige Denkmäler ſeines Daſeins zurükkgelaſſen haben. Er muß aber auch ausgezeichnet ſein durch königlichen Geiſt und Sinn, er muß das Leben ſeines Volkes in ſich tragen, von deſſen Bedürfniſſen durchdrungen ſein, deſſen Beſtrebungen und Neigungen in ihren Verhältniſſen und Entwikkelungen fühlen und theilen, deſſen unentwikkelte Kräfte ahnden und zu befreien ſuchen, kurz nicht ſowol der Schuzgeiſt ſeines Volkes muß er ſein als vielmehr deſſen lebendige Seele, in welcher von allem, was in der Erſcheinung ſtreitend ſich zu beſchränken und aufzuheben ſucht, die verborgenſte

Einheit als gemeinſame Kraft ſich bewegt. Iſt ein Herrſcher zwar in dieſer gemeinſamen und öffentlichen Beziehung groß, nicht aber in jener eigenthümlichen und perſönlichen: ſo kann er zwar ein kräftiger Regent ſein, ja unter ſchwierigen Umſtänden ein errettender und viel bewunderter, wenn er fromm und rein ſeinem königlichen Gewiſſen folgt, aber um ein großer Mann zu heißen iſt er zu ſehr eine allgemeine Geſtalt ermangelnd einer glänzenden perſönlichen Eigenthümlichkeit. Beſitzt er dieſe zwar, aber jene fehlt ihm: ſo kann auch ein ſolcher ein wohlthätiger und geſegneter Regent ſein, wenn ihm gelingt in die Nähe des Punktes, von dem das ganze ſich fühlen und überſehen läßt, diejenigen zu ſtellen, in denen das gemeinſame Leben des Volkes ſich kräftiger regt; aber auch im günſtigſten Fall wird ſeinem Regiment jene friſche Kraft fehlen, die ein großer Herrſcher hineinlegt, und im minder günſtigen wird man ſagen, ſeine Trefflichkeit würde beſſer erkannt werden, wenn nicht ſein Schikſal wäre zu herrſchen. Ja ein ſolcher, wie denn die Beiſpiele hiezu in der Geſchichte nicht fehlen, kann bisweilen auch freiwillig dem Thron entſagen, was der große Mann nie thun wird, *vielmehr* unter welchen Umſtänden es auch ſei lieber das eigene Leben

ſo weit, daß der Herrſcher entweder, wie ſehr er auch ſelbſt regieren könnte, doch lieber die Zügel untergeordneten Werkzeugen überläßt: ſo achten wir ja den, der nicht ganz er ſelbſt ſein will, zu gering um ihn groß zu nennen, und vergrübe er ſich auch in der geheimnißvollſten Weisheit oder opferte den edelſten Künſten. Oder ſiegt ſie ſo, daß er um weniger herrſchen zu dürfen das Leben des Volkes hemmt, oder daß er es gewaltſam zu ſeiner Perſönlichkeit hinüberbeugt, um herrſchend zugleich ſeine beſonderen Neigungen zu befriedigen: ſo wenden wir uns von ihm als von einem weichlichen oder eigenſinnigen, immer ſelbſtſüchtigen Gewalthaber. Siegt hingegen die gemeinſame Seele ſo, daß das ganze Leben dem Herrſchertriebe gewidmet wird, daß immer mehr in das Geſchäft vertieft ein König weniger ſich ſelbſt beſizt und ſich ſeines Lebens und Weſens freut als ſeine Unterthanen: ſo loben wir zwar ſeinen Eifer; aber den Ruhm der Größe verliert, wer ſelbſt untergeht über ſeinen Beruf. Siegt zwar keine von beiden ganz, aber ſehen wir ohne Geſez nach Laune oder Zufall jezt der einen dann der andern Herrſchaft vorwalten: ſo bedauern wir den, der ſchwankend und unſicher den ſchwerſten Weg zurükklegen muß, weil er nicht ſtark genug iſt für die Laſt, die er trägt. Alſo nur wo feſter Wille und eiſernes Geſez den immer ſich erneuernden Streit immer ſchlichtend zulezt beide Seelen verſöhnt, nur da iſt auf dem Throne der große Mann, und deſto mehr ſtrahlt ſeine Größe je kräftiger beide Triebe und alſo je ſchwerer die Verſöhnung. Wie könnten wir anders als gleich von dieſen Grundzügen zurükkſehen auf den Helden, den wir heute feiern, wie er uns den härteſten Streit zeigt, und, verlangen wir nicht übermenſchliches, die herrlichſte Verſöhnung. Von Natur freigebig, ſchönes um ſich her zu ſammeln begierig, edler Muße Freund, wie muſenbefreundete Seelen pflegen, ſehen wir ihn als König durchaus arbeitſam und ſparſam, weil er das für den Grundton ſeines Volkes erkannte für die Grundbedingung alles gemeinen Wohls, ſehen wir ihn den Schönheiten der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich entreißend jährlich auch die anmuthloſen Steppen ſeines

Staates durchwandern, um jene lebendige Anſchauung vom Leben des Volks aufzufriſchen, ohne die auch das verſtändigſte Regiment todt bleibt und kalt. Fremder Zunge ergeben durch ein nie genug zu bedauerndes Geſchikk, aber als König nicht ohne Ahndung von dem aufkeimenden einheimiſchen Geiſt, ſehen wir ihn wenig thun, um jene auszubreiten unſer ſeinem Volk, alles, um dieſen von allen Seiten zu ſtärken und zu entbinden. In einer unſeligen Zeit des Zweifels für ſich ſelbſt ohne den feſteſten Anker des Glaubens ſehen wir ihn als König eben dieſen Glauben hüten, und nur ſorgen, daß nicht abgeſtorbene Formen in den höchſten Regungen des Geiſtes die herrliche Freiheit dämpften. Gern in friedlicher Ruhe ſich pflegend ſehen wir ihn als König plözlich ſich zum Helden umgeſtaltend den erſten Augenblikk ergreifen, um durch preiswürdige Anſtrengungen ſeines Zepters Macht zu mehren ſeines Volkes Selbſtbewußtſein zu erhöhen, und durch gemeinſame Heldenthaten zum erſten Mal jenen Geiſt zu wekken, den ſeitdem jeder bei dem Namen Preußen erkennt, und den funfzig Jahre nachdem er den glorreichſten Frieden geſchloſſen eine zweite Kette von Heldenthaten zu einer noch herrlicheren Stufe erheben ſollte. Bei dem allen *aber ſehen wir,*

Ehrfurcht, welche des Königs Erſcheinung jedem einflößte, die nicht Furcht war vor den nicht zu berechnenden Launen des Gewalthabers ſondern überwältigende Empfindung eines großen Daſeins! Wenn uns nun jemand den König jezt zeigen wollte in derſelben Tracht und Sitte, mit derſelben Vermiſchung der mühſam angelernten fremden und der ungebildeten eigenen Sprache, mit ſeinem beſchränkten Antheil an vielen jezt gemein gewordenen Kenntniſſen, und nun triumphirend fragen, ob eine ſolche Erſcheinung uns wol außer Faſſung bringen könnte: der will entweder in ſtrafbarem Frevel nichts anders als den erhabenen König auf unwürdigen Sokkus ſtellen, oder er bedenkt nicht, daß was jezt allerdings noch in weit größerem Mißverhältniß ſtehen würde mit der umgebenden Welt auch nicht in ihr und mit ihr ſo könnte geworden ſein, wenn doch Friedrich, ſollte er jezt leben, auch müßte aufgewachſen ſein mit einem Theil des noch jezt lebenden Geſchlechts. Wie er aber dann reden würde und ſich geberden, wie ſeinen Geiſt ausgefüllt haben und gewendet, das wäre eine Frage, deren Beantwortung die höchſten Aufgaben der Menſchenkenntniß, die wir wirklich zu löſen vermögen, weit überſchritte. Iſt es nun etwa weiſer gethan und lehrreicher gefragt, wenn wir uns bei Betrachtung ſeines königlichen Seins und Lebens eben ſo nur an die äußere Seite halten, und ihn mit dieſer in die jezige Welt einführen wollen? Wer uns Friedrichs Formen und Maximen im ganzen und in einzelnen Zweigen der Regierung hinſtellt, und fragt, ob ſie jezt wol der Weg ſein würden das Volk auf der Bahn des Glükks und des Ruhms weiter zu bringen, und König und Volk in höherer Treue und Liebe zu verbinden, der kann ſich freilich die Antwort leicht geben; aber er wird weder ſich noch uns im Ernſt überreden wollen, daß Friedrich jezt dieſelben Formen feſthalten und dieſelben Maximen verfolgen würde. Wahrlich ſo wenig er als Herzog von Venedig das Tabakks- und Kaffee-Monopol, als König von England die Kabinetsregierung, als römiſcher Conſul die Invalidenſchulmeiſter erfunden hätte: eben ſo wenig würde er ſich wol

jezt in dieſen Maaßregeln gefallen. Denn ſeine Formen und Maximen waren auch nicht er ſelbſt, ſondern das Reſultat auf der einen Seite freilich ſeiner Zwekke und ſeiner Perſönlichkeit, auf der andern Seite aber auch des Zuſtandes, in welchem ſein Volk ſich befand, und den er nur zu genau kannte, da es oft durch ihn das Gefühl ſeiner wahren Bedeutung erhielt, und aus ſeiner geiſtigen Betäubung erwekkt ward. Sie konnten nicht anders ſein, weil er zu ſehr allein ſtand in der blühendſten Zeit ſeiner Herrſchaft mit ſeinen Anſichten und Abſichten und nur wenige und unzureichende Organe ſich anzubilden vermochte in einer Zeit, wo es dem Regenten, der ſich ja ohnedies wenige Länder ausgenommen behelfen muß ohne einen wohlgeordneten allſeitig lebendigen Zuſammenhang mit ſeinem Volk, auch noch an dem wichtigſten Organ fehlte, das zwekkmäßig gebraucht viele andere erſezen kann, das aber Friedrich erſt mühſam zu ſchaffen ſuchte, an einer ſich frei und natürlich äußernden öffentlichen Meinung. Wie aber Friedrich in irgend einem ſpätern Zeitpunkt ſein Regieren würde geſtaltet, wie er allmählig oder plözlich den vorigen Weg würde verlaſſen haben: das zu beantworten wäre

wieder in dumpfes Hinbrüten verſinkende Geſchlecht, ob es viel mehrere geben würde jezt als damals, die ſich nur ſanft durchglüht nicht niedergebrannt von dem Feuer ſeiner Augen freimüthig und gleichſam brüderlich neben ihn ſtellen könnten. Erinnern wir uns der Sage von ſeiner bezaubernden Liebenswürdigkeit, aber auch wie ſelten ſie hervorbrach und wie bald ſich dieſe lächelnde Sonne immer wieder verbarg, ſo wollen wir geſtehen, das war die innere Schönheit ſeines Gemüths, welches nur ſelten den Verſuch wagte ſich zu entfalten in einer eingeſchüchterten unbelebten ihm immer fremd und fern bleibenden Umgebung. Und laßt uns fragen, würden wir jezigen ihm näher ſtehen als unſere Väter? würde er Wahrheit und Kraft genug in unſerer Bildung ſehen, um ſich an ſie mit ſeinen eigenen Beſtrebungen anzuſchließen? würde ihm das heimiſche, deſſen heiligen Kern er wohl ehrte, unbefangen und rein genug hervortreten in unſerer Kunſt, um ſich ihrer zu erfreuen und ihr ſeinen Genius zuzuwenden? würden wir ihm frei und fröhlich genug erſcheinen in unſerer Sitte, daß er nicht mehr nöthig hätte Erheiterungen für ſeinen Geiſt bei den Ausländern zu ſuchen, welche damals faſt allein ihm nicht immer nur die dienſtbefliſſenen Unterthanen zeigten? würde es ſo ſein, oder würde er auch jezt noch einer beſſern Zeit warten? Das ſind die Fragen, die ſich, gilt es einmal eine ſolche Vergegenwärtigung, das Volk aufwerfe an ſeinem Gedächtnißtage. Und wenn wir ſie bejahen können: ſo dürfen wir uns rühmen, daß wir durch unſere Fortſchritte den edlen Schatten ganz verſöhnt haben mit ſeinem Volk. Und die Fürſten die Staatsmänner die Volks- und Vaterlandsfreunde und Beſchüzer alle, in das innerſte ſeines königlichen Geiſtes mögen ſie hineinſchauen. Der ſo ſein Volk zu beſeelen wußte, als es eben in unbewußtem Schlummer ſein Leben begann, der es ſo ſchnell wie keines über die Kindheit zur Jugendblüte förderte: wie würde der herrſchende Genius jezt weiter ſtreben, wie würde er den reifer gewordenen Geiſt des Volkes fröhlich genießen kräftig aufregen fördern und geſtalten, wie würde er die erhöhte Macht des

wort wird die Wahrheit hervorgehn, daß nächſt ein
dem vergönnt iſt ſein Volk dahin zu führen, wo es
großer Könige entbehren kann, kein größerer Segen fü
mö lich iſt als ein großer König.

5.

Am 3. August 1819.

Wir haben mit den meiſten ähnlichen Vereinen die Sitte gemein jährlich das Andenken unſerer uns durch den Tod entriſſenen Mitglieder zu ehren, und man pflegt dieſe Aufſätze gemeinhin Lobreden zu nennen. Bei uns wenigſtens geſchähe dies mit Unrecht; ſondern es iſt ein Theil unſerer Geſchichte, den wir zuerſt der verſammelten Zuhörerſchaft mittheilen, und dann in unſern Denkſchriften niederlegen. Und wenngleich allerdings die Hauptabſicht dabei die iſt, den wiſſenſchaftlichen Charakter der verſtorbenen in ſein rechtes Licht zu ſtellen: ſo liegt doch dabei überall das Bewußtſein zum Grunde, daß, von dem Standpunkt der Erkenntniß aus betrachtet, jedes unvermiſchte Lob Unwahrheit wäre, alſo Schmeichelei; denn enthält es auch an ſich keine Uebertreibung: ſo wird es doch unwahr durch die Einſeitigkeit. Lob und Tadel ſind nur die nothwendig verbundenen Beſtandtheile der Kritik; und ſoll von Wahrheit die Rede ſein, ſo muß auch der ſtrengſte Tadler zugleich loben, auch der liebevollſte Lobredner zugleich tadeln. Darum ſind wir auch an jenen Gedächtnißtagen keinesweges gemeint auf lauteres Lob einzuladen; ſondern, wenn ſich auch keine Veranlaſſung findet den Tadel geradehin auszuſprechen, ſo wird er doch durch leiſe Andeutung

oder leicht bemerkliches Verſchweigen für den aufmerkſamen Leſer deutlich genug bezeichnet ſein.

Darum, wenn auch an des Königes Feſte wir uns jährlich verſammeln, und damit beginnen uns ſein erhabenes Bild zu vergegenwärtigen: ſo ſind wir noch weit mehr von der Anmaßung und von der Entweihung entfernt ihn durch ausgeſpendetes Lob verherrlichen zu wollen. Denn, eben weil Lob nicht ohne Tadel ſein darf, wäre es Entweihung unſeres Berufs, wenn die Rede des wiſſenſchaftlichen Mannes, die immer ein Organ der Wahrheit ſein ſoll, je auch nur von dem leiſeſten Anklang der Schmeichelei verſtimmt wäre, und Entweihung dieſes Tages, wenn der ſpähende Hörer, der Wahrheit zu Liebe, ſich aufgefordert fühlte zu lauſchen, ob nicht hinter den Ausdrükken der treuſten Verehrung eine künſtlich verborgene Beſchränkung ſich durchzöge; Anmaßung aber wäre es, derer ganz unwürdig, welche gelernt haben ſollen nicht zu wiſſen, wenn wir, da des Fürſten Perſon weniger als die irgend eines anderen ſterblichen von ſeinem erhabenen Beruf kann geſondert werden, denjenigen uns herausnehmen wollten zu loben, der nur von ſeines *gleichen, den*

heute öffentlich an die nie veraltende Blüte der Wiſſenſchaften, die ſie in ihrem Schooße pflegt, und theilt aus ihrem Vorrath einzelne gewählte Gaben mit, um den wohlthätigen Schuz, den der König dieſem wiſſenſchaftlichen Verein angedeihen läßt, dankbar zu verehren.

Geſchieht dies jezt in einem beſchränkten Raume, der uns hindert dieſer Feier ganz die gewohnte Oeffentlichkeit zu geben: ſo rührt auch dies nur daher, daß die väterliche Sorgfalt und der rege Schönheitsſinn des Königes dieſes ganze Gebäude ungetheilt in einen ſchöneren Palaſt der Wiſſenſchaften und Künſte umgeſtalten und auch unſerm Vereine darin eine gewiß reichlichere und würdiger ausgeſtattete Wohnung, als die alte es war, anweiſen will. Man behilft ſich, während gebaut wird, in einem minder behaglichen Zuſtand; aber kann man auch nicht umhin dieſen auf mancherlei Weiſe ſtörend und bedrängend zu fühlen, wer wollte dennoch glauben zurükkgekommen zu ſein, wenn die ſichere Hoffnung auf eine baldige und deſto würdigere und anmuthigere Zukunft ihn aufrecht erhält! wer wollte ſich nicht frohen Sinn für das vorhandene bewahren, ſo lange das innere des Vereins, die zutrauliche Freundſchaft, das Zuſammenwirken der Kräfte, das rege Streben nach demſelben großen Ziel, unvermindert erhalten wird!

Mögen die anweſenden dies mit uns empfinden, mögen ſie dieſe Worte mit ſich nehmen als ein nicht unwürdiges Bild unſeres öffentlichen Zuſtandes; und, indem ſie überall in der Geſellſchaft das heilige Feuer des Gemeingeiſtes und der Vaterlandsliebe nach Vermögen pflegen, Vertrauen und Liebe überall anzufachen ſuchen, mögen ſie dem innig verehrten Könige, nachdem er mit ſeinem Volk die äußeren Prüfungen, in denen er ſich ſo herrlich bewährt hat, glükklich überſtanden, und ſeinem Muth ſeiner Beharrlichkeit ein unvergängliches Denkmal geſezt, nun auch mit uns aus treuem Herzen Heil und Gedeihen wünſchen zu dem großen auf eine unabſehbare Zukunft berechneten friedlichen Bau, in welchem er begriffen iſt, damit er, noch ehe das

erſte halbe Jahrhundert ſeines köſtlichen Lebens verläuft, den Grundſtein deſſelben weihe, und im zweiten mit allen ſeinen Unterthanen, alten und neuen, das vollendete Gebäude, ein würdiges Denkmal ſeiner Weisheit und ſeiner Volksliebe, bequem und in ungetrübtem Frieden bewohne. Lange lebe der König!

6.

Am 24. Januar 1821.

Wenn wir in dem großen Könige, deſſen Gedächtniß wir heute feiern, den Erneuerer und Ordner unſeres wiſſenſchaftlichen Vereins verehren: ſo müſſen wir dabei nicht vergeſſen, daß er ein eben ſo eifriges Beſtreben hatte den Unterricht des noch ſehr vernachläſſigten Volkes zu fördern und es auf eine höhere Stufe des Bewußtſeins zu erheben, und daß er mit ſeinem herrſchenden Geiſte die Angelegenheit des menſchlichen Wiſſens an ihren entgegengeſetzteſten Endpunkten ergriff. Durch den Volksunterricht wird die Maſſe aus der Dumpfheit und Barbarei gezogen, jeder einzelne zu einem lebendigen in ſich regſamen Theil des ganzen gebildet, und wenn auch jeder die erhöhten geiſtigen Kräfte zunächſt nur auf ſein eignes Wohlbefinden wendet: ſo wird dadurch am ſicherſten das gemeine Wohl befeſtiget. Friedrich fühlte es, daß nur wie durch möglichſt ſchnelle Vermehrung ſo auch beſonders durch beſchleunigte geiſtige Fortſchritte ſeines Volkes der Staat ſich auf der Höhe erhalten könne, auf welche ſein Genie ihn erhoben hatte. Der gelehrte Verein wie eine Akademie der Wiſſenſchaften ihn darſtellt — ſie ſollte aber lieber ein Lyceum heißen, indem ihre Beſchäftigungen beſſer durch den Stifter der peripatetiſchen Schule vorgebildet werden als durch

den der akademiſchen — ein ſolcher Verein bildet den entgegengeſezten Endpunkt des wiſſenſchaftlichen Lebens, beſtimmt ſowol ruhig auf der Höhe der Betrachtung zu ſchweben als auch mit dem Strahl des erfindſamen Geiſtes das einzelne zu durchdringen, in dem kleinſten das größte kennend und offenbarend. Aber wenn Alexanders Züge in Aſien und Afrika ſeinem großen Lehrer eine reiche Ueberſicht von den Schäzen der Natur verſchafften und ihm manches Geheimniß ihrer Werkſtätte enthüllen halfen: ſo erfreute ſich Macedonien keines unmittelbaren Einfluſſes dieſer vermehrten Wiſſenſchaft auf ſeine Betriebſamkeit und ſeinen Nationalreichthum, und Alexander verlangte es nicht. Eine Akademie gedeiht nur, wenn ſie durch keine fremden Anforderungen geſtört wird in ihrem Beſtreben den Schaz von vorhandenen Wahrheiten zu vermehren; ſie darf das nüzliche nicht ſuchen müſſen; ſie muß jede Anwendung des gefundenen, die ſelbſt nicht mehr rein in dem Gebiete des Wiſſens liegt, andern überlaſſen dürfen. So ſcheint ſie, dem praktiſchen abgewendet, allen unmittelbaren Zwekken einer Regierung fremd, nur geringe Anſprüche zu haben auf deren Unterſtüzung; und wenn es ihr lezes Ziel ſein muß, daß ſie auch jeder Unterſtüzung entbehren könne und

lich ſeines Volkes mit Sicherheit ruhe. So erhob er ſich über die Einſeitigkeit ſowol ſolcher regierenden, welche entweder nur mit dem Schein der höchſten und reinſten Wiſſenſchaft prunken, die Bildung des Volkes aber eher ſcheuen als befördern, als auch ſolcher, die nur das dem Staat unmittelbar nüzliche erhalten mögen, die höheren Stufen der Wiſſenſchaft aber idiotiſch verachten.

Wenn wir indeß auf die Art, wie er doch in Bezug auf beide Gegenſtände zu Werke ging, unſere Aufmerkſamkeit richten: ſo finden wir unbeſchadet unſerer Verehrung uns verſucht über manche Sonderbarkeit zu lächeln. Daß er den Volksunterricht am liebſten den ausgedienten Kriegern überließ, wer findet das nicht befremdlich und ſchief; und wie wir jezt hier nur Deutſche und Deutſchgewordene ſind, wem erſcheint es nicht wunderlich, daß der König die Akademie zum größeren Theil aus fremden zuſammenſezte, aus Mitgliedern eines Volkes, von dem ihm ſelbſt wohl ahndete, wohin leidenſchaftlicher Ehrgeiz unter begünſtigenden Umſtänden es führen könne; und wer lächelt nicht über das bunte Gemiſch von ausgezeichneten und mittelmäßigen, welche lezteren natürlich ſich am meiſten damit brüſteten zu dem Beruf den wilden Norden zu humaniſiren von einem König hergeholt zu ſein, der faſt verdiente ihr Landsmann zu heißen. Doch auch in ihren Irrthümern ſind große Geiſter nicht verlaſſen von ſich ſelbſt. Denn ſo lange es noch fehlte an zweckmäßig gebildeten Elementarlehrern war das durch die Tapferkeit erworbene Anſehn kein ſchlechter Erſaz für andere Vorzüge, und die Lebendigkeit, mit der das jüngſte Geſchlecht ſich begeiſterte für die Großthaten des Königs und ſeiner Heere, war der erſte Keim des ſeit den Leiden des dreißigjährigen Krieges noch nicht wieder erwachten geſchichtlichen Lebens. Und eben ſo iſt auf der anderen Seite der unwillige Wetteifer, welcher dadurch erregt ward, daß faſt nur Ausländer auf den Stühlen der Akademiker ſaßen, gewiß kein unbedeutender Antrieb geworden unſere wiſſenſchaftlichen Fortſchritte zu beſchleunigen. Jezt würde auch Friedrich, ſo wenig als er ausgedienten Kriegern unſere Dorfjugend anvertrauen würde, eben

ſo wenig auch unſern Verein wieder fremden übergeben wollen, ſondern nur billigen würde er alle Veränderung, welche der natürliche Lauf der Dinge unter weiſer Leitung in ſeinem Werk hervorgebracht.

Wer kann es berechnen, welche Wechſel der Geſtaltung bei der Veränderlichkeit aller menſchlichen Dinge dieſem Verein noch bevorſtehen. Je mehr das Reich der Wiſſenſchaft ſich erweitert, je mehr jeder ſeine Bemühung vereinzeln muß, um etwas bleibendes und hervorragendes zu leiſten, um deſto weiter gehen die Intereſſen aus einander, und dann entſtehen entweder ſtrengere Formen um das ganze zuſammenzuhalten, oder es zerſpaltet, wie auch ſchon manche Erfahrung gelehrt, das ganze wenn auch nur vorübergehend in verſchiedene Zweige. Möge nur nie die Zuſammengehörigkeit aller Zweige der Wiſſenſchaft ihre Repräſentation in einer wenigſtens nicht ganz unſichtbaren Vereinigung der Kräfte entbehren, und möge dieſer Verein, der im nördlichen Deutſchland der einzige ſeiner Art iſt, in der Gemeinſchaft mit allen ähnlichen fortfahren alle Schäze der Erkenntniß in ſich zu ſammeln, und indem er nur für ſich ſelbſt da zu ſein und ruhig zu leuchten ſcheint nicht aufhören alle lebendigen Keime der Wiſ-

7.

Am 21. November 1822.

Schon seit mehreren Jahren hat die Akademie der Wissenschaften wegen Beschaffenheit der Räume, welche ihr angewiesen werden konnten bis nach der gnädigen Absicht des Königs ihr ein neues angemessenes und würdiges Lokal erbaut wäre, die gewohnte Oeffentlichkeit ihrer Sizungen unterbrechen müssen und an ihren feierlichen Tagen nur wenige Theilnehmer zulassen können, welchen dieselben auch ohne öffentliche Anzeige bekannt waren. Ja seit mehreren Monaten schon sind, weil auch jenes Gelaß aufhörte brauchbar zu sein, ihre Sizungen ganz unterbrochen gewesen, und auch das lezte Geburtsfest des Königs hat sie müssen hingehen lassen ohne das gewohnte Zeichen ihrer verehrungsvollen Huldigung auch nur in stillem Verein darzubringen.

Desto erfreulicher muß es ihr sein, daß sie nun eine neue einstweilige Wohnung durch eine außerordentliche öffentliche Feier weihen kann, deren Gegenstand alle jährlich wiederkehrenden Gedenkfeste weit überstrahlt, fünf und zwanzig solcher Tage, deren sie sich mit allen Unterthanen des Königs gefreut hat, in Eine frohe und dankbare Erinnerung zusammendrängend. Nachtheilig erscheint es freilich und könnte einer Rechtfertigung bedürfen, daß unsere Feier sich so spät erst den andern schon verklungenen anschließt. Allein Körperschaften wie wir geziemt vor allem nicht

neuerungsſüchtig zu ſein, und da wir nicht wagten an dem Tage ſelbſt unſere Freude zu bezeugen, welcher vor fünf und zwanzig Jahren das kindliche Herz des Königs mit ſchmerzlicher Trauer erfüllt hat: ſo geziemte uns nur nach alter Sitte den gewohnten Tag unſerer Vereinigung dieſem Andenken zu weihen. Auch dürfen wir den Nachtheil der Verſpätung nicht ſcheuen, denn um zur Feier auch eines ſolchen Tages wiſſenſchaftliche Erzeugniſſe den Freunden der Wiſſenſchaft vorzulegen iſt uns nicht vonnöthen den Rauſch der allgemeinen Freude zu benuzen, und um dieſes Geſchäft durch einige Worte ernſter Betrachtung einzuleiten durften wir uns nicht an das Gefühl wenden mitten in jenem Zuſtande erhöhter Erregung, die auch bei dem edelſten nicht lange dauert, ſondern das ſchönſte iſt indem dieſe Erhebung ſich verlieren will ſie feſtzuhalten, damit ſie nicht ganz verſchwinde; und das geſchieht, wenn wir ſie in ihrem Verhältniß zu dem Grundton des Lebens betrachten und dieſen dadurch reiner und kräftiger zu ſtimmen ſuchen.

Dieſe Freude, welche ſich in den abgelaufenen Tagen in inniger Andacht zum höchſten Weſen erhoben in lautem Jubel

Volk giebt, iſt dieſe Freude zu Hauſe; und beſonders ſind es zwei Verhältniſſe, welche ſie gänzlich auszuſchließen ſcheinen.

Wenn in der Kindheit der Geſchichte ein einziger Geiſt zuerſt eine Maſſe von Menſchen, welche vereinzelt und nur mit kleinem beſchäftigt neben einander lebten, zu einem größeren Leben vereinigt, eine ſolche Bewegung ſich oft mit Blizesſchnelle weiter verbreitet, oft in den Fluthen ihres Stromes lang beſtandene Staaten fortſchwemmt, wie uns die Geſchichte an zahlreichen Beiſpielen lehrt: ſo iſt ſolch ein königlicher Geiſt, heiße er nun König oder nicht, die einzige Seele vieler tauſende; der Zuſtand des ganzen gleicht einem Rauſch, der ſich nach der Verſchiedenheit des Temperaments hier in wilder Freude dort in blutigem Streit äußert aber eine ſolche Beſinnung, wie zu einer ruhigen Freude gleich der unſrigen gehört, ſchon deshalb nicht zuläßt, weil Fürſt und Volk ſich einander nicht geſondert genug gegenüberſtehen, ſondern von einem und demſelben völlig gemeinſamen Triebe fortgeriſſen ſind. Dieſer Zuſtand nun kann nicht lange währen, denn er iſt nur eine gebärende Bewegung des geſchichtlichen Lebens, die oft mißglükkt und nichts zurükläßt, nicht ſelten aber gelingt und in dieſem Falle der Grund wird zu einem längeren oder kürzeren in ſeinen Grenzen mehr oder minder feſt beſchloſſenen in ſich ſelbſt mehr oder minder beruhigten immer aber doch geregelten monarchiſchen Leben, und erſt in dieſem können Tage wie der unſrige begangen werden.

Leider aber ſehen wir auch ein entgegengeſeztes Verhältniß zu allen Zeiten bisweilen eintreten, ich meine, wenn nach einem kräftigen und beifallswürdigen Staatsleben, das viele Geſchlechter überdauert hat, zulezt aus mannigfaltiger oft ſehr verwikkelter Schuld die königliche Würde herabgedrükkt erſcheint und in der Perſon des Herrſchers nur ein Schatten davon übrig. Ich ſage zulezt, weil ſeiner Natur nach dieſes Verhältniß eben ſo ſehr auf Zerſtörung deutet, wie jenes auf Geburt. Doch auch die Zerſtörung kann mißlingen, wie die Geburt, eine glükkliche Kriſe kann die abnormen Organe, die ſich gebildet hatten, wieder zerſtören

und aus der lebensgefährlichen Krankheit retten, der Monarchie kann die Geſundheit wiedergegeben werden, in die Perſon des Schattenkönigs aber kann das Leben ſchwerlich je zurükkkehren, ſchwerlich der je wieder wirklich herrſchen, der jemals ſich ſelbſt geſtehen mußte als Herrſcher durch eine innere ungeregelte Gewalt gezwungen worden zu ſein. Wie aber auch das Ende ſei, ſo lange ein ſolcher Zuſtand währt, unmöglich iſt in demſelben eine Freude wie die unſrige. Könnte ſich irgend jemand freuen, wenn nach einem langen Zeitraume noch immer die Krone auf einem entwürdigten Haupte ruhet? und wendet ſich nicht jeder weg von dem eben ſo traurigen als widrigen Anblikk der Entehrung der höchſten menſchlichen Würde? Könnte ein Volk anders als mit leeren Worten und mechaniſchem Gebrauch die königliche Macht feiern, wenn ſie in ihrem Weſen nicht mehr vorhanden iſt? und muß nicht vielmehr jeder wohlmeinende die möglichſt ſchnelle Rettung wünſchen aus einem ſo höchſt bedenklichen Uebergangszuſtande?

Zwiſchen dieſen beiden Punkten aber iſt überall Raum für bewußte Treue für eine friſche und fröhliche Liebe des Volkes zum Fürſten, und alſo für lebendige Freude und Theilnahme an

Bedürfniſſen. Daß dieſes ſich gleich bleibe und nicht in hefti-gen Schwankungen ſei, oder das Gleichgewicht zwiſchen ihm und den andern Staatselementen einſeitig aufgehoben werde, darin ſieht er ſein Recht, und gefährliche Leidenſchaften können ſich in ihm entwikkeln, wenn er durch unerwartete und in der Wieder-holung drükkende Verlezungen deſſelben gekränkt wird. Hiege-gen hat er ein Palladium in derjenigen Liebe zum Fürſten, die ſeiner Lage angemeſſen iſt. Dies iſt der in jeder wohlgeordneten und glükklichen Monarchie ſo allgemeine Glaube des Volkes, daß, was ihm auch gleichviel ob mit Recht oder Unrecht drük-kend erſcheine oder unbillig, es feſt dabei bleibt, der Herrſcher ſelbſt wiſſe nichts davon. Möge niemand dieſen gutmüthigen Glauben belächeln: er iſt die unentbehrliche Grundlage aller Re-gentenliebe im Volke. Und wie oft er auch im einzelnen irren mag, weil nicht immer Unrecht iſt was dem Volke ſo ſcheint, im ganzen liegt ihm eine tiefe Wahrheit zum Grunde. Denn iſt es nicht daſſelbe, ob ein Fürſt etwas nicht weiß, oder ob er zwar weiß, daß es geſchieht, ja ſelbſt befohlen hat, daß es geſchehe, aber nur aus einer unrichtigen Darſtellung der Verhältniſſe? Und bei der Einſeitigkeit jedes abgeſonderten Verwaltungszweiges, bei den vielen Streitigkeiten zwiſchen den verſchiedenen Stellen und Behörden und den vielen auch einſeitigen Darſtellungen ihrer Verhältniſſe, welche beſſer bevormundete Klaſſen der Geſellſchaft vor den Thron zu bringen wiſſen, iſt es nicht immer die Perſon des Königes, welche alle Intereſſen ausgleichen muß in allem was nicht ſchon durch den Buchſtaben des Geſezes feſtſteht? Und mit welchem beſſeren Vertrauen kann alſo jene große Maſſe ſich rüſten als mit dem, daß der König um ein Unrecht nur zu wiſ-ſen brauche, um ihm abzuhelfen? Je mehr daher jener Glaube durch die Erfahrung gerechtfertiget wird, je ungeſtörter er ſich fortpflanzt vom Vater auf den Sohn, deſto reiner iſt die Theil-nahme des Volkes an jedem Feſte des Herrſcherhauſes, deſto kräftiger wird es ſich zeigen, ſobald nur von fern eine Gefahr der Trennung droht.

Auch der Mittelſtand iſt wenngleich von dem Geſammtleben inniger durchdrungen in die Geheimniſſe der Staatskunſt bei uns noch nicht eigentlich eingeweiht. Sein herrſchendes Gefühl aber iſt dieſes, daß durch das ganze ſoll das Wohl des einzelnen ſicher geſtellt und erhöht werden, und von dieſem Wohl hat er eine reinere und geiſtigere Vorſtellung. Dem unter dieſem Stande herrſchenden Gefühl nach gehört zum Wohlſein des gebildeten Menſchen und iſt dasjenige, was der Staat leiſten ſoll, Ruhe und Sicherheit der religiöſen häuslichen und freundſchaftlichen Verhältniſſe, möglichſter Vorſchub zur Ausbildung aller Talente und möglichſte Freiheit im Gebrauch aller äußeren Hülfsmittel. Wie natürlich alſo, daß die Glieder dieſes Standes vorzüglich in dieſer Hinſicht auf das Haupt des Staates ſehen, und daß ſie alle in allen dieſen Verhältniſſen ihren König *mit der innigſten* Theilnahme begleiten. Muntert er die Künſte und Wiſſenſchaften auf, deren ſie ſich befleißigen: ſo ſind ſie beglükkt, daß er ſich deſſen erfreut, worin ſie leben; bezeichnet er alle unnüzen Beſchränkungen der perſönlichen Freiheit mit ſeinem Mißfallen: ſo verehren ſie freudig ſeine Edelmüthigkeit; ſehen ſie, *daß auch*

lungen der Geſellſchaft, welche das Leben des Staates in ſeiner ganzen Beweglichkeit verſtehen und ſeine Fortſchritte ſowol als auch ſeine Erſchütterungen nicht nur mitfühlen, wie leiſe ſie auch ſeien, ſondern auch ahnden. Dieſen kann es unmöglich entgehen, wie wenig der gedeihliche Beſtand des ganzen geſichert werden kann durch den Buchſtaben der Geſeze allein, ſondern wie viel immer abhängt von der Perſönlichkeit der handelnden. Wenn ſie alſo in dieſer Hinſicht die öffentlichen Charaktere die bedeutenden Organe der Verwaltung ſowol als die Organe der öffentlichen Meinung beobachten und aus ihrem Auf- und Abtreten aus dem Verhältniß eines jeden zu ſeinem Wirkungskreiſe zu errathen ſuchen was bevorſteht: ſo ſehen dieſe eingeweihteren auf den König wir wollen nicht ſagen wiewol es ein großer Fürſt geſagt hat als auf den erſten Beamten des Staates, wol aber als auf die Quelle aller perſönlichen Macht im Staat. Er wählt ſelbſt die bedeutendſten Organe der Oberherrſchaft und beſtimmt beſonders auch die, denen er die Wahl der untergeordneten anheimſtellt. Was ſie nun in dieſer höheren Beziehung am liebſten an einem Regenten ſehen und woran ſie ſich am meiſten erfreuen, iſt, wenn er auch in Zeiten, wo verſchiedene Anſichten unter denen, welche Organe der Herrſchaft ſein wollen, bis zu Parteiungen ausarten, ſich von keiner beherrſchen läßt, ſondern über ihnen ſteht, überall Maaßregeln abwendet, welche ſich zum äußerſten neigen, wenn er ſeine Diener ſo wählt und ſo mit ihnen wechſelt, daß das nicht leicht ganz zu vermeidende Vorherrſchen dieſer oder jener Einſeitigkeit nur vorübergehend erſcheinen kann und bald durch das Hervortreten des entgegengeſezten gemildert und aufgehoben wird, wenn er perſönliche Zuneigung und Abneigung, ſoweit ſie rein gemüthlich iſt, geſondert zu halten weiß von amtlichem Vertrauen, wenn endlich keine äußeren Vorzüge eines anderen ihn jemals beſtimmen die billigen Anſprüche eines verdienteren zu überſehen.

Wenn ſo die Liebe der eingeweihteren vorzüglich auf der Regierungsweisheit des Königes ruht, die Liebe der gebildeten auf

ſeiner allſeitigen Humanität, die Liebe des nahrſamen Volkes auf ſeiner unerſchütterlichen Gerechtigkeit, und dieſe Stimmen verhältnißmäßig beſezt ſind, das iſt der anmuthige und herzerhebende Chor der monarchiſchen Freude. Wenn ſein Wohllaut uns umwogt, fühlen wir nur unſer Glükk, und manches erſcheint uns minder bedeutend, worauf ein großer Werth gelegt wird, wenn dieſe lebendigen Gefühle ſich leiſer vernehmen laſſen und Nachahmung oder Theorie ihre Gewalt über uns ausüben.

Die Anwendung dieſer wenigen Züge liegt klar vor Augen, aber was ſagen wir erſt von der Freude des Volkes an ſolchen Tagen, wenn es im Zuſammenleben mit ſeinem Fürſten inhaltſchwere Jahre durchlebt, wenn ſich ihm eine Fülle der lehrreichſten Erfahrungen, wie ſie ſonſt in Jahrhunderten nicht wiederkehren, in Eine Dekade zuſammengedrängt hat, in welcher Fürſt und Volk ſich auch als Dulder und Helden verherrlicht und durch beides um ſo inniger verſchmolzen haben. Dann redet das Schweigen der Dankbarkeit noch lauter als der Jubel der Freude; und indem wir mit geſtärktem Auge heiter in die Zukunft hineinſchauen, bedauern wir den weit verbreiteten Wahn, als könne

8.

Am 3. August *).

Die Pfleger der Wiſſenſchaft ſind nicht ſelten darüber getadelt worden, daß ſie der Liebe zum Vaterlande minder fähig wären als andere, oft auch iſt ihnen daſſelbe nachgeſagt worden zum Ruhm, daß ihre Geſinnung allgemein menſchlich wäre und frei von allen politiſchen Beſchränkungen. Wenn dies nun ſo wahr wäre als beide und ſo gut als die lezten es meinen: ſo wäre es falſch und tadelnswerth, wenn ein Verein wie der unſrige, der nur aus dem Geſichtspunkt der Wiſſenſchaft geſtiftet iſt und nur für ſie beſteht, einen Tag feierte, der, dem Oberhaupt eines Staates geltend, auch nur für diejenigen Werth hat, welche dieſem von Herzen zugethan ſind.

Die Wiſſenſchaft iſt allerdings etwas allgemein menſchliches, und diejenigen, welche ſich ihr gewidmet haben, müſſen allem menſchlichen und ſomit der ganzen Erde, um nicht mehr zu ſagen, wiewol auch darin das höchſte ſchon mitgeſagt iſt, mit gleicher Liebe zugethan ſein, ſo jedoch, daß ſie ſich dem fernen und fremden mit ihrer Liebe um ſo mehr zuwenden, je weniger dieſes ſich ihnen von ſelbſt entgegenträgt. Wenn nun im Staat die Akkerbau treibenden am meiſten an den Grund und Boden

*) Wahrſcheinlich 1828. J.

gebunden ſind, und diejenige Bevölkerung bilden, welche ihr Schikkſal am wenigſten von dem des Landes trennen können und alſo auch billig am meiſten bei allen Einrichtungen und Begegniſſen deſſelben betheiligt ſind, die Handel treibenden aber viel weniger, doch aber auch dieſe am meiſten erſt alsdann gelöſt ſind, wenn ſie den reinen Geldhandel ſo ins große treiben, daß alle Staaten gleich ſehr ihre Schuldner werden können: ſo nähern ſich die Männer der Wiſſenſchaft allerdings mehr den Handel treibenden, ſo jedoch, daß auch unter ihnen diejenigen am meiſten vom Staate gelöſt ſind, welche ohne einiges Apparates zu bedürfen als eigentliche Philoſophen nur auf dem Papiere ſpeculiren, weniger aber ſchon die, welche mit köſtlichen Werkzeugen und reichen Sammlungen aller Art eingebürgert und mit ziemlich unbeweglichem Gut von ſolcher Art angeſeſſen ſind, welches je nach dem Geiſt einer Regierung ſehr verſchieden geſchäzt geſchüzt beſteuert und unterſtüzt werden kann.

Doch dieſer etwas materiellen Anſicht, welche wir nicht gern zum Nachtheil der Speculation geltend machen möchten, ſteht eine andere gegenüber, nämlich die, daß die Wiſſenſchaft weſent-

dem auf die Sprache beſchränkt, welche das ganze Leben beherrſcht. Nur der Mathematiker producirt mehr in allgemeinen Zeichen, die für alle Sprachen gleiche Geltung haben, ſo daß ihm für das wenige, wozu er noch der Sprache bedarf, jede faſt gleich lieb ſein kann. Der Naturforſcher entlehnt ſeine Terminologie bald aus der einen bald aus der andern, und bildet ſo zugleich eine Geſchichte, welchen Weges die Entdekkungen gekommen ſind. Aber der Ausdrukk der höchſten Ideen behält doch einen nationellen Charakter, und die Volksthümlichkeit wird darin nie ganz zu verkennen ſein.

Doch hat zu verſchiedenen Zeiten dieſe Gebundenheit an die Sprache das Verhältniß der gelehrten zu den Völkern und Staaten auf ſehr verſchiedene Weiſe geſtaltet. Als das Alterthum unterging pflanzten ſich in dem weſtlichen Europa ſparſame Reſte der Wiſſenſchaft durch die lateiniſche Sprache fort, und wie die Kirche lateiniſch war, waren auch alle gelehrten nur Lateiner. Aus der bunten Miſchung der Stämme geſtalteten ſich erſt allmählig größere Maſſen, die Sprache bildete ſich erſt allmählig zu einem reicheren und geiſtigeren Verkehr, und die Genoſſenſchaft der wiſſenden war älter als die Völker und Staaten, die von ihr bevormundet wurden. Daher verpflanzten ſich klerikaliſche gelehrte, und andere gab es kaum, mit Leichtigkeit aus einem Staat in den andern, und dem älteren geiſtigen Bande nicht mit Unrecht mehr vertrauend als dem politiſchen jüngeren nahmen oft die gelehrteſten am meiſten Partei mit der römiſchen Kirche, welche der Stüzpunkt der wiſſenſchaftlichen Sprache war, gegen die jungen noch nicht genug befeſtigten Regierungen. Daher war zu dieſer Zeit auch die Volksthümlichkeit immer noch ſchwach, Liebe zum Staat aber konnte bei der politiſchen Zerſpaltung der meiſten großen Volksmaſſen in der Wiſſenſchaft gar nicht einheimiſch ſein. In England und Frankreich hat dieſer Zuſtand aufgehört, und wie das Volk in Einen Staat zuſammengefloſſen, ſo iſt auch kein Unterſchied mehr zwiſchen Volksthümlichkeit und Loyalität, alſo auch kein Grund, warum die

wiſſenſchaftlichen Vereine minder als jede andere einzelne Organiſation innerhalb des Staates dem Impuls des ganzen folgen ſollten.

Anders verhält es ſich in Deutſchland, wo die Differenzen der Sprache, auch die ſtärkſten, für einen gewiſſen Bildungskreis wenigſtens ganz verſchwunden ſind, die politiſche Trennung aber geblieben iſt. Hier erſcheint es daher natürlich und weniger zu entſchuldigen, wenn die gelehrten öfter, nicht nur wo ſie vereinzelt ſtehen ſondern auch wo ſie Glieder einer Corporation ſind, ihren Aufenthalt aus oft untergeordneten Gründen wechſelnd ſich aus einem deutſchen Staat in den andern begeben, zufrieden mit dem Bewußtſein, daß ihre Wirkſamkeit als eine deutſche überall auf deutſchem Boden gleich gut gedeihen könne. Für die kleineren Staaten giebt es gegen den wenn zu häufig doch nachtheiligen Wechſel der Mitglieder in gelehrten Vereinen, unter welche Benennung unſere Univerſitäten eben ſo gut zu begreifen ſind als die Akademien, kein beſſeres Mittel als dieſe Vereine durch ausgezeichnete Vorrechte und durch ein wohlgeſichertes Geſammteigenthum zu heben, wodurch die Vereine an dem Staate ſelbſt

weit über die gewöhnlichen Formen dieſes Standes hinausgehenden Liebe und Anhänglichkeit gegeben haben. Wie denn auch in den Zeiten der Bedrängniſſe des Staates ein erfreulicher Geiſt der Treue und Aufopferung in allen gelehrten Vereinen vorgewaltet hat.

Dies alſo lehrt die Erfahrung, daß es einen moraliſchen Grund giebt, der auch innerhalb deſſelben Volkes dem einen Staat vor dem andern eine entſchiedene Zuneigung derer erwerben kann, welche der Wiſſenſchaft leben, und der iſt das Intereſſe, welches der Staat ſelbſt an der Wiſſenſchaft und an ihren edelſten Früchten nimmt.

So hat unſer Verein, älter als der Grad von Macht, deſſen ſich der preußiſche Staat jezt erfreut, und älter als der Grad von Bildung, welcher jezt innerhalb deſſelben verbreitet iſt, Preußen immer erfahren. Von der wachſenden Macht hat er Vortheil gezogen für ſeine Endzwekke, von der vermehrten Bildung kommt auch etwas auf ſeine Rechnung. Es iſt ſein Glaube durch dieſe Erfahrung befeſtigt, daß Preußen, ſo lange es ſich dieſes geſegneten Herrſcherhauſes erfreut, was für Modalitäten auch die Perſönlichkeit der Monarchen und ihrer höchſten Staatsdiener herbeiführen könne, dennoch niemals aufhören wird die wachſende Intelligenz für die Hauptquelle ſeiner inneren Kraft zu halten, und auch ſolche wiſſenſchaftliche Inſtitute zu pflegen, deren Beſtrebungen nicht unmittelbar auf das bürgerliche Leben berechnet ſind, welche ſich aber als Schloß und Veſte bewähren für den reinen wiſſenſchaftlichen Geiſt, welcher auch über den die Wiſſenſchaft für das Leben bearbeitenden Anſtalten walten muß, wenn ſie nicht von ihrem rechten Standpunkt ſollen hinabgezogen werden.

In dieſem Sinne hat auch der glorreiche Monarch, deſſen Feſt wir heute begehen, die Sorge für das Gedeihen der Wiſſenſchaft mit in den Kreis ſeines hohen Berufs hineingezogen; auch unſere Freiheiten hat er geſchüzt und gemehrt, und wenn

vielleicht andere ähnliche Vereine an Opulenz ihrer Mittel uns weit überragen: so erfreuen wir uns doch der Sicherheit, daß bei einem hinreichenden Maaß von Kräften große und würdige Unternehmungen nicht an äußeren Hinderniſſen ſcheitern dürfen. Mit Recht alſo feiern wir auch ..... *)

*) Der Schluß der Rede fehlt. J.

9.

Am 3. Julius 1824.

Kürzlich in unſeres Leibnitz Theodicee leſend, um mir die zierliche Darſtellung wieder zu vergegenwärtigen, wie das höchſte Weſen die in dem Tempel der Geſchikke aufgeſtellten möglichen Welten muſtert und die beſte zur Wirklichkeit beruft, blätterte ich zufällig auch die der deutſchen Ueberſezung derſelben vorangeſtellte Lobſchrift auf Leibnitz von Fontenelle auf; und indem ich ſie durchlief, konnte ich mich der Bemerkung nicht enthalten, wie gut es ſei, daß, ohnerachtet wir Leibnitzens Feſt feiern, wir doch nicht genöthiget ſind ihn jedesmal zu loben. Ja es fiel mir ein, daß der höfliche Spruch, es ſei ſchön von einem gelobten Manne gelobt werden, ſchwerlich würde aufgekommen ſein oder viel Verbreitung bekommen haben, wenn dabei der Akademien und gelehrten Geſellſchaften wäre gedacht worden. Denn gelobt ſoll in dieſen jeder werden, nachdem er nicht länger hat aushalten wollen, ſondern ſich der Mitgliedſchaft durch den Tod entzogen hat; und wie ſchon lobenswürdig ſein muß, wer einem ſolchen Verein angehören kann: wieviel mehr muß der ein ſelbſt gelobter ſein, der dort als lobender auftritt! Aber wahrlich es ſchien mir, als ob das Geſchäft lange nicht ſo oft wiederzukehren brauchte als Fontenelle in ſeinem langen akademiſchen Leben es geübt hat, um weder dem lobenden zu großer Freude noch

dem gelobten zu großem Ruhm und Nuzen zu gereichen. Deshalb wollen wir uns auch nicht grämen, daß über manchem von den unsrigen schon längst die gesezlich bestimmte Zeit verflossen ist, ohne daß diese wenngleich noch so klar ausgesprochene Pflicht ihnen wäre geleistet worden. Zweierlei Arten vorzüglich kann ich mir denken, wie eines abgeschiedenen gelehrten Mitgliedes in lobender Rede kann gedacht werden, mehr redneriſch die eine, mehr literariſch die andere. Jene darf streng genommen nicht einheimisch sein in einem solchen Verein; der lobende soll nicht Blumen der Beredsamkeit herabwerfen von einem Orte, welcher sonst den Hörern nur strenge Wissenschaft reicht. Und jeder, welchem bevorsteht gelobt und auf solche Weise noch einmal ins Leben zurükkgerufen zu werden, soll sich auch bescheiden, daß er nur als geschichtlicher Stoff kann behandelt und daß, wie wir denn einander immer zurufen müssen, Amicus *socius sed magis* amica veritas, nur durch die Strenge der Kritik ihm als Mitglied eines solchen Vereins würdige Gerechtigkeit widerfahren kann. Was können auch solche Gedächtnißreden anders sein sollen, als daß sie auf der einen Seite zusammengenommen ein belegtes Verzeichniß der Mitglieder des Vereins bilden, auf der andern

gezeichnete Weiſe ſeine Thätigkeit einem einzelnen Gegenſtande widmet. Denn dann kann mit einer gewiſſen Reinheit und Zuverläſſigkeit überſehen werden, was in der That des Einen Werk iſt in der Wiſſenſchaft. Nur in dieſem Fall aber iſt auch ein wiſſenſchaftliches Leben ein leicht zu begreifendes ganze, das ſich in regelmäßigem Wachsthum zu einer ſchönen Geſtalt entwikkelt, deren Ebenmaaß und Kraft dem Exegeten, der ſie darlegt, und dem Beſchauer, dem ſie dargelegt wird, gleiches Vergnügen gewährt. Wie aber die meiſten wenn auch nicht wie Leibnitz in allen Wiſſenſchaften etwas ſchaffen oder zurechtlegen, doch vielſeitiger wenigſtens als jener aber auch zerſtükkelter in das ganze Gebiet ihrer beſonderen Wiſſenſchaft eingreifen, je nachdem theils eigene freiere Combinationen es mit ſich bringen, theils äußere Anläſſe dazu auffordern: ſo iſt es ſchwer das einzelne wiſſenſchaftliche Leben als ein ganzes hinzuſtellen und es in ſeinem eigenthümlichen Weſen zur Anſchauung zu bringen. Dies aber doch einigermaßen zu leiſten und nicht ein bloßes Verzeichniß einzelner Leiſtungen zu geben ſollte doch das Ziel jeder ſolchen Rede ſein, wenn ſie ſich irgend über den Ton der Chronik erhebt.

Wer nun ſo viel zu loben hat als Fontenelle gethan, der wird aus mehr als einem Grunde ſich dieſe Aufgabe nicht ſtellen können, durch die allein das Geſchäft ein rechtes Intereſſe erhalten kann. Auch iſt ſeine Behandlungsweiſe im allgemeinen ſehr leicht. Er führt gewöhnlich in chronologiſcher Ordnung die Hauptpunkte der wiſſenſchaftlichen Wirkſamkeit auf und würdigt ſie zugleich in ihrer Beziehung auf die Wiſſenſchaft. Dabei aber gemahnt es den aufmerkſamen Leſer nicht ſelten, als wolle er ſich bald an ſeinem Gegenſtande bald an dem Publicum für die verurſachte Mühe rächen, und freue ſich ſo oft er gleichſam unvermerkt und bei Seite dem einen oder dem andern etwas anhängen könne. Das eigenthümliche der Perſon ſucht er nur zu ergreifen am Anfang und am Ende ſeiner Darſtellung. Am Anfang, indem er zeigt, wie eine beſtimmte wiſſenſchaftliche Richtung ſich gebildet hat; am Ende, indem er bald verſucht die

Hauptzüge des ſittlichen Charakters zu zeichnen, welches hie und da mit großer Liebe geſchieht, bald einzelne Anekdoten aus dem amtlichen oder Privatleben, wobei denn am meiſten jener Satyr hervortritt, zu dieſem Behuf zuſammenſtellt. Auf dieſem Wege entſteht freilich nicht leicht eine durch und durch charakteriſtiſche Darſtellung, wie wir deren einige auch in unſerer Literatur beſizen, aber doch kann der Leſer ſich leicht ein ziemlich beſtimmtes Bild ſelbſt geſtalten. Und wenige der von ihm dargeſtellten mögen ſo ſchlecht gefahren ſein als unſer Leibnitz, bei dem er von dieſer gewohnten Weiſe abweichen zu müſſen glaubte. Der Mann war ihm für dieſes Verfahren nicht ſowol zu groß als vielmehr zu vielſeitig und zuſammengeſezt. Zu viele Beſtrebungen gehen immer neben einander her, zu oft hätte, wie beim Spizenklöppeln, jeder Faden ſauber müſſen bei Seite gelegt und dann wieder aufgenommen und mit immer anderen verſchränkt werden, als daß nicht Verwirrung wäre zu beſorgen geweſen. Darum ſagt er ſcherzhaft, er müſſe es mit Leibnitz entgegengeſezt machen wie die alten mit dem Herakles; ſie nämlich hätten aus vielen Einen gemacht, er aber müſſe aus Einem Leibnitz viele machen, und ſo führt er uns denn von der wol vergeſſenen la-

reſpondenz und die mannigfaltigen höfiſchen Verbindungen ſo wie dieſe wiederum auf jene zu beziehen verſucht, kann man daran denken den großen Mann in ſeiner außerordentlichen Geſchäftigkeit verſtehen zu wollen; und nur wenn man die Verfahrungsart auf dieſen verſchiedenen Gebieten immer vergleicht, kann man ſeiner eigentlichen wiſſenſchaftlichen Geſinnung auf die Spur kommen. Welche Aufgabe, nur zu verſtehen, in welchem Sinne ſeine politiſch hiſtoriſchen Studien ein ganzes bilden von der Schrift über die polniſche Kronbewerbung bis zu der projectirten Geſchichte von Braunſchweig, welche mit der Periode der Verſteinerungen anfangen ſollte. Oder ſeine mathematiſchen von der unvollendet gebliebenen Wiſſenſchaft des unendlichen bis zu dem wirklich zu Stande gekommenen Rechentiſch. Aber welche zerſtörende Verwirrung in der Lebensbeſchreibung, die uns unmittelbar vom Codex diplomaticus zu ſeinem jugendlichen Verkehr mit den nürnberger Alchimiſten als dem Anfang ſeiner phyſikaliſchen Laufbahn, und wiederum von dem Rechentiſch als dem Ende der mathematiſchen zu den metaphyſiſchen Axiomen vom zureichenden Grunde und vom größten und beſten hinführt.

So geht es mit den Elogen! Je größer der Gegenſtand, deſto weniger können ſie leiſten; und wir wollen uns darüber tröſten. Die wenigen, welche es verdienen als ausgezeichnete Kunſtwerke der menſchlichen Natur ausgeſtellt zu werden, haben noch immer einen gefunden, der von ihrer Erſcheinung begeiſtert eine kunſtgerechte Lebensbeſchreibung, Wahrheit und Dichtung nach unvermeidlichem Geſeze miſchend, zu Stande bringt. Diejenigen, welche es aus irgend einem Grunde erſprießlich halten, daß ihre Arbeiten als die einzigen Punkte, die für ſich einem größeren Kreiſe ſichtbar werden, auch für dieſen durch zuſammenhängende Commentarien über ihr Leben verbunden werden, dieſe mögen am liebſten ſelbſt den Stoff einfältig und treu verarbeiten. Auch ſie werden, und hätten ſie auch den reinſten Zwekk, um lehrreiche Confeſſionen zu ſchreiben doch jenem Geſez ſich irgendwie fügen müſſen; denn jeder dichtet ſich ſelbſt, wenn er ſich aufführt. Wir

übrigen, wenn wir unſere Zeit hindurch an dem ſtillen Werk der Wiſſenſchaft nach Vermögen gearbeitet haben, wollen uns begnügen auf die ſchlichteſte Weiſe in die Regiſter derſelben eingetragen zu werden zum etwanigen Nachſchlagen. Denn anders als ſo kann doch von dem einzelnen nicht lange die Rede ſein, wenn nicht politiſche Bedeutſamkeit oder künſtleriſche Trefflichkeit ihm eine bedeutendere Stelle ſichern.

Was aber unſern gefeierten beſonders betrifft: ſo wollen wir uns daran vornämlich halten, womit Fontenelle ſeine Lobrede ſchließt, es heiße großer Männer Leben verlängern, wenn man ihre Werke würdig fortſeze. Denn wenngleich Leibnitz vieles rühmlich begann, deſſen Vollendung nicht in dieſer beſten Welt konnte zu ſchauen ſein, indem ſchwerlich jezt oder künftig irgend jemand den abgeriſſenen Faden ſo wieder fortſpinnen möchte: ſo liegen doch nicht nur vielem in der wiſſenſchaftlichen Fortſchreitung ſeine Entdekkungen immer noch zum Grunde, ſondern auch vornämlich war ſein großes Geſchäft die Kräfte der einzelnen zu wiſſenſchaftlichen Zwekken zu vereinigen und die Freigebigkeit der Regierungen für dieſe Angelegenheiten auf eine dauernde Weiſe durch wohlbegründete Inſtitutionen in Anſpruch zu nehmen. So

10.

Am 24. Januar 1825.

Ein Verein wie der unſrige, ruhend auf einer großen Maſſe geiſtiger Production und nur in dem freieſten Verkehr derſelben wahrhaft gedeihend, kann des großen Königes, dem dieſe Stunde gewidmet iſt, wol nicht gedenken ohne ſich auch zu erinnern an die großartige und freiſinnige und alles geiſtige Verkehr ſo ſehr erleichternde Weiſe, in welcher er die Aufſicht des Staates auf die ſchriftſtelleriſche Hervorbringung führen ließ, welche in andern Staaten und zu andern Zeiten oft ſo ſchwer auf dem geiſtigen Leben gelaſtet hat. Ob Friedrich dieſer Maxime wegen politiſch durchaus zu loben ſei, dies iſt eine ſo vielfältig beſprochene Frage, daß es vergeblich wäre in wenigen Worten darüber etwas neues oder entſcheidendes ſagen zu wollen. Daß er aber als Menſch deswegen glükklich zu preiſen ſei, dies iſt wol wenigerem Zweifel unterworfen. Denn welch ein wohlthätigeres und befriedigenderes Bewußtſein für einen Herrſcher, wenn er die ſtrebenden Kräfte frei läßt und ein friſches Leben ihn überall umgiebt, als wenn er ſich genöthiget glaubt ſie zu binden, und alſo weiß, daß ſein Bild ſich überall zu den Beſchränkungen geſellt, welche jeder am drükkendſten empfindet. Nicht grade als ob ein Herrſcher ſich unglükklich fühlen müßte, wenn er beſchränkende Maaßregeln auflegt; aber doch wenn wir die Bedingungen be-

trachten, unter denen hiebei allein eine perſönliche Befriedigung ſtattfinden kann, werden wir uns leicht überzeugen, daß der eigentliche Siz derſelben auf jener Seite liegt.

So wie niemals Strafgeſeze gegeben werden über Verbrechen, welche noch nie vorgekommen ſind und zu denen auch gar keine Neigung vorauszuſezen iſt: ſo auch keine prohibitive Maaßregeln, welche ja immer beſtimmt ſind Verbrechen oder gemeinſchädlichen Handlungen vorzubeugen, wenn keine Neigung zu dieſen Handlungen. Wäre nie etwas laſcives und empöreriſches nie etwas höhnendes und frevelndes geſchrieben, wären nie ähnliche Reden laut geworden, von denen man glauben muß, daß ſie gern einen größeren Wirkungskreis ſuchen würden: ſo hätte auch auf natürlichem und geſundem Wege keine Aufſicht über die Preſſe entſtehen können mit dem Zwekke zu verhüten, daß etwas gegen die Religion den Staat und die guten Sitten geſchrieben würde. Aber geſezt auch es erſchiene dergleichen, wenn die Erziehung überall wohlgeordnet wäre, wenn die Jugend aus der väterlichen Gewalt überginge in die Obhut einer wohlgeordneten und reinen Sitte, welche auch den leiſeſten Hauch der Unreinigkeit nicht ungerügt ließe: ſo würde keine Verbreitung unreiner

wo einmal ein bürgerlicher Verein blüht, iſt die Erziehung es da weniger, wenn ſie auch nicht großentheils unmittelbar von der Regierung geleitet wird? Gilt nicht daſſelbe auch von der herrſchenden Sitte und von allem, was wir zum öffentlichen Leben rechnen? Denn in allen dieſen Dingen waltet ein gemeinſamer Geiſt, den zwar jeder bilden hilft, aber deſſen Impulſen auch jeder folgt. Alſo prohibitive Maaßregeln ſind immer verdammende Urtheile über die großen Inſtitutionen des gemeinſamen Lebens, entweder daß der ſie beſeelende Geiſt zu ſchwach ſei oder daß er eine verkehrte Richtung genommen habe. Indem alſo der Herrſcher dieſe ſpricht, kann er nur von Schmerz durchdrungen ſein, ſo gewiß als er das Leben des ganzen klar und beſonnen in ſich trägt. Indem er ſie ausführen läßt, übt er nur eine mechaniſche Gewalt aus, die ihm keine Befriedigung gewähren kann; der wahren lebendigen Herrſchergewalt kann er ſich nur bewußt werden, und alſo in ſich ſelbſt glükklich ſein, wenn er kräftigend und berichtigend auf dieſe Inſtitutionen mittelbar oder unmittelbar einwirkt und ſein überlegener Geiſt ſie durchdringt. So Friedrich mit ſeinen oft und vielleicht mit Recht getadelten prohibitiven Maaßregeln auf dem Gebiet des Verkehrs. Sie ſprachen auch die Ueberzeugung aus, daß ein uneingeſchränkter Welthandel und eine überwiegende Neigung zum Verbrauch fremder Erzeugniſſe eine für den damaligen Zuſtand des Staates verkehrte Richtung ſei, wobei ein Gefühl von der Unzulänglichkeit der eigenen Production und des inneren Verkehrs zum Grunde lag. Darum wendete ſich der König nun auch mit ſo vorzüglicher Kraft auf die Belebung dieſer Functionen. Sei es nun auch nicht immer die beſte Art geweſen, wie er ſuchte die Bevölkerung zu vermehren, den Boden überall urbar zu machen und die weitere Verarbeitung aller erſten Erzeugniſſe innerhalb Landes ſo weit zu treiben als möglich, unentbehrlich gewordene fremde Erzeugniſſe aber nur im möglichſt rohen Zuſtande einzuführen: ſo bildete doch das ſo ſehr belebende Streben ſelbſt und deſſen vielfältiges wenigſtens augenblikkliches Gelingen einen weſentlichen

Theil ſeiner königlichen Zufriedenheit; und nur dieſes konnte das drükkende Gefühl übertragen, welches ihm ſonſt aus ſeinen prohibitiven Geſezen müßte entſtanden ſein.

Und eben dieſes, daß er fühlte wie ſehr er in den weſentlichſten Beziehungen die Seele ſeines Volkes ſei, ſezte ihn in Stand es ſo leicht zu nehmen mit allem, was über den Staat und deſſen Einrichtungen ſo wie über ihn ſelbſt geſagt und geſchrieben ward. Er wußte, daß auch der beißendſte Spott des einzelnen in der Maſſe nur als eine Würze ihrer liebevollen Verehrung wirken würde, etwa wie eine leiſe Ironie über Kleinigkeiten die zärtliche Liebe für einen angebeteten Gegenſtand nur recht hervorlokkt und erhöht. Eben ſo hing nun auch allgemein die Leichtigkeit ſeiner Handhabung der Cenſur zuſammen mit dem guten Vertrauen in den reinen und tüchtigen Sinn ſeines Volkes, in deſſen nicht leicht zu erſchütternde natürliche Geſundheit des Geiſtes, und mit dem Bewußtſein ſeiner eignen unermüdeten Beſtrebungen auf allen Stufen das Syſtem des Unterrichts zu verbeſſern und das geiſtige Auge zu ſchärfen.

Und gewiß ruhte ein Theil dieſes Vertrauens auch auf unſerm von ihm gegründeten Verein. Auf die Höhe der ſtreng

11.

Am 24. Januar 1826.

Die Sitte, welche unter uns eingeführt iſt, Friedrichs als des Erneuerers unſers Vereins jährlich am Tage ſeiner Geburt öffentlich zu gedenken, würde eine unangemeſſene Feier ſein, wenn er ſelbſt an dieſer Erneuerung nicht mehr Antheil genommen hätte als die meiſten Fürſten an den Verordnungen nehmen, die ihnen im Rathe der Staatsdiener vorbereitet zur Unterſchrift vorgelegt werden. Aber bei allem Werthe, den Friedrich auf dieſe Angelegenheit legte, würde doch eine ſolche Feier eine läſtige Verpflichtung ſein, wenn abgerechnet dieſe Liebhaberei für die Wiſſenſchaften der König ein dürftiger Gegenſtand wäre für die Betrachtung und für die Darſtellung. Allein wenn ſchon lange keiner mehr unter uns ſein wird, der noch ihn und ſein Zeitalter geſehen hat: ſo wird doch den Rednern dieſes Tages der Stoff nicht mangeln, ohne daß ſie ſich weder in ſolche Einzelheiten verlieren dürften, die ihrer Natur nach immer kleinlich ſind, noch auch einer gerathen fände auf die Rede eines früheren zurükkzukommen.

Wenn aber dieſes allerdings großen Männern zukommt unerſchöpflich zu ſein, ſo daß alles uns ergreift und in uns anklingt, was von ihnen geſagt wird, aber nach allem wir immer noch einen Ton in uns finden, der noch nicht angeſchlagen wor-

den iſt: ſo gilt daſſelbige auch von dem, was im allgemeinen über den Begriff und das eigenthümliche Weſen des großen Mannes mag geſagt werden. Jede nicht ganz ungeſchikkte Hand von einem Auge geleitet, das nur irgend geübt iſt auf das wahre zu ſehen und in die Tiefe zu dringen, wird etwas treffendes und richtiges zeichnen; aber wie vieles auch ſchon mag aufgedekkt und ans Licht gezogen ſein von den Vorzügen, welche eine Stelle erwerben unter den Lichtern und Heroen des Geſchlechtes: immer noch wird der Eindrukk, den jeder ſolcher auf uns macht, nicht ganz wiedergegeben ſein und zum klaren Verſtändniß erhoben. Jedes Kunſtwerk höherer Gattung und ſo auch der Begriff eines ſolchen ſchließt eine Unendlichkeit in ſich, aber auch durch dieſes Merkmal wird es nicht begriffen. So auch, wovon hier die Rede iſt, das größte Kunſtwerk der geiſtigen Natur. Auch das alſo, was hier auf Veranlaſſung des heutigen Tages über dieſen Gegenſtand angedeutet werden ſoll, unterliegt demſelben Geſchikk, und kann nur höchſtens ein weniges hinzufügen wollen zu dem vielen, was ſchon ſonſt und auch hier anderes und beſſeres von beſſeren iſt geſagt worden.

Wenn wir an den Helden dieſes Tages zurükdenken: ſo

daß ihr Urtheil ſich ſelten zur reinen Objectivität läutert ſondern mitbeſtimmt wird dadurch, ob ihre perſönlichen Intereſſen verlezt erſcheinen oder gepflegt, und dieſe Schwäche allmählig zu vertreiben vermag nur der ſteigende Einfluß wahrer Philoſophie, welche, indem ſie zu jedem gegebenen, und als ſolches nothwendigen, ſein Gegenſtükk aufſucht, auch am ſicherſten alle Einſeitigkeiten unter einander verbrüdert. Aber jene andere Ungleichheit zwiſchen den mitlebenden und den Nachkommen giebt uns nur zu leicht den allerdings unerfreulichen Eindrukk, daß für bei weitem die meiſten Menſchen die Beziehungen, welche ſie machen, eingeſchloſſen ſind in den Kreis der lebendigen Ueberlieferung. Was in der Kindheit einer Generation noch unmittelbar da war, was in den Erzählungen der Eltern die kindliche Fantaſie aufregte, das iſt eben dadurch für das Leben befeſtigt; alles andere aber, was ſchon weiter zurükkliegt, zieht ſich in den engen Kreis der kundigen zurükk, welchen durch die ſchriftliche Ueberlieferung alle Zeitalter gleich nahe treten.

Aber werden hier alle Eindrükke ſo aufbewahrt und für alle künftigen Zeiten erhalten, wie ſie einſt in dem lebendigen Bewußtſein der mitlebenden waren? Oder ſind nicht vielmehr faſt nur die großen Männer des klaſſiſchen Alterthums als einzig bevorrechtet glükklich zu preiſen, welche in den Zeiten, wo ſich das geiſtige Auge zuerſt zu öffnen anfängt, der aufknospenden Fantaſie dargeſtellt werden, alle anderen aber wenn auch ehedem noch ſo groß geachtet treten allmählig zurükk, je nachdem die geſchichtlichen Maſſen ſich häufen, wie auf dem ruhigen Waſſerſpiegel, wenn nach einem glükklichen Wurf gewaltige Kreiſe ſich bilden, die Spuren früherer Bewegungen bald gänzlich verſchwinden, ſo daß faſt nur am Anfang der größten und durchgreifendſten geſchichtlichen Entwikklungen Geſtalten ſtehen bleiben, welchen das Gepräge der Größe für alle Zeitalter unverlöſchlich aufgedrükkt iſt. Daß aber nur nicht, wenn dem ſo iſt, wie es ſcheint, der Begriff des großen Mannes ganz zu zerfließen droht. Wenn die Nähe mit parteiiſcher Vorliebe färbt und indem ſie glänzend er-

heben will oft durch ein fremdes Licht entſtellt: ſo dürfen wir nicht wagen alles groß zu nennen, was dafür geprieſen wird in den nächſten Geſchlechtern. Wenn die Entfernung verſchleiert und ausbleicht: ſo werden wir auf der einen Seite dem ohnerachtet nicht ſagen dürfen, alles ſei groß, was uns auch nach einer Reihe von Jahrhunderten noch ſo erſcheint im Zauber der Darſtellung, eben weil die Darſtellung auch ſchmeichleriſch zaubert und uns wieder wie das Urtheil der Mitwelt in einen Kampf von Parteien reißt, auf der andern Seite aber doch vielleicht vieles zu bedauern haben, was nur die Entfernung unſerer erhebenden Bewunderung entzieht, und manches, was mit Recht als groß empfunden wurde, da es war, werden wir nicht mehr anerkennen, nur weil es uns an Mitteln fehlt die Geſtalt zu ſondern aus den farbloſen und namenloſen Schatten der *Maſſe*. Wenn aber dem Minos die Seelen nakkt dargeſtellt werden ohne alle Bekleidung der äußern Verhältniſſe und Umſtände, damit er ſie gebiete an den Weg der gerechten oder der ungerechten, können ſie dem zeitloſen gar nicht dargeſtellt werden ohne jenem veränderlichen Licht unterworfen zu ſein, damit er groß und klein

lieren: ſo iſt gewiß diejenige nie groß geweſen, welche nie im Stande geweſen iſt ſich dieſem Gewühl zu entreißen und den Beſchauer zu einer ausſchließlich ihr geweihten Betrachtung zu zwingen. Gerecht kann eine ſolche Seele geweſen ſein und ſo weit ohne Tadel; ſie kann in dem reinen Ebenmaaß ihrer Beſtrebungen alle Elemente des ſchönen in ſich vereinigen und dem Auge des Wohlwollens auch ſo erſcheinen, jenem unerbittlichen aber iſt ſie doch das kleine. Wo aber finden wir das entgegengeſezte? und laſſen ſich überhaupt hier feſte Punkte aufſtellen? Man iſt geneigt genug dieſe Frage zu verneinen, und die Erfahrung drängt uns alle mächtig nach dieſer Seite hin; das Bedürfniß aber und alſo auch die Forderung der Vernunft ſpricht ſich aus in dem Worte eines alten weiſen, daß ja unmöglich groß und klein nur könne ein fließendes, ſondern daß auch hier wie überall in den Begriffen müſſe etwas feſtes ſein. Ja es ſcheint ſogar, als ob nach dieſer Regel auch unſere Aufgabe zu behandeln nicht könne allzu ſchwierig ſein, da wir ja ſchon in dem veränderlichen und fließenden ſelbſt doch haben ein feſtes Element ergreifen können. Denn wenn wir ſagen, der einzelne verliert ſich unter der Maſſe, und ihn deswegen zum Kleinſein verdammen, nun ſo finden wir eben dadurch das Nichtverlieren, und dies führt auf eine Mannigfaltigkeit freilich von Verhältniſſen zwiſchen dem einzelnen und der Maſſe, auf eine ſolche aber, der eine beſtimmte Zahl zum Grunde liegt. Eingeſtanden wird wol von allen werden, daß auf dem geiſtigen Gebiete der Ausdrukk Maſſe nur in einem beſtimmten und untergeordneten Sinne gebraucht wird. Wo wir eine Menge auf einander wirkendes durch einander wogendes einzelnes Leben ſehen, in welcher aber weder eine wahrhaft organiſche Geſtaltung hervortritt noch auch das einzelne ſich als ſelbſtändiges ſondert, das nennen wir Maſſe. Je mehr der einzelne hier nur ein Ort iſt, wo die verſchiedenen in der Geſammtheit waltenden Bewegungen ſich begegnen ſich kreuzen und brechen oder verdrängen, je nachdem die Weiſe iſt, wie, und die Stärke, mit welcher ſie zuſammenſtoßen, ohne daß in dem einzelnen ſelbſt

ein den Erfolg regelndes Princip erſcheint, um deſto mehr erſcheint er nur als ein Element der Maſſe. Denken wir uns nun das äußerſte, fehlt die Eigenthümlichkeit ganz, und dieſer innere Regulator, der der ganze Eine Factor des Lebens ſein ſoll, iſt Null: ſo iſt nothwendig auch die ganze Erſcheinung als Zahl zwar zählend aber als eigenes geiſtiges Leben betrachtet das unendlich oder abſolut kleine, und von dieſer gilt auch nicht, daß ſie tugendhaft ſein kann oder ſchön, denn wenn zufällig ohne Tadel ſo iſt ſie auch nothwendig ohne Lob, und ſpielten in dem geſtaltloſen unſtäten Flimmern auch lauter anmuthige Farben: ſo wäre doch keine Schönheit darin. Wo aber das eigenthümliche, der Charakter, nicht fehlt, und alle Einwirkungen ſelbſtgemäß beſtimmt, ſo daß man unterſcheiden kann und als weſentlich zuſammengehörig faſſen was Moment eines ſolchen Lebens *iſt*: da iſt in den mannigfaltigſten Abſtufungen, die wir aber alle als Eines zuſammenfaſſen, das Verhältniß der Gegenſeitigkeit zwiſchen dem einzelnen und der Geſammtheit, einer Gegenſeitigkeit des Gebens und Empfangens des Beſtimmens und Beſtimmtwerdens, in freier Bewegung erſcheinend aber doch nach ewigen

Mann ſein ohne die ihn umgebende Welt in ſich aufgenommen zu haben. Aber doch als das vollkommne Gegentheil müſſen wir ihn ſtellen von dem, was wir als das ſchlechthin kleine geſezt haben in menſchlichen Dingen. Das Empfangen und Inſich-aufnehmen, unentbehrlich in dem Rhythmus jedes Lebens, iſt in dem ſeinigen immer nur daß ich ſo ſage der ſchlechte Zeittheil, nur nothwendig um den guten zu heben, vorangehend damit dieſer ſei, ja ſelbſt von dieſem ſo beherrſcht, daß der in jenen mit hineinklingt, ſo daß was er im buchſtäblichen Sinne empfängt immer nur ein nichtſeiendes iſt, ein Chaos, das ſich in ihm erſt für ihn bildet und geſtaltet kraft jenes inneren Regulators, der in ihm nicht Null iſt ſondern alles. Das wahre aber und weſentliche, wodurch er iſt was er iſt, das ſind die eigenthümlichen Ausſtrömungen ſeines Weſens, die Idole des Epikuros, die ſich jeden Augenblikk von ihm losreißen in alles eindringen und alles in Bewegung ſezen. Der große Mann iſt nur der, welcher die Maſſe beſeelt und begeiſtert, ganz herausgetreten aus dem Verhältniß der Gegenſeitigkeit, er auf keine Weiſe ihr Werk, ſie aber auf ſeine Weiſe das ſeinige. Wer aber meinen wollte unter dem Begeiſtern ſei etwa zu verſtehen, daß die Maſſe dadurch daß ſie des großen Mannes Thaten und Weſen anſchaut mit etwas größerem als gewöhnlich erfüllt und ſo über ſich ſelbſt erhoben werde, der bliebe bei etwas geringem ſtehen was auch ſchon jedes ſchöne Talent leiſtet; nur auf die Empfänglichkeit wirken iſt zu wenig für den großen Mann. Denn Nachahmungen hervorbringen, durch Werke und Thaten ein lange fortwirkendes Urbild werden, durch ſich ſelbſt in irgend einem Zweige menſchlichen Thuns neue Bahnen brechen, zu einer unerreichten Höhe ſich erheben und dort aufgeſtellt ſein als ein immer angeſtrebtes aber nie getroffenes Ziel — dies mag vielleicht mit zu dem gehören, was wir Genie zu nennen pflegen; aber ſo einſeitig iſt nicht das Weſen und Wirken des großen Mannes; und auf die lezte Art diejenigen beſeelen, welche gleiches oder ähnliches hervorbringen, auf die erſte Art aber die, welche es genießen

wollen, beweiſet eben die Verwandtſchaft mit beiden und das Leben mit ihnen an demſelben gemeinſamen Ort. Der große Mann iſt geſonderter von dem allen, nicht ſelbſt in dieſes mannigfaltige Leben verflochten, aber der Urheber deſſelben. Oft iſt es ein ſolcher geweſen, der, wie ein göttlicher Hauch einer noch urſprünglich ſtarren bewegungsloſen Maſſe mitgetheilt, das mannigfaltige Leben in ihr erregt, wie ein himmliſcher Funken hineingeworfen, alle dieſe ſchönen Lichter in ihr entzündet hat, öfter noch war es ein ſolcher, der eine durch widriges Geſchikk gedrükkte und in ſich zuſammengeſunkene Maſſe wieder erwekkt hat zu einer neuen und ſchöneren Periode ihres Daſeins. Kurz der große Mann iſt nur der, durch welchen in irgend einer Beziehung die Maſſe aufhört Maſſe zu ſein, durch welchen ſie erregt wird, daß ſie ſich ſondere, daß Selbſtgefühl an die Stelle eines träumeriſchen Schlummerlebens trete, nur der iſt es, durch den ſie ſo erregt kraft des ihm einwohnenden Geſezes ſich zum organiſchen Geſammtleben entweder zuerſt geſtaltet oder auch ſich nach einer Zeit des Verfalls und der Zerſtörung neu entwikkelt.

So wäre es alſo. Wo eine neue geſchichtliche Entwikklung,

der Gattung, es ist jenes dämonische Geschlecht königlich und herrschend seiner Natur nach, das aber nur in einzelnen weit von einander entfernten Erscheinungen aus geheimnißvollen Zeugungen der Natur hervorgehend sich offenbart. Aber es ist unser Stolz, daß unsere Sprache uns übermenschliche Ausdrükke weigert. Ein großer Mann, größeres können wir nicht sagen; ein großer Geist, ein Held, das ist weniger; jeder besondere Name gehört auch nur einzelnen Beziehungen, alle Häufungen können nur Verringerungen sein. Etwas aber giebt uns die genauere Betrachtung der hehren Gestalt an die Hand, was uns derselben wieder näher bringt. Soll freilich Einer gedacht werden, in welchem die Kraft liegt in dem ganzen menschlichen Geschlecht aller Zonen und aller Zeiten ein neues Leben zu wekken, und das ganze in Einer alles umfassenden Organisation zu befreunden, der müßte alles menschliche Maaß überschreiten und er wäre zugleich der, welcher alle menschliche Größe vernichtet. Dieses Geheimniß aber, das in dem sich immer wieder erneuernden und immer wieder reinigenden Glauben von Millionen lebt, können wir hier nur erwähnen um es auszulassen aus unserer Betrachtung. Alle großen Männer aber innerhalb des rein menschlichen Gebietes, wenn sie eine Masse beleben sollen und organisiren: so können sie auch nur einer bestimmten Masse angehören, innerhalb deren ihre eigenthümliche Wirkung beschlossen ist; denn sehr verschieden zwar ist das Maaß organischer Bildungen, aber gemessen und begrenzt sind alle. Und hier findet der zweite Theil des schon angeführten alten Wortes seine Bewährung und seine Anwendung. Nämlich an demselben Orte, wo Platon behauptet, auch das große könne nicht bloß relativ verstanden werden, sondern etwas festes müsse in dem Begriffe gesezt sein, eben da stellt er auch eine Formel dafür auf; groß, sagt er, sei was den ganzen Umfang erfüllt, innerhalb dessen es in seiner Art noch Eines sein könne. In diesen Grenzen ist auch der große Mann nothwendig beschlossen; die Masse, auf die er wirkt, muß ein zusammengehöriges und in sich abgeschlossenes entweder schon gewesen

ſein oder nun durch ihn werden, damit Einheit ſein könne in dem Leben, das er in ihr erwekkt. Das Talent das Genie erfreuen ſich einer äußerlichen Unendlichkeit ihrer Wirkungen. Das Bildwerk von ſeiner Heimath aus fernen Regionen zugetragen wird auch dort zur glükklichen Stunde den Sinn entwikkeln, den Geſchmakk erwekken, und ſeine Wirkung iſt dann dieſelbe. Die Dichtung, nachdem ſie eine verwandte Kunſt erzeugt, läßt ſich in fremde Sprachen übertragen, und die Wirkung im weſentlichen iſt dieſelbe. Der große Mann iſt mit ſeiner eigenthümlichen Wirkung auf das ihm von der Natur angewieſene Gebiet beſchränkt, er hat eine beſtimmte Heimath, ſei ſie nun räumlich begrenzt oder durch einen geiſtigen Typus, welcher wo er ſich auch finde dieſer Gewalt unterliegt, außerhalb deſſen ſie aber ohne Wirkung bleibt.

Doch nun iſt es Zeit einer Frage zu horchen, die gewiß ſchon lange hat hervorbrechen wollen, ob nämlich nicht dieſe Rede den Ausdrukk, welchen ſie erläutern will, ganz gegen den Gebrauch unſerer Sprache und gegen das allgemeine Gefühl auf eine viel zu enge Weiſe beſchränkt. Denn worauf deutet das zu-

lange noch beide theokratiſch unter einander verworren waren. Die Kunſt aber und die Wiſſenſchaft mögen ſich mit dem Talent begnügen oder dem Genie; wie herrlich ſich auch ihre Kraft in einzelnen Günſtlingen der Natur offenbart, das Gepräge der Größe vermag ſie ihnen doch nicht aufzudrükken. Ich läugne es nicht, ſo ſcheint ſich mir die Sache zu ſtellen. Aber ſollte das wirklich gegen den Gebrauch der Sprache ſein und gegen unſer geheimſtes Gefühl? Unſer Friedrich war Tonkünſtler und Dichter; aber wenn er beides geweſen wäre in der höchſten Meiſterſchaft, würden wir ohne Bedenken ſagen, auch das wären Elemente ſeiner Größe, oder nicht vielmehr er wäre das geweſen noch neben dem großen Mann? Ich hätte mich zu dem lezten entſchloſſen, ja auch nur zu demſelben, wenn ſein Philoſophiren ſich zu dem wohlgeordnetſten und tiefſinnigſten Syſtem hätte geſtalten können. Der große Mann iſt nicht was er iſt durch einzelne Werke und für einzelne Klaſſen; ja auch eine Schule zu ſtiften in der Kunſt oder der Wiſſenſchaft iſt etwas weit unter ſeiner Aufgabe. Nicht eine Schule ſtiftet er ſondern ein Zeitalter. Wenn man Recht hat in demſelben Sinne von einem Zeitalter des Perikles oder des franzöſiſchen Ludwig zu reden — ohne es zu bejahen ſeien dies nur erdichtete Beiſpiele — ſo waren dies auch Zeitalter der Kunſt und der Wiſſenſchaft, aber ohne daß der Schüler des Anaxagoras ſelbſt wäre ein Philoſoph geweſen oder der viel beſungene Ludwig ſelbſt ein Dichter. Ein Zeitalter Friedrichs hat es gewiß gegeben. Der Umfang, in welchem ſein Geiſt belebend und organiſirend wirkte, war nicht etwa ſein Staat wie er ihn fand oder wie er ihn ließ — denn das iſt einmal das deutſche Geſchikk, daß die politiſchen Abtheilungen wechſelnd ſind und zufällig — ſondern dasjenige Deutſchland, welches wir ohne es geographiſch zu nehmen oder gar einen immer mehr verſchwindenden Parteigeiſt wekken zu wollen das nördliche nennen. Mittelbar unmittelbar hat er hier alles belebt und geſtaltet, ja ſelbſt die Sprache, die ſich hier in ſeinem Zeitalter bildete, und die Kunſt und Wiſſenſchaft in dieſer Sprache, wiewol von ihm ſelbſt nicht

geübt und wenig beachtet, gehört doch mit zu dem Werke seines Geistes.

So ist sein Gedächtniß ein Theil unserer Selbsterkenntniß, seine geheim fortwirkende Kraft durchströmt noch alle unsere Bestrebungen. Das größte Maaß aber des großen Mannes, das Maaß, worin sich jenes übermenschliche spiegelt ..... *)

*) Hier bricht das Manuscript ab. J.

12.

Am 3. August 1826.

Dieſen Tag, der uns feſtlich verſammelt, verlebt der König in gänzlicher Abgeſchiedenheit von dem freudigen Getümmel der Hauptſtadt und den Verehrungen der Unterthanen. Ein anmuthiges Eiland in unſerm märkiſchen Strom, welches unter dem Schatten ehrwürdiger der Vorzeit angehöriger Eichen die mannigfaltigſte und üppigſte Fülle jugendlicher Roſen ſchüzend erzieht, welches überall in ſeiner Anlage und Einrichtung einen Beſizer verräth, der das verlaſſene aufnimmt, das fremde die verlorene Heimath vergeſſen macht und den Reichthum aller Künſte und Erfindungen auch in einem beſchränkten Raum und zu untergeordneten Zwekken edel zu gebrauchen weiß, welches überall den zartſinnigen und kundigen Grundherrn, den König aber nur dadurch verräth, daß es keine andere Ueberfahrt giebt in dieſen überall offenen Hain als die er ſelbſt gaſtlich gewährt — dieſes Eiland nimmt ihn heute auf, und ſind die Glieder ſeines hohen Hauſes, ſind wenige nur von den treuen Dienern, die zu ſeiner Perſon in dem nächſten Verhältniß des Vertrauens ſtehen, übergeſchifft: ſo iſt es für dieſen Tag allen übrigen unzugänglich. Keine glänzende Waffenſchau, keine Freudenſchüſſe des Heeres, kein feierlicher Empfang der hohen Staatsdiener und des Hofes laſſen ein Feſt erkennen, keine Belohnungen werden geſpendet,

keine Beförderungen werden bekannt gemacht, keine Gnadenbezeugungen ausgetheilt.

Was ſpricht ſich hiedurch beſtimmter aus als dieſes, daß der König dieſen Tag nicht will als ein bürgerliches Feſt behandelt wiſſen. Das iſt eine Anſicht würdig eines großen Herrſchers, der wenn er ſich als den Mittelpunkt vieler Millionen Menſchen betrachtet, nur in eine weite Vergangenheit zurükk und nur in eine weite Zukunft hinaus ſehen kann. Ein Geſchlecht vergeht, die herrſchenden nicht minder als die gehorchenden; der Staat bleibt unverändert derſelbe. Dieſes Verſchwinden ſelbſt, was jährlich ja täglich ſo viele einzelne zum tiefſten Schmerz bewegt, es wird im ganzen nur bemerklich durch ſeine beſtändige Ordnung, nach der alle Einrichtungen gemeſſen und berechnet ſind. Verwikkelungen und Zufälle, welche zerſtörend in das Leben von tauſenden eingriffen, ſind in dem langgemeſſenen Leben des Staates nur leicht vorübergehende kaum merkliche Wellen. Sein Gang iſt dem Staate beſtimmt durch Geiſt und Charakter des Volkes, durch die großen äußeren Verhältniſſe; und wenn zu gewiſſen Zeiten Aenderungen eintreten in den Maximen der Verwaltung,

ternde Zeichen des Beifalls aus, und läßt Mißfallen ahnden indem er andere übergeht.

Der Jahrestag der Geburt aber iſt für jeden, dem er nicht unbemerkt vorübergeht, grade die Vertiefung in die einzelne Perſönlichkeit, die keine andere Erweiterung und keine beſtimmte Umgrenzung hat als die Häuslichkeit. Darum achten wir es mit Recht für eine gute Sitte und ein günſtiges Zeichen dafür, daß der Sinn für das urſprünglichſte im Leben noch nicht verloren gegangen iſt, wenn zumal Hausväter und Hausmütter es den ihrigen vergönnen den Tag ihrer Geburt als ein ſolches ganz in den Grenzen des häuslichen Kreiſes eingeſchloſſenes Feſt zu begehen. Wenn ſich da die herzliche Freude an dem heiteren Verlauf eines leitenden und verſorgenden Lebens ausſpricht; wenn das ernſte Bewußtſein der Vergänglichkeit des irdiſchen, das ſich ſo gern an ſolche Abſchnitte heftet, durch das fröhliche Spiel mit der Gegenwart beſiegt wird, wozu ein friſcher jugendlicher Sinn grade jeden Ruhepunkt am liebſten benuzt, wenn alle natürlichen Verhältniſſe ſich in dem Glanz vergeſſender und ermuthigender Liebe verklären: welche Mühen des Lebens werden da nicht weggeworfen, und für welche Laſten deſſelben nicht neue Kräfte geſammelt! Wenn nun ein Herrſcher jenen Spruch des weiſen begriffen hat, daß wer herrſcht nichts an ſich ſchönes und erfreuliches vollbringt ſondern ſich nur mit nothwendigem abmüht für andere, und er iſt zugleich glükklicherweiſe als Hausvater in die Mitte vieles ſchönen und erfreulichen geſtellt: wie kann er anders den ſeinigen erwerben, daß ſie ſich auch jener guten Sitte erfreuen, als daß indem er ſich mit ihnen abſchließt und ſich ſeiner perſönlichen Verhältniſſe erfreut er die des Herrſchers mit allen andern Aeußerlichkeiten des Lebens für den Augenblikk wegwirft, um ſich für die Laſten ſeines Berufes aufs neue zu ſtärken.

Welche reinere Freude kann es geben für ein Volk, eine Freude, welche durch keine Feſtlichkeiten die ihm bereitet würden erſezt werden könnte, welche reichere Quelle perſönlicher Zuneigung der Unterthanen zu dem Herrſcher, die ſo rein durch keine

Gunſt- und Gnadenbezeugungen erwekkt werden könnte, als wenn das Volk an ſolchem Tage ſeinen Herrſcher fröhlich weiß als Menſchen unter den ſeinigen. Nichts iſt ſo geeignet der Verehrung für ſeine Würde eine herzliche Zuneigung zu ſeiner Perſon hinzuzufügen als die Kunde, Wenn der König ſich ſeines Lebens erfreuen will, ſo ſteigt er herab von jener uns fremden Höhe auf den gleichen Boden mit uns; er ſchöpft aus derſelbigen Quelle wie wir und ſtellt ſich uns ſo menſchlich gleich, daß, wenngleich keiner von uns ihn auf dieſer glükkſeligen Inſel dem Capreä des tugendhaften Mannes des reinen Ehegatten des geſegneten Vaters belauſchen kann, wir doch wie es ihm da gemuthet beſſer verſtehen, als bei jenen prachtvollen Feſten bei jenen glänzenden Schauſtellungen der Majeſtät, wozu uns die Thüren ſo oft geöffnet ſind. Darum iſt auch die Inſel von heilbringenden Wünſchen umgaukelt, und wo heute feſtliche Kreiſe verſammelt ſind, da ſind in herzlicher Mitfreude dorthin die Augen des Geiſtes gerichtet.

Mögen denn alle, die ſich heute beſonders eines ſolchen Königes und ihres Verhältniſſes zu ihm erfreuen, durch die That

und gewiß gilt hier der Schluß, daß noch mehr im großen der todte Buchſtabe des Geſezes nur belebt werden kann und befruchtet durch den Geiſt des Vertrauens und der Liebe. Nur das finden wir einen verzeihlichen Wunſch, der tadellos auch heute nicht nur halblaut ſich unter die andern miſchen darf, ſondern zu jedem, der ſich auf die Perſon und das Haus des Königes bezieht, ſich geſellen kann wie die wiederkehrenden Zeilen eines Rundgeſanges, daß, da Liebe und Vertrauen zarte Pflanzen ſind und die Menge die von dem Wink des Herrſchers abhängt ein leicht erregbares Geſchlecht, wo das gemeinſame Wohl die Intereſſen bald dieſer bald jener Klaſſe zerſtörend durchſchneidet, jede ſolche Entſcheidung immer erſcheinen möge ſei es nun als das Werk einer unbezwinglichen Nothwendigkeit, ſei es als das nachzuweiſende Ergebniß der zuſammengerechneten und gegen einander aufgehobenen Wünſche und Forderungen Aller, nie aber ausgegangen von der perſönlichen Willkühr des Einen, auf deſſen eigne Wirkſamkeit immer nur was gewiß hilft und fördert möge zurükkgeführt werden.

Für uns zwar die Glieder dieſes wiſſenſchaftlichen Vereins, in deſſen Namen ich zu reden die Ehre habe, iſt dieſes kein Wunſch mehr; die Ordnungen unſerer gemeinſamen Thätigkeit, welche der König vollzogen hat, ſind aus unſern eigenen Berathungen hervorgegangen. Fördern ſie uns in unſerm Wirken: ſo verdanken wir es Ihm, der ſie feſtgeſtellt hat; leben wir uns immer mehr mit einander ein und freuen uns jedes neuen Zuwachſes von Kräften: ſo verdanken wir es Ihm, der ſeit dieſe neuen Ordnungen beſtehen uns noch nie weder ein gewünſchtes Mitglied verſagt noch aus eigner Machtvollkommenheit eines in unſere Reihen geſtellt hat. Gedeihen unſere Bemühungen: ſo finden wir ſelbſt unſern Lohn in dem Gedanken, daß der einzige Dienſt, den wir dem Gemeinweſen leiſten können, dem Könige immer genehm und erfreulich ſei, wenn durch unſere Arbeiten die wiſſenſchaftlichen Kleinode der Vergangenheit bewahrt und genießbar gemacht, wenn durch unſere Forſchungen die Wahrheit

mehr ans Licht gefördert und festgestellt wird. Und in dieser Gewißheit liegt auch das Vertrauen, daß wenn uns noch etwas unvollkommen erscheinen sollte in unsern Einrichtungen, der König auch eine Verbesserung, die sich als allgemeiner Wunsch zeigte, nicht versagen wird. Denn von dieser huldreichen Nachgiebigkeit liegt die Gewähr, und gern kehrt auf diese Weise das Ende meiner Rede zu ihrem Anfange zurükk, darin, daß so sehr auch der König liebt an diesem Tage sich dem öffentlichen Leben zu entziehen, er uns doch durch Vollziehung unserer Statuten ausdrükklich aufs neue ermächtiget hat diesen Tag festlich zu begehen und öffentlich den Wunsch auszusprechen, Lange lebe und immer heilbringend regiere der König.

13.

Am 3. Auguſt 1827.

Platon vergleicht in ſeinem berühmten Werke vom Staat auf eine ſinnreiche Weiſe die weſentlich verſchiedenen ſittlichen Zuſtände der Menſchen mit den verſchiedenen Verfaſſungen des bürgerlichen Gemeinweſens, indem er die Seele ſelbſt nämlich gleichſam als ein ſolches betrachtet, und die edelſte gleicht ihm einem königlich regierten Staat, die ſchlechteſte und verwerflichſte aber einem tyranniſch beherrſchten, ſo daß die Alleinherrſchaft die äußerſten Enden einnimmt, die mittleren Zuſtände aber den verſchiedenen Arten der Vielherrſchaft gleichen. Für unſer gegenwärtiges Leben aber iſt auch hievon, wie von vielem ſchönen und trefflichen des Alterthums, kein Gebrauch mehr zu machen. Denn die einfachen Formen der damaligen Vielherrſchaft ſind ſo gut als verſchwunden und finden ſich nach dem Ausdrukk der ſtaatsklugen Männer nur noch als zuſammengehörige Elemente in den gemiſchten Verfaſſungen; oder wo ſie noch für ſich vorkommen, da erſcheinen ſie, mit den Staaten von anderen Formen verglichen, in einem ſo verjüngten Maaßſtabe, daß der Zwekk jenes weiſen Kleineres an dem größeren leichter kennen zu lernen doch nicht würde erreicht werden. Und wenn die tyranniſche Herrſchaft, als welche immer nur aus der Umwälzung entſteht, wie wir ja hoffen mit den Umwälzungen ſelbſt aus dem Kreiſe des gebildeten europäi-

ſchen Lebens ganz vertrieben iſt: ſo iſt uns dagegen vielleicht eben deswegen und im Zuſammenhange damit das königliche Regiment ein ſo vielgeſtaltiges geworden von ſolcher Verringerung an, daß zwiſchen einem eingeſezten erſten Beamten und dem ſogenannten Monarchen nur wenig Unterſchied bleibt, bis zu einer ſolchen immer geſezlichen alſo nicht tyranniſchen aber doch ungemeſſenen Gewalt, daß nichts, was der Herrſcher thue, für Unrecht kann gehalten werden, und daß er nichts zu ſcheuen hat als dasjenige, dem er ſich freiwillig unterwirft, ſo daß ein königlich beherrſchter Staat bei dieſer großen Verſchiedenheit der Sache und daher großen Unbeſtimmtheit des Ausdrukks nicht mehr das Bild ſein kann derjenigen vortrefflichſten Beſchaffenheit des Gemüthes, welche die beſtimmteſte iſt und immer und überall am meiſten ſich ſelbſt gleich.

Etwas ähnliches, aber nicht philoſophiſch ausgeſonnen und darum auch minder ſcharf und beſtimmt gefaßt, finden wir bei uns allgemein verbreitet und in die Sprache des gebildeten Lebens aufgenommen, eine Art und Weiſe nämlich nicht grade den ſittlichen Zuſtand ausſchließend aber den Totaleindrukk, den uns die Art zu ſein eines Mannes giebt, durch die Aehnlichkeit mit

Stande wo er ſich frei entwikkeln kann vorzüglich eignet, ſchlicht und wahr herausgehn, ſich kräftig und tüchtig rühren im angewieſenen Kreiſe, alles fremde aber unbeachtet laſſen und was ihm ſelbſt von außen kommt friſch und heiter aufnehmen, weil es nämlich die Natur ſo mit ſich bringt. Wo immer und an welchem Ort der Geſellſchaft wir dieſen Sinn finden, da wird uns wohl zu Muth, und wir werden den Ausdrukk unſeres Ehrenmannes Arndt zu würdigen wiſſen. Ja auch das möchte ein Vorurtheil ſein, wenn jemand beſchränkend ſagen wollte, in der Nähe des Gegenſtandes ſelbſt ſei dieſe anerkennende Bezeichnung am meiſten zweideutig, denn wenn man ſie von einem unſerer großen Landbeſizer gebrauche, ſo würde ſie zu leicht den Reflex bekommen, er ſei wie ſeine Bauern, und dies erinnere dann an die noch nicht längſt vergangenen Zeiten, wo geiſtige Bildung bis zu jenen Sizen noch nicht durchgedrungen war, und es ſpiele bis zum Verwechſeln in das bäuriſche was wir immer tadeln hinein. Vielmehr kenne ich auch unter dieſer Klaſſe ſolche, die an aller geiſtigen Bildung theilnehmen, und doch wegen der Schlichtheit ihres Betragens und der Einfachheit ihres politiſchen Wandels jene Bezeichnung ſich in dem ſchönſten Sinne wohl aneignen können. Wiſſenſchaftliche Männer nun giebt es viele dieſer Art, ja auch geniale Künſtler von ſolchem Gepräge würde es nicht ſchwer halten vorzuführen. Nur von den Bürgern kann man wol ſagen, es gebe davon eine Klaſſe, für welche eben nichts beſonderes ausgeſagt werde durch jene Bezeichnung. Aber das ſind auch vorzüglich nur ſolche, deren Gemeinden man es z. B. freiſtellen konnte, ob ſie wollten ſtädtiſche ſein oder ländliche.

Nicht viel anders iſt es nun mit dem bürgerlichen, welches wir auch am meiſten dafür kennen, daß es von der feinen Welt ſchon durch Ton und Geberde und auch ohne Zuſaz als ein ſpottendes Tadelwort bezeichnet wird, wenn man über einen beſchränkten Lebensſtyl klagen will, der den Mangel großartiger und freier Lebensanſichten hinter einer peinlichen Pünktlichkeit verbirgt und ſeiner zierlicher Darſtellung unfähig ein breites Wohl-

gefallen an steifer Förmlichkeit zur Schau trägt. Aber wie diese Unvollkommenheiten keinesweges dem Bürgerstande allein eignen, sondern wir sie einestheils auch bei dem Landmann finden, wenn er über seine Sphäre hinausgehend sich ziert, anderntheils auch in den höchsten Geschäftskreisen alles formulare Wesen nicht minder spießbürgerlich ist, und eine abgestorbene Etikette ebenfalls den Mangel an Talent beweist in neuen Zeiten auch die Lebensverhältnisse angemessen zu gestalten: so giebt es auch eine edle Art zu sein wie ein Bürger, welche in allen diesen Stellungen und Ständen anzutreffen ist. Durchdrungen von dem Bewußtsein zu einem Gemeinwesen zu gehören, welches wenn es nicht einmal selbständig war doch, wie noch übrig gelassene Proben zeugen, selbständig sein könnte, lebt der rechte Bürger immer in dem Bewußtsein seiner bestimmten Rechtsverhältnisse, zeigt sich aber wie fest und oft unbiegsam er auch sei doch um so mehr bescheiden, als doch sein Gemeinwesen in ein größeres eingefaßt oder von größeren umgeben selbst nicht nach allen Seiten hin sicher ist und selbständig, und er sucht in regem Spiel seiner Kräfte verbunden mit vorsichtigem Zusammenhalten seiner Mittel

nun in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft oder auch auf dem Gebiet der Wiſſenſchaften und Künſte dieſe ehrenfeſte Geſinnung entbehren könnten, welche weder demokratiſch noch ariſtokratiſch ſich überall als die zuverläſſigſte Schuzwehr der wahrhaft wünſchenswerthen Stabilität bewährt, und überall auch einen ſolchen ehrt und ziert, deſſen Geburt und äußere Verhältniſſe eher ein anderes erwarten ließen.

Doch je höher wir ſteigen, deſto ſchwieriger wird es ſich feſt zu halten und ſich der Gegenſtände mit Klarheit zu bemächtigen, und von dem Manne, der wer und wo er auch ſei immer iſt wie ein Edelmann, weiß ich ſchon kaum zu reden als indem ich mir den Edelmann theile in den, der mehr hofmäßig iſt, und in den, der mehr ritterlich. Zwar nicht vollkommen ſcharf iſt die Theilung aber doch kenntlich. Denn mehr iſt gewiß jeder das eine als das andere, und wer beides in gleichem Grade vereinigte, ſo daß auch nichts unſchönes als bindende Maſſe in die Miſchung einginge, der wäre faſt ein zu vollkommner Mann, als daß er ſollte gefunden werden. Gemeinſam iſt beiden und unterſcheidet ſie von den vorigen das Bewußtſein der Macht und der Auszeichnung. Je mehr nun dieſes in den Trieb ausſchlägt die Macht als eine Schuzwehr überall geltend zu machen, wo es gehemmte Kräfte giebt und unterdrükkende Gewalten, in die Bereitwilligkeit keinen Kampf zu ſcheuen um den untergeordneten hülfreich zu werden, um deſto mehr waltet das ritterliche vor. Aber wenn ſich die hervorragenden weniger wollen unter den übrigen vereinzeln, ſondern lieber, indem ſie ſich zuſammenhaltend jeder in der anderen Vortrefflichkeit ſpiegeln, eine ſtrahlende Maſſe bilden, welche die Gefühle der Ehrfurcht lebendig erhält, die für ihre leitende Thätigkeit die ſicherſte Grundlage bilden, da iſt das hofmäßige. Wo nun eine Geldmacht entſteht aus der Gewerbsthätigkeit unterſtüzt von der geiſtigen Bildung, ohne welche jene niemals eine ſolche Höhe erreicht, wo ſich im Bürgerſtande eine bedeutende Ungleichheit entwikkelt zwiſchen den großen Unternehmern und den kleinen Arbeitern, und alſo ein gro-

ßer Einfluß einer kleinen hervorragenden Klaſſe, da kann auch hier die adelige Weiſe und Geſinnung ſich unter beiden Formen entwikkeln. Und wie es auf dem geiſtigen Gebiete der Wiſſenſchaft niemals, wenngleich auch hierin verſchiedene Zeiten dem Grade nach verſchieden ſind, an einer großen Ungleichheit der Talente fehlt und auch hier ähnliche Unterſchiede eintreten: ſo kennen wir gewiß alle aus verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Gebieten her auch ritterliche Schriftſteller, welche immer kampfgerüſtet auftretend immer rettend erſcheinen für das gute und wahre, was eben kräftiger Hülfe bedarf, und welche mit der Schärfe die Milde verbinden und nach tapferen Kämpfen in Zeiten der Ruhe mit freundlicher Herablaſſung auch unter den minder begabten Geiſtern weilen. Aber eben ſo giebt es wahrhaft vornehme Schriftſteller in dem edelſten Sinn von der andern Art. Am liebſten die Nähe geringerer Geiſter vermeidend und darum auch leicht den fallen laſſend, welcher ſich in dem Werth den ſie ihm beilegen wollten nicht zu behaupten weiß, iſt es ihr liebſtes Beſtreben ſich mit den gleich ausgezeichneten eng und ausſchließend zu verbinden; und indem jeder weiß, daß auch in den Werken der andern Er am beſten das feinſte in der Aus-

tige Feier: ſo iſt freilich von dem König und dem königlichen Manne noch nicht die Rede geweſen; aber wie doch der König vorzüglich für ſein Volk und in demſelben lebt, was können wir ihm beſſeres wünſchen, als daß jede gedeihliche Geſtalt des Lebens auf allen verſchiedenen Gebieten ſich frei und reichlich entwikkeln möge, und daß alles ausgezeichnete wie es auch erſcheine in dem natürlich guten Sinn einer empfänglichen Maſſe ſeine Anerkennung finden möge. Und wenn man in einem Reiche von ſolchem Umfang und ſolcher Geſchichte vielleicht nicht mit Unrecht ſagen kann, daß auch die verſchiedenen Provinzen deſſelben aus einer gewiſſen Entfernung und im großen betrachtet die eine mehr dieſen die andere mehr jenen Charakter in ihrer ganzen Lebensweiſe darſtellen, mögen ſie auch aus dieſem Geſichtspunkt immer mehr lernen ſich gegenſeitig zu ſchäzen und anzuerkennen, und ſich als zuſammengehörige zu betrachten, die ſich unter einander ergänzen. Und dieſes gewiß iſt zu jeder Zeit zu erreichen und vieles davon der Sorge und Weisheit des Herrſchers überlaſſen.

Anders aber iſt es freilich mit dem königlichen Manne. Denn wenn wir gleich ſagen müſſen, daß er auch anderwärts ſei als auf dem Throne — wie ſollten auch die Throne anders entſtanden ſein als durch von Natur königliche Männer? — ſo iſt er doch eine ſeltene Erſcheinung, und die menſchliche Natur iſt ſolche hervorzubringen nur in einem gewiſſen Maaße geſchikkt. Das bürgerliche Leben ſelbſt freilich bedarf immer eines Herrſchers, und wohl dem Volke, deſſen König nie ſtirbt. Wenn aber doch auf andern Lebensgebieten der königliche Mann nur der ſein kann, deſſen Selbſtbewußtſein in dem Beruf zu herrſchen ganz aufgeht, und dem auch, wie er erſcheint, ſich alles von ſelbſt unterwirft, weil auch ſeine ganze Erſcheinung nur dieſes ausdrükkt, ja unmittelbar wie durch zauberiſche Kraft Ehrerbietung und Gehorſam hervorruft: ſo müſſen wir geſtehen, ſelten nur und nur wenn einem Theile des Geſchlechts ſei es in der Wiſſenſchaft und Kunſt, oder in ſeinen Verhältniſſen zu der äußern Natur, oder auf dem

Gebiete des heiligen eine neue Entwikklung beſtimmt iſt, bedarf es ſolcher gewaltiger Geiſter, und lange können wir ausreichen das ſo gewonnene und geordnete erhalten und weiter ausbilden, wenn es nur überall an ſolchen nicht fehlt, welche auf ihrem Gebiet den Charakter der andern Stände entwikkeln. Dafür aber iſt auch nicht zu läugnen, und es hängt damit zuſammen, daß die Alleinherrſchaft ſo vielgeſtaltig iſt, daß unter der großen Menge der Herrſcher uns auch häufig jene anderen Bilder erſcheinen.

Der Fürſt über einen kleinen Staat, wie wir ſie ehedem häufiger hatten aber wie ſie auch noch nicht verſchwunden ſind, iſolirt auf ſeinem Beſizthum und in dieſem ſelbſt attent und auf das einzelne ſein Auge heftend, ohne den Ehrgeiz ſich draußen bemerklich zu machen, der ihm auch nur eine falſche Stellung geben würde, eben deshalb auch allen Einfluß, den die großen Weltbegebenheiten auf ſein Gebiet ausüben, nur heiter und ergeben als Naturereigniſſe aufnehmend, ein ſolcher wird gewiß ſeiner Würde am ſicherſten den rechten Ton geben, wenn er ſich die patriarchaliſche Einfalt bewahrt, welche wir als das urſprüngliche uns zu denken haben.

dert, wenn der Herrſcher wo er perſönlich hervortritt ſich überall die freie Anerkennung erwirbt, daß er der feinſte Mann ſei. Ja in Zeiten, wo die Staaten nicht mehr dürfen iſolirt ſein ſondern alles immer an ein enges Band erinnert, durch welches ſie verknüpft ſind, wo die Herrſcher danach ſtreben in perſönlicher auf das wahre Wohl der Menſchen gerichteter Vereinigung ſich der Welt darzuſtellen, was für eine beruhigendere erhebendere Erſcheinung kann es da geben als einen König, welcher ſich bewährt als zu den ſchlechthin vornehmen zu dem hohen Adel des menſchlichen Geſchlechtes gehörig, würdig einer glänzenden Stelle an dieſem europäiſchen Geſammthofe! Das Lob eines ritterlichen Königes zu verkündigen enthalte ich mich billig, denn zu oft iſt das reizende Bild ſchon aufgeſtellt und zu bekannt einem jeden. Aber was bleibt doch der höchſte Preis eines Volkes? Wenn ſein König ein königlicher Mann iſt. Nicht zum erſten Male iſt dieſem Volk ein ſolcher gegeben. Noch lange bleibe uns dieſer Genuß! lange lebe der König! lange freue ſich ſeiner ſein Haus und ſein Volk!

14.

Am 24. Januar 1828.

Wenn der große Mann, deſſen Gedächtniß uns hier verſammelt, auch kein Philoſoph war in dem engeren Sinne der Schule: ſo darf er es doch nicht ſcheuen, wenn jenes Wort eines anderen großen Mannes für wahr anerkannt würde, es werde nämlich um die Staaten nicht eher wohl beſtellt ſein, bis entweder die Philoſophen herrſchten, oder diejenigen, welche herrſchen, ein phi-

nuß, ſondern theils nur um nicht ſelbſt ſchlechteren unterworfen zu ſein, theils als eine des gemeinen Wohls wegen zu tragende Bürde, ſie auch nicht gezwungen werden dürften beſtändig zu herrſchen, ſondern nur zu Zeiten müßten ſie herniederſteigen in die Region der gemeinen menſchlichen Dinge, den größten Theil des Lebens aber ſei ihnen zu gönnen der Aufenthalt in den höheren Gegenden der Betrachtung. So Friedrich! Nicht wie die meiſten auf dieſe vielſtufige Leiter des Gebietens geſtellten, welche nur herrſchen, und mit der Herrſchaft angehörigem beſchäftiget ſind in der ganzen dem thätigen Leben gewidmeten Zeit, ſondern wenige Wochen des Jahres genügten ihm, um die Provinzen zu durchlaufen und die Saat künftiger Beſchlüſſe in ſeine Seele zu ſtreuen, und wenige Stunden des Tages reichten hin, um auf die lebendigſte Weiſe das ganze ſeiner Monarchie zu beſeelen und in Ordnung zu halten. Während dieſer war Sansſouci der Staat, die übrige Zeit war es der Wohnſiz des einſamen weiſen, der ſich in den Gefilden der Wiſſenſchaft und der Kunſt erging.

Aber nicht nur daß er ſich dort erging, ſondern er baute ſie auch an. Und nicht alles, was er hervorbrachte, blieb ſo verborgen wie die Töne, in denen er das innerſte ſeines Gemüthes aushauchte, und welche faſt nur die begleitenden Meiſter vernahmen. Ein König als Schriftſteller, welche ſeltene Vereinigung, aber auch welch ein bedenkliches Verhältniß! die Majeſtät hervortretend auf das Blachfeld der literariſchen Oeffentlichkeit, wo alles von Freiheit und Gleichheit ertönt, und zwar von Gleichheit nicht vor einem Geſez, welches beſtimmt und deutlich aufgeſtellt jeden in Stand ſezt ſich vorzuſehen, ſondern vor einer ſchwankenden und leicht beweglichen Meinung. Wohl dem Könige, wiewol ein jeder dies können ſollte, welcher ſich ohne einen andern Schuz als den ſeiner Würde auch in die dichteſten Maſſen leidenſchaftlich bewegter Unterthanen wagen kann, wiſſend daß überall wo er erſcheint Maaß und Ordnung hervortreten; aber übel berathen iſt eine Literatur, in welcher das Urtheil über ein Werk beſtimmt wird oder auch nur gelenkt durch den Werth ſeines Ur-

hebers in den geſelligen Verhältniſſen. Sollte nicht eben dies der Grund ſein, weshalb gekrönte Schriftſteller eine ſo ſeltene Erſcheinung ſind? und ſollte nicht auch in der That dieſe Betrachtung hinreichen, um jedem Fürſten das öffentliche Vortreten mit literariſchen Verſuchen irgend einer Art gänzlich zu verleiden? Wer als Regierungsoberhaupt eines freien Staates nur zu einer wechſelnden Herrſchaft gewählt iſt und auch in der Uebung des Regimentes ſelbſt öffentlichem Tadel immer ausgeſezt, würde vielleicht nur ſich zu zieren ſcheinen, wenn er gewohnten literariſchen Beſchäftigungen während dieſer Zeit mehr entſagen wollte als der Drang des Berufs nöthiget. Aber wie anders iſt das Verhältniß des Fürſten, der einmal auf dem Throne zeitlebens nicht wieder herabſteigt. Zwar der Zwingherr, ſo lange er der allein freie iſt in ſeinem Reich und nur gethan wird was er befiehlt, kann unbeſorgt wie Nero mit der Oeffentlichkeit des Urtheils ſpielen. Denn trägt er ſeine Werke vor: ſo hat er auch ſchon geboten, wie geurtheilt werden ſoll; und es kann faſt nur als ein Zaum, den er der Schmeichelei anlegen will, erklärt werden, wenn er ſelbſt die Formel abfaßt, mit welcher er als Sieger ausgerufen werden will. Aber der Regent eines weiter entwickelten oder

Eifer. Aber freilich, seine Werke hätten auch als die leichtesten Spiele seines Geistes in dem entschiedensten Mißverhältniß stehen können auf der einen Seite zu ähnlichen Hervorbringungen der Zeitgenossen, auf der andern zu seinen eigenen Thaten im Staat und für den Staat, und doch würden die inneren Huldigungen, die ihm unwillkührlich überall dargebracht wurden, durch irgend ein unvermeidliches Lächeln über mißlungene Versuche auf einem fremden Gebiete nicht sein verringert worden. Denn es hätte ihm nicht begegnen können auf irgend einem Gebiete irriges auf solche Weise vorzutragen, daß es eine heilige Pflicht hätte sein können den unheilbringenden Irrthum mit öffentlichem Tadel ernst und streng zu bezeichnen.

Wenn sich nun aber freilich nach einer so seltenen Persönlichkeit keine allgemeine Regel bilden läßt, wollen wir lieber in dem Gefühl, daß auch die Ehrfurcht gegen die Herrscher ein Kleinod sei, das in zerbrechlichen Schalen bewahrt wird, nur warnen, daß doch kein Fürst einem so bedenklichen Vorgang folgen möge? Sollen die Herrscher für ihre hohe Stellung auch noch durch diese Entsagung büßen, wie reich mit Kenntnissen geschmükkt, wie regsamen und zu schönen und würdigen Hervorbringungen aufgelegten Geistes sie auch sein mögen? Wenn das wahre das schöne und das gute die gleichen ewigen Gegenstände des menschlichen Strebens sind: so kann es wol als eine billige Theilung erscheinen, daß diejenigen, welche schon als die Spender des guten über tausende gepriesen werden, sich begnügen sollen das wahre und das schöne nur von andern verarbeitet zu empfangen, und als deren dankbare Gegengabe zu genießen. Aber wissen wir nicht, daß alle Werke des Geistes nur von denen am besten gewürdiget und am vollständigsten genossen werden, die sich in gleicher Thätigkeit selbst versucht haben? und soll denen, welchen wir unter allen sterblichen am meisten schuldig zu sein bekennen, auch Auffassung und Genuß des schönen und wahren erschwert werden? Oder wenn sie doch wo ein lebendiger Trieb dazu waltet in der Stille hervorbringen: soll immer erst das fol-

gende Geſchlecht nach ihrem Tode die Bekanntſchaft ihres Geiſtes machen, ſie ſelbſt aber von dieſer reinen menſchlichen Freude, der an den Wirkungen ihrer Werke auf ihre Zeitgenoſſen, ausgeſchloſſen bleiben, da wir doch ſonſt jeden beklagen, der durch unglükkliche Zeitverhältniſſe genöthiget wird was er hervorbrachte nur den Nachkommen zu hinterlaſſen?

Wenn wir es uns in einem Staate als allgemein anerkannt denken, daß denen, die zum Herrſchen geboren ſind, keine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, keine öffentliche Mittheilung künſtleriſcher Werke anſtändig iſt: was wird die natürliche Folge ſein? Daß dieſelbe Regel auch gelten wird für den Kreis, der den Thron zunächſt umgiebt, und dann ſo weit ſich verbreiten als noch irgend ein Vorzug der Geburt anerkannt iſt, ſo daß zulezt dieſes ganze Gebiet geiſtiger Thätigkeit den unedeln Beſchäftigungen beigezählt wird, durch welche man, wie bedeutende Dienſte ſie auch leiſten, unvermeidlich der untergeordneten Maſſe anheimfällt. Das iſt der Zuſtand der Geſellſchaft, wir dürfen ihn Barbarei nennen, welchem Friedrich auf alle Weiſe entgegen arbeiten wollte. Deshalb verſchmähte er es nicht, wenngleich auf eine Meiſterſchaft der erſten Klaſſe in den meiſten Gebieten, die er bearbeitete, kei-

irrende Dankbarkeit gegen hervorragende Geister, in dem andern eine für seinen Standort vielleicht zu große persönliche Liebhaberei für die allgemeinen und schönen Wissenschaften. Nein, Friedrich war so ganz König, daß auch hier vornämlich sein königlicher Sinn waltete. In ihm lebte zuerst die Ueberzeugung, die wir nun freilich alle theilen, daß sein Volk das, wozu er es zu machen so eifrig strebte, nur werden und bleiben konnte durch eine große und regelmäßige Entwikklung geistiger Kräfte, und eine so wohlgestimmte Seele konnte nicht in den Irrthum verfallen, daß eine solche Entwikklung auch eine einseitige sein könne. Das ist der Geist, der sich in seiner Ode an die Preußen ausspricht, der auch die für unsern Verein so ruhmvolle auf die Erneuerung der Akademie durchzieht.

So geziemt es denn vor andern wol diesem Lande, eben weil es das Ziel im Auge behalten soll durch geistige Entwikklung aller Art zu gelten und zu glänzen, daß in seinen Annalen die so seltene Erscheinung eines königlichen Schriftstellers prangt. Und wie in dem großen Könige bei diesem Theile seines öffentlichen Lebens und bei der zweiten Schöpfung unseres Vereins dieselbe Idee zum Grunde lag: so möge es, damit seine Absicht ganz in Erfüllung gehe, der Akademie in keiner Generation an solchen Mitgliedern fehlen, welche den höchsten Kreisen der Gesellschaft durch die Geburt angehörig und mit den höchsten Ehren des Staates ihrer Verdienste wegen bekleidet, zugleich als Meister der Wissenschaft den würdigen Bund zwischen dem bürgerlichen Ansehn und der literarischen Thätigkeit ruhmvoll unterhalten. Wünschen wir aber, daß keine Abtheilung der Gesellschaft sich für zu edel halten möge wissenschaftliche Beschäftigungen zu theilen: so dürfen wir uns nicht verschweigen, daß es gegenüber jener unwillkommnen Absonderung noch ein anderes Uebel giebt, zu welchem wir Deutsche sei es nun aus Schuld unserer Natur oder vermöge der Geschichte unserer Bildung, lieber aber glauben wir das lezte, uns mehr als andere hinneigen, ein Uebel welches bisweilen auch an Barbarei grenzen kann, nämlich das

einer nicht immer unperſönlichen nicht immer ſchonenden Kritik, welche ohne der Wiſſenſchaft zu nüzen nicht unbillig diejenigen von dem Verkehr mit derſelben zurükkſchrekkt, welche da nicht weilen mögen, wo die feineren Formen des Lebens nur zu leicht verlezt werden. Die Akademie übt zwar keine Kritik und ſoll auch keine üben als über ihre eigenen und die unmittelbar von ihr veranlaßten Werke; wie es ja aber heißt von edlen Naturen, daß ſie auch durch das zahlen und leiſten, was ſie ſind: ſo möge auch ſie durch ihre Haltung und ihren Einfluß von dieſem Irrwege immer mehr zurükkzuführen beitragen.

Wenn wir ſo auf der einen Seite die hohen Stände immer mehr mit dem wiſſenſchaftlichen Geiſte befreunden, auf der andern Seite durch unſere Verhältniſſe zu dem Perſonal und den Geſchäften des vielfältig abgeſtuften Lehrſtandes auf die mittleren Klaſſen des Volkes, denen die wiſſenſchaftliche Bildung zugänglich iſt, immer kräftiger einzuwirken ſuchen: dann wird die Akademie, ohne weder in eine ihr nicht geziemende unmittelbar praktiſche Wirkſamkeit abzuirren, noch einem immer falſchen Streben nach äußerem Glanze Raum zu geben, doch durch den Glanz ihres zweiten Stifters verklärt werden, indem ſie immer mehr

15.

Am 3. August 1829.

Wenn man ſchon immer geſagt hat, um den ſittlichen Werth des einzelnen Menſchen zu wägen müſſe man die Seele nakkt auf die Wage legen entkleidet von allem äußerem Schmukk, ja von allem, was nicht ſie ſelbſt iſt, ſo daß genau betrachtet am Ende nichts übrig bleibt, was zu wägen wäre, als der Wille ſeine Stärke und ſeine Richtung: ſo ſcheint es ſich anders zu verhalten, wenn es darauf ankommt den geſchichtlichen Werth des einzelnen zu beſtimmen. Wir würden uns in die Unmöglichkeit verſezen irgend ein Ergebniß auszuſprechen, wenn wir ihn entkleiden wollten von der Tüchtigkeit und dem Ruhm ſeines Geſchlechts, von der Kraft und Bildung ſeines Volks, von den geiſtigen Umlaufsverhältniſſen ſeiner Zeit. Vielmehr mit dem allen ausgerüſtet müſſen wir fragen, was er daraus gemacht hat in ſeinem einzelnen Daſein; oder umgekehrt wenn uns ſeine Werke und ſeine Thaten unmittelbar gegeben ſind: ſo gilt es zu berechnen, wieviel davon ſeinem Volk und Geſchlecht angehört und wieviel ihm ſelbſt. Oder kurz zu ſagen, es giebt keine andere Formel um dieſen Werth zu beſtimmen als die, in wiefern der einzelne ein Werk iſt ſeines Geſchlechts und ſeines Volkes, oder umgekehrt Volk und Geſchlecht das ſeinige ſind. Was alſo hier zuerſt gegeben ſein muß, das iſt offenbar die Art, wie hier

und dort, jezt und dann, der einzelne und die Maſſe das Geſchlecht und das Volk ſich gegen einander verhalten. Doch es iſt mir nur faſt unwillkührlich entſchlüpft des erſten zu erwähnen, da doch dieſe Gedanken ihre Abzwekkung haben ſollten auf den heutigen feſtlichen Tag. Wo es überhaupt noch eine Beziehung giebt zwiſchen dem einzelnen als ſolchem und der Maſſe als ſolcher, da iſt entweder ein früheres organiſches Daſein zerſtört oder es iſt noch keines da geweſen; wir ſehen entweder die urſprüngliche Gährung, aus welcher ſich das Leben erſt entwikkeln ſoll, oder die abgeleitete, die ein Werk iſt der Zerſtörung, das gewaltſame Ende eines nun nicht mehr ſo wiederkehrenden geſchichtlichen Verlaufes. Das andere aber zieht unſere Blikke auf ſich; wie mußten ſich die Verhältniſſe entwikkeln zwiſchen Geſchlecht und Volk, ehe ein königliches Leben nach dem Styl unſerer jezigen europäiſchen Welt konnte zu Stande kommen?

Denken wir uns wenige Familien auf unwirthbarem noch nicht durch die Verweſungen einer Reihe von thätigen Generationen veredeltem Boden unter einander her ſich bewegen, die neuen Familien, die ſich bilden aus dem heranwachſenden Geſchlecht, theils nur die Stelle der früheren einnehmend, theils

bewegteres Leben muß erſt entſtehen, Gefahren müſſen beſtanden werden, Thaten verrichtet für das nur in ſolchem Drang ſich entwikkelnde Gemeinweſen, günſtige Momente glükklich ergriffen und kräftig benuzt werden um demſelben neue Mittel zu erwerben: wenn dann ein heldenmüthiger begeiſternder Bürger Nacheiferer findet unter den ſeinigen, die ſeine Verdienſte wiederholen; dann entſtehen Eupatriden, Geſchlechter, die einen Namen haben, die den Glanz des edelſten Metalls, welches der Maſſe beigemiſcht iſt, in vorzüglichem Grade von ſich ſtrahlen, und auf welche immer zuerſt das Volk ſieht, wenn Bedrängniſſe ſich nahen. Doch vergänglich ſind dieſe Blüten! Nicht nur daß nur zu oft ſolche begünſtigte Geſchlechter je mehr ſie der Gegenſtand der allgemeinen Verehrung und Bewunderung ſind in feindſelige Leidenſchaften gegen einander entflammen und zu kämpfenden Parteien werden, die alles in blutige Verwirrung ſtürzen: ſondern auch die Natur, damit ſich nicht aus jeder ſolchen Tragödie eine neue entwikkle, zieht lieber ihre Begünſtigung zurükk und wendet ſie anders wohin. Feſtere Haltung allerdings haben die hervorragenden Geſchlechter, wenn durch einen auf größere Wirkungen als die bisher beſchriebenen berechneten elektriſchen Schlag zwei verſchiedene Maſſen zuſammengeſchmolzen ſind, von denen die eine, weil ſie allein Kraft Bildung und Sitte in das ganze gebracht hat, auch ausſchließend der Siz der Gewalt und des Anſehns geworden iſt. Dann entſteht ein feſtes Verhältniß zwiſchen dieſen Geſchlechtern von edlerem Stamm und dem übrigen Volk, und leicht genug iſt es den Nachkommen gemacht dieſes Uebergewicht nicht nur zu beſizen als ein von der Weisheit und Tapferkeit der Vorfahren überkommenes Erbgut, ſondern es in jeder Generation wieder zu gewinnen durch ſelbſterworbene Vorzüge.

Doch ehe wir von hier den Uebergang finden zu dem jezt beſtehenden, müſſen wir uns erſt losmachen von jenen Zuſtänden, wo die Geſellſchaft ſich in allen Abſtufungen, auch der höchſten, begnügen kann mit wechſelnden Obrigkeiten, die wenn ihre Zeit abgelaufen unter die Zahl der untergebenen wieder zurükk-

treten. Iſt dieſer Kreislauf auch beſchränkt durch Geſez oder Sitte auf eine Anzahl von Familien: ſo ſind dieſe dann in einem höheren Sinn ausgezeichnete Geſchlechter; aber erſt wenn die Geſellſchaft ſich über dieſe Wechſelfälle erhebt, oder ſchon früher und ohne ſolche Zwiſchenſtufen durchgangen zu ſein unter eine feſt an daſſelbe Geſchlecht geknüpfte Einzelherrſchaft geſtellt iſt, entſteht eine Dynaſtie, giebt es ein regierendes Geſchlecht hoch über jene ausgezeichneten geſtellt, gleichviel ob der jedesmalige Herrſcher aus ſeinem Geſchlecht ſich ſeinen Nachfolger ernennt, oder ob eine geſicherte Ordnung der Erbfolge beſteht. Gleichviel, für den Vorzug des Geſchlechtes nämlich, nicht für das Wohl des ganzen, welches gewiß um ſo beſſer gedeihen wird, wenn, wie lokkend es auch für den Herrſcher ſelbſt ſonſt ſein möge die Krone auf das Haupt des jedesmaligen reifſten und beſten unter ſeinen Söhnen oder Brüdern ſezen zu können, doch keiner menſchlichen Willkühr hier Raum gelaſſen iſt. Würden wir indeß dieſes wol ſo getroſt nachſprechen, wie die Inſtitutionen aller heutigen europäiſchen Staaten, die aus allen Zerrüttungen und Umwälzungen immer wieder in dieſer Geſtalt der erblichen Monarchien hervorgegangen ſind, es uns vorſagen, wenn wir nicht glaubten nur

verhüllt, um nur bei einzelnen Gelegenheiten in nur anders verhüllendem Pomp hervorzutreten. Aber dann iſt auch entweder das ganze eine todte eigentlich nur durch das hergebrachte nicht durch irgend einen lebendigen Geiſt bewegte Maſſe, oder das regierende Geſchlecht verliert bald ſeine Bedeutung, und eine andere Geſtalt der Dinge tritt ein. Da aber, wo ein Fürſtenhaus nicht nur an die Spize ſondern zugleich auch in die Mitte des Volkes geſtellt iſt, entſteht auch in demſelben ein eigenthümlicher von allen andern auch ausgezeichneten Geſchlechtern es beſtimmt unterſcheidender Geiſt. Der einzelne Mann auch von den größten Gaben hängt von günſtigen Umſtänden ab, wenn er ſich ohne Unterſtüzung eines angeerbten Glanzes dahin erheben ſoll ein öffentlicher Charakter zu ſein, er muß ſich in gefährlichen Zeiten gezeigt haben und in glänzenden bewährt, dann wird ſein Name der freudige Stolz der Menge, und wer wollte ihm nicht ſein Bewußtſein beneiden, ſofern ihm an der ſchönen Gegenwart genügt. Aber ſo wie er nichts vor ſich hatte, ſo wird er auch nichts nach ſich haben; er wird von Einer großen Welle der Zeit hoch emporgetragen, die ſich vielleicht lange mit majeſtätiſchem Stolze fortwälzt; aber früher oder ſpäter wird ſie ereilt von einer folgenden, und verſinkt unter dieſer mit allem was ſie trug. Ein nur nicht unwürdiges Glied eines berühmten Geſchlechtes kann ſich, auch wenn es ihm an dem Wunſch ſich auszuzeichnen nicht fehlt, doch mit ungetrübter Ruhe der glükklichen Zeiten freuen, wo es mitten in dem allgemeinen Wohlbefinden des ganzen nicht leicht für den einzelnen möglich iſt ſich glänzende Verdienſte um daſſelbe zu erwerben, aber er weiß, daß wo er hinkommt wohlthuende und erhebende Erinnerungen ſich an ſeinen Namen knüpfen, und daß dieſe gern von einem freundlichen Vertrauen begleitet ſind, welches er nur zu nähren braucht durch Treue gegen das, was ihm überliefert iſt; und wie er durch die Vergangenheit lebt, ſo hat er nur ſein Geſchlecht dem Geiſt der Zeit gemäß zu erhalten und fortzubilden, um ſelbſt befriedigt zu ſein und die Anſprüche ſeines Volkes zu befriedigen, [illegible] wie ganz

anders gestaltet sich das Bewußtsein in jedem Gliede eines königlichen Hauses. Nur das herrschende Familienhaupt selbst ist was es ist durch seine Person. Für jedes andere Glied des Hauses sind persönliche Verdienste um das Vaterland nur eine zufällige Zugabe; denn sie können sie nur erwerben an Stellen, welche auch durch andere könnten ausgefüllt werden. Nie können sie in Versuchung kommen und nie sollen sie in Verdacht gerathen persönlichen Ruhm eigenliebig zu suchen; denn wo sie hingestellt werden, versteht sich das beste und vortrefflichste von selbst, weil sie wie kein anderer von Kindesbeinen an als Glieder dieses Hauses mit dem ganzen und für dasselbe gelebt, nur den Namen des Landes als ihren gemeinsamen Familiennamen gekannt und das Bewußtsein ihres Berufs mit der umgebenden Luft eingeathmet haben, und es ihnen mit jedem Beweise der Ehrfurcht, die ihnen schon in ihren Kinderjahren gezollt wird, tiefer ist eingeschärft worden, so daß bei ihnen allen, zumal aber den männlichen Gliedern, Familiensinn und Gemeingeist, Kindesliebe Geschwisterliebe und Vaterlandsliebe, Sorge für ihre Nachkommen und Sorge für den Staat nur eines ist und dasselbe.

alſo einer ſolchen Zeit freilich nicht ſehr angemeſſen, wo die Völker ohne die mannigfaltigſten Berührungen nicht nur ſondern Verbindungen mit einander nicht mehr beſtehen können. Doch nicht nur dieſes, ſondern durch eine ſolche Art zu ſein verliert auch das regierende Haus ſeine Stellung über demſelben und verwebt ſich zu ſehr in daſſelbe; es verliert ſeine gleichmäßige Beziehung zu dem ganzen, und gehört unvermeidlich denen näher an, denen es verwandt und verſchwägert iſt. Und welche ſchauderhafte Menge von Liſt und Ränken im Wetteifer um dieſe Verwandtſchaft, von blutigen Fehden aus Eiferſucht über dieſelbe, ja von bürgerlichen Kriegen, von Entthronungen und offnen oder verlarvten Königsmorden aus getheilten Anſprüchen, die auf dieſe Weiſe entſtanden ſind, zeigt uns nicht die Geſchichte ſchon eines einzigen Landes. Daher haben je länger je mehr die europäiſchen Königshäuſer dieſes Syſtem nur den Völkern überlaſſen, bei denen das Familienleben überhaupt ſich verbirgt und ſo ganz von dem öffentlichen Leben abgeriſſen iſt, und alſo kein Einfluß von Verſchwägerungen exiſtirt. Sie ſelbſt aber, unſere Fürſtenhäuſer, haben immer mehr alle Eheverbindungen mit dem eignen Volke vermieden und ſich nur unter einander verſchwägert; und ſo hat ſich dieſe vorher in der Geſchichte noch nie ſo da geweſene Erſcheinung gebildet, daß unſer ganzes Staatenſyſtem von einem einzigen Familiennez regierender Häuſer umſchlungen iſt, in welchem ſich höchſtens zwei Hauptſtämme noch unterſcheiden laſſen, ein germaniſcher und ein romaniſcher, um ſie nur mit allgemeinen ethnographiſchen Namen zu bezeichnen, welche beide aber doch durch mehrere Mittelglieder mannigfaltig mit einander zuſammenhangen, ſo daß ſich nun alle unter einander mit verwandtſchaftlichen Namen begrüßen.

Seitdem dieſe Maxime ſich feſtgeſezt hat iſt wol nirgends eine Beſorgniß entſtanden, der Regent werde dereinſt dem Vaterlande weniger angehören, wenn ſeine Mutter nicht eine eingeborene deſſelben iſt, ſondern ſie ſelbſt iſt gleich eine Tochter des Landes geworden, deſſen Preis und Ehre auf ſie mit übertragen

wird, ſo wie ſie in dies geheiligte Revier eintritt, und ſo kann ſie auch nur Söhne des Landes gebären und erziehen. Aber über den Einfluß dieſes Inſtitutes auf die Verhältniſſe der Völker hat man ſehr verſchieden gedacht. Es hat freilich Zeiten gegeben, wo die größeren Staaten noch zu wenig in ihr neues Selbſtgefühl eingelebt ſich in der Erinnerung an die ehemaligen ritterlichen Fehden in einer Luſt zu kleinen Kriegen aus unbedeutenden Urſachen erſchöpften, und wo eine Vermählung, die einen Friedensſchluß beſiegelte, nicht viel mehr war als eine ſchlechte Maske über den Vorſaz bei der nächſten günſtigen Gelegenheit wieder loszubrechen; aber dieſe Zeiten ſind vorbei. Gewaltigere Exploſionen haben der politiſchen Atmoſphäre eine andere Spannung gegeben und die Staaten von der krankhaften Neigung zu ſolchen kleinlichen Erſchütterungen geheilt, und in großen Geſchikken Kämpfen und Prüfungen aller Art hat wo ſo viel auf Geiſt und Sinn der einzelnen beruht auch in den Häuſern der Herrſcher der Sinn für das Leben der Familie ſich ein größeres Recht wiedergewonnen, und treue Liebe im häuslichen Kreiſe iſt wieder erkannt worden als das Heiligthum, in welchem am ſicherſten

Nez des Friedens über Europas Reiche gespannt, durch dessen sanften Zauber die Abneigungen und Vorurtheile der Völker sich allmählig lösen, gesellige Verhältnisse aller Art sich unter allen leichter anknüpfen, die Verhandlungen der Staaten immer mehr den Charakter eines verborgenen Krieges verlieren, der Geist der Wahrheit und Offenheit mächtigen Vorschub gewinnt, und in allem was zum Leben der Staaten gehört gemeinsame Interessen und gemeinsame Liebe alles immer mehr zu einer allgemeinen Verbrüderung stimmt.

Wie gesegnet also das Haus des Königes, welches gleich einem kräftigen Baum seine Aeste ausstrekkt gen Ost und West, und edle fürstliche Frauen als holde Genien des Friedens aussendet und empfängt. Und diese Tage hoffnungsvoller Verbindungen und seltenen Wiedersehns, auf die der König auf die wir alle heute mit besonderer Freude zurükksehen, diese Umarmungen, als die theure Tochter dem Vater in dem künftigen Beherrscher eines großen Reiches seinen Enkel hinreichte, sie sind, obgleich ganz und ausschließend dem innern Familienkreise angehörig, dennoch nicht nur eines der gehaltreichsten Blätter in dem Lebensbuch des Königs, nicht nur mit Recht die Freude und das Jauchzen eines getreuen Volkes, sondern sie verdienen ein Gegenstand des Interesse und des Wohlgefallens für Europa zu sein, wenn es sein schönes Geschikk, wenn es die menschlichen Wege, auf welchen es seinem Ziel entgegengeführt wird, versteht und zu würdigen weiß.

16. *)

Gedächtnißred

auf

Philipp Buttmann.

Der Tag, an welchem wir die Gedächtnißfeier un
ters begehen, ist zugleich nach den Ordnungen unsere
dazu bestimmt, das Andenken der Mitglieder, welche de
serem Kreise entrükkt, den übriggebliebenen noch einm
zurufen. Eine löbliche wiewol nicht allen Vereinen d
gemeinsame Sitte! Es sagt dem Gemüthe zu, denen
chen wir voraussezen dürfen, daß sie unvernommen irge
Abschied von uns genommen haben, eine Antwort auf
ten Gruß nachzurufen; es gehört zur Ordnung einer
schlossenen Gemeinschaft, ein Verhältniß, welches der T
das unerwartetste und immer wol unwillkommen abbri
eine ehrende Aeußerung der Liebe mit Bewußtsein u
nenheit abzuschließen. Daher erscheint mir auch unse
daß dieser Nachruf recht aus der Mitte des Vereins und

Namen würdiger Vorgänger geſchickt und beredt zu feiern iſt freilich für neu eintretende ein dankbares Geſchäft, und ſehr geeignet ihnen günſtigen Eingang zu gewähren bei den neuen Genoſſen; aber ein treues und wahres Wort über das Verhältniß eines dahingegangenen zu dem Verein iſt doch wol nur nach unſerer Weiſe zu erwarten. Und hierauf glaube ich doch müſſen wir unſere Gedächtnißreden bei dem gegenwärtigen Zuſtand der literariſchen Welt vorzüglich beſchränken. Denn hat uns irgend ein wiſſenſchaftlicher Mann verlaſſen: ſo wetteifern nach Maaßgabe als er ausgezeichnet war gleich alle literariſchen Blätter um den beſten Nekrolog, gehn auch dem gelehrten Deutſchland mit möglichſt genauen Verzeichniſſen ſeiner Schriften an die Hand und voran, ja auch das allgemein menſchliche wird in dem Maaß wie es ſich darbietet mit in die Darſtellung gezogen, ſo daß uns, die wir nur an Einen Tag jährlich gebunden ſind, ſelten etwas übrig bleiben würde, als berichtigende und ergänzende Wiederholung deſſen, was ſchon außer unſerm Kreiſe geſagt worden iſt. Nur die Beziehungen zu uns, dasjenige, wodurch einer der unſrige war, wird ſeltener unſerer Feier vorweggenommen; und dieſes am meiſten eignet ſich auch dazu in unſere Denkſchriften mit der Jahresgeſchichte unſeres Vereins als ein Theil derſelben niedergelegt zu werden. Wenige Tage waren erſt nach dem Tode unſeres Buttmann verfloſſen, als ſchon zwei ſeiner Freunde, auch Glieder unſerer Akademie, in hieſigen Blättern *) die Hauptzüge ſeines Lebens zuſammenfaßten, ſeine wiſſenſchaftliche Art und Kunſt in ihrer Eigenthümlichkeit darſtellten und den mannigfaltigen Kreiſen, in welchen dieſer Virtuoſe der Geſelligkeit ſich bewegt hatte, das liebenswürdige Gemüth des Mannes vergegenwärtigten. Sind nun auch die Vorgänger nicht immer ſo trefflich: ſo würde dennoch, wenn wir uns nicht auf unſerm beſonderen Standpunkte feſthalten, oft genug der Fall auf ähnliche Weiſe eintreten, daß der akademiſche Sprecher nichts anderes ſein

*) Allg. Pr. St.-Zeit. 1829 Nr. 177 und Berl. Nachrichten 1829 Nr. 147.

könnte als das treue Echo einer oder mehrer früherer Stimmen. Bei unserm Buttmann kommt noch die bekannte von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung *) hinzu, in welcher er mit der rühmlichsten Offenheit angiebt, nicht nur wodurch jedesmal sein äußeres Leben eine neue Richtung bekommen, sondern auch wie ihm der Gang seiner Studien ist bestimmt, und wie er zu seinen Arbeiten ist veranlaßt worden; ja auch das hat er nicht übergangen, was man als die Schranken seines Genius ansehen kann, so daß nichts übrig bliebe, als das schon gesagte zusammenzustellen, und das authentische zwar aber doch fast nur hingeworfene ausführlicher oder kürzer zu kommentiren. Diese eigne Nachricht Buttmann's von sich selbst endet gerade mit seinem Eintritt in unsere Akademie und mit dem Geständniß, es sei ihm eher ängstlich zu Muthe bei dieser ausgezeichneten Erweiterung seiner literarischen Wirksamkeit. Wie er überall nichts weniger leiden mochte als die falsche der Ziererei verwandte Bescheidenheit: so hat er gewiß auch hier sein Gefühl wahr ausgesprochen; aber es ist doch ein irriges gewesen. Man braucht nichts von seinen Forschungen zu kennen, aber nur gelesen zu haben wie unser

ſehen wollten, kraft deren bedeutende Werke ausgeführt werden könnten, die jedem einzelnen zu groß wären. Allein wenn auch andere den Nuzen unſeres Vereins ſicherer zu finden glaubten in den Arbeiten der einzelnen, welche dadurch erleichtert, veranlaßt, und, ohne daß wir uns mit dem läſtigen Theil der Sache zu befaſſen brauchten, an das ſachkundige Publikum gebracht werden: Buttmann war in beider Hinſicht mehr als irgend einer ein Akademiker. Gehen wir von dem erſten Geſichtspunkt aus: ſo war er in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten durchaus geſellig beſtimmbar, freilich in dem Kreiſe, in welchem er ſich Leiſtungen mit einer gewiſſen Sicherheit zutrauen konnte, ſo daß er ſich nicht verleiten ließ mit zerſplitternder Vielthätigkeit bald in dieſem bald in jenem ganz neuen Felde mit anderen zu arbeiten. Allein auch dieſe ſchüzende Vorſicht ging aus von der geſelligen Maxime, die er ſelbſt als eines der bedeutendſten Regulative ſeines Lebens angiebt, daß er nämlich nie in einen geſelligen Kreis eingetreten ſei, bis er die Sicherheit gehabt in demſelben etwas zu ſein und etwas zu leiſten. Und in dieſem Sinne der wiſſenſchaftlichen Geſelligkeit hat er ſchon lange gelebt und gewirkt, ehe er in unſern Kreis eintrat. So war ſeine erſte philologiſche Wirkſamkeit die Hülfsarbeit am Schweighäuſerſchen Polybius, ſo hier ſeine gemeinſchaftlichen Studien mit dem etwas älteren Spalding, deſſen Hauptarbeit er deswegen zu vollenden im Stande war; wie er auch den Bieſterſchen Dialogen, mit des würdigen Mannes Vergunſt ſei es geſagt, durch ſeine Hülfe und durch ſeine ſpätere Ueberarbeitung erſt einen eigentlich philologiſchen Werth gab; ſo hernach ſein Verhältniß mit dem bedeutend jüngeren Heindorf, den er während ſeiner ganzen Laufbahn förderte und unterſtüzte; ſo der freundſchaftliche größere Kreis mehr auf Förderung der Theilnehmer als auf Bereicherung des Publikums gerichteter griechiſcher Leſungen, von dem er eine Reihe von Jahren hindurch der am meiſten belebende Mittelpunkt war. Ja wenn nach den erſten ordnenden Vorarbeiten, die er an der hieſigen königlichen Bibliothek verrichten half, er hernach

wünſchte in dieſem Wirkungskreiſe zu bleiben und ihn für denjenigen erklärte, der ihm immer am meiſten zugeſagt habe: ſo war es, weil er ſich nun für geſchikkt hielt in den Geſammtkreis der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit Berlins als literariſcher Rathgeber und Helfer einzutreten. Denn das war eigentlich ſeine Freude an dieſem Geſchäft, daß er mittelſt der Bibliothek allen, die ſich an ihn wendeten, in ihren literariſchen Bedürfniſſen hülfreich ſein konnte, und gewiß hat er nie Zeit und Mühe ſich verdrießen laſſen, auch Studien, die ihm ſelbſt ziemlich fern lagen, auf dieſe Weiſe zu fördern. Ja wenn er auch nie die erſte Stelle an der königlichen Bibliothek ausgefüllt hat und erſt ſpät eigentlicher Bibliothekar geworden iſt: ſo ſind doch die Verwaltungsgrundſäze, die beſonders bei Errichtung der hieſigen Univerſität neu aufzuſtellen waren, wenigſtens ihrem erſten ſeitdem immer beibehaltenen Principe nach großentheils ſeinem Einfluß zuzuſchreiben, wie ſie auf den liberalſten Gebrauch des vorhandenen und auf die Abhelfung jedes ſich zu Tage legenden Bedürfniſſes ohne alle Vorliebe für beſondere Fächer berechnet ſind. Ja wenn er es ſelbſt bemerklich gemacht, daß ſeine literariſchen Productionen ſpä-

ſchon ein verſtärkter innerer Beruf dazu gekommen wäre. Es war aber auch nicht nur die klaſſiſche ſondern auch hebräiſche Philologie, wie denn mehrere von ſeinen ſpäter ans Licht getretenen Arbeiten von fortgeſezter Beſchäftigung mit dieſer zeugen. Und wenn er einen Ruf nach Deſſau annahm, der ſich auf Mittheilung geographiſcher und ſtatiſtiſcher Kenntniſſe bezog, und wir ihn hernach lange Zeit mit lebendiger Theilnahme bei der Redaction unſerer politiſchen Zeitung finden: ſo dürfen wir uns nur erinnern, daß er in Göttingen auch beſonders auf Gatterer gehalten, um zu glauben, daß er auf dieſe Gegenſtände damals einen nicht unbedeutenden Theil ſeiner Zeit gewendet habe. Und wenn er gleich ſelbſt ſagt, beides wären nur Nebenbeſchäftigungen geweſen, wie er dergleichen immer bei ſeinen Hauptbeſchäftigungen getrieben habe: ſo möchte ich ihm entgegen behaupten, es habe mit dieſem Unterſchiede bei ihm von vorne herein nicht ſehr viel bedeutet, ſondern alles, worauf ihn die Lehrgeſammtheit der Univerſität nach Maaßgabe der anziehenden Kraft jedes einzelnen hinleitete, habe ihm ziemlich gleich geſtanden, bis ein geſelliger Anſtoß dem einen Gebiete einen Vorſprung vor den übrigen gab. Dieſen gewann die griechiſche Sprache zuerſt in Strasburg, und, nachdem ſie in Deſſau zurükkgedrängt geweſen, aufs neue und für immer in Berlin durch eine damals hier rege gewordene Liebe zu dieſer Sprache, und durch ſeine perſönlichen Verhältniſſe mit den Männern, die dieſen neuen Aufſchwung am entſchiedenſten förderten. Und hier würde freilich die etymologiſche Richtung immer die Vorhand behalten haben, aber ſie hätte ſich eben ſo leicht nach ſeinen erſten Arbeiten zu urtheilen dem lexikaliſchen zuwenden können, als dem eigentlich grammatiſchen, wenn nicht abermals ein geſelliger Anſtoß ihn auf dieſe lezte Bahn vorzüglich getrieben hätte. Grammatiſche Unterſuchungen würde er immer angeſtellt haben; ſie würden auch wol in einzelnen Abhandlungen ans Licht getreten ſein, aber die Grammatik hätte ſich ſchwerlich zuſammengefunden, wenn ſie ihm nicht wäre über den Kopf genommen worden als Ergänzung der Arbeit eines

anderen. Vielleicht hätte ich dieſes überhaupt nicht oder wenigſtens nicht ſo ſagen ſollen, aus Furcht jemand möchte vielleicht deshalb ſein Talent und ſeine Arbeit geringer anſchlagen. Aber was iſt wol der Beobachtung würdiger an einem einzelnen Leben als zu ſehen, wie der Geiſt, nachdem er in den Leib eingeſchloſſen als einzelne Seele erſcheint, ſich nun ſeine Einzelheit von innen ſelbſt genauer beſtimmt, und dieſe Richtungen des geiſtigen Lebens ſich aneignend andere aber anderen überlaſſend ein ſolcher wird? Und wer iſt in dieſer Selbſtbeſtimmung ein freierer und erquicklicherer Spender und Bildner der mitgebornen Gaben? iſt es derjenige, der in einen ganz ins einzelne hinein beſtimmten Trieb zuſammengezogen, in ungünſtiger Lage entweder ſich mühſam abarbeitet und doch nur kümmerliches zu Stande bringt, oder erſt gewaltſam durchbrechen muß dahin wo er das Eine anvertraute wirkſam und geltend machen kann; oder iſt es derjenige, der ſich, ehe er ſo ganz beſtimmt iſt, unbefangen den Forderungen des umgebenden Lebens hingiebt, und dem deshalb jede Lage günſtig iſt, um bald ſo bald anders einzugreifen und von dem, was nach dem Ausſpruch des Gemeinſinnes und Geiſtes noth thut, zu verrichten was er kann? Ein ſolcher war

denes Werk dadurch, daß ſie ſich bei der nächſten Erweiterung aus dem Zuſammenhang mit fremder Arbeit löſte, und durch unabläſſige Pflege und neue Ausſtattung ſich zu ſeinem Hauptwerk herausarbeitete, zu einem Werke von dem größten Einfluß, welches noch mancher jugendlichen Generation unſeres Volkes die ſchönſte der Sprachen aufſchließen wird, und durch welches ihm gelungen iſt zwiſchen Nachkommen und Vorfahren vermittelnd die Nachkommen ſelbſt in die Sprache ihrer Ahnen einzuweihen. Iſt ihm nun nicht vergönnt geweſen es in jener größern Ausführlichkeit, welche ihm geſtattete manche ſeiner eigenthümlichen Anſichten ſchärfer zu entwikkeln und tiefer zu begründen, ganz zum Ende zu führen: ſo wollen wir uns damit tröſten, daß er noch den Theil, der immer am meiſten würde geglänzt haben, vollenden konnte, ehe die Krankheit ihn ganz darnieder warf.

War er nun durch ſeine Natur ſo ganz auf die wiſſenſchaftliche Geſelligkeit angewieſen und dadurch ſo zum Akademiker beſtimmt, daß er ſich jedem wiſſenſchaftlichen Verein gern anſchloß, und daß ſich ihm jede wiſſenſchaftliche Befreundung zu einer Art von akademiſchem Verhältniß in dieſem Sinne, zu Gemeinſchaft der Forſchung und der Production, geſtaltete: ſo war er nicht minder akademiſch, wenn wir von der andern Vorausſezung ausgehen, durch die faſt ausſchließende Richtung ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens auf einzelne Unterſuchungen. Wer in irgend einem ſyſtematiſchen Verfahren in zuſammenhängenden Conſtructionen vornämlich begriffen iſt, der kann ſich zwar eines ſolchen Vereins wie der unſrige ſehr freuen in vielen Hinſichten, aber zu einer beſtimmten Zeit etwas einzelnes in ſich vollendetes abliefern zu ſollen, das kann ihm eher beſchwerlich ſein. In dieſer Verlegenheit war Buttmann nie, denn er war immer in einzelnen Arbeiten begriffen, und iſt darum auch, ſo lange er mit uns arbeitete, von einer großen Regelmäßigkeit geweſen in ſeinen Beiträgen. Wie er von Natur dem einen der beiden großen Hauptobjecte des Wiſſens zugewandt war, dem andern aber fern ſtand: ſo war ihm auch von den beiden Hauptformen, der ſpe-

culativen Zuſammenſchauung und der geſchichtlichen Forſchung
dieſe mitgegeben, jene aber verſagt. Wenn der ſterbliche noch
geboren werden ſoll, der ſich in beiden mit gleicher Leichtigkeit
bewegt: ſo können wir dieſe Einſeitigkeit eben ſo wenig ihm als
einem anderen zum Mangel anrechnen; Buttmann durfte we-
nigſtens nur ſo ſein, wenn er ſo in ſich zuſammenhängend in
ſich ſelbſt gleich ſein ſollte als er wirklich war. Denn die
Richtung ſeiner Thätigkeit ſteht mit ſeinem Beſtimmtſein für die
Geſelligkeit und durch die Geſelligkeit in der engſten Verbindung.
Der ſpeculative Denker auch im weiteren Sinn kann nur Ver-
arbeiter haben und Schüler, Genoſſen aber nicht; uud die Ge-
ſelligkeit muß ihm etwas beſonderes für ſich ſein abgeſondert von
ſeiner Hauptrichtung. Buttmann aber liebte die Geſelligkeit
nicht nur für das Leben, wiewol er auch dort Meiſter darin war,
ſondern auch für das Wiſſen, und er liebte ſie ſo frei und gleich
als möglich; er wollte und ſuchte grade Genoſſen, und ſo wenig
er ſich als Meiſter aufdrang, ſo wenig ſuchte er auch Schüler
feſtzuhalten, ſondern mochte, daß jeder ſo bald als möglich auf ei-
genen Füßen ſtände. Darum war natürlich die geſchichtliche For-

durch unter Regel zu bringen. Hierin aber war er auch ein Meiſter, wie es wenige gegeben hat; die Einzelheiten der Sprache ſtanden ihm zu Gebote auf eine faſt magiſche Weiſe zu jedem Spiel und zu jedem Ernſt. Durch entfernte Verwandtſchaften das deutlich machen, was am meiſten vereinzelt erſcheint und unerklärlich, Vergleichungen und Verſtändigungsmittel herbei bringen, von wo ein anderer ſie nicht geſucht hätte, mit dieſer Virtuoſität überraſchte er immer wieder aufs neue. Aber nicht leicht konnte auch etwas ihn ſo leicht in eine ihm nicht gewohnte Spannung verſezen, als wenn er fürchtete, daß ſelbſt Freunde und Kenner eine Zuſammenſtellung, mit der es ihm Ernſt war, und die er ſchon in einer gewiſſen Geſtaltung vortrug, eher ſcherzhaft nehmen möchten. Dies war vielleicht das einzige, worüber er bisweilen wenigſtens ſchien keinen Scherz verſtehen zu wollen. Das Syſtematiſiren aber in der Sprache und in der Geſchichte haßte er aufrichtig, theils weil er es von einer Seite als eine abſolute Verkehrtheit erkannte, von der andern Seite aber als einen Zuſtand der Wiſſenſchaft vorausſezend, der noch gar nicht vorhanden iſt, theils weil es, wenn einmal anerkannt, auch eine tyranniſche Autorität ausübt, indem es die einzelne Forſchung lähmt und einen tödtenden Mechanismus an die Stelle ſezt. Dieſes iſt die ihm widerwärtige Anmaßung, faſt das einzige nebſt ausgeſprochner Schlechtigkeit, was ſeinen duldſamen und nachſichtigen Geiſt in Harniſch bringen konnte. Daß er an den Bemühungen die philologiſchen Studien ſelbſt zuſammenhängender zu geſtalten und ſie als ein geſchloſſenes ganze darzuſtellen keinen Theil nahm, damit hängt es anders zuſammen. Er erkannte ſie an, aber ſie afficirten ihn nicht, weil ſie ganz außerhalb ſeiner Richtung liegen. Und wer weiß, ob nicht hiebei etwas von dem geſunden Skepticismus zum Grunde lag, der ein ſo großes leitendes Princip für ihn war, und den wir gewiß alle für ein weſentliches Element akademiſcher Wiſſenſchaftlichkeit anſehen. Denn wenn wir unſern Charakter ſo ausſprechen, daß wir nicht beſtimmt ſind die Wiſſenſchaft zu überliefern

ſondern weiter zu fördern: ſo würde dieſe Richtung etwas ganz unbeſtimmtes ſein und nur auf Gerathewohl und gutem Glück beruhen, wenn ſie ſich nicht gründete auf eine immer erweitert Unterſuchung der Art, wie der gegenwärtige Thatbeſtand der Wiſſenſchaft entſtanden iſt. Denn jeder verſündigt ſich an der Wiſſenſchaft, der indem er in den Gang derſelben eingreift ſeinen Vorgängern gradezu Decharge ertheilt über das, was ſie an ihn abliefern; alle bedeutenden Verbeſſerungen gehen aus von der Reviſion des früheren Verfahrens. Und eben hierin muß Buttmann vor anderen gerühmt werden. Man kann im beſten Sinne des Wortes von ihm ſagen, daß ſich nichts für ihn von ſelbſt verſtand; ſobald etwas für ihn Gegenſtand eigner Forſchung wurde, erkannte er keine Autorität an, ſondern fragte unmittelbar die Sache und wußte ſie zum Reden zu bringen. Und daß man ſo beſtimmt inne wird, er will nichts als dieſes, und er verſteht ſich auf das Anklopfen um jeder verdächtigen Stelle einen verrätheriſchen Ton zu entlokken, das gab allen Unterſuchungen, die er uns vorgetragen hat, die ihm eigenthümliche jeden, auch dem der Gegenſtand fern liegt, anlokkende Friſche. Da-

mit Glükk verſucht; ja es war ihm ſchon mehrere Jahre vor ſeinem Eintritt die Auszeichnung geworden, daß die Akademie eine ihr überreichte Abhandlung in ihre Denkſchriften aufnahm. Seine in der Akademie vorgeleſenen und in deren Denkſchriften abgedrukkten Abhandlungen ſind ſämmtlich einzelne ſelbſtändige Forſchungen, theils über mythiſche Gegenſtände, theils über Perſonen und Sachverhältniſſe aus dem früheren und dem weniger gekannten Alterthum. Die meiſten davon ſind ſchon in ſeinem Mythologus geſammelt, ſo wie in ſeinem Lexilogus manches ſich findet, was er in mehreren Klaſſenſizungen immer unter ſehr lebhafter Theilnahme der anweſenden mitgetheilt hatte. Die lezte, die er las, wich um etwas hievon ab, und iſt ſoviel ich weiß das einzige öffentliche Zeugniß von einer Liebhaberei, die immer nur Nebenbeſchäftigung geblieben war, nämlich der Aſtrognoſie; er führte uns zurükk auf die frühere Geſtaltung der noch gangbaren Sternbilder, und ſuchte die Entſtehung derſelben auf die möglichſt natürliche Weiſe deutlich zu machen. Wiewol damals das Leiden, welches ſeinen Tod herbeiführte, ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, überfiel doch wol keinen unter uns eine beſtimmte Ahndung davon, daß dies ſeine lezte Leiſtung ſei, und daß er gleichſam unter dem geſtirnten Himmel Abſchied von uns nehme, bemüht auch jene Sphären mit dem Auge des Volkes zu ſehen, deſſen Art zu ſehen und zu denken in ſeiner Sprache zur rechten Anſchauung zu bringen der wiſſenſchaftliche Beruf ſeines Lebens war. Und doch war es ſo; denn nicht gar lange darauf trug er uns in Bezug auf ſeinen körperlichen Zuſtand den Wunſch vor, von den regelmäßigen Arbeiten an der Akademie dispenſirt zu werden — bis auf weiteres ſagte er zwar, denn er wollte weder uns noch ſich die Hoffnung rauben — aber er ſelbſt war tief bewegt in dieſem Augenblikk, und an keinem wol iſt dieſe Bewegung ohne eine eigne vorübergegangen.

Nach unſeres Spalding's Tod war das von dieſem verwaltete Sekretariat der hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe auf Buttmann übergegangen. Er hatte freilich nie eine Neigung zu ău-

ßerer Geſchäftsführung, theils weil er complicirte Verantwortlichkeiten ſcheute, was auch wieder mit ſeiner, wenn man auf den Erfolg ſieht, den er darin hatte, ganz unbegründeten Abneigung gegen den eigentlichen Lehrſtand zuſammenhängt, ja auf das innigſte in ſeine Eigenthümlichkeit verwebt war, theils aus geſunder Abneigung gegen alles was bloß Förmlichkeit iſt. Dieſem Geſchäfte aber glaubte er doch nicht ſich entziehen zu dürfen. Ein freier Verein von gleichen kann ſeinen Geſchäftsführern keine Verantwortlichkeit aufladen; ſie werfen ſie auf die Geſammtheit zurükk, indem ſie immer nur die beſtehende Ordnung vollziehen oder in beſtimmten Aufträgen handeln. Und einem ſolchen Verein von wiſſenſchaftlichen Männern glaubte er es angemeſſen bloß Förmlichkeiten ſo viel möglich fern von ihm zu halten. In dieſer Hinſicht verdanken wir ihm manches bequemere, ohne daß doch je das weſentliche darunter gelitten hätte. Aber ſchon ſeit mehreren Jahren fühlte er immer beſonderen Drang ſich dieſes Amtes zu entledigen, und konnte nur eine Zeit lang durch Rükſicht auf das Wohl der Akademie davon abgehalten werden. Er legte es aber nieder, noch ehe er ſich jene allgemeine Entbindung

und in seiner fast ängstlichen bürgerlichen Gesezlichkeit, in der lebendigen ächt christlichen Frömmigkeit seines Herzens und der antiken Ungebundenheit seines Mundes, in dem wahren Ernst seiner Handlungsweise und der unbeschreiblichen Milde seines Urtheils, in der unübertrefflichen Keckheit seines Wizes und seiner Laune und der immer gleichen Weichheit für das Mitgefühl fremden Leidens: ich thäte, was denen doch nicht befriedigend sein könnte und noch weniger anschaulich, die ihn nicht kannten, und was doch überflüssig wäre für uns die wir ihn kannten — und nicht leicht einer der unsrigen ist in unserem Kreise so ganz gekannt so übereinstimmend gewürdigt so ungetheilt geliebt worden, als er.

17.

Am 3. August 1830. *)

Sehr verſchieden nach der Zeiten und Perſonen eigenthümlicher Art iſt immer die Frage beantwortet worden, welches Loos glükklicher ſei, zu herrſchen oder beherrſcht zu werden. Aber keine auch, über welche ſich beide Theile ſo leicht täuſchen können, die beherrſchten, welche der Schimmer der Gewalt, weil ſie ihm fern genug ſtehen, nur lokkt ohne ſie zu ſtechen und zu ermüden, die herrſchenden, wenn ſie die ſtille Verborgenheit des Lebens in dem

der Herrſcher; denn das ſteht ihm immer voran, daß keiner ſich wohl befinden könne, der ſich in einem Geſchäft bewegt, wozu er nicht geeignet iſt. Aber welches ſind ihm nun jene geeigneten, die ſich nur freuen, wenn ſie der Nothwendigkeit des Regierens glükklich wieder entkommen? Beſinnen wir uns, daß es diejenigen ſind, welche ſich mit dem Urquell alles Seins, der ſelbſt über das Sein hinausliegt, mit der wahrnehmbaren Dinge allein wahren Begriffen, welche nur das innere Auge erſchaut, und mit den ewigen Geſezen der Maſſen und ihrer Bewegungen am meiſten beſchäftigen; denken wir uns, dieſe ſollen, wenn ſie nach einer Reihe von Jahren aus ihren einſamen Denkſtätten herabſteigen in das geſellige Gewühl, nicht nur im Beſiz ſein der rechten Principien über das gute und rechte — denn das vielleicht könnten wir ihnen zugeſtehen — ſondern auch in dem Beſiz ihrer richtigen Anwendung auf das vorliegende Leben: was für eine unbewegte faſt leblos ruhige Welt muß dann vor ihnen liegen, und wie fremd erſcheint uns deshalb, wie unangemeſſen dem Boden, auf welchem wir ſtehen, dieſe Entſcheidung des Streites. Dennoch ſcheint es faſt, als hätte man oft und lange Zeiten hindurch auch in der modernen Welt nach dieſer Entſcheidung ſich gerichtet. Denn wenn man die durch ihre Geburt zur Herrſchaft beſtimmten an alle mit derſelben verbundenen zum Theil beengenden Lebensformen von Kindheit an gewöhnte, damit ſie das beſchwerliche davon weniger fühlen möchten, ſie aber zugleich nicht nur von jenen erhabenen Erkenntniſſen zurükkhielt, ſondern auch von vielen, welche der Aufgabe, das Maaß und den Werth der menſchlichen Dinge richtig zu beſtimmen, bedeutend näher liegen: was kann dabei anders zum Grunde gelegen haben, als wenn auch nur eine bewußtloſe Sorge ſie das nicht koſten zu laſſen, woneben ihr nächſter Beruf ihnen unſchmakkhaft werden müßte. Doch auch dieſe Zeiten liegen uns zu fern, als daß wir uns ihre Denkart aneignen könnten. Indeß finden wir auch in der unſrigen einen etwas verſchiedenen aber nicht min-

der triftigen Grund zu ähnlicher Entſcheidung, nämlich die unter uns weit verbreitete Scheu eine große und umfaſſende Verantwortlichkeit zu übernehmen. Je zuſammengeſezter die Verflechtung der Verhältniſſe, je größer der Umfang von Gegenſtänden, welcher überſchaut werden muß, je mannigfaltiger beweglich die Kräfte, die geleitet werden ſollen, je getheilter die Intereſſen derer, die von den Einrichtungen des Herrſchers ihre Befriedigung hoffen, je unüberſehbarer die Möglichkeit ſtörender Einwirkungen von außen: um deſto leichter beſchuldigen wir den der Unkunde ſeiner ſelbſt und der Verhältniſſe, die ihn erwarten, der ſich plözlich und ohne Nothwendigkeit in einen ſolchen Strudel hinabſtürzt; um deſto mehr beklagen wir denjenigen, der dieſer Nothwendigkeit nicht entgehen kann.

Allein auch aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet findet ſich in den Verhältniſſen beider Theile, der Herrſcher und der beherrſchten, eine faſt unüberſehbare Mannigfaltigkeit, und ſie entwikkeln ſich von einer dem Anſchein nach vollkommnen Gleichheit zu der höchſten Spannung aber durch dieſe hindurch auch wieder zu der ſchönſten Uebereinſtimmung und zur lebendigſten Mittheilung deſſen, was auf jeder Seite das glükklichſte iſt, an

mit Leichtigkeit geopfert, oder wandert gleichgültig in eine von aller Theilnahme an der Macht weit abgelegene öde und hoffnungslose Verbannung. Aber keine noch so rasche That bringt den Machthaber zur Besinnung über eine zu schwere Verantwortlichkeit, die auf ihm ruhe; er selbst und alle, die er beherrscht, sind von einem gemeinsamen Gefühl beseelt, dem eines über alle gleichmäßig waltenden Fatum, und in diesem finden sie sich alle gleich. Es gab große Völker, bestimmt in einer gewaltigen Aufregung roher Kräfte bedeutende geschichtliche Wirkungen hervorzubringen, die schon zerfallenden Reiche umzurennen durch ihren Stoß, und indem sie sich zur Ruhe sezen den Grund zu legen zu einer neuen Welt. Der Herzog giebt das Zeichen, die Schaar folgt: aber alles bewegt sich durch denselben unverstandenen Impuls eines allen gemeinsamen gewaltigen Lebens. Nur wenn das Bewußtsein sich weiter entwikkelt, wenn das besondere Leben und das gemeinsame bestimmter auseinandertreten, wird der Unterschied wahrgenommen zwischen denen, die ihr einzelnes Leben dem gemeinsamen unterordnen, in welchem sie nichts selbstständiges thun können, und dem, der von seinem einzelnen aus vermittelst des gemeinsamen Lebens, das aus jenem seine Impulse bekommt, dem besonderen Leben vieler tausende freien und anmuthigen Raum geben kann oder auch störend und verwirrend in dasselbe eingreifen. Wird nun dieser Unterschied so aufgefaßt, daß der Herrscher weniger beneidet wird wegen seines Einflusses als die Last seiner Verantwortlichkeit mitgefühlt: so ist das nicht etwa nur eine gutmüthige Regung, geeignet die leichter zu trösten, in Bezug auf welche von oben herab scheint etwas versehen worden zu sein; sondern auch wenn wir uns ganz außerhalb des Verhältnisses stellen, müssen wir gestehen, der Unterschied zwischen der Verantwortlichkeit eines Alleinherrschers und der eines einzelnen Unterthan ist so groß, daß auch der größte Unterschied der Einsicht, der Geisteskräfte überhaupt und aller Momente in dem einzelnen dagegen wie nichts verschwindet. Dieser leztere Unter-

ſchied bleibt, ja wenn wir die neuere Geſchichte im ganzen ſo gen, werden wir wol ſagen müſſen, der Unterſchied zwiſchen dem großen Mann oder dem ſchöpferiſchen und begeiſternden Genie und dem einzelnen im Volke nimmt eher ab von einer Generation zur andern, als daß er zunähme; je mehr aber die Bevölkerung wächſt, je höher der Wohlſtand ſteigt, und je mehr die Quellen deſſelben ſich vervielfältigen: in dieſem zuſammengeſezten Maaß wächſt auch der Einfluß aller einzelnen Beſtimmungen, welche von dem Herrſcher ausgehen. So daß kaum zu denken iſt, ein einzelner ſollte freiwillig und beſonnen eine ſo unverhältnißmäßige Laſt auf ſich nehmen, ſondern nur die Nothwendigkeit macht es begreiflich, ſei es nun, daß einen einzelnen das Loos treffe nach dem geſezmäßigen Gang der Dinge, oder daß ein gemeinſamer Nothſtand eintrete, aus welchem kein anderer Ausweg ſich darbietet als dieſer.

Sollen wir es auf die Stärke und Allgemeinheit dieſes richtigen Gefühls zurükkführen, wenn die Völker ſich bereit erklären all: Verantwortlichkeit abzulenken von dem Herrſcher auf die von ihm ſelbſt gewählten Diener und Werkzeuge? Eine ſolche Inſti-

ansehn kann als die gemeinsame Stimme derer, die kundig an dem Gegenstande theilnehmen, das ist eine hülfreiche Einrichtung, wiewol nicht leicht in unsern Tagen und bei unserer Lebensweise ein Fürst sich täuschen wird über die Wünsche und Bedürfnisse seiner Unterthanen, wenn sie selbst schon klar darüber sind und sich nicht feindlich entgegenstreben. Noch wohlgemeinter und hülfreicher sind Formen, welche die lezte Entscheidung schüzen sollen vor jeder Uebereilung; wiewol einerseits wo viel auf dem Spiel steht schon von selbst am wenigsten sollte an Uebereilung zu denken sein, andererseits diese durch keine äußere Form kann verhütet werden, sondern nur durch die innere Durchbildung und Reife der zusammenschauenden geistigen Kraft. Diese Anstalten können heilsam sein um das Volk zu wekken und wach zu erhalten, aber dem Herrscher wird dadurch das drükkende Gewicht der Verantwortung auch nicht im mindesten erleichtert: immer bleibt über jedes wichtigste in dem Gesammtleben von Millionen die lezte Entscheidung bei demselben Einen; immer kann er durch einen einzigen Mißgriff einzelne ins Elend stürzen oder den ruhigen Gang des ganzen stören und hemmen, statt des Wohlstandes die Noth, statt der Uebereinstimmung die Zwietracht hervorrufen. Wie vermöchte ein nicht ganz frevelhaftes Gemüth auf so schlüpfriger Bahn fröhlich zu wandeln; und doch wenn jemand sollen die Herrscher ein heiteres Leben führen. Wenn nun die Ungleichheit zu groß ist, das ist der natürliche Lauf der menschlichen Dinge, so bricht der verlezte durch und sucht auf jede Weise einen Zustand herbeizuführen, welcher der Gleichheit näher kommt. Wird dem Herrscher in einem vorgeschrittenen Volk die Last der alleinigen Verantwortlichkeit zu schwer, kommt er in Gefahr in Sorgen zu ermüden, oder wo die Umstände am dringendsten sind da am leichtesten in Unentschlossenheit zu erstarren; hat ihm die Erfahrung gezeigt oder hat ihn sein Sinn gelehrt, wie wenig mit jenen Formen, die ihn berathen und sicher stellen sollen, für das, was ihm die Hauptsache ist, gewonnen werden kann: was bleibt

ihm übrig als ſeine Unterthanen auf alle Weiſe aufzuregen, daß ſie ſich nicht nur jeder in ſeinem beſonderen Leben tüchtig rühren, denn das thun ſie ſchon, ſondern daß ſie inne werden, es ſei Trägheit für das ganze alles von oben her zu erwarten, und es gezieme ihnen einen Antheil daran ſelbſt zu übernehmen, und durch freie Vereinigung der Kräfte etwas für das ganze zu ſchaffen. Sind ſie nun dazu entwikkelt, ſo daß, wenn des Herrſchers Anordnung das heilſame andeutet, ſie dann auch frei ohne auf das Gebot zu warten ſich zuſammenthun um es zu fördern oder vorzubereiten, ſo haben ſie ſich ſelbſt mit verantwortlich gemacht und ihn entledigt. Findet er aber für ſeine Andeutungen dieſe freie Willigkeit nicht: ſo iſt er beſſer gewarnt als die abſtimmende Mehrheit irgend einer Verſammlung ihn warnen könnte. Eilt irgendwo die freie gemeinſame Thätigkeit ſeinem leitenden Worte voran: ſo weiß er ſicherer was er zu ſchüzen zu ordnen zu befreien hat, als durch irgend eine ihn um ein Geſez angehende Petition. Wo im Staatsleben alles wird durch Anmuthung von der einen Seite, die ihre Zuſtimmung findet auf der andern, da bleibt Regieren und Regiertwerden in ungeſtörter Ordnung, aber die Verantwortlichkeit iſt getheilt und das Ge-

olk, Der Fürſt iſt unſer: ſo heißt das nur, daß er dem Volke hört mit allen ſeinen Kräften und aller ſeiner Liebe.

Wie ruhig konnten wir die Frage aufwerfen! es war nicht öglich, daß ſie einen Verdacht wekkte oder einen Argwohn er=egte. Wie leicht ward es uns ſie zu beantworten. Wir durf=n nichts erſchließen nichts zuſammenſinnen, ſondern nur zeich=en, was vor uns liegt. So iſt unſer Entwikklungsgang; ſo aben unſere Könige ſich ihr Volk aus der Unmündigkeit heraus rzogen und angebildet, ſo ſind wir von oben gereizt und ge=flegt zu einem friſchen vielſeitig gebildeten Leben herangereift.

18.

Am 7. Julius 1831.

Auch die unausgeführt gebliebenen Entwürfe großer Männer sind etwas nicht außer Acht zu laſſendes, ſo oft wir das Gedächtniß derſelben auffriſchen, um die Beziehungen zwiſchen ihrem und unſerm wiſſenſchaftlichen Leben zu erneuern. Nicht leicht vergönnt das Geſchikk, welches hienieden waltet, denen, in welchen ein reicher Schaz geiſtiger Kraft niedergelegt iſt, alles wozu die Keime ſich in ihrem innern regen, auch aus ſich heraus zum

Liebe an Fantome hängen, denen kein wahres Leben einwohnt. Haben ſie aber den Gedanken nur ausgeſprochen, der troz ihrer Liebe doch nicht gemacht war in die weitere Entwikklung der Wiſſenſchaft einzugreifen, und mit zu wenig Lebenskraft ausgeſtattet war, als daß er hätte können zur vollen Reife ausgetragen an das Licht der Sonne treten: aber auch dann bleibt es auf mancherlei Weiſe lehrreich nicht nur zu ſehen, auf welche Weiſe auch große Männer dem Irrthum anheimfallen, ſondern noch mehr zu ihrer Rechtfertigung zu unterſuchen, wie nahe ſie auch da wo ſie fehlſchoſſen dem Ziele geblieben ſind.

Ein ſolcher embryoniſcher Gedanke iſt immer der unſeres Leibnitz geblieben der Metaphyſik für immer eine feſte Begründung zu geben und allen Streitigkeiten auf dieſem Gebiet eine eben ſo leichte als ſichere Löſung zu bereiten durch ein Syſtem von allgemeinen Charakteren, welches zugleich ſollte eine Technik der Erfindung und der Kritik abgeben; aber zu entſcheiden welcher von jenen Klaſſen er angehöre iſt nicht leicht. Wenn wir hören, daß nicht nur in ſeinem Knabenalter, als Leibnitz nur eben anfing die Spize des Fußes in jenen oft durchkämpften Wellen des weltumſchließenden Oceans der Metaphyſik zu nezen, alſo auf einer Entwikklungsſtufe, wo es nur zu leicht iſt verſchiedenartiges verwechſelnd ſich in einer großen Aufgabe zu vergreifen, dieſer Gedanke in ihm auftauchte, ſondern daß auch der Jüngling ſich ſeine Laufbahn mit einer Arbeit *) eröffnete, die er in Beziehung auf dieſe immer noch nicht weiter entwikkelte Aufgabe gedacht hatte; wenn der Greis noch zwei Jahre vor ſeinem Tode eben dieſen Gedanken brieflich einer neuen Bekanntſchaft vertraut **), bei der er gern das beſte gelten wollte: ſo mag der Aufſaz, der die beſtimmteſte Notiz darüber enthält, welchem Zeitraum immer angehören, es iſt unläugbar, daß Leibnitz dieſen Gedanken bis an das Ende ſeines Lebens feſtgehalten hat. Leſen

*) De arte combinatoria.
**) Lettre a Mr. de Remond.

wir nun, wie wenig ihm ſelbſt nur ſchien an der Ausführung zu fehlen, wie ſehr er zu bedauern ſcheint, daß ihm die Kräfte nicht zur Verwendung geſtanden, die ſich damals anfingen zu gemeinſamen wiſſenſchaftlichen Werken von großem Umfang zu verbinden; erzählt er uns, wie leicht wenige ausgezeichnete Männer in nicht mehr als einem Luſtrum zuerſt das große Elementarwerk Grammatik und Wörterbuch der Urzahlen der Dinge vollbringen konnten und dann gleichſam im Umſehen Metaphyſik und Moral, dieſe beiden leitenden und alles was noth thut in ſich faſſenden Disciplinen auf unwiderlegliche Rechnung zurükkführen; zeigt er uns im Hintergrund pythagoriſche Weisheit und knüpft ſeinen Gedanken an die erſten Anfänge der Weltweisheit an: ſo können wir kaum anders als eine tief verborgene Wahrheit ahndend die Unempfänglichkeit der Zeiten ſchelten, welche dem Manne, den ſie ſo oft nicht nur bewunderten, ſondern auch zum Führer nahmen, doch zu ſeinem größten Werk einen ſo unbedeutenden Beiſtand verſagten. Bedenken wir hingegen, wie auch die folgenden Zeiten in derſelben Unthätigkeit blieben, und wenige mehr abenteuerliche als wiſſenſchaftlich ausgerüſtete Männer abgerechnet niemand jene Aufgabe eines allgemeinen auf jede Sprache

habe nur im Rauſch mathematiſcher Begeiſterung geſchehen können, daß er die Grenzſcheidung zwiſchen beiden Gebieten überſehen, und nur die natürliche Freude an den ungeheuern Erfindungen auf dem einen Gebiet habe ihm die Möglichkeit aufs neue vorgeſpiegelt Begriffe in Zahlen aufzulöſen und durch mathematiſche Künſte auch den philoſophiſchen Stein der weiſen zu entdekken.

Geſtehen wir dieſes ein; aber fragen wir nun auch zu ſeiner Rechtfertigung, wie nahe Leibnitz gefehlt, und nach welchem Ziel er eigentlich dieſen irrenden Pfeil abgeſchoſſen.

Wenn alles, was wir irgend im engeren Sinne Wiſſenſchaft nennen, Anſpruch darauf macht daſſelbige zu ſein für alle ohne Unterſchied des Ortes und der Zeit und der Sprache, überall zu gelten wo das gleiche Beſtreben erwacht iſt; wenn eben dieſes vorzüglich gelten muß von der Metaphyſik, der Wiſſenſchaft aller wiſſenſchaftlichen Principien, oder wie wir ſonſt immer daſſelbe meinend dieſe höchſte Richtung des Denkens in verſchiedenen Beziehungen mit verſchiedenen Namen benennen; wenn aber dieſes immer nicht erreicht wird, weil die Sprachen nicht nur nicht rein in einander aufgehn ſondern auch innerhalb einer jeden ſelbſt der Werth der Wörter nirgend genau auszumitteln iſt, wo wir nicht das bezeichnete neben das Zeichen hinſtellen können, und eben deshalb dieſer Werth immer ſchwankt und wechſelt; wenn unter allen Wiſſenſchaften die Mathematik am wenigſten ihre Entwikklung durch Widerſprüche vollbracht hat, und am meiſten in der That dieſelbige geworden iſt für alle, weil ſie am wenigſten Sprache verbraucht: wie natürlich war es nicht zu verſuchen, ob nicht auch der Metaphyſik und durch ſie dann allen andern Wiſſenſchaften dadurch geholfen werden könne, daß man ſie auf Mathematik zurükkführe. War alſo die Methode wie wir fürchten müſſen verfehlt: ſo war doch die Aufgabe richtig gefaßt, nämlich die Philoſophie über die Irrungen hinauszuheben, welche nothwendig ſowol aus der Irrationalität der Sprachen gegen einander als aus der Unbeſtimmtheit der Elemente einer jeden unver-

meidlich entſtehen und kein Syſtem zu einer allgemeinen Geltung gelangen laſſen. Haben wir nun dieſen Anſpruch nicht aufgegeben und doch den Weg, den Leibnitz eingeſchlagen, nicht weiter verfolgt: ſo ſind wir ihm Rechenſchaft ſchuldig, was wir denn ſeit ſeiner Zeit unſererſeits gethan um die Aufgabe zu löſen.

Leibnitz ſelbſt war was die Ausgleichung verſchiedener Sprachen gegen einander betrifft am wenigſten in Verlegenheit. Er ſelbſt bediente ſich zu ſeinen philoſophiſchen Mittheilungen mit gleicher Leichtigkeit der lateiniſchen und der franzöſiſchen; aber man kann dieſe für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch eben auch kaum als zweie anſehn, da faſt alle eigentlich philoſophiſchen Ausdrükke der modernen doch von der alten und mittelſt derſelben zum Theil von der griechiſchen entlehnt waren. Aber ſeitdem auch wir die gemeinſamen Sprachen verlaſſend den Franzoſen und Engländern nachfolgend angefangen haben uns auch für die Philoſophie der Mutterſprache zu bedienen: was für Fortſchritte haben wir gemacht in der Löſung der zwiefachen Aufgabe? Wie hat unſer Philoſophiren auf die Sprache gewirkt, um ſich ein dem Bedürfniß entſprechendes Gebiet zu bilden, innerhalb deſſen wir mannichfaltig ſie ſich auch außerhalb deſſelben weiter

iner ungezähmten Sprachmengerei hingegeben nicht etwa nur
emde Elemente reichlich einſprengend ſondern ſo, daß ein gro-
er Theil unſeres philoſophiſchen Sprachſchazes nur der äußeren
form nach deutſch war, die ganze Maſſe aber ausländiſch, und
nſere Säze zwar durch deutſche Partikeln vermittelt, aber der
anzen Bildungsweiſe nach undeutſch ſind. Zwiſchen beides zieht
ch nun noch ſei es auch ſcheinbar untergeordnet eine puriſtiſche
endenz hindurch, die philoſophiſche Kunſtſprache immer mehr
us unſerm alten Eigenthum dadurch zu bereichern, daß Wörter
nd Phraſen, die ſich unbeſtimmt und abgegriffen im gemeinen
erkehr umtreiben, mit mehr oder weniger Willkühr zu einem
eſtimmten wiſſenſchaftlichen Werth geſtempelt werden. Und die-
s alles hat ſich immer mehr durch einander gerührt zu einem
benteuerlichen Gemenge, lächerlich durch ſeine Buntſchekkigkeit,
bſtoßend durch ſeine widerborſtige Oberfläche, aufs bitterſte ge-
adelt von allen wahren Sprachkünſtlern, jedem muthwilligen
Spott tauſend Blößen gebend und ſelbſt aus der Mitte unſeres
ielleicht nur zu ernſthaften Volkes die ergözlichſte Parodie faſt
nit Gewalt hervorlokkend. Das iſt unſere philoſophiſche Sprache
eworden. Welches ſonderbare Geſchikk hat uns ſo zu abſoluten
ntipoden jener mathematiſchen Einfachheit gemacht, zu welcher
eibnitz uns hinführen wollte. Doch ſollen wir darüber uns
der vielmehr den geſchichtlichen Gang unſerer Entwikklung vor
em großen Mann rechtfertigen, darüber, daß wir ſeine Bahn
uch mehr als nöthig war ſcheinen verlaſſen zu haben: ſo müſſen
vir das Werk der Wiſſenſchaft an der Sprache aus dem Ge-
ichtspunkt einer allgemeineren Aufgabe betrachten, der es doch
ls ein Theil ihrer Löſung angehört.

Worüber iſt einmal für immer die Zeit des Hochmuths ein-
elner ſich ſelbſt überſchäzender Völker, die des eignen Urſprunges
ergeſſend allein glaubten in ihrem Daſein die wahre Menſchheit
uszuprägen, alles andere um ſich her als der Knechtſchaft wür-
ig nur zu allerlei Gebrauch beſtimmt geringſchäzend oder als
ur Ausrottung verurtheilt haßten. Dieſe durften wähnen, die

Muſen ſeien in ihre Sprache gebannt, alles andere nur barbariſches Getön. Jezt verbreitet ſich immer weiter um die Erde der Gürtel der geiſtigen Schönheit, innerhalb deſſen wir genöthigt ſind bei aller Verſchiedenheit der Geſtaltung doch die gleiche Bildſamkeit mithin die Gleichheit des geiſtigen Lebens anzuerkennen. Thun wir dies mit Recht auch da, wo die einheimiſche Selbſtthätigkeit urſprünglich gering iſt, aber doch beim Hinzutreten eines fremden Lebenshauches die ſchlummernde Empfänglichkeit plözlich hervorbricht oder ſich allmählig entwikkelt: ſo ſprechen wir dadurch die Hoffnung aus, daß auf dieſem Wege der Lebensübertragung das Gebiet der geiſtigen Entwikklung ſich immer weiter verbreiten werde, bis jener Gürtel die ganze Erde umſchlingt. Weder dann aber noch auch jezt ſchon darf ſich innerhalb deſſelben irgend ein Volk ganz in ſeine Sprache verſchließen, ſondern alle ſollen mit allen Gemeinſchaft haben nach Vermögen. Doch darf dies auf keine Weiſe dadurch bewirkt werden, daß etwa alle Sprachen allmählig untergingen in Einer, die als die vollkommenſte Siegerin bliebe in dieſem Kampf. Denn ſoll auch die Abgeſchloſſenheit aufhören, ſo ſollen doch die Eigenthümlichkeiten bewahrt bleiben. Hiezu nun iſt, was die Sprache betrifft, nur

auch aus fremdem Munde vernimmt; ſo wie dem liebenden Wunſch ſich in fremde Art hineinzuſchauen und zu leben nichts größeres gelingen kann, als theils ſelbſt aus dem eigenſten Sein für einen Augenblikk herausgetäuſcht in fremder Zunge zu reden, theils auch das, worin ſich die fremde Eigenthümlichkeit am beſtimmteſten ausprägt, in die eigene Sprache zu übertragen. — Dieſem ſelbſtthätigen Feſthalten und freundlichen uneigennüzigen Austauſch der Sprachen gegenüber erblikken wir das Menſchengewühl auf dem geſchäftigen Weltmarkt, der, wie er das allgemeine Leben iſt, aus welchem ſich alle beſtimmten Völkerverhältniſſe in dieſer neueren Zeit entwikkeln, ſo auch das allgemeine Auflöſungsmittel aller Sprachen iſt. Der iſt ein Thor, der hier etwas eignes feſthalten will, auch die Sprache opfert jeder willig wie es das Geſez des gegenſeitigen Vortheils erheiſcht, und nach deſſen Gebot miſcht ſich alles bunt durch einander. Iſt auch auf dieſer Küſtenſtrekke die eine, auf andern die andere Sprache überwiegend herrſchend: immer miſcht ſich fremdes angrenzendes ſowol als entferntes hinein. Bald ſind es die Arten des Verkehrs und die dabei zu beobachtenden Vorſichten, bald ſind es die Stoffe und ihre Behandlungsweiſen, welche bald von ihrem Urſprunge her ihren Namen wie mannigfaltig auch verſtümmelt durch die halbe Welt fortführen, bald nach Art der Sieger, welche die Sprache der überwundenen annahmen, durch ihren Namen nicht von ihren Urhebern Zeugniß ablegen, ſondern von denen, welche ſie verbrauchen.

Zwiſchen den beiden jezt dargeſtellten Gebieten in der Mitte ſteht in derſelben Beziehung die Wiſſenſchaft. Sie will nicht volksthümlich ſein wie die Dichtkunſt, auch nicht mit dem Vorbehalt einer auf alle Weiſe erleichterten gegenſeitigen Anſchauung des ſo gebildeten, ſie ſtrebt nach allumfaſſender Geltung, ſie will wahrhaft Eine ſein für alle. Aber wenngleich ſich bewußt, daß auch ſie das Loos alles irdiſchen theilt, will ſie doch nicht Eine ſein für alle um den Preis einer ſolchen raſtloſen Beweglichkeit

eines ſolchen fließenden Wechſels, ohne beſtimmte Regel ohne klares Bewußtſein des Verfahrens, wie man ſich auf dem Gebiet des Weltverkehrs gegenſeitig verſtattet. Aber um ohne volksthümlich beſchränkt zu werden doch zu einer möglichſt feſten Sprachbildung zu gelangen, hat ſie doch keinen neuen Weg einzuſchlagen, ſondern kann nur einen von jenen beiden einſchlagen oder beide verbinden. Etwas anders thun dies die realen Wiſſenſchaften, etwas anders die Speculation. Von jenen ſollte man denken, daß ſie am leichteſten könnten ſowol in jeder Sprache für ſich zu einer feſten Sprachbildung gelangen, weil ſie ihre Gegenſtände aufzeigen können, als auch der Forderung unſeres Leibnitz genügen und ſich auf Calculus zurükkführen laſſen, ſobald nur feſtſteht, was als das einfache und primitive zu betrachten ſei, und es fehlt auch nicht an ſolchen Verſuchen. Aber die urſprünglichen Einheiten wollen nicht feſtſtehn. Die Entdekkungen überholen einander und erzeugen neue Theorien und jede wirft die vorigen Einheiten um. Was feſt bleibt ſind die aufzeigbaren Gegenſtände; aber indem jedes wiſſenſchaftliche Volk von dieſen hinzubringt und Recht hat das gefundene zu benen-

ſo können wir an der Angemeſſenheit dieſes Sprachverhältniſſes zu dem Zuſtande jener Wiſſenſchaften ſelbſt nicht zweifeln.

Und nicht weit entfernt ſich doch hievon das vorher flüchtig gezeichnete Bild von der Beſchaffenheit unſerer philoſophiſchen Kunſtſprache, ſo unvortheilhaft es auch zu ſein ſchien. Anmuthiger würde es freilich ſein, wenn unſere Speculation wie die der Griechen ſich ganz in der eigenen Sprache bewegte; aber unmöglich würde es uns ſein auch durch eine völlig puriſtiſche Umbildung daſſelbe zu erreichen. Entweder übertragen wir möglichſt buchſtäblich die philoſophiſchen Elemente aus den andern Sprachen in die unſrige mittelſt neugebildeter Zuſammenſezungen, denen man doch immer anmerken muß, daß ſie keine urſprünglichen Sprachgebilde ſind, und das wäre dann nicht die ſprachbildende Kraft, und alſo auch nicht die Spracheinheit des Platon oder Ariſtoteles ſondern nur die des Cicero. Oder wir wollen unſere Sprache rein deutſch bilden eben ſo verfahrend wie Platon und Ariſtoteles, nämlich, da man nicht Sprachelemente erfinden kann für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch, aus den am meiſten angrenzenden Gebieten auswählen was am mindeſten abgegriffen iſt und am leichteſten für dieſen beſonderen Gebrauch durch Umgebungen zu bezeichnen oder auf ſprachgemäße Weiſe zu beugen. Dieſes nun iſt auch niemals unter uns vernachläſſigt worden; vielmehr hat jeder, der irgendwie Erfinder geworden iſt in der Philoſophie, mit mehr oder weniger Glükk hier das ſeinige gethan, und es wäre nicht unbelohnend zuſammenzuſtellen, was für ein Schaz von rein deutſchen gangbaren Sprachelementen und Formeln ſeit Wolf's Zeiten in unſere philoſophiſche Terminologie aufgenommen und für ſie bezeichnet und geſtempelt worden iſt. Ja es iſt dies eine Gerechtigkeit, welche wir unſerer Sprache deſto mehr ſchuldig ſind, je weniger wir uns mit ihrem Reichthum allein begnügen können. Denn es kommt auf dieſe Weiſe ans Licht, wie bewußtlos tiefſinnig ſie ſich zu ſolchen Zeiten und auf ſolchen Gebieten entwikkelt hat, denen die beſtimmten Auf-

gaben des Tiefſinns völlig fremd waren. Allein dies gilt von allen neueren Sprachen, in denen die Wiſſenſchaft getrieben wird, gleichermaßen. Aber möchten wir es ſein oder andere, welche dieſe Richtung ausſchließlich verfolgen wollten, um hierin gänzlich den Griechen uns gleich zu ſtellen: ſo müßten wir auf der einen Seite den geſchichtlichen Zuſammenhang des philoſophiſchen Denkens zerreißen, der für jene nicht da war, welche in dieſem Vernunftgebrauch zuerſt vorangingen, auf der andern Seite müßten wir den der Wiſſenſchaft natürlichen Anſpruch auf wahrhaft allgemeine Geltung aufgeben, und uns begnügen, wenn unſere Philoſophie nur eigentlich gilt für uns und nur ſo ſehr es geſchehen kann als ſolche auch verſtanden wird von andern.

Stellen wir nun auf der einen Seite dieſen Anſpruch feſt, daß jede Wiſſenſchaft im engeren Sinne des Worts dieſelbe ſein ſoll für alle, die eigentliche Philoſophie aber ganz vorzüglich, und bedenken auf der andern Seite, daß keine Sprache rein philoſophiſche von jedem andern Gebrauch geſonderte Elemente beſitzen kann, daß alſo jene Gültigkeit weſentlich davon abhängt, daß im wiſſenſchaftlichen Gebrauch auch nur der wiſſenſchaftliche

Aſſimilation an die Sprache oder durch eine Uebertragung in dieſelbe, welche den fremden Urſprung nicht zu verläugnen ſucht. Auf dieſem Wege ſollen wir allmählig dahin kommen für die Wiſſenſchaft eine Kunſtſprache zu gewinnen, bei deren Gebrauch der Unterſchied zwiſchen einem wiſſenſchaftlichen Werk in einer Sprache und ſeinen Ueberſezungen in andere möglichſt gering iſt ja allmählig verſchwindet, und das heißt wie Leibnitz es wollte ein Syſtem von Bezeichnungen, welche jeder mit Leichtigkeit in ſeiner Sprache und als ſeine Sprache lieſt.

19.

Am 26. Januar 1832.

Ein großer Herrſcher, der ſein Volk einem würdigen und edlen Ziele zuführt, iſt nicht ſelten genöthiget wegen ſchon obwaltender Verhältniſſe oder leicht vorherzuſehender Kriſen ſolche Inſtitutionen aufzuſtellen, welche nachtheilig wirken, wenn ſie, wie es vermöge der menſchlichen Trägheit oft geſchieht, länger fortbeſtehen als die Umſtände, durch welche ſie bedingt waren. So iſt es

benlandes herbeigelokkt, war es ſpäterhin leicht eine lächerliche Seite abzugewinnen, wenn ſie die ausſchweifendſten Anſprüche darauf gründen wollten, daß ſie als Mehrer des Reichs aus der Ferne hergerufen wären, und jezt iſt es uns ganz einleuchtend, daß Fremdlinge faſt nur ſcheinbar die Kräfte des Staats vermehren: aber damals war es dringende Noth die Bevölkerung des jungen von mächtigen und verdächtigen Nachbarn umgebenen Reiches ſo ſchnell als möglich zu ſteigern, wenn es ſich auf der höheren politiſchen Stufe erhalten ſollte, zu der es ſich nur eben erhoben hatte. Seine künſtliche Unterſtüzung der Fabrication und ſeine Monopole ſehen wir jezt als ein tadelnswerthes Syſtem an: aber ſie mögen wol ganz gerechtfertigt werden können als eine tranſitoriſche Maaßregel um ein trägeres Volk ſchneller mit einer großen Mannigfaltigkeit von Erwerbszweigen bekannt zu machen und ſeine Unabhängigkeit vom äußeren Verkehr für den Fall der Noth deſto eher zu ſichern. Ohnſtreitig haben wir von allen dieſen Maaßregeln reiche Früchte geerndtet, und Nachtheil konnte nur daraus entſtehen, wenn man ſie über ihr natürliches Ziel hinaus noch immer fortdauern ließ.

Wenn nur nicht jemand auch von der Handlung des großen Königs, auf welche ſich unſere heutige Feier bezieht, daſſelbige ſagt. Die Wiederherſtellung unſeres gelehrten Vereins ſei wol vielleicht auch eine nüzliche Maaßregel geweſen für damals, aber, daß ſolche Körperſchaften auch jezt noch fortbeſtehen, ſei der Höhe und Freiheit, zu welcher ſich die Wiſſenſchaft emporgeſchwungen, eben ſo wenig angemeſſen, als wenn die vorher beſchriebenen Einrichtungen auch bei der jezigen Entwikklung unſeres politiſchen und induſtriellen Syſtems gewaltſam ſollten aufrecht erhalten werden. Ziemt es mir aber auch in einer Verſammlung wie dieſe ſo mißtönende Reden vernehmen zu laſſen? Mir kommt dabei ein Jugendfreund ins Gedächtniß, der keinen geringeren Maaßſtab der Unparteilichkeit anerkennen wollte, als wenn ſich einer in vollkommner Unbefangenheit und Klarheit mit dem, der ihm nach dem Leben trachtet, nicht nur über die Sittlichkeit der

That im allgemeinen ſondern auch über die Zwekkmäßigkeit und Ausführbarkeit derſelben in dem vorliegenden Fall unterhalten könnte. Warum alſo nicht auch wir, da wiſſenſchaftliche Männer ja nach jenem Lobe vorzüglich ſtreben ſollen? Müſſen wir doch ſolche Reden genug hören, ob gerade auf unſeren Verein beſonders bezogen oder nicht, das kann völlig gleich gelten, aber jedes Landes Akademien ſind oft genug in öffentlichen Schriften und in der Geſellſchaft Gegenſtände eines ſolchen lächelnden Bedauerns, als ſeien ſie abgeſtorbene Körperſchaften, die nur noch als Schatten umhergingen; und von jedem öffentlichen Auftreten derſelben wird geredet wie wenn in die Geſellſchaft des Tages eine Anzahl Perſonen in veraltetem Coſtüm einträten, die ſich daher mit ihren Bewegungen auch nicht in die der andern zu ſchikken wüßten. Was würde es helfen zu thun als hätten wir dergleichen nie vernommen? Alle Akademien aber ſind verſchwiſtert und führen nicht umſonſt denſelben Namen; und iſt die ganze Idee veraltet, ſo iſt es unſer Verein auch.

Von dieſem nun könnte man insbeſondere ſagen, damals als Friedrich ihn aus der Nichtigkeit, in die er durch ungünſtige Be-

nur mit beträchtlichem Aufwand zu unterhaltende Anſtalten, welche ſich doch im ganzen des wiſſenſchaftlichen Verkehrs nur eben ſo ausnehmen, wie ein mühſam und ſorgfältig unterhaltener botaniſcher Garten aus lauter wild wachſenden Pflanzen! Denn welcher Akademiker möchte wol behaupten, daß er nicht ſeines gleichen habe außerhalb der Akademien, oder daß er ſo hervorragend nur geworden ſei in der Akademie und durch dieſelbe? Welche ernſte Bedenklichkeiten erregt nicht dieſe Rede! Ja wenn ſich an dieſelbe nur Vorhaltungen knüpfen könnten, die uns insbeſondere zu machen wären: ſo könnte ſie uns nur zu unſerer Verbeſſerung gereichen; aber es handelt ſich um das Leben ſelbſt und zwar aller ſolcher Geſellſchaften. Denn müßten wir bei jener längſt erfüllten Beſtimmung ſtehen bleiben, können wir nicht fortwährende und eigenthümliche Leiſtungen angeben, die von dieſen Vereinen ausgehen: ſo wird der alte Spruch, daß alles überflüſſige ſchadet, mit ſeiner ganzen Strenge uns ereilen und unſer Todesurtheil fällen. Und doch iſt alles, was man zu Gunſten der Akademien anführen kann, je offener es zu Tage liegt um ſo weniger haltbar. Jede ſolche Geſellſchaft giebt ihre Denkſchriften heraus: aber wie lange ſind die Zeiten ſchon vorbei, wo es eines Vereins bedurfte, der ſelbſt etwas daran zu ſezen hatte, damit nur Abhandlungen von einem ſtreng wiſſenſchaftlichen Gehalt das Licht der Welt erblikken könnten! wie wimmelt es jezt überall von Zeitſchriften für alle Gebiete des Wiſſens, und welcher Aufſaz eines Akademikers, wie tiefſinnig wie ſchwierig er auch ſei, fände nicht an mehr als einem ſolchen Ort den bereitſten Plaz! Und noch dazu wieviel freier arbeitet ſichs für eine Zeitſchrift. Denn wer iſt nicht beengt vor gewiſſermaßen gezwungenen Zuhörern von ſehr ungleichem Intereſſe an der Sache! und wer möchte gern einen bedeutenden Theil der Schuld auf ſich nehmen, wenn ein Band von Denkſchriften zu einer unförmlichen Corpulenz anſchwillt. Doch man ſagt, für diejenigen, die ohnedies ſchreiben würden, bedürfe es keiner Akademien, aber es gebe ſo viele gelehrte von dem reichſten Wiſſen, die aber leider

— nicht etwa es nicht von ſich geben können, denn dies iſt veraltet und darf nicht mehr geſagt werden — aber die alles nur für ſich allein beſizen wollen und denen an der Mittheilung nichts gelegen iſt. Werden aber ſolche Männer in eine Akademie aufgenommen, und das iſt ein Ehrenruf, den es einmal nicht gebräuchlich iſt abzulehnen, dann ſind ſie gefangen, dann müſſen ſie bald mit dieſem bald mit jenem hervortreten, und tragen doch ſo ihre Schuld ab an die Welt. Aber iſt die Ehre mächtig: ſo üben doch auch Schmeichelei und wenn ich es ſagen darf Langeweile eine große Gewalt aus. Und wie ſchmeicheln die Redactoren und Verleger der Zeitſchriften, wenn ſie einen kirren wollen zum Mitarbeiter, wie hören ſie nicht auf zu drängen und zu quälen, und hat einer aus Ungeduld ein Verſprechen gegeben: ſo iſt er doch eben ſo gebunden, als wenn er auf der Liſte einer Akademie ſteht. Wahrlich, die wenigen, die hiegegen unerbittlich bleiben, ich will ſie hiermit ungenannt aufs ehrenvollſte begrüßt haben: aber das Mißverhältniß zwiſchen Zwekk und Mittel wäre doch ungeheuer, wenn um ihretwillen Akademien ſollten geſtiftet und erhalten werden! Wohl, werden wir beſſer fahren

cher feſtſtehenden Genoſſenſchaften, und wie vieles dieſer Art geſchieht nicht ohne ſie zu vollkommner Zufriedenheit! Iſt es nicht in der wiſſenſchaftlichen Welt grade wie in den Sachen des Handels und der Gewerbe? Wie leicht bilden ſich Vereinigungen mehrerer zu beſtimmten Zwekken, wie natürlich giebt die neue Freundſchaft auch der Thätigkeit einen raſcheren Schwung, als wenn ſie aus alten und immer doch ziemlich lau betriebenen Verhältniſſen hervorgehen ſoll! Und iſt der beſtimmte Zwekk erreicht und das Werk vollendet: nun dann löſt ſich die Verbindung wieder auf, und es bleibt nur ein erfreuliches Andenken zurükk, aber keine läſtige Feſſel. Und ſolche Privatvereine ſind es am meiſten, neben welche geſtellt die Akademien auch in dem öffentlichen Urtheil ſo oft den kürzeren ziehen. Denn ſolchen freien Privatvereinen ziemt es ganz wohl von ſich reden zu machen und die Aufmerkſamkeit des Publicums für ſich in Anſpruch zu nehmen, denn das gehört zu ihrem Gedeihen. Auch rühmen ſie ſich ſelbſt, wie viel kräftiger ſie ihr Werk anzufaſſen wüßten, wie viel freier ſie ſich in ihren Bewegungen zeigen, wie vortheilhaft ihre ganze Führung abſteche gegen die ſchwerfälligen akademiſchen Formen. Und die Beſtimmung der Akademien alle Zweige der Wiſſenſchaft in ſich zu faſſen, ſo wie die Nothwendigkeit, welche ihre Verbindung mit dem Staat ihnen auflegt, daß ſie nämlich müſſen in manchen Stükken auf eine ähnliche Weiſe wie die öffentliche Verwaltung verfahren, kann nicht anders als nachtheilig wirken. Das leztere bringt natürlich Weitläuftigkeiten in den Geſchäftsgang und führt Formen herbei, denen nicht ohne Zeitverluſt genügt werden kann, welches immer den Eifer wiſſenſchaftlicher Männer etwas abkühlt. Das erſte muß je mehr ſich der wiſſenſchaftliche Stoff anhäuft, ſo daß die einzelnen nur einen geringeren Theil des ganzen umfaſſen können, um deſto mehr das Intereſſe aller an den Früchten der Bemühungen einzelner verringern, und dies muß ſich um deſto mehr bemerklich machen, je mehr eine ſolche alles umfaſſende Geſellſchaft doch als ungetheilte Einheit erſcheinen will. Wahr iſt wenigſtens ſoviel, daß

ſolchen Vereinen die Beſchränkung eigenthümliche Vorzüge giebt. Wollen ſie an den beſtimmten Zwekk, der nur ein kürzeres Zuſammenleben fordert, etwas immer dauerndes anknüpfen: ſo ſezt ſich ihr friſches bewegliches Leben in eine ſteife Kleinſtädterei um, und erweitern ſie ihre Beſtrebungen zu einer großen Allgemeinheit: ſo rükken ſie auch früher oder ſpäter in die Reihe der incorporirten Akademien ein und ſuchen auch ähnliche Bevorrechtungen zu gewinnen. Können nun aber auch gemeinſame wiſſenſchaftliche Werke auf dieſem kürzeren Wege zu Stande kommen, was bleibt als die eigenthümliche Leiſtung der Akademien übrig? Sollen wir uns nur hinter das Mißverhältniß zwiſchen den Geldmitteln der gelehrten und den Aufgaben der Wiſſenſchaft verſtekken, als ob deshalb ſolche vom Staat dotirte Anſtalten nothwendig wären, weil es ſo viele Beobachtungen Verſuche und Unterſuchungen zu machen giebt, wozu der Aufwand nicht gedekkt werden kann durch den Gewinn, den auch im günſtigſten Fall die Darſtellung oder der Gebrauch des Ergebniſſes gewähren würde? Schwerlich möchte die Erklärung hinreichen, und ſchwerlich möchte auch der Sache in dieſem Fall eine richtige Berech-

len wir einfach geſtehen, das Geheimniß unſeres Daſeins ſei nur das ſo vieles erhaltende Geſez der Trägheit, vermöge deſſen nicht gern aufgehoben wird, was beſteht, auch wenn die zureichenden Gründe zum Fortbeſtehen lange nicht mehr vorhanden ſind? Was ſoll uns auch weiteres Suchen helfen, wenn wir doch bei dem nicht bleiben könnten, was ſich Friedrich, als er die Akademie gründete, gedacht hat. Denn hätte ſich irgendwann unſere Beſtimmung geändert: ſo wären wir dann gewiß nicht mehr derſelbe Verein, und führten unſer Daſein mit Unrecht auf den großen König zurükk. Denn dieſe Bewandniß hat es mit allen ſo genannten moraliſchen Perſonen; der Staat wechſelt nicht nur beſtändig die Individuen, er erweitert ſich und zieht ſich zuſammen, er macht Fortſchritte und rükkgängige Bewegungen, ja er kann ſeine ganze Form ändern, tyranniſch werden aus der Demokratie, republicaniſch aus der Monarchie, er kann den ganzen Kreis der Formen mehrfach durchlaufen und bleibt doch derſelbe, weil ſeine Beſtimmung dieſelbe bleibt. Und eben ſo könnte umgekehrt die Akademie noch aus denſelben Männern beſtehn, die Friedrich hier zuſammenrief, hätten ſie aber irgendwann im Widerſpruch mit ſeiner Abſicht ihrer Verbindung einen andern Zwekk untergelegt: ſo wäre doch ſeine Stiftung aufgehoben und an ihre Stelle etwas anderes getreten, und wir müßten unſern Anfang nur von dieſem lezten Akt an rechnen. Könnte aber wol irgend etwas einzelnes von dem, was wir jezt unterſucht haben, ſein Gedanke geweſen ſein? Das wird wol niemand behaupten wollen, denn es iſt auch ſo jenen Zeiten nicht angemeſſen; theils hängt es wol zuſammen mit den Ordnungen der Akademie, oder gehört zu ihren Facultäten, aber die Idee drükkt es nicht aus. Aber ſollte er ſo wie wir anfangs hörten beſtimmte Erwartungen von dem Einfluß der Akademie auf den Unterricht überhaupt oder auf die allgemeine Bildung gehegt haben? Das geht wenigſtens aus der Art, wie er ſie hingeſtellt hat, nicht hervor, und kann ihm nur ſehr unbeſtimmt und in der Ferne vorgeſchwebt haben. Gehört es aber unſtreitig zu unſerm Begriff einer Aka-

demie, daß ſie kein Privatverein iſt, ſondern vom Staat ausgegangen, begründet ſowol als ausgerüſtet, warum betrachten wir ſie nicht gleich ſo als ein Werk der königlichen Kunſt? Ja ich möchte auch auf dieſes den bekannten Charakter eines Kunſtwerkes anwenden, daß ihr eine Zwekkmäßigkeit zukommt ohne Zwekk. Bei jedem einzelnen Zwekk, den wir ſolchem Verein unterlegen, kommen wir mit der Rechnung zu kurz. Aber von welchem Gedanken dieſes Inſtitut der Ausdrukk ſei, das haben wir oben ſchon angegeben, es iſt die poſitive thätliche ſchlechthin uneigennüzige Anerkennung der Wiſſenſchaft in ihrem abgeſonderten ſelbſtändigen Leben. Die Univerſitäten drükken dieſes nicht aus, denn ſie ſind in den Geſchäften des Staates wirkſam; aber indem der Staat eine Akademie gründet: ſo erkennt er an, daß es ein Gut für ihn ſei, denn nur ein ſolches kann er hervorrufen wollen, daß die Wiſſenſchaft in ſeiner Mitte ein freies ſelbſtändiges Leben führt. Alle Privatvereine ignorirt er nur, oder wenn er ihnen etwas gewährt, ſo iſt das nur eine Begünſtigung wohlberüchtigter Perſonen, die Akademie aber ſezt er, und ſie ſpricht alſo etwas von ſeinetwegen aus. Aber er ſezt ſie zu keinem be-

und die Regierung dies nur anerkennt, wenn ſie ihre Mitglieder aller Art ſelbſt wählt und — was jedoch nie geſchehen möge — ausſchließt, und die Regierung dies nur anerkennt. Je mehr lezztere hierin noch ſelbſtthätig einwirkt, um deſto mehr iſt noch die Regierung gleichſam im Aufſtellen der Akademie begriffen, und hat ſie noch nicht als vollendet proclamirt. Iſt ſie aber ſo zu ihrer vollkommnen Stellung gelangt: ſo kann auch wol nicht vorausgeſezt werden, daß ſie dem wiſſenſchaftlichen Streben außerhalb ihres eignen Umkreiſes fremd bleibe, vielmehr iſt ihr davon die vollkommenſte Kenntniß zuzumuthen, und das Verhältniß des Staats zur Wiſſenſchaft iſt erſt zur vollkommnen Conſequenz geſtaltet, wenn auch die Regierung von dieſer Vorausſezung ausgeht. Keinesweges etwa als ob ſie ſollte von der Akademie Rath begehren oder gar ihr die Entſcheidung anheimgeben über das Perſonal oder die Organiſation des öffentlichen Unterrichtsweſens; denn dieſes gehört zu den Geſchäften des Staats, denen die Akademie ganz fremd bleibt. Aber wenn die Regierung rein wiſſenſchaftliche Unternehmungen von einzelnen oder von Privatvereinen durch beſondere Begünſtigungen unterſtüzt: wäre dafür nicht, wenn ſie ihrem eigenen Grundgedanken treu bleiben will, die Akademie das natürliche Tribunal, um über die Würdigkeit der bittſtellenden und die Angemeſſenheit der Unterſtüzung zu entſcheiden, da es ja mit zu ihrem Beruf gehört nach Maaßgabe ihrer Ausſtattung auch einen Theil ihrer eigenen Mittel auf ähnliche Weiſe anzuwenden? Daher ſcheint immer ein leiſes Mißverhältniß angedeutet, wenn anders verfahren wird, es müßte denn ſein, daß der Staat ſolche Unterſtüzungen nicht um der Wiſſenſchaft willen ſondern aus andern Motiven ertheilt, über welche dann natürlich die Akademie gar kein Urtheil hat. Sonſt aber iſt immer wenn etwas dieſer Art ohne ſie geſchieht vorauszuſezen, daß die Organe der Regierung entweder der Akademie die Vollſtändigkeit nicht zutrauen, daß ſie den wahren Berichterſtatter über den Gegenſtand in ſich hätte, oder daß ſie ſie nicht frei halten von einer parteiiſchen Einſeitigkeit. Doch nicht allein

dieſes gehört zu der Vollkommenheit, welche die Akademie anſtreben muß, daß ſie das anerkannte Senſorium des Staats werde für alles rein wiſſenſchaftliche Leben innerhalb deſſelben, und der allgemeine Kanal, durch welchen dieſem Gebiet alle beſonderen Begünſtigungen der Regierung zufließen, ſondern in dem Begriff derſelben liegt auch, daß ſie zwiſchen der Wiſſenſchaft des Landes, dem ſie angehört, und aller auswärtigen die anerkannte Vermittlerin ſei. Keineswegs als ob ſie ein Monopol begehrte zum auswärtigen wiſſenſchaftlichen Verkehr, oder als ob ſie das unendliche Geſchäft der wiſſenſchaftlichen Uebertragung aus fremden Sprachen in die eigene zu leiten habe; nein, kein Streben werde durch die Akademie gehemmt, keine Schranke durch ſie aufgerichtet, keine Anmaaßung müſſe ihr mit Recht Schuld gegeben werden können. Sondern nur ſo iſt es gemeint. Der Staat, indem er die Akademie unter der aufgeſtellten Idee einſezt, erkennt zugleich die Wiſſenſchaft als weſentlich Eine an. Sie modificirt ſich zwar, die verſchiedenen Zweige derſelben in verſchiedenem Grade, für jedes Volk beſonders in ſeiner Sprache: aber wie die vollkommenſte Gemeinſchaft der Sprachen auch die

ihrem innern Leben den unverlezlichen heiligen Frieden dar, der in dem Lande der Betrachtung thront.

Iſt nun dieſes lezte allerdings das ſchwierigſte für den Staat: ſo können wir, weil grade dieſes unverkennbar der Sinn des großen Königes war, der dem Kriege deshalb weil er ihn eifrig führte doch nicht minder abhold blieb, wir können ſage ich hieraus um ſo ſicherer ſchließen, daß auch das andere, womit dieſes aus einem Stükk iſt, bei der Stiftung unſeres Vereins in ſeinem Gedanken lag. Wir können daher ihn nicht beſſer ehren, als wenn wir dieſen ſoviel an uns iſt immer deutlicher zur Anſchauung bringen. Von Seiten des Staates iſt ſchon das meiſte geſchehen. Die ſchüzende Macht hat uns nie geweigert unſere Ordnungen zu verändern nach unſerer beſten Ueberzeugung, die Verwendung unſerer Mittel zu wiſſenſchaftlichen Zwekken hat nie Schwierigkeiten gefunden, die Wahl unſerer Mitglieder iſt in unſere Hände zurükkgegeben, und keinem Namen, den wir uns zuzugeſellen wünſchen hier oder in der Ferne zu thätiger Theilnahme oder zum Schmukk unſers Vereins, hat die königliche Beſtätigung, durch die jeder erſt der unſrige wird, jemals gefehlt. Wir nun unſererſeits haben der Nichtigkeit ernſt entgegenzutreten, mit welcher dieſes wie ja vieles andere gemeinſame von der lauten Menge behandelt wird, als ob Vereine wie der unſere nur dazu da ſeien, damit einige einzelne ſich größerer Annehmlichkeit erfreuen oder auf wohlerworbenen Lorbeeren beneidenswerther Ruhe pflegen. Wenn wir jeder nach ſeiner Art der Augenblikke mit Treue wahrnehmen wann die Liebe zur reinen Erkenntniß in uns wirkt und geſtaltet, wenn wir kein ſchönes Ziel überſehen, welches wir durch vereinte Kraft erreichen können, wenn wir umſichtig und frei, gerecht und weiſe, Unvollſtändigkeiten, welche die Erweiterung der Wiſſenſchaft herbeiführt, zu ergänzen, und die Lükken auszufüllen ſuchen, welche durch das gemeinſame Geſchikk in unſeren Reihen entſtehen: ſo werden wir freilich nicht ſo ungleich bleiben, daß nicht unſer Verein bald mit glänzenderem bald mit bedekkterem Lichte ſtrahlen ſollte; wir werden nicht immer

daſſelbe Bild der ganzen Wiſſenſchaft darſtellen, ſondern bald wird dieſes Gebiet unter uns ausgebildeter erſcheinen und jenes zurükkbleibend, bald umgekehrt; wir werden nicht jeden Verluſt erſezen können, den wir erfahren, aber mit alle dieſem Wechſel werden wir doch in größeren Zeitabſchnitten ſagen dürfen, daß wir nicht ſchlechter ſeien als unſere Väter, vielmehr den Gedanken, durch den wir da ſind, immer vollkommner entwikkeln und den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in unſerm Vaterlande würdig vorangehen.

Dieſes Bekenntniß aber, daß wir nicht vermögen jeden Verluſt zu erſezen, liegt uns heute beſonders nahe, da wir an dieſem Tage die Veränderungen, die in der Akademie vorgegangen ſind, dem Publicum in Erinnerung zu bringen haben. Denn faſt nur Verluſte haben wir zu melden. Erworben hat ſich die Akademie in dieſem Jahre kein anweſendes ordentliches ſondern nur als auswärtiges Mitglied Herrn Heeren in Göttingen; er gehörte uns aber ſchon vorher an als Correſpondent. Verloren dagegen haben wir, ich darf um denen nicht vorzugreifen, die dereinſt ihre Gedächtnißreden vorzutragen haben, nur ihre Namen

20.

Am 24. Januar 1833.

Zweierlei habe ich ſchon oft gehört fehle noch an der Verherrlichung des großen Königs, ein dieſer Hauptſtadt und der gegenwärtigen Zeit eben ſo ſehr als ſeiner würdiges Denkmal aus der Werkſtatt der bildenden Kunſt, und eine im Zuſammenhang ſeines Privatlebens und ſeiner königlichen Thaten ſein geiſtiges Bild ähnlich und vollſtändig wiedergebende Geſchichtſchreibung.

So dringend ſcheint der Wunſch, daß ſchon öfter gleichſam ohne zu bedenken, von wem allein der Impuls dazu ausgehen kann, auch öffentlich an ein großartiges Denkmal iſt gemahnt worden. Wie oft und ſeit wie langer Zeit haben ſich ſchon die Künſtler damit beſchäftigt, und wie mancher Entwurf mag ſchon im ſtillen mehr oder minder ausgebildet worden ſein! Auf dem friedrichſtädtſchen Markt nicht etwa zwiſchen beiden Domen, wo das Schauſpielhaus ſteht, damals noch das erſte ſtand, ſondern mit Aufopferung dieſer Gebäude auf ihrem gemeinſamen Raum, und noch größer wollte er die Grundfläche genommen haben, ſollte ſich eine Rieſentreppe vierſeitig pyramidaliſch erheben bis an die Höhe der Kuppeln und dort auf einem Raum, noch groß genug um eine Menge Beſchauer mit Sicherheit zu faſſen, ſollte ſich die Reiter-

ſtatue des Königs erheben in verhältnißmäßiger Größe, das iſt ein Entwurf, den ich am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem geiſtreichen Manne jener Zeit öfters mit Begeiſterung erörtern hörte. Mit welcher Freude ſah er im Geiſt jene koloſſalen Gebäude, die doch auch den König ins Gedächtniß zurükkrufen, ihrem Urheber wieder zu Füßen gelegt und verſchwunden! wie großartig, daß nun die ſtattlichen Häuſer die den Plaz umgeben nur erſcheinen würden wie ein mäßiges Staket um jenes Denkmal! Nicht mehr ſollten hier Stätten ſein für jene gemeinſame Verehrung des höchſten, der ja ſo viele erbaut ſind in beiden Sprachen, nicht mehr ſollten in dem vorhandenen Raume zwiſchen beiden fremde Geſchichten verſinnlicht oder an dem, was nach des Dichters Ausdrukk der misère begegnen kann, die Sitten einer kleinlichen Zeit beſpöttelt und wo möglich ſpottend veredelt werden: ſondern in dem großen Mann ſollte hier das weltordnende Weſen als in ſeiner ſchönſten Gabe geprieſen, durch das mächtig ergreifende Standbild des Helden hier wie mit einem Zauberſchlage alles kleinliche aus den Gemüthern vertrieben und alle in Einem gewaltigen Gefühl der Vaterlandsliebe erhoben werden.

werden, was er mit Liebe gebaut hat. Und wenn man ſcherzhafterweiſe ſchon das als einen Vorzug rühmen könnte, der ihm würde vor ſeinem großen Ahnherrn, wenn er ſo hoch geſtellt wäre, daß es nicht leicht einer gewöhnlichen Fantaſie einfallen kann ihn bei nächtlicher Weile herabſteigen und als ehernen Gaſt umgehen zu laſſen: ſo iſt dieſes doch im Ernſt wünſchenswerth, daß er zugleich ſo hoch ſtehe und doch ſo zugänglich ſei, nicht in dem Grade, daß man ihn leicht im Vorübergehn mit einem leichten Blikk beehren könne, ſondern daß jeder wollen muß und ſich mühen, der den Eindrukk in der Nähe haben will, aber doch daß es dazu nicht eines bewaffneten Auges bedarf, und daß die Beſchauung auch in der unmittelbarſten Nähe noch eine geſellige in bedeutendem Maaßſtabe ſein kann. Denn das iſt ein Anſpruch, den wir machen müſſen an ein ſolches Denkmal, wenn es jemals zu Stande kommen ſoll. Nicht nur ſei es königlich ſondern auch volksmäßig, nicht nur ſei es ein Meiſterwerk der Kunſt ſondern es übe auch eine lebendige politiſche Wirkſamkeit aus.

Der Laie kann nur Forderungen ausſprechen, wie ihnen zu genügen iſt findet der Künſtler. Mögen denn unſere glükklichen Genien nur fortfahren auch aus dieſem Geſichtspunkt ſich mit Entwürfen zu beſchäftigen, damit der Gedanke im Gange bleibe. Bis aber ein glükklicher Augenblikk einen ſolchen ans Licht fördert, der nicht ein bloßes Geſicht bleibt, wie jenes, ſondern wirklich ausführbar iſt, wollen wir das Denkmal ſelbſt nicht vermiſſen. Wer ſich bis dahin auf ähnliche Weiſe von dem großen König durchdringen will, der gehe die Potsdamer Straße entlang und beſteige zunächſt jene Höhe jenſeit des Stroms, von der wir die beiden durch den ſchönen Luſthain verbundenen Paläſte erblikken, die er ſich erbaut, den einen für ſein ſtilles Leben und Wirken, den andern für königlichen Pomp und Feſte, und wenn er dann die Gegenwart vergeſſend voll dieſer Erinnerung näher tritt, die Stufen zu Sansſouci hinanſteigt, ſich in dem Gebäude die tägliche Lebensordnung des Mannes wiederholt und ihm dann bald

ein ſchöner Zug aus ſeinem nur zu engen Einzelleben, bald eine von ſeinen öffentlichen Thaten einfällt, oder er an dieſe und jene ſeiner ſchriftlichen Ergießungen ſich erinnert, und ſo der Geiſt Friedrichs ihn von allen Seiten umweht: wie ſollte der wol ein Denkmal vermiſſen!

Und jezt vermißt es noch niemand, die lebendige Ueberlieferung dauert noch fort. Die jezt Großväter ſind haben ſeine Geſtalt noch geſchaut näher oder ferner, und können noch auf ihre Enkel das Bild übertragen; von ihren Vätern her kennen ſie ſeine Uebungen ſeine Heerſchauen ſeine Reiſen, des ſiebenjährigen Krieges Bedrängniſſe und Errettungen, Niederlagen und Siege, was er angebaut und urbar gemacht, ſein Walten in Krieg und Frieden. Jezt noch nicht, aber nicht lange mehr. Noch eine Generation weiter hin, und die Ueberlieferung hat nicht mehr dieſelbe Haltung; alles, was jedem ins Auge fällt, die Geſtalt und Ordnung des Heeres, die Art und Weiſe der Staatsverwaltung, das Verhältniß ſelbſt des Unterthanen zum Oberherrn, hat ſich über das gewöhnliche Maaß hinaus verändert, die Einzelheiten in Wort und That ſind nicht mehr ſo klar und verſtändlich, das Bild dunkelt immer mehr noch, die Züge werden [illegible]

ſein, und nur Abriſſe davon, unvollkommen genug natürlich, verbreiten ſich nach allen Seiten hinaus unter das Volk. Von einer Geſchichte aber, die eben ſo als ein Meiſterwerk der wiſſenſchaftlichen Kunſt der beſten aus mehreren Generationen werth wäre, der Stolz der Preußen die Bewunderung des Auslandes, was kann davon unter das Volk kommen? Die Schule des Volks ſind die Kinderbücher und der Kalender. Sehr wahr! aber wir wollen uns nicht ſchämen den Zuſammenhang derſelben mit den edelſten Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft einzugeſtehen. Die uns verſchwiſterte Akademie der Künſte und die Gewerbſchulen in unſern Provinzen ſind eine wohlverbundene Kette, und bald werden dieſe lezten Glieder derſelben ihren Einfluß auf die ganze Landſchaft erſtrekken. Wir wollen immer anfangen uns umzuſehen, ob die Bilder der königlichen Perſonen, die uns auf allen Straßen aufſtoßen, nicht einen Anflug bekommen von dem gegenwärtigen Zuſtande der Kunſt. Nicht umſonſt auch in dieſem Sinn war früher der Kalender unter die Aufſicht der Akademie geſtellt, ihr Einfluß hat viele Thorheiten daraus vertrieben, und darin wird mit zwekkmäßiger Bedächtigkeit vorgeſchritten werden; und je mehr dieſe verſchwinden, deſto mehr Raum wird gewonnen für angemeſſene Rathſchläge und Belehrungen aus unſerm Schaz erweiterter Naturkunde. Und eben ſo iſt es auch mit der Geſchichte. Auch die geſchichtliche Seite unſeres Vereins, wiewol auf keine Weiſe zur Mittheilung der ſchon erworbenen und ſichergeſtellten Kenntniſſe beſtimmt und verpflichtet, ſteht doch mit unſern Hochſchulen in vielſeitiger Berührung, und an dieſe reiht ſich eine ununterbrochene Kette bis zu denen, die unmittelbar am Unterricht des Volks arbeiten. Der Stoß, den das Volk empfängt, beginnt bei dem oberſten Glied, und wie dieſes die Geſchichte auffaßt und behandelt, davon hängt ab, ob was dem Volk, ſei es auch in Kinderbüchern und im Kalender, von Geſchichte mitgetheilt werden kann, es auch wirklich lebendig ergreife, mit dem ganzen befreunde und geiſtig erhebe.

Glauben wir aus unſerer vaterländiſchen Geſchichte Perſönlichkeiten im Volk lebendig erhalten zu können, die über die Reformation hinausliegen, ſo würden das leere Hoffnungen ſein; denn dieſe finden gar keinen Anklang mehr in der Unmittelbarkeit des Lebens. Vom großen Churfürſten werden ſich noch einzelne Erinnerungen fortpflanzen, aber der große König iſt die erſte Geſtalt, welche mehr im Zuſammenhang feſtgehalten werden kann. Und nur ein geſchichtliches Meiſterwerk über ihn wird auf alle untergeordneten mehr vereinzelten Darſtellungen den rechten reinigenden und belebenden Einfluß üben. Werden wir ein ſolches bald erhalten? Man ſagt zwar, Geſchichte dürfe nicht zu früh geſchrieben werden, und es wäre ſehr überflüſſig die Wahrheit, die hierin liegt, erſt auseinanderſezen zu wollen; aber gewiß trifft das mehr den Verlauf großer und verwikkelter Begebenheiten als das einzelne Leben. Für dieſes tritt eher der Zeitpunkt ein, wo alle Materialien, die wirklich erſprießlich ſind, auch zuſammengebracht werden können, und wiederum eher auch der, wo manche Verhältniſſe nicht mehr in ihrem wahren Licht können betrachtet werden, mithin auch der Geſchichtſchreiber ſtörende Verzeichnun-

nicht auf die Federn zu beſchäftigen. Sehen wir von allem ab, was nur — und zwar oft ſehr problematiſcher — Stoff iſt oder ganz einſeitige Betrachtung: ſo bleiben drei untergeordnete Formen ſtehen, in welchen ein ſolcher Gegenſtand behandelt zu werden pflegt, die eigentliche Lebensbeſchreibung, die Regierungsgeſchichte, die Charakterſchilderung. Von denen Individuen nicht zu reden, über die weil ſie nur der Maſſe angehören ſich gar nichts ſagen läßt, und mit erwogen, daß, wo es eine Amtsführung einen Beruf giebt, in dem der einzelne nicht ganz untergeordnet bleibt, da auch eine Regierungsgeſchichte iſt: werden wir geſtehen müſſen, daß keine Generation eines gebildeten Volkes gänzlichen Mangel haben darf an ſolchen, die eines von dieſen verdienen. Wie ſinnlos wäre es auch und nichtig, daß immerfort ſo viele Perſonen gedichtet werden, wenn nicht das Bewußtſein dabei zum Grunde läge, daß ſo viele wirkliche verloren gegangen ſind, denen ihr Recht nicht widerfahren iſt, oder daß die gedichteten wirklich müſſen geweſen ſein, wenn auch unbekannt. Und jede Zeit auch die ſcheinbar ruhigſte hat ihre Bewegungen und Gegenſäze, die ſich oft am klarſten in einem einzelnen Leben ſpiegeln, welches rein in ſich ſelbſt betrachtet wenig merkwürdiges darbieten würde. Daher kann es an ſolchen nicht fehlen, an die eine von dieſen Beſtrebungen gewendet werden ſollte, wer aber alle drei verdient, dem widerfährt auch durch alle drei nicht ſein Recht, ſondern ihm gebührt ein höheres, und ein ſolches iſt die Geſchichte, die ich meine. Eine Lebensbeſchreibung des Königs in jenem engeren Sinne könnte ſogar im Gebiet der Chronik ſtehen bleiben als Tagebuch oder Annalen, und es gehörte nur ein mäßiges Geſchikk dazu, daß es doch ein lebendiges und erregendes Werk ſei, aber mit gleichem Recht könnte dabei ſein Geiſt und Gemüth auf die verſchiedenſte Weiſe vorgeſtellt werden. Eine Regierungsgeſchichte, wie bedeutend müßte ſie nicht ſein, wenn ſie auch nichts wäre als ein aus einer europäiſchen Staatengeſchichte deſſelben Zeitraums gleichſam ausgeſchnittenes Kapitel,

worin von dem Könige nur auf dieſelbe Weiſe gehandelt würde, wie es Recht und billig iſt bei manchem regierenden Haupt, wo es gleich gilt ob man ſagt, der Fürſt der König, oder der Hof das Kabinet die Regierung that ordnete entſchied dies und jenes. Und eine Charakterſchilderung, wenn ſie auch nur aus den einzelnen Zügen, die in ſolcher Maſſe vorliegen, eine verſtändige Auswahl in wohlhergebrachten pſychologiſchen oder ethiſchen Kapiteln zuſammenſtellte, und ſie mit Fragmenten aus ſeinen Herzensergießungen in Briefen und Gedichten durchwirkte: wie ergreifend könnte ſie nicht ſein, wenngleich die rechte Einheit zu alle dieſem jeder ſich doch um ſo freier ſelbſt conſtruiren könnte, je mehr ihm die Darſtellung die entwikkelnden Veranlaſſungen aus dem Auge rükkte, und je weniger ſie zugleich irgend etwas enthielte von ſeinem Einfluß auf die Welt. Nun aber denken wir uns jede von dieſen dreien in ihrer höchſten Vollkommenheit, ſo daß uns dann im einzelnen nichts weſentliches fehlt: doch werden wir nicht befriedigt ſein durch dieſe Vereinzelung. Sondern wenn wir hier einen Zauberſchlag thun könnten, wie er uns auf dem Gebiet der Natur hie und da zu Gebote ſteht, daß wie

erhob, eben ſo gut verſteht wie der wohlgehegte Diener, jeden leiſen Ausdrukk der Schwermuth wie die ſchweſterliche Freundin, der wenn er an ſeine Jugend denkt nicht nur das Bild der zerfallenen Häuslichkeit, in der er aufwuchs, vor Augen hat, ſondern auch die geſammte erhabene Geſellſchaft der gleichzeitigen europäiſchen Fürſtenſöhne, der einen Blikk dafür hat, wie ſich ſein Auge für die Welt öffnete, wie ſich die Geſchichte in ihn hinein arbeitete, wie er das Treiben der Regenten und der Völker um ſich her anſah, wie er die Bedeutung der ihm angewieſenen Stelle auffaßte. Er muß in ſich beſtimmt unterſcheiden, und wenn er auch aus Mangel an Zeugniſſen nicht wagt ſein Urtheil auszuſprechen, was der König geliebt und was er ſich nur vorgeſchrieben, was er an und für ſich als gut gewollt und was er nur als vorübergehend nothwendig geordnet.

Doch ehe ich noch am Ende bin, unterbricht mich die Frage, ob denn wer dies vermag Zeit und Kunſt verwenden ſoll an die Darſtellung eines einzelnen Lebens. Ich will mich nicht darauf zurükkziehn, daß es für den Geſchichtſchreiber nichts zu kleines giebt und nichts zu großes; er wähle das kleinſte und die ganze Zeit muß ſich darin ſpiegeln, ſondern unumwunden ſagen, woran dieſe Forderung hängt. Nicht jeder Fürſt, auch nicht jeder rühmliche und ſegensreiche, kann in demſelben Maaß ſeinen eignen Geſchichtſchreiber verlangen. Aber es liegt ein eignes Geheimniß in der Grenze zweier Zeitalter. Ein ausgezeichnetes Individuum, welches da eine waltende Stelle findet und gleichſam auf der Hut ſteht, iſt ein eminenter Gegenſtand für die Geſchichte. Da ringen entgegengeſezte Kräfte, da walten geheimnißvolle Ahndungen, Gegenhalten und Vorbereiten, Abwehren und Anlokken, große Maaßregeln, ſcheinbare Uebereilungen, leiſe Anfänge und vergebliche Verſuche, alles hat einen tieferen Zuſammenhang. In dem, was ſich weit umher regte, liegt der Schlüſſel zu ſeiner Entwikklung, in dem, was er geweſen iſt und geleiſtet hat, liegt der Schlüſſel zu dem, wie die Stöße des krachenden Welttheils auf

den von ihm umfaßten Boden gewirkt haben, und zu vielem, was ſich noch aus dieſen Wirkungen geſtalten wird. Dieſe Wechſelwirkung zwiſchen dem einzelnen und den allgemeinen Lebensbewegungen iſt der Geiſt der Geſchichte, und wer die Darſtellung Friedrichs II. nicht auf dieſe Weiſe faßt, muß ſie auch weſentlich verfehlen.

21.

Bei der Aufnahme des Herrn v. Raumer

am 3. Julius 1827.

Wenn Sie, mein Herr, aus Rükkſichten, welche wir jedem einzelnen, gegenüber einer Genoſſenſchaft, gern zu gute halten, es nicht ganz unbedenklich finden ſich einem Verein wie der unſrige anzuſchließen: ſo hat auch unſere Körperſchaft, in deren Mitte Sie zuerſt zu begrüßen ich jezt die Ehre habe, ihre Bedenklichkeiten und muß die größte Vorſicht beobachten bei der Wahl ihrer Mitglieder. Wie es deutſcher Art und Sitte überhaupt nicht zuſagen könnte, wenn alle großen wiſſenſchaftlichen Talente in Einer oder ſeien es auch zwei Hauptſtädte vereinigt wären: ſo ſind bei uns auch Vorkehrungen hiezu nicht getroffen; und es bedarf keiner gar langen Zeit um ſchmerzhafte Erfahrungen darüber zu machen, wie ſchwer es gelingt, wenn es einmal gilt einen Mann von der erſten Virtuoſität in ſeinem Fache von auswärts her unſerm akademiſchen Vereine zu gewinnen, um ſo ſchwerer allemal als wir ihn am liebſten für uns allein erobern möchten. Deſto mehr müſſen wir uns daher hüten, daß nicht auch minder reichlich ausgeſtattete Geiſter ſich uns durch ihre Nähe und durch die freundlichen Verhältniſſe, welche dieſe mit ſich bringt, zu dringend empfehlen, und wir ſo allmählig, von der rechten Höhe des

wiſſenſchaftlichen Standpunktes hinabſteigend, uns den ebneren Gefilden nähern; deſto eiferſüchtiger müſſen wir darauf ſein, daß nicht diejenigen, welche wir uns gewonnen haben, früher oder ſpäter überwiegend theils vom Staatsdienſt in Anſpruch genommen werden, theils die verdienſtvollen Geſchäfte des öffentlichen Lehramtes ſie tieferen und mehr akademiſchen Forſchungen mehr oder minder entziehen. Wie ſollte es alſo in einer ſolchen Lage nicht auch unſerer Akademie bisweilen begegnen, daß ſie theils — und niemand wird ſich wundern, daß grade ich dieſes erwähne — ſei es nun durch verſprechende frühere Leiſtungen beſtochen oder von gemüthlichen Aufwallungen einzelner Mitglieder hingeriſſen auch ungenügende Genoſſen ſich aneignet, theils auch von den glänzenden Geſchikken, welche einzelnen Mitgliedern beſtimmt ſind, überwunden, ſich ſolche Männer auf kürzere oder längere Zeit faſt entfremdet ſieht, von denen ſie die reichſte Erndte zu erwarten berechtiget war.

Die Wahl, welche Sie, mein Herr, mit uns verbindet, droht uns mit keinem Mißgeſchikk irgend einer Art. Ihre Leiſtungen liegen der Welt und uns vor Augen, und eine ſichrere Bürgſchaft

Auch er hatte in der Laufbahn des Staatsdienſtes glükkliche Fortſchritte gemacht, und nicht geringere Ehren winkten dort dem reichbegabten Manne als irgend einem andern; aber er lenkte ab der Wiſſenſchaft zu Liebe noch zeitig genug, daß er, wäre ihm nur Zeit vergönnt geweſen, auch den erſten nicht würde nachgeſtanden haben. Er indeß, nachdem er einen der edelſten Dichter des Alterthums unſere Sprache gelehrt, widmete ſich immer ausſchließender jenen tiefſinnigen Speculationen, welchen aus einer Genoſſenſchaft wie die unſrige wenig weſentliche Förderung entſtehen kann, welche aber einer mehr als hundertjährigen Erfahrung zufolge am kräftigſten ja faſt ausſchließend auf unſeren Univerſitäten in dem erfriſchenden Leben mit forſchbegieriger Jugend gedeihen.

Sie hingegen, mein Herr, verließen Ihre öffentliche Wirkſamkeit im Staate nur um ſich ganz dem Anbau der Geſchichte zu widmen. Was mit dieſer großen Selbſtbetrachtung des menſchlichen Geiſtes zuſammenhängt, das neueſte wie das älteſte, wenn nur auch jenes in dem reinen Gebiet der darſtellenden Betrachtung bleibt, bildet diejenige Hälfte unſeres Vereins, welche zunächſt gewünſcht hat, daß Sie der ihrige werden möchten. Wir ſezen gern voraus, daß jeder, der auf dieſem Gebiet mit einem nicht unbedeutenden Eigenthum angeſeſſen iſt, ſich gern und je tiefer er forſcht um ſo lieber eines engeren Vereins mit treuen Genoſſen und eines beſtimmten Anrechtes auf ihre Theilnahme an ſeinen Arbeiten erfreut. Vorzüglich aber hat die Erfahrung ſeit der neueſten Geſtaltung unſerer Akademie auf das erfreulichſte gezeigt, wie überall auf dieſem Gebiet die Thätigkeit des öffentlichen Lehrers und die des Akademikers in den verſchiedenſten Verhältniſſen wohl zuſammen ſtimmen. Gern verſammeln ſich diejenigen unter uns, welche an der hieſigen höheren Lehranſtalt die verſchiedenen Zweige dieſer Kenntniſſe auf die Jugend fortzupflanzen beſtrebt ſind, in unſern engeren Mauern zu vertraulichen Mittheilungen, und, auch die ſich mit dem größten Eifer jenem Lehrgeſchäft widmen, werden immer auf Forſchungen ge-

führt, die jedes akademiſchen Vereins würdig ſind und ſich allgemeiner Anerkennung erfreuen.

Sie, mein Herr, haben ſchon während Sie noch Staatsmann waren als politiſcher Schriftſteller in Ihren Dialogen Ueber Krieg und Handel, in Ihrem brittiſchen Beſteuerungsſyſtem, gezeigt, wie derjenige die Gegenwart betrachtet, welchem die Entwikklung der menſchlichen Dinge in ihren allgemeinen Grundzügen wie in den eigenthümlichen Formen verſchiedener Zeiten und Zonen lebendig vorſchwebt. Seitdem haben Sie ſich keinem von den verſchiedenen Zweigen, welche dieſe Klaſſe der Akademie in ſich vereinigt, fremd gezeigt. Sie haben uns mit einer geſchichtlichen Darſtellung des Alterthums beſchenkt, Sie haben für das Mittelalter aus verborgeneren Quellen mit einſichtsvoller Auswahl geſchöpft, auch das orientaliſche hat ſich Ihrer berichtigenden Theilnahme erfreut, und was iſt nicht von einem Manne zu erwarten, welcher kaum auf dem Gipfel des männlichen Alters angelangt ein Geſchichtswerk wie das Ihrige, von dem Sie nicht nöthig gehabt hätten einen ſchnöden Vorwurf abzuwälzen, nachdem er es eine Reihe von Jahren in der Stille geheat und bis zur Vollen-

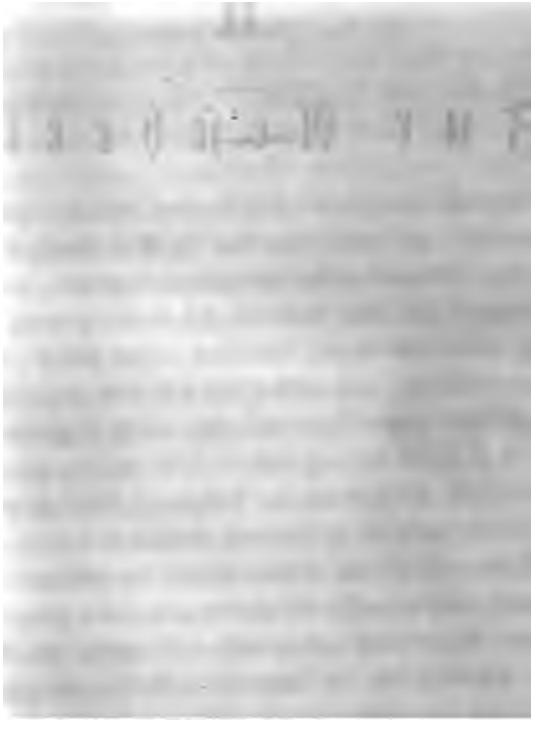
zuwenden: so zweifeln auch wir nicht daran, daß schon an sich, am meisten aber für denjenigen, der die Vergangenheit sich wissenschaftlich gestaltet hat, auch das neuere und gegenwärtige einer eben so sehr dem Gehalt nach tiefsinnigen als der Form nach wissenschaftlichen Behandlung fähig ist.

Darum lassen Sie uns gemeinschaftlich mit gutem und wohlbegründetem Vertrauen dem, was Sie unserm Kreise sein und in demselben leisten werden, entgegensehen! Und wenn ich es, aus Gründen welche ich eben angedeutet, ohne alle schmerzliche Empfindung bemerklich mache, daß ich in den zwölf Jahren, seit ich der Wortführer der philosophischen Klasse gewesen bin, nicht ein einziges mal Gelegenheit gehabt habe ein neues Mitglied in unserm Kreise willkommen zu heißen: so freue ich mich, daß mir diese gleich zu Theil wird, wie ich nur in der Stelle des Wortführers der historischen Klasse auftrete, und mit herzlicher Freude bewillkomme ich den Geschichtschreiber der Hohenstaufen, um seinen Namen in die Rolle einzutragen, wo — damit ich keinen anwesenden nenne — die Namen Müller und Niebuhr schimmern. Wenn jener leider, nachdem lange seine äußeren Lebensverhältnisse dem wissenschaftlichen Streben gedient hatten, doch zulezt seine gelehrte Thätigkeit in einem unfruchtbaren Staatsdienst untergehen ließ, Niebuhr aber, wie Sie, politisch angefangen, dem Staatsdienst aber zur guten Stunde Lebewohl gesagt hat, um dem, was die Wissenschaft an ihn zu fordern hatte, je ungetheilter desto vollständiger zu genügen: so werden Sie nur um so eigenthümlicher der dritte sein zu beiden, wenn, wie Niebuhr sich ganz dem Alterthume zugewendet hat, und das bisher allgemein gültige Bild desselben mit der tiefsinnigsten Kritik beleuchtet und mit eben so kühner als kundiger Hand hineinbessert und es umgestaltet, Sie im Gegentheil sich dem widmen wollen, was der Gegenwart näher liegt, um in den für die meisten noch allzu beweglichen und ihrer Nähe — oft verwirrenden Erscheinungen theils die ewigen Gesezе de[r] laufs menschlicher Dinge zur Anschauung zu bringen, th[eils]

Verhältniſſe der Gegenwart zu den früheren Zeiten, auf denen ſie ruht, ins Licht zu ſezen, auf alle Weiſe aber den ernſten und ſtrengen Geiſt der Wiſſenſchaft auf einem Gebiete geltend zu machen, deſſen Betrachtung eben ſo oft durch eitle Frivolität als durch verderbliche Parteiſucht herabgewürdiget wird.

II.

Zur Aesthetik.



Ueber den Umfang des Begriffs der Kunst in Bezug auf die Theorie derselben.

1. *)

Unsere Theorie der schönen Künste, auch Aesthetik, Theorie des schönen genannt, und was sonst noch für schwankende Benennungen von dem Schwanken des Gegenstandes zeugen, wird in ihrem dermaligen Zustande schwerlich bei irgend genauer Betrachtung auch nur einigermaßen befriedigen. Wir haben es an beiden Enden versucht; aber weder hat sich einer von beiden Wegen, der speculative oder der empirische, irgend allgemein geltend gemacht, noch ist es bisher gelungen beide mit einander auf die rechte Weise in Berührung zu bringen. Jede philosophische Schule, wie sie neue ideale Elemente aufstellt und nicht nur aus diesen auf neue Weise die Erscheinungen der geistigen Welt erklärt sondern auch neue Combinationen aus jenen Elementen als Beweise der eigenen Schöpfungskraft hervorruft, hat sich auch wenigstens beiläufig mit der speculativen Seite dieser Theorie beschäftigt. Aber die Regeln der künstlerischen Ueberlieferung, nicht nur die, welche es mit der Handhabung des Stoffs und der Werkzeuge zu thun haben, sondern auch jene höheren, welche auf

*) Gelesen am 11. August 1831 in der Plenarsitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften. Z.

jedem Gebiet die Erfindung innerhalb gewiſſer Schranken zuſammenfaſſen wollen, ſo daß ſich keine zu weit von der Aehnlichkeit mit den vorhandenen Formen entferne, haben von dieſem Wechſel wie raſch auch und wie gänzlicher Umwälzung gleich kaum die mindeſte Kenntniß genommen. Ja kaum in der äußerſten Gefahr überläßt ſich der ausübende Künſtler dem Philoſophen, ſondern er befindet ſich erſt wieder wohl, wenn er mit Arion ausruft, Ich kann nicht hier du dort nicht wohnen, Gemeinſchaft iſt uns nicht verliehn; und doch können als Geſezgeber für die Kunſt beide nur ihre Haltung finden in ſolcher Gemeinſchaft und gegenſeitigen Berufung auf einander. Bis dieſe hergeſtellt iſt, ſtreben vergeblich die Regeln der einzelnen Künſte dem geflügelten Genius Zaum und Gebiß anzulegen, und beweiſen eben in dieſem Unvermögen ihre Unwahrheit. Der Genius, wenn er ſein Werk geltend gemacht hat, zwingt den Geſezgeber zu einem neuen ihn rechtfertigenden Kanon, der aber wieder nur ſo lange gilt, bis ein folgender Meiſter die Schranken durchbricht. Kurz je mehr auf ein einzelnes Kunſtgebiet ſich beſchränkend und von der Anſchauung der darin vorhandenen Kunſtwerke ausgehend, um

ſten Säzen in der Ethik oder in der Wiſſenſchaft von den Lebensthätigkeiten des Geiſtes, und trennt ſich nur deswegen von derſelben als ein beſonderer Ausfluß oder eine angewendete Diſciplin, weil ſie in ihren weiteren Ausführungen auf gegebene Bedingungen des Daſeins eingehen muß, um das mannigfaltige zu begreifen und ſo weit zu gelangen, daß auf jedem einzelnen Kunſtgebiet die techniſchen Regeln ſich mit Leichtigkeit eben ſo an die Aeſthetik anſchließen, wie dieſe ſelbſt ihre Wurzeln hat in der Ethik. Vielleicht widerſpricht dieſer Rede auch der vortreffliche Mann nicht, welcher freilich zunächſt nur von der bildenden Kunſt redend den Rath giebt ſie mehr aus der Wiſſenſchaft von der Natur als aus der Lehre von der Seele begreifen zu wollen; denn was wir hier unter Ethik verſtehen iſt wichtiger und umfaſſender, als was wir die Lehre von der Seele zu nennen gewohnt ſind. Aber doch auf der einen Seite ſezt ſie das Verſtehen der Seele als des im vereinzelten Leben erſcheinenden Geiſtes voraus, und auf der andern Seite müſſen wir jedem von beiden ſeine eigenen Anſprüche zugeſtehen an unſere Theorie. Die Kunſtthätigkeit muß in ihrer Einheit als Geiſtesthätigkeit begriffen werden aus der Natur der Seele und in ihrer Mannigfaltigkeit aus der Wiſſenſchaft der Natur, weil doch dieſe die Bedingungen des Daſeins enthält; und es würde mißlich ſtehen um die Einheit des Begriffs der Kunſt, wenn das Verhältniß der bildenden Kunſt zu beiden von dem der andern Künſte zu denſelben anders als nur dem Grade nach verſchieden wäre. Eben dieſe Einheit des Begriffs der Kunſt iſt nun der nächſte Gegenſtand dieſer Abhandlung. Sie will nicht an die in andern Abhandlungen aufgeſtellten Elemente der Ethik die erſten Principien unſerer Theorie anknüpfen, welches in gehöriger Form und weit genug entwikkelt, um erſprießlich zu ſein, in einem ſolchen Raum nicht geſchehen könnte. Sie will nur einen untergeordneten aber doch nicht unwichtigen Dienſt leiſten, indem ſie die Frage aufs neue vorlegt, ob und in wiefern die verſchiedenen Hervorbringungen, welche alle wir durch den gemeinſamen Ausdruk Kunſt

zu bezeichnen pflegen, wirklich als Thätigkeit des Geiſtes Eins ſind, woraus ja erſt folgen muß, ob und wiefern ſie gemeinſame Principien haben und ein gemeinſames Maaß. Denn ich glaube nicht, daß die Antwort ſchon erwünſchterweiſe gegeben iſt. Das Gebiet der Kunſt müßte uns ſonſt als ein völlig abgeſchloſſenes begriffen ſein, das gemeinſame aller und das beſondere einer jeden deutlich auseinandertreten, und jeder einzelnen Kunſt durch den Zuſammenhang aller ſelbſt ihr Gebiet und ihre Aufgabe genau abgegrenzt ſein. Aber welche Unſicherheit in dieſem allem tritt uns ſtatt deſſen entgegen. Wie zweifelhaft iſt die Selbſtändigkeit des einen Gebiets, wie beſtritten das Bürgerrecht eines andern, und welche Verlegenheit entſteht oft im einzelnen, wenn beſtimmt werden ſoll, ob dieſe oder jene Leiſtung zur Kunſt gehöre oder nicht. Ja wenn es faſt noch das beſte in dieſer Hinſicht iſt, daß bald dieſe bald jene Kunſt aus dem Standpunkt einer andern behandelt wird, ſo daß man von maleriſchem in der Muſik, von plaſtiſchem in der Poeſie und von poetiſchem überall redet: ſo werden hiedurch gegenſeitige Beziehungen mehr angedeutet als begründet, und die tanzende Bewegung, in der

als den Namen Kunſt: wie wenig iſt dieſer daſſelbe in der antiken Grundſprache und in der modernen. Unſer deutſches Kunſt hängt mit Können zuſammen und bezeichnet eben ſo die Meiſterſchaft in der Ausführung wie Kunde die in der Auffaſſung, das helleniſche τέχνη hingegen mit Erzeugen und Gebären. Bei uns alſo wollte die Kunſt von dem äußerlichſten an das mechaniſche ſtreifenden benannt ſein, dort von dem innerlichſten und lebendigſten. Welch ein verſchiedener Ausgangspunkt! Wie natürlich, wenn jene unter demſelben Namen mehr zuſammengefaßt hat, was dem eigentlichen Kunſtgebiet nur ähnlich iſt durch Mühe Fleiß und Geſchikk, und dieſe hinwiederum ſolches, was ihm nur ähnlich iſt wegen des heimlichen verborgenen Erſinnens! Wie alſo iſt die Grenze zu ziehen nach der einen und nach der andern Seite? Ja auch die Stellung der Frage ſchon iſt eben wegen dieſes Ganges der Sache ſchwierig. Ob wir fragen ſollen, Was von dem vielen Kunſt genannten läßt ſich als wahrhaft gleichartig, weil von derſelben Geiſtesthätigkeit ausgehend, in ein abgeſchloſſenes Gebiet mit Zurükklaſſung des übrigen zuſammenfaſſen? oder, Auf wie vielerlei Art kann ſich jene in aller wahren Kunſt eine und ſelbige Geiſtesthätigkeit äußerlich manifeſtiren? das wäre, wenn das Wort des Räthſels ſchon gefunden wäre, völlig gleich. Bis dahin aber können wir nicht nur nicht erwarten auf dem einen Wege zu demſelben Ergebniß zu gelangen wie auf dem andern, ſondern nachdem wir auf den lezten ſchon vorläufig verzichtet wird ſchwer zu vermeiden ſein, daß wir, wenn wir den erſten einſchlagen, doch auf eine ganz willkührliche Weiſe beginnen, wenn wir doch nur einiges können mit in Rechnung ziehen und anderes müſſen mit ſeinen Anſprüchen abweiſen.

Denn wenn jede Kunſt als Thätigkeit ihr Ziel findet in ihren Werken, was macht nicht alles Anſpruch darauf ein Kunſtwerk zu ſein! Ich rede nicht von dem, was irgend einem Bedürfniß abhilft, oder irgend einem Zwekke dient, und wäre es auch der erhabenſte wiſſenſchaftliche: denn es iſt jezt ſchon eine

alte Rede, daß was nach der Angemeſſenheit zu irgend einem beſtimmten Zwekk beurtheilt werden muß, aus dem Gebiet der eigentlichen oder ſchönen Kunſt ausgeſchloſſen bleibt. Aber wenn wir uns auch auf dieſe Weiſe der mechaniſchen Künſtler in Betreff ihres eigentlichen Berufs entledigen: ſo kehrt doch ein großer Theil von ihnen mit neuen Anſprüchen zurükk, indem ſie uns zeigen, wie ſie aus reinem Intereſſe an dem ſchönen ihren Erzeugniſſen ſchöne Formen geben, die für den Zwekk derſelben ganz gleichgültig ſind, indem unbeſchadet deſſelben die nämlichen Werke anderwärts roh und ungeſtaltet ſind. Und wenn wir doch geſtehen müſſen, unſer Wohlgefallen an dieſen Formen ſei der Art nach daſſelbe wie das an den eigentlichen Kunſtwerken: wie könnten wir umhin ihren Anſprüchen unſere Anerkennung zu geben, da keinen Unterſchied zu machen zwiſchen groß und klein eher göttlich iſt als verwerflich! — Und wie iſt es mit dem Verhältniß zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft? Nicht ſo, daß wir beide auf der einen Seite einander gegenüberſtellen, auf der andern nicht zu läugnen begehren, daß, wie es eine Wiſſenſchaft geben ſoll von der Kunſt, ſo es auch eine Kunſt giebt in der Wiſſen-

Verhältniſſen ordnen und ſich mit Würde und Leichtigkeit bewegen, wenn bald einzelne dies und jenes kunſtreich darſtellend hervortreten, bald die Maſſen ſelbſt ſich ſpielend zerſtreuen und wieder ſammeln, wenn in ſolchem Gewühl Freiheit und Ordnung ſich gegenſeitig unterſtüzen und lebendig erhalten, und auch mitten darin jeder ein ſicheres Gefühl hat von der freudigen Zuſammenſtimmung und der leichten Entwikklung des ganzen: iſt nicht eine ſolche Fülle ſchöner freier Bewegung, ein ſolcher Inbegriff von Kunſtdarſtellung und unmittelbarem Lebensausdrukk, deren Wechſel doch nur als Skizze angeordnet iſt, das beſte in der Ausführung aber improviſirt wird, nicht auch wieder ein Kunſtwerk für ſich, ohnerachtet keiner es hervorbringt? Und werden wir nicht daſſelbe zugeben müſſen von den Verſammlungen der frommen, wenn ſich erhabener Geſang und würdige Rede, bedeutſame Handlungen und ausdrukksvolle Bewegungen zu einem ergreifenden ganzen bilden, daß auch dieſes, nicht nur in dem Maaß als jeder der einzelnen Theile kunſtgerecht iſt, ſondern auch für ſich als Einheit dieſer Theile ein Kunſtwerk ſei? Doch auf eben dieſe Weiſe werden wir uns nicht erwehren können, auch noch weiter gehend uns über das menſchliche überhaupt zu erheben. Oder ſollte der Eindrukk, den uns die unſern Kunſtwerken verwandten natürlichen Gegenſtände aufdringen, ſich als ein anderer erkennen und beſchreiben laſſen? und enthüllt ſich nicht unſern Blikken ſo wie wir ſie nur hierhin wenden eine eben ſolche nur unermeßliche vom kleinſten bis zum größten in tauſendfältigen Abſtufungen ſich erſtrekkende Reihe von göttlichen Kunſtwerken? Sehen wir nicht an der Productivität der Erde, und auch gleichgültig gleichſam für ihre Hauptbeſtimmung, dieſe Fülle von Zierlichkeit in den Geſtaltungen, von Farbenſchmelz und Pracht in den Culminationsmomenten des vegetabiliſchen Lebens? Und an den Denkmälern der mannigfaltigen Umgeſtaltungen, durch welche erſt der Planet ſich zum Wohnſiz der Intelligenz entwikkeln konnte, iſt uns nicht an dieſen als Zugabe geſchenkt dieſe Fülle pittoresker Schönheit und Erhabenheit an den Abhängen

des gewaltſam emporgetriebenen Bodens, auf den alten Kampfplätzen des ſtarren und des flüſſigen; und ſind nicht an dem unentbehrlichen lebenbringenden Tanz, in dem ſich Erde und Sonne bewegen, ein zufälliges und freies Kunſtſpiel jene muſikaliſchen Fantaſien, welche täglich zum Willkommen und Abſchied die Sonne ausführt auf dem diatoniſchen Farbenklavier unſerer Atmoſphäre? Und dann wieder nicht an ſondern in der Anordnung und Vertheilung des Lebens, welcher Reichthum von Harmonien in den aufſteigenden Stufen und in der Verſchiedenheit des gleichen, worin doch das geübte Auge daſſelbe Weſen und dieſelben Grundformen mit Leichtigkeit entdekkt. Und welche Vollkommenheit der Conſtruction ahnden wir erſt in der Zuſammenſtellung in den verborgenen Beziehungen eines jeden Syſtems von Weltkörpern. Ja werden wir nicht ſagen müſſen, es ſei nur die Unvollkommenheit unſerer Einſicht, nur die eigennüzige Befangenheit unſerer Betrachtungsweiſe Schuld daran, daß wir die göttliche Kunſt nur einzeln als an anderm und in anderm erblikken; aber doch ſollten wir getroſt behaupten, daß ſich die Welt in der geſammten Einheit ihrer Entwikklung wie das Eine

derſelben Formel auszumeſſen, indem wir nämlich zuſammenſtellen, was in uns daſſelbe reine Wohlgefallen erwekkt, und was wir zugleich nicht auf beſtimmte Zwekke zu beziehen wiſſen. Nichts aber liegt uns alsdann näher als die Frage, wie eben dasjenige, was wir als Werk in daſſelbe Gebiet mit der göttlichen Kunſt ſtellen, auf ſeine eigene Weiſe als menſchliche That und unterſchieden von andern menſchlichen Thaten zu Stande komme. In dieſer Frage ſelbſt liegt aber ſchon die Aufforderung, damit wir leichter zu einer einfachen Antwort gelangen, das künſtleriſche, wie es an einem andern oder in einem anderen vorkommt, vorläufig bei Seite zu ſtellen und uns zunächſt nur an die ſelbſtändig auftretende Kunſt zu halten, welche Werke, die nichts anderes ſein wollen, zu Tage fördert.

Aber auch dies iſt nicht leicht und einfach auszuſcheiden, ſondern — um nur Eines anzuführen — ein großes Kunſtgebiet iſt ſchon lange ein ſtreitiger Gegenſtand, ob es zu den ſelbſtändigen Künſten gehöre, oder ob es nur Kunſt ſei an einem anderen. Wenn die einen von der Größe und Hoheit der baukünſtleriſchen Werke hingeriſſen die Architektur eher vor als nach allen andern als eine ſelbſtändige Kunſt verehren und ſie vertheidigen, daß ſie ſich nur ihres guten Rechts bediene, wenn ſie um Raum zu gewinnen und ſich Bahn zu machen ſich gern ſo anſtelle, als wolle ſie nur beſcheiden allerlei würdigen menſchlichen Zwekken dienen, dann aber ſich leicht auch um der geringſten künſtleriſchen Rükkſichten willen über alle Zwekkmäßigkeit faſt ſpottend hinwegſezt: ſo bleiben andere ſtreng und feſt dabei, jedes eigentliche Gebäude ſei nur ein gemeinſchaftliches Gewand für mehrere oder ein Gefäß, innerhalb deſſen Menſchen zuſammengehalten werden und ſich bewegen, und alle ſchönen oder erhabenen Formen ſeien nur inſoweit zuläſſig, als zuvor der Zwekk, für den das ganze errichtet werde, ſichergeſtellt ſei, und nicht einmal wollen ſich dieſe zu einer Theilung verſtehen, daß nämlich das kunſtmäßige der Wohnungen und Geſchäftsgebäude allerdings nur an einem anderen ſei, die Baukunſt aber in allen

den Werken, welche nur dem feſtlichen öffentlichen Leben angehören, auch als eine ſelbſtändige Kunſt müſſe angeſehen werden. Und ein ähnlicher zwar nicht ſo laut und wiederholt geführter aber doch nicht minder intereſſanter Streit erhebt ſich auf der ganz entgegengeſezten Seite ſo weit als möglich entfernt von dem körperlichen Stoff, den die Baukunſt behandelt. Nämlich wenn doch die Tugend Schönheit ſei, ſagen einige: ſo müſſe, wie alles ein Kunſtwerk ſei, deſſen Element die Schönheit iſt, auch ein in einer Reihe von freien Handlungen und wohlüberlegten Thaten in einer gewiſſen Vollkommenheit ſittlich durchgeführtes Leben als eine in ſchönem Ebenmaaß zuſammengehaltene Fülle von Thätigkeiten ein treffliches Kunſtwerk ſein, oder vielmehr ein ſolches, welches, wie die Welt die Geſammtheit göttlicher Kunſtwerke in ſich ſchließt, alles was einzeln ſo genannt werden kann als ſeine Theile in ſich hat; denn jede einzelne Kunſtleiſtung müſſe doch vor allen Dingen als Element eines ſolchen Lebens gerechtfertigt werden können. Andere hingegen meinen, der ſittliche Menſch könne zwar in dieſem Sinne ein göttliches Kunſtwerk ſein, nichts aber könne für ein menſchliches gelten, was ei-

nigen leider Recht genug zu haben, welche behaupten, nichts einzelnes könne gewußt werden als nur zugleich mit allem anderen. Was bleibt uns alſo übrig als nur ſehr unkünſtleriſch und eben ſo unwiſſenſchaftlich irgendwo in der Mitte uns feſtzuſezen und zu verſuchen, ob es uns gerathen will, und wenn wir auch bald zugeben bald wieder abnehmen müſſen, doch endlich etwas feſtes und ſicheres zu finden.

So wollen wir uns denn zunächſt halten an eine alte Rede, die ſich aber auch in dem Munde neuer Meiſter wiederholt, daß alle Kunſt entſpringt aus der Begeiſtung aus lebhafter Bewegung der innerſten Gemüths- und Geiſteskräfte, und an eine andere eben ſo alte tief in unſere Denkweiſe eingewurzelte, daß nämlich jede Kunſt ihr Werk muß aufzuweiſen haben. Und ſo wäre wol das nächſte, zuzuſehen inwiefern in den verſchiedenen Künſten auf dieſelbige Weiſe aus der Bewegung das Werk entſteht. Aber der Schwierigkeit der Sache wegen möchte es gerathen ſein den Verſuch bei denen Künſten zu beginnen, wo der Weg zwiſchen beiden Punkten nur kurz ſein kann, und der Prozeß ſehr einfach erſcheint. Und glükklich wären wir und hätten einen guten Wurf gethan, wenn wir auf der einen Seite neben dem Kunſtwerk auch ein verwandtes kunſtloſes fänden, um zeigen zu können, wie das eine ſich von dem andern unterſcheidet, und auf der anderen Seite das gefundene auch auf die anderen Künſte übertragen könnten, bei denen der Weg nicht mehr ſo kurz iſt und das Verfahren nicht mehr ſo einfach. Nun können wir wol Freude und Schmerz ohne nach Inhalt und Veranlaſſung beſonders zu fragen ohne weiteres als ſolche auch zu der innerſten Quelle des Lebens durchdringende Erregungen aufſtellen. Beide haben ihre entſprechenden Aeußerungen im Ton und in den willkührlichen leiblichen Bewegungen. Aber freilich wie die ausgelaſſene Freude ſpringt und ſich in kreiſenden Bewegungen ermüdet, wie ſie umarmend an ſich reißt und fahren läßt, wie ſie halb inarticulirte Töne bunt durch einander in mancherlei Höhe und Tiefe ausſtößt; und wie eben ſo auch der Schmerz

ohne Maaß und Regel ſeufzt und ſchreit, ſich in kläglichen Windungen umherwirft, und ſo die Tonleiter auf- und abläuft und alle barokkſten willkührlichen Bewegungen am häufigſten wiederholt: ſo iſt bei dieſen Aeußerungen an ein Kunſtwerk nicht unmittelbar zu denken. Und doch ſind dies unläugbar die Naturanfänge zweier Künſte, das kunſtloſe zu Tanz und Geſang als dem kunſtmäßigen, zwei Künſte, aus denen ſich doch die größeren Gebiete der Mimik und der Muſik nur durch natürliche Erweiterung entwikkelt haben. Was iſt aber nun der ſpecifiſche Unterſchied zwiſchen dem kunſtmäßigen und kunſtloſen? Dies unſtreitig, daß die rohen und ungeſchlacht wechſelnden Bewegungen unter Maaß und Regel gebracht werden; aber dieſe haben in der urſprünglichen Erregung je ſtärker ſie iſt um ſo weniger ihren Grund. Vielmehr iſt es das Weſen jenes kunſtloſen Zuſtandes, daß Erregung und Aeußerung identiſch ſind, und völlig gleichzeitig durch ein bewußtloſes Band vereinigt mit einander beginnen und mit einander verlöſchen, oder noch genauer zu reden ſind beide wahrhaft eins und nur von dem draußen ſtehenden Beſchauer willkührlich getrennt; wogegen in jeder Kunſtleiſtung dieſe Identi-

dem Schlummer wekkt und aufregt, eine Thätigkeit in dieſer muß eingeleitet ſein durch jenen Impuls; aber dies ſind nur die Bedingungen der Kunſt. Kunſtthätigkeit entſteht nur in ſofern, als wo jene eintreten auch ein kräftiges Maaß dieſer Beſinnung vorhanden iſt, welche die Naturthätigkeit über ſich ſelbſt erhebt und zu einer Offenbarung des ſich ſeiner bewußten und die Erregung beherrſchenden Geiſtes adelt. Und dieſes iſt der tiefere urſprüngliche Sinn der Formel, daß die Leidenſchaften oder vielmehr die leidentlichen Zuſtände gemäßigt werden durch die Künſte. Wo der Trieb ſtark genug iſt, welcher jede aufgeregte Bewegung in reine Darſtellung verwandelt, da wird auch zurükkgewirkt auf die Empfindungen und Gefühle, denn die Begierden freilich, welche einem beſtimmten Ziele zueilen, ſind dieſem Geſez nicht unterworfen. Unterſcheidet ſich nun auf dieſem Gebiet das kunſtmäßige von dem kunſtloſen weſentlich durch dieſe zwiſchen eintretende vorbildende Beſinnung, und finden wir dieſe zugleich in allen Künſten: ſo werden wir es vorläufig wenn auch nur als einen gewagten Saz aufſtellen dürfen, daß dieſe das Weſen jeder Kunſt als ſolcher ſei. Iſt aber durch die vorbildende Beſinnung das unmittelbare Zuſammenſchlagen von Erregung und Aeußerung aufgehoben: ſo ändert ſich natürlich auch das ganze Verhältniß zwiſchen beiden. Wirkt nämlich in dem kunſtloſen Zuſtand der Erregungsmoment nur unmittelbar: ſo erſchöpft er ſich auch größtentheils durch einen kleinen Kreis von Bewegungen, und wenn er zu ſchwach iſt bewirkt er gar nichts. Auf dieſe Weiſe entſtehen dann von jeder Erregungsweiſe aus analoge und verwandte Aeußerungen, aber alle geringfügig und vereinzelt. Wird aber der Prozeß durch die vorbildende Beſinnung aufgehalten: ſo kann noch während dieſer Hemmung ein zweiter erregter Zuſtand entſtehen, der vielleicht für ſich gar nichts bewirkt hätte, der aber nun doch etwas zur Darſtellung hinzubringt und ſie über jenes Maaß hinaus erweitert. Auf dem Gebiet der Kunſt alſo kann es Darſtellungen geben, die ſich auf eine Reihe von Erregungsmomenten beziehen. Und dieſes wirkt auf die ganze

Eintheilung des Lebens, denn je mehr Kunſtſinn in einem Volk um deſto mehr bilden ſich in demſelben feſtliche Zeiten. Was den Menſchen unter den Geſchäften des Lebens innerlich bewegt, das bleibt innerlich verwahrt, die vorbildende Thätigkeit regt ſich, aber tritt wieder zurükk um ſich nicht ins kleine zu zerſplittern, und die feſtliche Zeit iſt nichts anders als der gemeinſchaftliche Entladungsact für die aufgeſparte Darſtellung. Aber ebenſo läßt ſich nun auch denken, daß es Erregungsmomente giebt, die ſo tief das ganze Weſen ergreifen, daß ſie eine gleichſam unendliche Aufgabe für die urbildliche Beſinnung werden. Ein einzelner Act auch nach dem größten Maaß genügt ihr nicht, die Erregung iſt noch nicht geſtillt und fährt fort nach außen zu drängen, und Ein Moment, der mit einem Uebermaaß von erregender Kraft das ganze Weſen durchzieht, erhält auch die vorbildende Beſinnung immer rege und wird das Thema eines ganzen Lebens. Und betrachten wir die Verhältniſſe, welche zwiſchen den drei aufgezählten Elementen, der Erregung, der Vorbildung und der Ausführung, ſtattfinden können: ſo erkennen wir daraus faſt alle die verſchiedenen Geſtaltungen, welche die Geſchichte der Kunſt

Umgebungen oder aus dem Kampf mit einer abgeſtorbenen Ueberlieferung glükklich herausgearbeitet hat. Und iſt es unvermeidlich, daß auch die Erfindung ſich dürftiger geſtaltet, wenn das Bewußtſein ſie hemmt, wie wenig die Mittel zureichen, und muß ſie, wenn ſie ſich über dieſe Dürftigkeit erheben will und es verſchmäht ſich zurükkſcheuchen zu laſſen, doch wegen der Unfähigkeit den äußeren Anforderungen zu genügen nothwendig unvermögend erſcheinen: ſo bleibt dann nichts übrig als eine vergeblich ringende Genialität, welche zwar den geiſtigen Werth der Perſönlichkeit wenngleich einer unerzogenen verkündigt, aber zu dem gemeinſamen Kunſtſchaz wenig oder nichts bleibendes hinzufügt. Wenn hingegen die [Erfindungsgabe,] in welcher eigentlich erſt die zur wahren Begeiſtung geſteigerte urſprüngliche Erregung ſich kund giebt, nur dürftig eintritt, während es doch einer lebendigen Natur nicht an erregenden Momenten fehlt, und auch die organiſchen Fertigkeiten auf einem beſtimmten Gebiet ſo weit entwikkelt ſind, daß ſie auch einer kräftigeren Erfindungsgabe genügen könnten: ſo wird nicht etwa, wie man denken könnte, der alte kunſtloſe Zuſtand wieder eintreten, denn weder kann ſich dieſer erhalten, wenn einmal in einer Geſammtheit nur überhaupt Kunſtſinn und ein Kunſtleben ſich entwikkelt hat, noch kann auch das kunſtloſe Hervortreten dem ſelbſt genügen, in dem der Organismus irgend einer Kunſtübung ſich genugſam gebildet hat um auch größeres zu leiſten. Vielmehr wenden ſich dann beide, die Erregbarkeit, die ſich äußern will, und die organiſche Fertigkeit, welche nach Beſchäftigung verlangt, an eine fremde beiden am nächſten zuſagende Erfindungsgabe, und ſo entſteht dann in der Kunſt das weite und reich beſezte Feld der Nachahmung. Wir verſtehen aber darunter zweierlei, nämlich nicht nur die fremden Muſtern folgende und daher das Kunſtgebiet nicht erweiternde Production, welche in jeder Gattung und jeder Periode einen ſo breiten Raum einnimmt, daß ſie vorzüglich die Maſſe der Kunſterzeugniſſe bildet, aus der man die einzelnen urſprünglichen Werke mühſam herausſuchen muß. Sondern auch

diejenigen gehören hieher, welche fremde Werke, die in dem Gebiet liegen, für welches ſie ſelbſt erregt ſind, ſich und andern wiederholt zum Genuß darbieten, wie denn Ueberſezer und Rhapſoden oder kunſtreiche Vorleſer auf dieſe Weiſe den Dichtern dienen, Kupferſtecher, ſofern ſie auch ſelbſt noch an der Kunſt Antheil haben, wie man es freilich von den Formgießern der Bildhauer nicht ſagen kann, den Malern, und die Virtuoſen auf allen Inſtrumenten, die menſchliche Stimme mit eingeſchloſſen, den Tonkünſtlern. Alle dieſe haben einen ſelbſtthätigen Antheil an der lezten Ausübung des Künſtlers, ja er überläßt ihnen dieſe oft ganz, und bedarf ſolcher ausführenden Virtuoſen nicht minder als ſie ſeiner. Und dieſe Befreundung zwiſchen denen, bei welchen die künſtleriſche Erfindung ſo überwiegt, daß die organiſche Fertigkeit nicht Schritt halten kann, und denen wiederum, welche dieſe voraushaben jener aber ermangeln, beruht doch darauf, daß das, was jeder beſizt von beiden, aus derſelben Art erregt zu ſein abſtammt. Und nun dürfen wir nur denen, welchen ſchon die Gabe der Erfindung fehlt, auch noch die ausübende Fertigkeit nehmen: ſo haben wir den Ort gefunden für die ſelbſt nicht

deinswürdigen doch allemal fremden Bewegungsgründen, wobei ſie ſich natürlich nur mehr in geiſtloſen Mechanismus oder falſche Tendenzen verliert, bis vielleicht ein neues Leben für ſie anbricht. Können wir uns nun aus dieſen einfachen drei Elementen ſo leicht die verſchiedenen Stufen ja auch Ausweichungen in dem Leben der Kunſt zurechtlegen: ſo fragt ſich, ob wir nicht auch aus denſelben ſollten die übrigen verſchiedenen Gebiete der Kunſt bei genauerer Betrachtung entwikkeln können. Offenbar nun muß das Geheimniß liegen zwiſchen dem, was wir die Erregung, und dem, was wir die vorbildende Beſinnung nannten; denn iſt dieſe einmal an ihrem Werk, ſo iſt auch das Kunſtgebiet beſtimmt. Die Stimme mit ihren nachahmenden Inſtrumenten, die Hand mit ihren mancherlei Werkzeugen, der ganze Körper ſelbſt bringen nur das zur äußeren Erſcheinung, was in dem inneren Urbilde ſchon geſezt iſt; das innere Auge hat geſehen, das innere Ohr hat gehört, und nun wird für den äußeren Sinn gearbeitet.

Hiebei nun muß ich zuerſt bevorworten, daß wenn vorher Freude und Schmerz im allgemeinen als ſolche Erregungen namhaft gemacht wurden, deren ſich die kunſtmäßig bildende Beſinnung bemächtigen könne, dies weder allgemein gelten kann, als ob alle Kunſtthätigkeit von dieſen beiden ausginge, ſo daß die Begeiſtung in allen dieſelbe wäre, und nur zu zeigen bliebe, wie ſo nun hieran bei dem einen ſich die dichteriſche bei dem andern die maleriſche Vorbildung anknüpfe, noch auch ausſchließend, als ob unmittelbar und ohne weiteres an jede von beiden ſich die vorbildende Beſinnung anlehne. Sondern nur ſofern in beiden mitgeſezt iſt oder ſich von ſelbſt daraus entwikkelt der Trieb der Aeußerung; und nicht ſind jene beiden die gemeinſame Begeiſtung aller Künſtler, ſondern jedes Kunſtgebiet hat ſeine eigne. Daher geſtaltet ſich uns nun unſere Frage ſo, Welches iſt bei jeder Kunſt die urſprüngliche den Trieb auf die Aeußerung ſchon in ſich ſchließende und von da aus in eine beſtimmte Werkbildung übergehende Erregung, die wir in dieſer lezten Hinſicht vorzüglich

Begeiſterung nennen? Und dann würde zu unterſuchen ſein, in wiefern dieſe ihrer Aehnlichkeit wegen, oder wenn wir es bis dahin bringen können, wegen ihres Verhältniſſes zu den übrigen Geiſtesthätigkeiten uns berechtigen ſie mit allen ihren Wirkungen unter Einen gemeinſamen Begriff zu bringen. Wie uns nun dieſes gelingt, in demſelben Maaß werden wir dem Begriff ſeinen Umfang beſtimmen können, wo nicht, ſo würden wir dann anheimzuſtellen haben, ob auch dieſer Verſuch vergeblich und auf eine andere Löſung der Aufgabe zu warten iſt, oder ob der Vermuthung Raum zu geben, die Künſte ſeien nur zufällige Erzeugniſſe, bald ſo bald anders ſich geſtaltend, verſchwindend und wieder zurükkkehrend, ohne daß dies mit irgend etwas weſentlichem in der menſchlichen Entwikklung zuſammenhange. Stände es nun ſo mit der ſchönen Kunſt, ſo müßte ſich allerdings unſere Freude an ihr und unſere Liebe zu ihr gar ſehr herabſtimmen, ſie ſänke herab zu den unbedeutenderen Verſchönerungen des Lebens und es müßte von ihr gleichfalls gelten, daß ſie nur gefährlich und für die weſentlichen Verrichtungen des Menſchen ſtörend eingreifen müſſe. Daß nun dieſe Vermuthung um deſto mehr Raum gewinnt, je mehr vergebliche Verſuche die Theorie aufzuweiſen

2. *)

Wenn ich in der erſten Abhandlung ein Paar einzelne zwar ſehr alte und weit verbreitete Kunſtzweige in ihrem Verhältniß zu dem analogen kunſtloſen betrachtet und daraus die drei weſentlichen Momente jeder Kunſtthätigkeit, die Erregung die Urbildung und die äußere Darſtellung, abgeleitet habe: ſo iſt dabei keinesweges die Meinung geweſen, daß die Kunſtwerke ſollten aus denſelben erregten Gemüthszuſtänden entſpringen, welche ihren natürlichen Ausdrukk finden in dem kunſtloſen Ton und der kunſtloſen Gebehrde. Vielmehr um eine ſolche Behauptung zu widerlegen wäre nicht einmal nöthig zu fragen, ob wol jene mit der Natur wetteifernden Schöpfungen der Maler und Bildhauer, ja welche ihr Geſeze vorzuſchreiben ſcheinen, indem wir in denſelben das Maaß erblikken, an welches nur wenige von den Geſtalten, welche die Natur hervorbringt, hinanreichen, und ob wol jene Dichterwerke, in denen eine ganze Welt voll menſchlichen Lebens ſich vor uns bewegt, ob dieſes alles wol könnte aus einer eben ſolchen wenngleich noch ſo ſtark angeſpannten oder ſeit noch ſo langer Zeit aufgeſammelten Stimmung hervorgegangen ſein, welche in jenen kunſtloſen Ausdrukk ausgeht. Sondern gleich an das dort aufgeſtellte anknüpfend muß ja folgen, daß,

*) Geleſen in der Plenarſizung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 2. Auguſt 1832. Z.

ſobald ein Moment der Beſinnung zwiſchen eintritt, von welchem aus Maaß und Beſtimmtheit in Ton und Gebehrde übergeht, die Handlung ſchon dem Einfluß der bewegten Stimmung enthoben iſt; ſie iſt nun nicht mehr die Reaction des getroffenen und erſchütterten Gemüths nach außen, ſondern ſie wird von dieſem Augenblikk an das Werk des Künſtlers. Ja wir verlangen von dieſem, er ſoll uns außer Stand ſezen zu unterſcheiden, ob es ſeine eignen Erregungen ſind oder die anderer, welche er zur Darſtellung bringt. Meine Abſicht bei jener Zuſammenſtellung ging auch zunächſt nur dahin, jenes Gebiet des kunſtloſen mit dem der Kunſt zuſammenzufaſſen unter dem gemeinſamen Triebe, auch die flüchtigſte innere Lebensbewegung an etwas äußerem feſtzuhalten, auch die, welche ſich leicht ganz verbergen könnte, heraustreten zu laſſen, damit alles auch das eigenthümlichſte nach Vermögen öffentlich werde und gemeinſam; und dieſen Trieb, der aber freilich, damit er ein Werk hervorbringe, irgend wie muß beſtimmt worden ſein, dieſen wollten wir als den Urſprung aller Kunſt anſehn. Um aber das Verhältniß beider zu einander noch genauer anzuſchauen, und uns dadurch den Weg zu unſerm weiteren Verfahren zu ebnen, müſſen wir noch eine andere Betrach-

nem niedern Geſichtspunkt auffaſſend, alles dieſes jeder anders als der andere; gehen wir hievon aus ſage ich: ſo wird auch zuzugeben ſein, daß aus jeder Reihe von Handlungen des Einzelweſens, je länger wir ſie faſſen können und je mannigfaltiger ſie iſt, auch um ſo mehr jene innere Einheit, die wir den Charakter des Menſchen zu nennen pflegen, ans Licht tritt und anſchaulich wird. Und ſo kommen wir auf jenes oft geſagte und auch hier ſchon früher angeführte zurükk, daß jedes ſittlich und folgerecht geführte Leben ſelbſt ein Kunſtwerk ſei, um deſto vollkommner je klarer es jene Einheit zur Darſtellung bringt. Aber doch unterſcheidet es ſich von dem eigentlichen Kunſtwerk in dieſer Beziehung auf entgegengeſezte Weiſe wie der kunſtloſe Ausdrukk. Denn wenn dem lezteren auch derſelbe Trieb zum Grunde liegt, aber er kommt nicht zum Bewußtſein, ſondern unwillkührlich wird das innere ein äußeres, und wenn hier nur inſofern das Heraustreten nicht etwas ganz unfreies iſt, weil es wenigſtens durch den Willen gehindert werden kann, wenn jemand die Abſicht hat ſich zu verſchließen und zu verbergen: ſo ſehen wir hier den umgekehrten Fall. Die geſammte Reihe von ſittlichen Handlungen entſpricht jener Aufgabe ſich ſelbſt kund zu machen in jedem beliebigen Grade, und keine unter ihnen iſt nicht aus einem freien Entſchluß hervorgegangen; aber die Abſicht war doch nicht auf dieſe Kundgebung gerichtet, ſondern bei jeder Handlung auf das, was ſie für die Geſammtaufgabe leiſten ſollte. Die Kunſt alſo im eigentlichen Sinn ſteht zwiſchen dieſen beiden Enden. Offenbaren kann ſich einmal das innere nur in der heraustretenden Thätigkeit, in der Production, aber um ein Kunſtwerk zu ſein muß die Offenbarung nicht unwillkührlich ſein ſondern bewußt und gewollt, und die Hervorbringung muß nichts anderes beabſichtigen als nur das Heraustreten und Kundwerden des inneren; alles was ſonſt dadurch bewirkt wird darf nur zufällig ſein und auf das Werk ſelbſt keinen beſtimmenden Einfluß ausüben.

Wollen wir alſo unſerer Aufgabe, den Umfang des Begriffs

der Kunſt in dieſem engeren Sinne des Worts zu verzeichnen, an dieſes allgemeine Merkmal knüpfen: ſo würde uns obliegen nicht nur ſolche Hervorbringungen nachzuweiſen, die nichts anderes bezwekken als dieſes Hervortreten des inneren, und die eben dieſes auch wirklich erreichen, ſondern wir müßten auch die verſchiedenen Arten derſelben ausſchließend zuſammenfaſſen können und deutlich machen, daß es mehrere als dieſe nicht geben könne. So dürfte uns auch nicht genügen zu wiſſen, daß jeder ſolche Kunſtzweig in der That gewiſſe Zuſtände ans Licht bringt, ſondern wir müßten ſicher ſein, daß entweder jeder für ſich, oder wenn das nicht, dann wenigſtens alle in ihrem Zuſammenwirken der ganzen Aufgabe vollſtändig entſprächen. Das erſte haben wir allerdings ſchon gethan. Denn giebt man zu, daß Ton und Gebehrde der natürliche Ausdrukk des irgendwie aufgeregten inneren ſind, und daß ſie nicht aufhören dieſes zu ſein, wenn auch der unmittelbare Zuſammenhang zwiſchen beiden Momenten aufgehoben und die muſikaliſchen oder mimiſchen Elemente unter ſich gemeſſen und geordnet ein ganzes bilden: ſo folgt auch, daß Mimik und Muſik nicht minder in ihrer entwikkeltſten Geſtalt

ſie bald als mehrere erſcheinen, bald wieder nur eine ſein wollen. Denn was iſt doch der Ton anders als auch Bewegung, wenn gleich nur eines einzelnen organiſchen Syſtems? und will man einwenden, das gelte doch nicht von den künſtlichen Tönen der Inſtrumente: ſo ſind dieſe genau genommen ja nichts anders als für die Stimme was die geſchliffenen Gläſer für das Auge ſind, mit dem Organ eins, zugebildete Anſäze an daſſelbe, um des Menſchen Fähigkeit zu tönen zu erhöhen und alles, was ahndungsvoll in ihm innerlich geklungen hat, auch dem äußeren Ohre zuzuführen. Wäre alſo gar Bewegung in dieſem weiteren Sinne des Wortes das einzige, wodurch ſich das innere Leben kund gäbe? Zwei Anknüpfungspunkte bieten ſich mir noch, indem ich auf die muſikaliſche und mimiſche Bewegung hinſehe. Zuerſt frage ich auf der einen Seite, worin hat denn dieſe lezte ihren Ort? und auf der andern frage ich, jene eigenthümliche Auffaſſung der Lebensaufgabe, jene beſondere Harmonie der einzelnen Neigungen, giebt ſie ſich nicht doch auch auf andere Weiſe kund als durch die geſammte Reihe der Handlungen? Auf beide Fragen weiß ich nur dieſelbe Antwort. Jene Bewegungen, durch welche ſich das eigenthümliche Leben in ſeinen beſtimmten Momenten und wechſelnden Zuſtänden kund giebt, haben ihren Siz in der Geſtalt. Und das eigenthümliche Leben in ſeiner ſich immer gleichen Einheit giebt ſich außer jener mittelbaren Anſchauung, die wir uns zuſammenſuchen aus der Reihe verſchiedener Thätigkeiten, auch unmittelbar kund durch die Geſtalt. Derſelbe Geiſt in ſeiner Beſonderheit leitet unmittelbar jene Bewegungen ein, um den Moment hervorzudrängen, derſelbe ſpiegelt ſich und ſein eigenthümliches Weſen ruhig ab in der von ihm gebildeten Geſtalt. Denn wer möchte läugnen, daß der Geiſt die Geſtalt entwikkelt, daß die Verhältniſſe der Theile nach ganz anderem Maaßſtab als es im thieriſchen Leben geſchieht ſich ändern, ſo wie die geiſtigen Verrichtungen mehr hervortreten; und geſchieht das vor unſern Augen: ſo iſt es auch geſchehen in der erſten Verborgenheit des Daſeins; die Geſtalt iſt prädeterminirt

in ihren erſten Grundzügen für die Beſonderheit des Geiſtes. Wie die Intelligenz ſich eigenthümlich ausprägt, ſo manifeſtirt ſie ſich auch als ſolches in der Geſtalt. Nicht als ob ich hierdurch wollte mit wenigen Strichen den alten Streit entſchieden haben über die Bedeutſamkeit der feſten Theile, des ſtarren und unverſchiebbaren an und für ſich; mir genügt, wenn man ſie nur zugiebt als bedingend die Bewegungen der weichen Theile, und die feſte Geſtalt erkennt für das Inſtrument, das nur für dieſen Kreis von mimiſchen Bewegungen gebaut iſt. Zuerſt nun ſtellten wir uns die bedeutſamen Bewegungen nur dar als Reactionen auf einen von außen empfangenen Eindruck, aber ſie begleiten auch jeden Moment reiner Selbſtthätigkeit als Erſcheinung derſelben nach außen. Jezt haben wir die geſtaltbildende Thätigkeit des Geiſtes als urſprüngliche Offenbarung deſſelben in ſeiner eigenthümlichen Einheit betrachtet; aber wir finden ſie auch mitten im Verlauf des Lebens eben ſo wie die Bewegung als einen Verſuch den innern Gehalt eines Momentes nach außen zu bringen. Ich erwähne nicht der geheimnißvollen Uebungen dieſes geſtaltbildenden Talentes auch in der Form unwillkührlichen im Traum, auch nicht der Art, wie in erhöhten Zu-

Prozeß des eigenen Bildens? wir freuen uns zu finden, was wir ſonſt würden ſelbſt gebildet haben. Aber wie oft bilden wir nicht auch ſelbſt oder vielmehr bildet es nicht in uns lebende Geſtalten, gleichviel ob aus der Erinnerung oder nicht, wenn es darauf ankommt uns beſonders einen geiſtigen Moment feſtzuhalten oder zu vergegenwärtigen. So ſehen wir denn bedeutſame Bewegung und eben ſolche Geſtaltbildung zuſammenwirken und ſich gegenſeitig ergänzen; beide gleich urſprüngliche und gleich unwillkührliche Veräußerlichungen unſerer momentanen Beſtimmtheit. Hat ſich die Kunſt der Bewegung bemächtigt und aus beiden Formen derſelben Kunſtgebiete entwikkelt: warum ſoll ſie ſich nicht auch eben ſo der Geſtaltbildung bemächtigen? Wenn uns die Geſtalten des Bildners und des Malers durch einen beſtimmten Eindrukk überraſchen: wie leicht tragen wir daſſelbe auf ſeine Werke über, was wir ſo oft bei den Werken der Tonkunſt empfinden, daß ſie recht unſer eignes inneres Tönen und Singen ans Licht zu bringen weiß. Und rechtfertigen wir uns nicht immer wieder durch den Eindrukk, den jene Kunſtgeſtalten machen, die Vorliebe für diejenigen, die ihnen in der Wirklichkeit des Lebens am nächſten kommen, wie auch unſern Widerwillen gegen das am meiſten davon abweichende? und gehen wir nicht auch dadurch auf unſer eignes innerſtes Bilden zurükk? Und der Landſchafter, giebt er uns nicht an jedem ſeiner Werke eine eigenthümliche Staffage für unſere verſchiedenen Empfindungszuſtände, ſo daß wir in dieſen richtig aufgefaßt auch wieder die beſte Staffage für ſeine Landſchaften ſein würden? So iſt es demnach auch hier das urſprünglich unwillkührliche, deſſen ſich die Kunſt bemächtigt; und wenn man vielleicht ſagen könnte, hier unterſcheide ſich die Kunſtthätigkeit weniger dadurch, daß ſie das Maaß hinzubringe zu dem urſprünglich ungemeſſenen, als vielmehr dadurch, daß ſie durch das Feſthalten und Veräußerlichen dasjenige zur Vollſtändigkeit und Klarheit bringt, was ſonſt nur als ein Schattenbild gleich wieder würde verſchwebt

ſein: ſo fällt doch beides wieder zuſammen. Der Mangel an Haltung iſt auch ein Mangel an Maaß, das bloße Erzeugniß des inneren Bildens hat ſeine Beſtimmtheit mehr in dem, was es bedeuten ſoll, als in ſich ſelbſt als Erſcheinung. Zweitens aber iſt auch wohl zu bemerken, daß mimiſche und muſikaliſche Bewegung, vornämlich aber die lezte, ſich faſt unfehlbar auch der Rede bemächtigt. Je ſtärker die innere Aufregung, von welcher Art auch, deſto mehr fordern wir, daß die ſich bewegende Geſtalt auch rede, daß der unbeſtimmt auf- und abſteigende Ton Worte finde; wo nicht, ſo beſorgen wir, daß die innere Bewegung ſich irgendwie gegen das Leben ſelbſt wende und in einen krankhaften Zuſtand ausbreche. Und nicht nur bei ſinnlicher Aufregung fordern wir, daß der Schmerz in beſtimmten Worten klage, die unerwartete Freude ſich in jubelnder Rede ergieße, und Schelten erwarten wir vom Zorn, Schmeichelreden von der Liebe: ſondern auch in geiſtigen Momenten gilt daſſelbe. Wenn die fromme Verſenkung ſich nur in der Gebehrde kund giebt, fürchten wir, daß ſie ſich allmählig in gehaltloſer Grübelei verzehre; wenn das tiefe Leiden des vaterlandliebenden Gemüthes bei öf-

ſind ja in der Sprache nur das, was dem unarticulirten Ton angehört. Nicht alſo mit der Rede, wie ſie unmittelbar dem Denken identiſch iſt, nicht mit der Rede, die dem Geſchäft dient, haben wir es hier zu thun, es iſt ein eignes Gebiet, ganz analog dem Ton und der Bewegung, an welche ſie ſich anſchließt, auch nur Kundgebung einer momentanen Beſtimmtheit, und der Hörer ſoll nur nachbilden was ihm als Ton als Bewegung nicht ſo leicht und ſicher konnte gegeben werden. Aber eben ſo abwärts bleibend vom Gedanken und vom Gebiet des Wiſſens geht auch jene innere Geſtaltbildung in Rede über. Das innere Bild, gleichviel wie einfach oder zuſammengeſezt es ſei, will heraus, aber es vermag ſich nur theilweiſe und zerſtükkelt mitzutheilen durch die Beſchreibung. Und doch wenn ich auch zuvor erinnere, daß auch den höchſten geiſtigen Zuſtänden dieſer unwillkührliche Ausdrukk zukomme, darf ich kaum hoffen auch nur angehört geſchweige geglaubt zu werden, wenn ich nun weiter fortfahre, daß ſich die Kunſt nun auch dieſer Ergänzung von Ton und Bewegung durch bewegte Rede, dieſer Uebertragung des inneren Bildens in wörtliche Darſtellung, bemächtige, und daß ſo die Poeſie entſtehe und den Reigen der Künſte abſchließe, ſo daß ſie alle aus jenem urſprünglichen und unwillkührlichen Ausdrukk des bewegten Gemüths entſpringen. Aber ich glaube doch, man wird zugeben müſſen, wenn man die Elemente im Auge behält, daß in der Poeſie alles Bild werden will. Der Gedanke hat keinen ſelbſtändigen Ort in der Poeſie. Auch in dem Gebiet der Lyrik kann die erhabenſte Sentenz, ſelbſt wenn ſie etwas aus den Tiefen der Naturanſchauung mittheilt, oder wenn ſie antreibend oder warnend die Charaktere menſchlicher Handlungen zeichnet, nicht daſſelbe ſein und bedeuten, aber eben deshalb darf ſie auch nicht auf dieſelbe Weiſe erſcheinen, ſondern ganz dem zugewendet, an allen dieſen Verhältniſſen einen innern Zuſtand darzuſtellen. So ſind auch in der ſogenannten didaktiſchen Poeſie, die aber freilich ſchon ſeit langer Zeit ein ſtreitiges Gebiet iſt, wenn ſie Poeſie

bleiben will, die Beſchreibungen der Dinge oder der Handlungen nicht eigentlich gegenſtändliche, und es iſt nicht etwa nur ein überverdienſtliches Werk ſondern ein unverdienſtliches, wenn man etwas daraus lernt, ſondern der Gegenſtand iſt nur der Faden, an welchem ſich die Darſtellung eines, gleichviel wie, innerlich beſtimmten Daſeins abwikkelt. Welch ein beſtimmter Unterſchied zwiſchen jeder geſchichtlichen Darſtellung, die nicht etwa ihre Grenzen überſchreitet, und einer epiſchen oder dramatiſchen! Aber auch die Ueberſchreitungen beweiſen von beiden Seiten. Wir tadeln den Geſchichtſchreiber nicht, wenn er urtheilt, lobt oder tadelt, aber gewiß wenn er uns zu ſehr merken läßt, wie ſein eigenes Daſein von den Zuſtänden afficirt iſt, die er beſchreibt. Denn ſo rein er auch ſeine Proſa halten mag, fühlen wir doch einen lyriſchen Ton durch ſein Werk ſich hindurchziehn. Und wenn der Epiker oder Dramatiker, wie ſchön auch die Verſe ſein mögen, ſeine Figuren reden läßt wie der Prolog es wol darf: ſo finden wir ihn nicht etwa nur dürftig, ſondern er ſcheint uns den Geiſt ſeiner Gattung zu verkennen. Und wie ſtreng zeichnet ſich nicht auch der Unterſchied zwiſchen einer wiſſenſchaftlichen Auseinan-

hört gar nicht der logiſchen Seite der Sprache an, ſondern der muſikaliſchen. Nichts kann Poeſie werden, was der Richtung auf das Wiſſen angehört und in derſelben ſeinen Anfang gehabt hat, es müßte denn gänzlich umgeſtaltet und ein anderes geworden ſein; vielmehr müſſen alle poetiſchen Elemente zuerſt geſehen und dann in Sprache umgeſezt worden ſein, urſprünglich aber an jener innern Geſtaltbildung hangen, welche ſelbſt auf die nämliche Weiſe wie Bewegung und Ton aus der innern Beſtimmtheit des eigenthümlichen Seins geworden iſt. Betrachten wir aber, dieſe Elemente vorausgeſtellt, das ganze der poetiſchen Leiſtung von der ſich gliedern wollenden Interjection an bis zur Darſtellung eines Welteindrukks im Epos oder Drama: ſo ſpringt in die Augen, daß dieſe Kunſt mehr als alle andern die ganze Aufgabe umfaſſen kann. Wie das eigenthümliche Sein des einzelnen nicht nur in der Reihe ſeiner Handlungen ſich kund giebt, ſondern ſchon in ſeiner Geſtalt angeſchaut werden kann: ſo ſezt die Poeſie dieſe Bilder um in Reihen von Handlungen und Zuſtänden, und kann alſo auf die mannigfaltigſte Weiſe das umfaſſendſte erreichen, wie ſie auch am lebendigſten das kleinſte darſtellen kann. Das kleinſte, wie ſie den flüchtigſten Eindrukk wiedergiebt im Epigramm in der kleinſten lyriſchen Form; das umfaſſendſte, wie ſie nicht nur das eigenthümliche Einzelleben ſondern auch das eigenthümliche Volksleben in ihren großen Productionen zur Anſchauung bringt. Aber in dieſen verſchiedenen Gebieten, Mimik und Muſik, Malerei und Bildnerei, und in der allen andern ſich gegenüberſtellenden Dichtkunſt hatten wir auch das ganze Gebiet der Kunſt zuſammengefaßt, wie ſie das einzelne innere durch einzelnes äußeres in beſonnener Gemeſſenheit zuſammenſtellend zur Anſchauung bringt. Aber wenn gleich nur einzelnes durch einzelnes, ſo geht doch hervor, daß, wenn wir alle künſtleriſche Production zuſammennehmen, da in allen geiſtigen Einzelweſen die ganze Welt ſich ſpiegelt, aber in jedem anders, indem er ſein eigenthümliches Weſen in ſeinen Lebensmo-

menten abwikkelt, auch gewiß die ganze Welt, und zwar nach allen verſchiedenen Weiſen, in ihr wiedergegeben wird.

Wenn wir nun aber das bisher geſagte zuſammenfaſſend zu unſern erſten Säzen zurükkgehen, wie freilich Ton und Bewegung aus dem Afficirtſein urſprünglich entſtehen, die Kunſt aber erſt da beginnt, wo der Zuſammenhang zwiſchen dem bewegten Zuſtand und dem äußern Hervortreten aufgehoben iſt, und wie man auch nicht mehr ſagen kann, daß die Kunſtthätigkeit aus dem bewegten Zuſtand hervorgehe, vielmehr, iſt einer ſelbſt bewegt und ſeine Aeußerung erhält Maaß und Beſtimmtheit ſei es nun als Ton oder Bewegung, das nicht mehr geſchieht, weil er ſo bewegt, ſondern weil ſchon ſonſt her eine Kunſtthätigkeit in ihm eingeleitet iſt, und dem Künſtler gleichgeltend ſein muß, ob er hemmend und maaßgebend in die eigne Bewegtheit oder in eine fremde eingreift, wenn er ſie nur recht erkannt hat: ſo könnte man zwar gelten laſſen, daß, ſofern die Kunſt an die unmittelbare Aeußerung gebunden iſt, es nicht mehrerlei Kunſtgebiete geben kann als die aufgeſtellten; aber die am Ende der erſten Abhandlung geſtellte Frage, was überhaupt den Impuls

da findet ſich auch Kunſt. Muſik und Mimik — denn der Tanz gehört doch offenbar auch der lezteren an — haben am meiſten ausführende Theilnehmer; Poeſie wird — wenn auch die Künſtler ſelbſt minder häufig ſind — im weiteſten Umfange genoſſen, und nur die verſchiedenen Zweige der Bildnerei und Malerei müſſen ſich wol mit einer beſchränkteren Anerkennung begnügen. Alle aber, die ſich auf irgend eine Weiſe Kunſtwerke aneignen, ſind ſelbſt als Künſtler anzuſehen. Der Sinn und die Productivität ſind nur zwei verſchiedene Stufen, die Kunſt iſt eben dieſelbe in dem Liebhaber wie in dem Künſtler, und nicht nur in dem, der mit einer gewiſſen Leichtigkeit urtheilt, ſondern auch in dem, welcher nur wirklich genießt und ſich mehr oder weniger befriedigt findet. Der Impuls alſo iſt ein ganz allgemeiner. Allgemein will das innere ſich äußern, allgemein iſt auch das Bedürfniß nach Zeitmaaß und Ebenmaaß, dem Menſchen eingeboren im Typus ſeiner Geſtalt und in ſeinen weſentlichſten Lebensbewegungen. Aber um die beſondere Begeiſterung für die eine oder die andere Kunſt zu finden, müſſen wir uns hüten uns zu ſehr in die Differenz der einzelnen Untetarten zu vertiefen, noch mehr aber, daß wir die Begeiſterung für die beſondere Kunſt verwechſeln mit dem Intereſſe, durch welches freilich dem Künſtler ſeine Werke beſtimmt werden, nämlich dem Intereſſe an denen, für welche er arbeitet, welche nämlich an ſeinen Werken ſich ſelbſt ſollen ausgeſprochen und ihre Zuſtände dargeſtellt finden. Wie ſonderbar z. B. wäre die Vorausſezung, die Maler, welche vorzüglich heilige Perſonen und Momente aus der heiligen Geſchichte bearbeitet, hätten dieſes aus Begeiſterung für das Chriſtenthum gethan! aber gewiß wenn ihr Zeitalter nicht durch das Chriſtenthum wäre bewegt worden, wenn nicht auch die andächtigen ſich mit ihrer frommen Stimmung in die Bilder hineinzuſehen den Sinn gehabt hätten: ſo würden jene auch andere Gegenſtände gewählt haben. Und hätten wir Urſach uns zu denken, der Maler, der nichts als heilige Familien hervorbrachte, ſei

ein ungläubiger: ſo würden wir ihn tadeln, daß er ſeine Kunſt an einen Gegenſtand wendete, der für ihn nichts iſt; aber dieſer Tadel träfe ſeine Sittlichkeit, nicht aber ſeine Kunſt. Hatte er einen ſolchen Mangel an Erfindung was die Gegenſtände betrifft, daß ſich dieſe immer in einem engen Kreiſe drehten, oder er ſie immer von andern borgte: ſo würden wir ſeinen Geiſt dürftig finden; aber waren nur ſeine Bilder als ſolche mannigfaltig und reich, ſahen wir, daß er ſein eigentliches Kunſtgebiet ganz umfaßte und in allen Theilen deſſelben lebt: ſo würde er dennoch als Künſtler bei ſeinen vollen Ehren bleiben. Die eigenthümliche Begeiſterung jedes Kunſtgebietes iſt allein beſtimmt durch den unmittelbaren Ausdrukk, welchen er in Kunſtwerk umwandelt, aber ſo, daß er ihn eben durch die begeiſterte Durchſchauung in ſeinem ganzen Weſen gleichſam neu erſchafft oder ſo erweitert, daß er nicht minder das Werk der Kunſt iſt als der Natur. Haben wir nun keine anderen Elemente als die eben ſchon genannten: ſo theilen wir die Bewegung dem Mimiker zu, den Ton dem Muſiker, in die Geſtalt theilen ſich Maler und Bildner, und die alle andern mitvertretende Rede fällt wieder

doch Zeugniß für das Daſein und die Gewalt dieſer Begeiſterung. Aber freilich nur in dem Maaß fördern ſie die Kunſt, als ſie Verſtändniß haben von allen geiſtigen Regungen, auch die ſich nur am zarteſten auf der leiblichen Oberfläche abſpiegeln. Der Tonkünſtler iſt begeiſtert von dem Zuſammenhang zwiſchen der beweglichen Stimme und den Lebenstönen, wenngleich niemand ihm zumuthet, daß er was ihm darzuſtellen gegeben wird in demſelben Augenblikk mit empfinde. Auch wo er dem Dichter folgt, ringt der beſte nach Unabhängigkeit, und enthält ſich ſchwer, und niemals ganz, ſeine Wirkung zu trennen von jenes. Aber freilich ſein höchſter Triumph iſt, wo er der Sprache ganz Lebewohl ſagt und alle Lebensſchauer, welche die Seele durchziehen können, verkörpert in dieſer unendlich abwechſelnden Fülle von Tonfolgen und Zuſammenklängen. Aber was haben auch ſeit der Reihe von Jahrhunderten die Virtuoſen auf dieſem Gebiet geſchaffen! aus welchen Tiefen der Natur haben ſie eine Welt von Tönen hervorgeholt, die in Holz und Metall ewig geſchlummert hätten ohne das ahndungsvolle Drängen der Kunſt. Wie ſcheiden wir aber den Maler und den Bildner? Der bloße Zeichner iſt offenbar in der Indifferenz zu beiden. Er arbeitet auf der Fläche, wie der Maler; aber wer kann ſeinen Umriſſen ohne Licht und Schatten anſehn, ob ſie Studien ſein ſollen für den Maler oder Bildner? Der Maler iſt nicht beſchäftigt mit den Geſtalten allein, noch weniger iſt ſein Beruf von dem äußern in das innere zu ſteigen und an jenem ſeinen Zuſammenhang mit dieſem deutlich zu machen, ſondern weil ſein Leben ganz Auge iſt, ſo iſt er begeiſtert von ihrem Verhältniß zu dem Licht, durch das ſie uns ſichtbar werden; wie beide auf einander wirken und ſich modificiren. Wenn er darin die Wahrheit gefunden hat und in einem verhältnißmäßig kleinen Raum eine große Mannigfaltigkeit dieſer Wahrheit darſtellen kann, dann genügt er ſich. Darum hat er auch ſeine Aufgabe erſt recht gefunden, wenn er uns auf der Fläche die Tiefe darſtellt. Aber

freilich ſind ihm die Geſtalten nicht gleichgültig. Wieviel reicher und unerſchöpflicher ſind nicht die Verhältniſſe der lebendigen Geſtalten zum Licht als die der todten! Aber vergeſſen wir nicht auf der einen Seite, daß der, welcher ein Stillleben malt, in dem ſich nichts lebendiges regt, doch weil er Tiefe hat mehr Maler iſt, als der die geiſtvollſten Geſtalten auf eine Linie neben einander ſtellt; und verlangen wir nicht auf der andern Seite, daß der Hiſtorienmaler begeiſtert ſein ſoll von den Helden, die er ſei es auch in einer noch ſo großen That darſtellt. Hat ihm das der Dichter oder der Geſchichtſchreiber angethan: ſo iſt ihm etwas rein menſchliches begegnet, aber ſein Kunſtwerk wird dadurch an und für ſich nicht gefördert. Wir lieben ihn darum, wenn wir an ſeinen Productionen ſehen, daß er ſich mit hohen und edlen Gegenſtänden gefällt. Iſt es aber nicht: ſo wollen wir deshalb um ihn als Künſtler keine Sorge tragen, wenn nur die eigenthümliche Begeiſterung ſeiner Kunſt ihn ganz beſizt. Denn auf eine ſolche Vertheilung dürfen wir überall rechnen in der Geſellſchaft, daß nicht diejenigen allein, die nur von dem nichtigen bewegt werden, ihre Sprecher finden werden unter den Künſtlern, die tieferen und edleren Gemüther aber leer ausgehen. Die

der Bildner unaufhörlich durch die Form den Tastsinn ein das Leben der Gestalten zu versuchen, wenn gleich der Stoff fast immer die Berührung verbittert. Weil aber die Gestalt so für sich hingestellt auch ganz sie selbst ist, der bestimmte Moment nur lose an ihr haftet und fast immer untergeordnet ist: so findet auch ein entgegengesetztes Verhältniß statt zwischen dem Bildner und Dichter wie zwischen dem Maler und Dichter. Der Maler nimmt gern und häufig seinen Gegenstand vom Dichter, aber nicht leicht setzt der Maler den Dichter in Bewegung. Dem Bildner hingegen kann freilich auch seine Gestalt geworden sein mit Bezug auf die Art, wie ein Held sich im Epos oder im Drama handelnd gezeigt hat; aber eben so oft auch verhält es sich umgekehrt; die Gestalt, die als der Kanon irgend einer Lebensweise und Höhe der Fantasie des Bildners entsprungen ist, aber freilich auch nur eine solche in Bewegung zu setzen, das ist eine schöne und würdige Aufgabe für den Dichter. Aber was sollen wir nun von diesem sagen, wo seine Begeisterung suchen? Die in allen Dichtern dieselbe ist kann wol eben deshalb keine andere sein, als daß sie alle ohne Ausnahme begeistert sind von der Sprache, eben so wie der Mimiker von der Gestalt und der Musiker vom Ton, so daß wir nur alles dort gesagte hier hinüber zu nehmen brauchen, und die Sprache in dem Gebiet genommen, welches oben schon bestimmt ist. Denn wenngleich dem Dichter wo möglich der ganze Umfang und Inhalt der Sprache zu Gebote stehen muß: so hat er es doch unmittelbar nicht mit dem logischen in derselben zu thun, aber das mimische und musikalische in derselben, das pittoreske und plastische ist seine Begeisterung, dasjenige, wodurch er das Geschäft aller jener Künste treiben, wodurch er den Leser zwingen kann nachzubilden, als ob er gesehen hätte, und ihn so bewegen auch ohne Hülfe der Musik, als ob ihm erst jezt verständlich würde, wohin ihn der Strom der Töne, der sich ihm wieder vergegenwärtigt, habe tragen wollen. Denn so verwandt sind diese Künste, daß auch getrennt

ihre Werke ſich doch auf einander beziehen und ſich gegenſeitig begleiten und verſtärken. Und in dieſer Behauptung, daß es die Sprache, und zwar die angeborne, das eigne Daſein mit conſtituirende, iſt, woraus die eigenthümliche dichteriſche Begeiſterung fließt, laß ich mich nicht irre machen, wenn auch ein Dichter behauptet, die Sprache hemme ihn ein Meiſter zu werden in ſeiner Kunſt, noch ſollen mich diejenigen irre machen, welche gleichſam mehr dem allgemeinen Weltverkehr zugewendet auch in mehreren Sprachen dichten. Aber freilich ganz andere Einwendungen machen ſich hörbar von ſtärkerem Gewicht. Denn das will ich am wenigſten läugnen, daß in allen Künſten die Theorie erſt hinter der Praxis kommt, daß mithin alle Forderungen an die Künſtler nur aus ihren Leiſtungen entnommen, mithin die Vollkommenheit derſelben urſprünglich doch aus ihrer Begeiſterung muß hervorgegangen ſein. Wenn wir nun alle von dem Dichter verlangen, er ſolle ſeine Charaktere folgerecht durchführen, er ſolle uns nicht durch Unwahrſcheinlichkeiten Anſtoß geben: ſtimmen dieſe Forderungen mit jener Quelle ſeiner Werke? Ich antworte, Dieſe Forderungen ſtehen ziemlich gleich mit denen an den Maler, daß er nicht die Zeiten verwirre in Trachten und Umgebun-

ſein nicht von den Ideen: ſo iſt es freilich ſchwierig ſich abfinden zu ſollen mit Ausdrükken von ſo ſchwankender Bedeutung. Aber ich werde doch immer ſagen, Seid ihr eurer Ideen irgend anderswie mächtig als in der Sprache: ſo ſind ſie ihm auch inſofern fremd; aber auch ſofern ſie der Sprache angehören glaubt nicht, daß ſie ihn ergriffen durch ihre Richtigkeit, ſondern nur durch ihre Lebendigkeit. Aber um dieſer willen wird er ſie freilich ſuchen; wie ſollte er auch ſonſt dazu kommen ein Werk zu vollbringen, er oder auch die andern Künſtler? Denn denken wir uns nun dieſe, jeden von ſeiner eigenthümlichen Begeiſterung recht ergriffen und immer hinſtrebend zur Production: ſo ſind ſie nach allen Seiten hin gleich unbeſtimmt angeregt; woher kommt ihnen nun ein Moment der Urbildung? Hiezu müſſen wir ſie uns in Berührung denken mit dem Leben; ſie müſſen wiſſen, was die Mitwelt bewegt; auf welche Weiſe ſie dem von allen gefühlten Bedürfniß, dem aber kein unkünſtleriſcher zu genügen weiß, ſein inneres recht kund zu geben, auf welche Weiſe ſie dieſes treffen können, das muß ihnen klar werden, dann entſtehen ihnen die Urbilder, die ſie ausführen. Je mehr nun in dem ſie umgebenden Leben der Geiſt entwikkelt iſt, die Vergangenheit ſich mit der Gegenwart verbindet, die allgemeinen Intereſſen alles andere verſchlingen: um deſto reicheres Feld iſt ihnen aufgethan, deſto größere Werke werden ſie aufſtellen können; je weniger dieſes der Fall iſt: deſto mehr werden ſie das einzelne und geringfügige ſuchen müſſen. Aber dieſes iſt die gleiche Aufgabe aller Künſtler, und es iſt nur eine ſonderbare Verwirrung, daß man dieſe Beziehung der Gegenſtände auf das Leben das poetiſche in den Künſten zu nennen pflegt. Und ſo kommen wir auf unſere drei Momente zurükk. Jeder Kunſt eignet eines von jenen großen geiſtigen Erregungs- und Darſtellungsmitteln, welche die innigſten Verhältniſſe des Geiſtes zur Natur ausdrükken, und die einzelnen, welche dazu von der Natur ausgerüſtet ſind eines derſelben in ausgezeichnetem Grade zu beſizen, ſind dadurch geordnet zu

Dollmetſchern der übrigen. Im Intereſſe von dieſen, für welche ſie ſich durch ihren beſondern Beruf beſtimmen, erſinnen ſie ihre Werke, aber in der Ausführung legen ſie eine Vollkommenheit dar, die nur ihren Kunſtgenoſſen ganz erkennbar iſt, und das Anerkenntniß von dieſen iſt es eigentlich nur, wodurch ſich ihre Begeiſterung immer aufs neue auffriſcht.

3.

Wenn ich die Ergebniſſe der beiden Abhandlungen, welche ich die Ehre gehabt der Akademie vorzutragen, noch einmal in Gedanken durchlaufe, um die Frage zu beantworten, ob auch der Ueberſchrift Genüge ſei geleiſtet worden, welches nur geſchehen ſein könnte, wenn der Gegenſtand, nämlich was wir im engeren Sinne Kunſt nennen, oder auch durch den Ausdrukk ſchöne Kunſt bezeichnen, von allem andern näher verwandten getrennt und hingegen in ſich zuſammenhängend als ein vollſtändig verbundenes ganze und ſo wäre dargeſtellt worden, daß auch nichts dahin irgend gehöriges in dem abgeſtekkten Umkreiſe nicht ſeinen Ort fände: ſo iſt dieſes allerdings nicht in der ſtrengen Form einer in kurzen Säzen abgefaßten Diſſertation geſchehen, ſondern in einer freieren, wie ich ſie unſern Zuſammenkünften auch bei ſtreng wiſſenſchaftlichen Verhandlungen von dieſer Gattung angemeſſener halte. Wenn ich aber die abgeſtekkten Punkte verbinde: ſo kann ich doch folgendes in Anſpruch nehmen. Indem ich von der Mimik im weiteren Sinne oder der Kunſt der ſchönen Bewegungen ausging als von derjenigen, welche des mindeſten Apparates bedarf, indem ſie ihr Werk an dem menſchlichen Leibe ſelbſt und ſeinen Bekleidungen vollbringt: ſo wurde es leicht zunächſt ein dieſer Kunſt verwandtes dem Inhalt nach, aber der Form nach kunſtloſes, nachzuweiſen, zugleich aber auch beſtimmt davon zu trennen, und für alle Kunſt daran, daß ſie mit ihrem

Werke zugleich auch Maaß und Regel hervorbringt, ein allgemeines Merkmal feſtzuſtellen, und zwar ſo, daß dieſe Thätigkeit zugleich an einen beſtimmten Zuſtand, den einer höheren Auffaſſung, ihrem Urſprung nach gebunden wurde, den wir ebenfalls überall vorausſezen müſſen, wo Kunſt ſein ſoll, indem ſonſt Maaß und Regel nur zu Mechanismus oder einer mechaniſchen Fortſezung deſſen, was urſprünglich Kunſt war, führen könnte, wie denn auch die Annäherungen beider an einander von hieraus konnten gezeigt werden. Noch mehr aber wurde der beſtimmte Unterſchied von beiden dadurch aufgehoben, daß, richtig oder unrichtig, alle ſchöne Kunſt nur als Selbſtmaniſeſtation des Künſtlers dargeſtellt wurde. Denn dadurch iſt alles, was um eines beſtimmten Zwekkes willen gemacht wird, aus dem Gebiet der Kunſt ausgeſchloſſen. Nur muß man freilich das platoniſche beobachten, und die χρηματιζική als eine andere Geſchiklichkeit von ganz anderer Art gänzlich ſondern, ſo daß ihr natürlich auch keine Stimme gelaſſen wird, wenn es darauf ankommt das Verfahren in dem Gebiet einer eigentlichen Kunſt zu beſtimmen. Durch die Nebenbeſtimmung jenes Sazes aber, daß die Selbſt

ſtimmt, daß es keine andern Künſte geben kann als die dort aufgeführten. Denn wenn auch unter der Geſtaltbildung nur Bildnerei und Malerei genannt waren: ſo ſchließen ſich nicht nur an beide die kleineren verwandten Kunſtzweige, ſofern ſie nicht bloß mechaniſch zu Werke gehn, von ſelbſt an, ſondern der Architektur war auch ihr Plaz wenigſtens ausdrükklich angedeutet, und ſo findet ſich auch der Gartenkünſtler von ſelbſt zurecht, daß er ſich in dem einen Styl für einen Architekten in grünem geben kann, nach dem andern aber für einen Landſchafter in lebendigem. Ja ſollte mancher berühmte Mann die Uebungen mit dem wohlgebändigten Roß nicht wohlfeiler geben wollen: ſo wird es nur wenig Mühe koſten bei der Kunſt der ſchönen Bewegungen auch dieſe centauriſchen unterzubringen, wenn er nur verhüten kann, daß bei dem Kunſtreiter auch der Seiltänzer hinten aufſizt. Und ſo muß auch der Begriff der Dichtkunſt in der gehörigen Weite gefaßt werden, damit es nicht als unmöglich erſcheine auch in der ungebundenen Rede zu dichten. Aber es kommt nicht darauf allein an die Künſte alle zuſammenzufaſſen, ſondern auch darauf, daß nicht durch eine zu enge Erklärung die kleineren Gattungen der einzelnen Kunſtgebiete von dem Raum, den ſie gar wohl verdienen, ungerechterweiſe ausgeſchloſſen werden. Vorurtheile hierüber haben und zwar vielleicht nicht in den unkünſtleriſchen Maſſen allein lange Zeit geherrſcht und ſind vielleicht noch nicht ganz überwunden. Und doch iſt nichts gewiſſer, als daß derjenige das eigentliche Weſen einer Kunſt gar nicht verſteht, der es nicht auch in den kleinſten Productionen erkennt, ſo wenig, daß der gewiß auch in den größten eher alles andere ſehen wird als das eigentliche Weſen der Kunſt. Darum mußte auf der einen Seite geſagt werden, daß der ethiſche Eindrukk des dargeſtellten den Werth eines Kunſtwerkes als ſolchen weder erhöhen könne noch herabdrükken, und auf der andern Seite mußte die eigenthümliche Begeiſtung jeder Kunſt ſo ſcharf gefaßt werden, daß dadurch auch die übrigens geringfügigſten Leiſtungen den ihnen gebührenden Plaz einnehmen können. Sind

gleich jene früheren Vorurtheile in der herrſchenden Praxis des urtheilenden Kunſtpublicums nicht mehr anzutreffen: ſo muß doch auch die Theorie einen beſtimmten abwehrenden und ſchüzenden Ausdrukk dafür haben. So wäre daher durch die Hauptſäz beider Abhandlungen die Aufgabe, die ich mir geſtellt, der Form nach gelöſt, wenn nur die Säze ſelbſt ihrem Inhalte nach ſich Billigung und Beifall erwerben. Dazu aber ſcheint mir vor nämlich zweierlei zu fehlen, und um deswillen zunächſt habe ich mir noch dieſe Zuſäze erlaubt. Zuerſt nämlich, wenn ich die eigenthümliche Begeiſtung einer jeden Kunſt auf ihre eigenthümliche Hervorbringungsweiſe genau zurükkgeführt habe: ſo wird dadurch allerdings bewirkt, daß jeder auch das kleinſte Werk, worin ſich dieſe nur unverkennbar zeigt, muß gelten laſſen; allein es ſcheint dadurch auch jeder andere Unterſchied als der der technischen Vollendung aufgehoben zu ſein, ſo daß ein Thiermaler oder ein Höllen-Breughel, wenn ſie nur in den Formen tadellos wären und vollendet in der Behandlung des Lichtes und der Farben, auf dieſelbe Linie geſtellt werden müßten mit Rafael und Leonardo, und einer ſolchen Schäzungsweiſe iſt nicht zu verhü-

verſchiedene genau beſtimmte Darſtellungsmittel angewieſen ſind: ſo ſcheint die Antwort auf dieſe Frage in dem bisherigen noch gar nicht gegeben zu ſein. Denn dieſes zwar, daß nicht das jezt ſo dann anders empfindende und affiärte Selbſt ſich in der Kunſt manifeſtire, wie es die der Mimik und zum Theil auch der Muſik zum Grund liegenden kunſtloſen Aeußerungen hervorbringt, das iſt deutlich genug geſagt. Wenn nämlich auch dieſe, ſo wie ſie durch das Hineinbilden von Maaß und Regel Kunſt werden, zugleich von jenem Affectionsmoment losgeriſſen werden, und der Mimiker noch dazu uns unmöglich machen ſoll zu unterſcheiden, ob es ſeine eignen oder fremde Gemüthsbewegungen ſind, die er uns darſtellt: ſo kann ja aus beiden Gründen auch ſeine Kunſtleiſtung nicht die Offenbarung ſeiner Affection ſein. Und was hernach geſagt wird, daß, denke man ſich einmal den unmittelbaren Zuſammenhang abgeriſſen, ſo laſſe ſich auch noch weiter denken, daß ſich während eines ganzen Zeitraums der Stoff zu dieſen Selbſtmanifeſtationen ſammle und dann erſt in Darſtellung ausbreche, das kann, wenn es auf die wechſelnden Empfindungszuſtände bezogen werden ſoll, wol von manchen Künſten und Kunſtgattungen gelten, aber unmöglich allgemein. Denn was ſollte wol das ſein, was ohne jene Unterbrechung kunſtlos herausträte und ſich eben ſo zur Malerei oder zur Dichtung verhielte, wie die kunſtloſen Töne und Gebehrden zur Mimik und Muſik? ein ſolches möchte wol nicht aufzufinden ſein. Aber auch allgemein genommen müßte man dann ſagen können, daß die für irgend eine Mittheilungsweiſe begeiſterten doch nur Künſtler wurden in dem Maaß als ſie empfindungsreich waren, und umgekehrt, daß alle Gefühlmenſchen, wenn es ihnen nur nicht ganz an jeder Mittheilungsfähigkeit fehle, auch gewiß Künſtler würden. Keines von beiden aber würde ſich behaupten laſſen. Denn wenn es auch heißt, daß die Dichter, wir mögen aber auch immerhin ſagen die Künſtler überhaupt, ein reizbares Geſchlecht ſind: ſo iſt damit doch gar nicht gemeint, daß dieſe Reizbarkeit der innerſte Lebenskeim ihrer Kunſt ſei; vielmehr möchte dieſe ihnen in

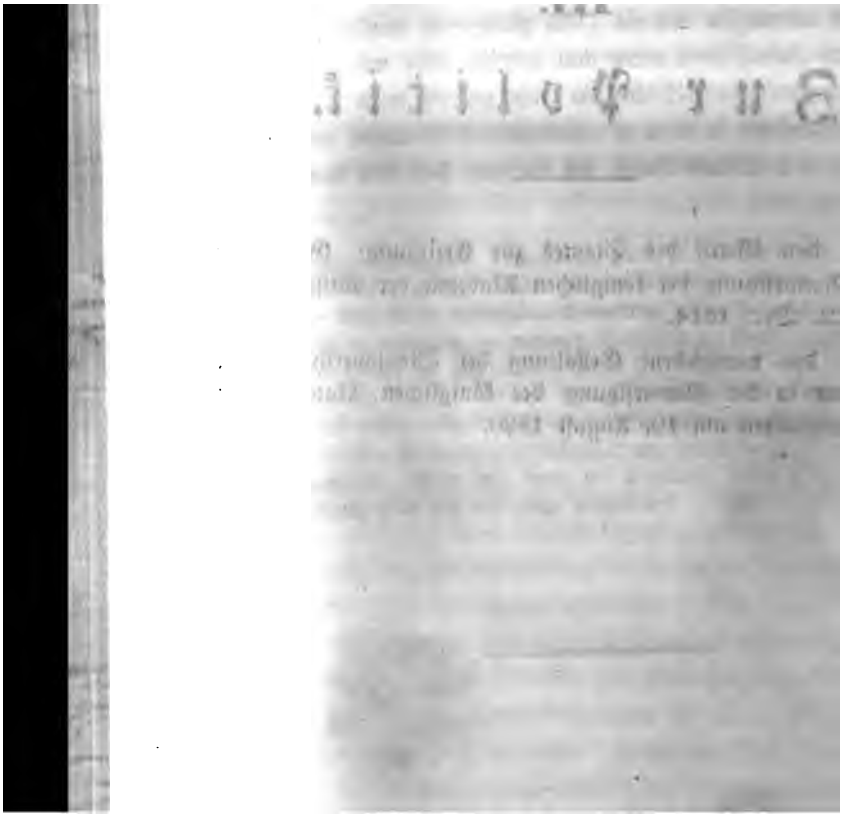
Die höhere Aufregung alſo, die wir allgemein
haben, iſt eine ganz andere; und wenn eben dieſes,
mit unſer erſter Anfang war, vielleicht Veranlaſſung
zu einem ſolchen Mißverſtändniß: ſo wird es vielleic
ſein, was uns noch fehlt an der Kunſt deutlich . .

*) Welchen Gang dieſe Abhandlung, hätte Schleiermac
den können, zunächſt würde genommen haben, ergiebt
dem Manuſcript anliegenden Bemerkung dieſes Inhalts:
„Es iſt natürlich, da niemand die Mimik der Poeſie gle
als welche der Gipfel aller Kunſt iſt, daß dieſe nicht g
kommen konnte, wo von jener ausgegangen war; und
nicht beſſer thun können, als das Verfahren umzukehren
Künſten, welche es mit Geſtaltbildung und Rede zu thu
zugehen. Wenn wir dann die Ergebniſſe beider Wege
bauen, wird ſich das ganze vollenden." J.

III.

Zur Politik.

1. Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 22. Dec. 1814.
2. Ueber die verſchiedene Geſtaltung der Staatsvertheidigung. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 10. Auguſt 1820.



[redacted]

1.

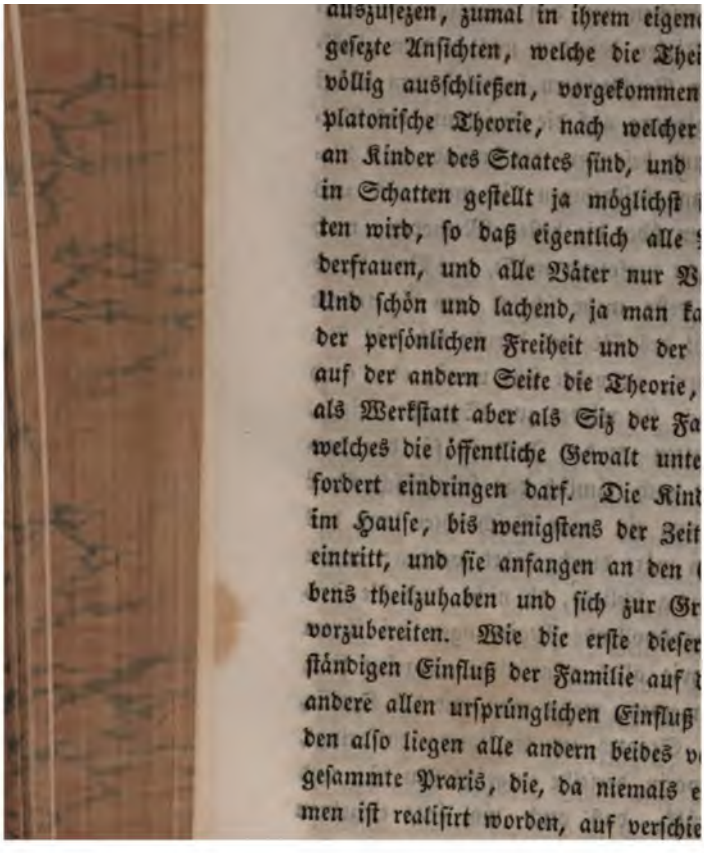
Ueber den Beruf des Staates zur Erziehung *).

Wir finden überall, namentlich auch, um nur bei dem nächſten ſtehen zu bleiben, auf dem Gebiet unſerer neu-europäiſchen Bildung, eine Thätigkeit des Staates in der Erziehung ſeiner künftigen Bürger. Aber bald iſt ſie faſt zu nichts herabgeſunken, bald wieder faſt zu ſeiner wichtigſten Angelegenheit erhoben, ſo daß er ſtrebt ſich ausſchließend dieſes Geſchäft anzueignen und auch diejenigen, denen es am natürlichſten obliegt und die ein früheres und größeres Recht dazu zu haben ſcheinen als er, nur ſeinen Beſtimmungen zu unterwerfen. Wir finden Zeiten in der Geſchichte unſerer neuen Welt, wo Völker nur dadurch aus einer langen Dumpfheit und Rohheit zu erwachen ſcheinen, daß ihre Regierung die Zügel dieſes wichtigen Geſchäftes in die Hand nimmt und durch andere Mittel in dem jüngeren Geſchlecht die gewünſchten höheren Kräfte aufzuregen ſucht, welche das ältere auf dem gewöhnlichen Wege der häuslichen Erziehung deshalb nicht zu erwekken vermag, weil ſie in ihm ſelbſt nicht vorhanden oder erſtorben ſind. Aber es zeigt ſich hie und da wol auch

*) Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 22. December 1814. Z.

Wille ſie will thun und leiden n
erſten Art jeder Menſchenfreund ſi
der geiſtigen Entwikkelung in einem
es ſchneller gedeihen zu ſehen, als
chen Gewalt möglich wäre, und
welche ſich vielleicht warnend erhebe
nüzliches ſei, aber ein ſolches viellei
gerecht gehalten werden, und alſo
ungerechte Gut werde nicht gedeihe
Staates erzwungene Bildung werd
tragen, weil der Segen der Erzieh
türliche Recht dazu ſich finde, und
lebendig aneigne, wozu der Grund
thume des väterlichen Hauſes, oder
terlichen und mütterlichen Wirkſam
freier und unmittelbarer Uebereinku
men, ſage ich, in einem ſolchen
theile gewürdiget werden, welche da
als Eigenſinn der Theorie, über we
ſezen muß: ſo ſind die Fälle der
Frage zur Sprache zu bringen, o
Sache liege, daß der Staat auch da
herrſche und ordne, und in wie fern

forſchen genauer, ob auch überall ein Recht da ſei, welches gemißbraucht werden könne, und ob nicht wenigſtens dieſes Recht nur mit ſeinem beſtimmten Maaße zugleich könne gedacht werden, denn wir wünſchen, daß die Ausweichung nicht nach Belieben auch als ein Irrthum könne angeſehen werden, ſondern daß ſie ſich nothwendig als ein vollkommnes und bewußtes Unrecht darſtellen müſſe. Wir ſelbſt und die meiſten andern deutſchen Stämme, und die vielen ſlaviſchen von den Sprößlingen deutſcher Fürſtenhäuſer regierten Völker befinden uns in dem glüklichen Falle eines ſeit mehreren Geſchlechtern fortwirkenden höchſt förderlichen Einfluſſes der Regierung auf die Erziehung des Volkes, und je mehr jedermann und beſonders die Freunde und Beförderer der Wiſſenſchaft hieran theilnehmen, je mehr wir uns mit Unterſuchungen beſchäftigen über die beſten Methoden, nach denen die Regierung ihre Abſicht verfolgen müſſe, das Volk durch die Erziehung zu veredeln: deſto mehr ſcheint uns die andere Frage, worauf denn das Recht des Staates beruhe ſich das Geſchäft der Erziehung anzumaßen, entweder ſehr unnüz oder auch völlig abgemacht. Indem ich ſie wieder zur Sprache bringe, will ich mich alſo zunächſt halten an das Intereſſe für den vorliegenden Fall, wie viel tiefer noch nämlich das franzöſiſche Volk würde geſunken ſein, wenn nur ein paar Geſchlechter lang das napoleoniſche Erziehungsſyſtem wäre durchgeführt worden; daran ſich dann leicht die Vermuthung ſchließt, ob nicht auch die Irrthümer, denen reine und wohlwollende Regierungen bei ihrem Einfluß auf die Erziehung wie alles menſchliche ausgeſezt ſind, doch weniger gefährlich ſein werden, wenn man mit der Quelle, aus welcher der Beruf des Staates zur Erziehung entſpringt, auch das Gebiet erkennt, worin derſelbe eingeſchloſſen iſt: und ſo kommen wir darauf zurükk, daß auch wol jene einzelnen Stimmen eine Wahrheit haben mögen, welche ſich gegen den Einfluß des Staates auf die Erziehung im allgemeinen erklären, eben in wiefern er ſich als einen allgemeinen will geltend machen. Die Aufgabe ſelbſt, auf die es ankommt, wäre alſo dieſe,



auszusezen, zumal in ihrem eigen
gesezte Ansichten, welche die Thei
völlig ausschließen, vorgekommen
platonische Theorie, nach welcher
an Kinder des Staates sind, und
in Schatten gestellt ja möglichst
ten wird, so daß eigentlich alle
derfrauen, und alle Väter nur V
Und schön und lachend, ja man ka
der persönlichen Freiheit und der
auf der andern Seite die Theorie,
als Werkstatt aber als Siz der Fa
welches die öffentliche Gewalt unte
fordert eindringen darf. Die Kind
im Hause, bis wenigstens der Zeit
eintritt, und sie anfangen an den
bens theilzuhaben und sich zur Gr
vorzubereiten. Wie die erste dieser
ständigen Einfluß der Familie auf
andere allen ursprünglichen Einfluß
den also liegen alle andern beides v
gesammte Praxis, die, da niemals e
men ist realisirt worden, auf verschie

ſtimmte Hauptzüge in dieſen verſchiedenen Geſtaltungen und Gründe dazu nachzuweiſen. Ich will weder Vorſchriften geben, wie weit der Staat ſeinen Einfluß auf die Erziehung ausdehnen ſoll und wohin nicht, noch hiſtoriſche Unterſuchungen anſtellen, weshalb in dem einen Staat und zu der einen Zeit dieſe Anſicht geherrſcht habe, anders aber eine andere: ſondern zwiſchen dieſen beiden Aufgaben ſchwebend möchte ich nur ein Fachwerk aufſtellen für dieſe Unterſuchungen, um nämlich die Staaten ſelbſt und die Geſichtspunkte, von denen ſie haben ausgehen können, zu claſſificiren, und damit zugleich ein Mittel zur Verſtändigung über die verſchiedenen Theorien, wie nämlich die eine vielleicht unter ſolchen Umſtänden anwendbar ſein könne, und die andere unter anderen. Hierzu weiß ich aber kein anderes Verfahren als dieſes. Staat und Erziehung ſind zwei Begriffe, welche an und für ſich nicht zuſammenfallen; denn der Staat iſt ein Verhältniß der erwachſenen Menſchen unter ſich, und in dem Begriff liegt keine Beziehung darauf, woher die erwachſenen kommen; und Erziehung iſt ein Verhältniß der Generationen unter ſich, indem die eine erzieht und die andere erzogen wird, und die Erziehung kann ſehr gut gedacht werden ohne den Staat und vor ihm. Auch würden wir zu hoch ſteigen müſſen und uns zu weit entfernen von der Wirklichkeit der Dinge, wenn wir zu einem gemeinſchaftlichen höheren Begriff aufſteigen wollten. Alſo bleibt nur übrig, daß wir beide als außer einander betrachten und fragen, Giebt es etwas und was giebt es im Staat, wodurch er von der Erziehung viel oder wenig an ſich reißt? und giebt es etwas und was iſt es in der Erziehung, wodurch ſie dem Staat oder einer beſtimmten Vorrichtung deſſelben anheimfällt? Beſtätigt und beſtimmt ſich gegenſeitig, was wir von beiden Punkten aus finden: ſo werden wir dann wenig gegen unſere Unterſuchung einwenden können.

Freilich ſcheint hier unſer Vorhaben gleich anfänglich in die Unendlichkeit ſich ausdehnen zu müſſen, wenn doch das erſte, was wir gebrauchen, ein Begriff iſt vom Staat, dieſer aber noch

kann nämlich die verschiedenen
zwei Klassen zurükkführen. Die
nämlich als das eigentliche handeln
Gebiet des gemeinsamen Lebens der
einzelnen gesezt wird, und der St
stehen dieser Triebe und Freiheiten
verhüten soll. Einem Staate, der
offenbar nicht sich der Erziehung
thut, so darf es nur interimistisch se
schäft noch nicht hinlänglich versteht,
ren mit der Erziehung, sobald er
ten oder besser erzogen sein. Den
Freiheit der einzelnen als die eige
dient möglichst wenig beschränken;
sein, wenn er nicht sähe, daß eben d
genußreichsten Aeußerungen der Frei
Kinder sich anbilden und ihr innerst
vielfältigen suchen, und daß er sein
wenn er zwar seinen Unterthanen m
in ihrem Verfahren mit den Dingen,
ihnen ja viel eigenthümlicher angehör
sie um sich versammeln können, woll
sen nach der Lust ihres Herzens und

vorbehalten ihr Verderben, wenn es ſich hernach auf eine ſtrafbare Weiſe äußert, alsdann zu zügeln und zu lähmen, und muß vertrauen, daß doch menſchlicher Wahrſcheinlichkeit nach auf dieſem Wege jedes künftige Geſchlecht nicht nur nicht ſchlechter werde dargeſtellt werden als das vorige, ſondern auch daß ſeine Unterthanen bei möglichſt freiem Verkehr und ungeſtörtem Gedankenwechſel ſchon von ſelbſt zu einer beſſern Erziehung gelangen werden. Freilich kann es ihm bequemer ſein die Menſchen ſich zahmer zu erziehen, als die Rohheit, welche beſſer verhütet worden wäre, hernach durch Strafen zu bändigen. Aber dieſe Bequemlichkeit iſt ihm nicht erlaubt; denn mit demſelben Recht müßte ihm auch manches andere bequemer geweſen ſein zu bilden und poſitiv zu beſtimmen als bloß zu verwahren und abzuwehren; und er würde hier auf dem entſcheidenden Punkt umkehren und aus einem negativen ein poſitiver werden. Soll er ſich alſo treu bleiben: ſo muß ihm ſeine Strafgeſetzgebung nach innen zu alles ſein; durch dieſe muß er allem zu ſteuern wiſſen, und dabei alles falſche und mangelhafte der Erziehung ruhig gewähren laſſen. Ganz anders freilich iſt es, wenn der Staat ſelbſt nicht bloß als eine hemmende, ſondern als eine ſelbſt hervorbringende bildende leitende Kraft angeſehen wird; und dieſe Vorausſetzung ſieht nicht aus, als wenn wir ſie eben ſo mit Einem Strich abmachen könnten, ſondern als käme es darauf an, was nun der Zweck des Staates ſei, um zu beſtimmen, wie nahe demſelben die Erziehung liege, oder wie fern. Doch vielleicht können wir auch ſo um die ſchwierige und hier nicht füglich auszumachende Frage über den Zweck des Staates herumkommen, wenn wir uns gefallen laſſen dieſen Zweck ganz allgemein zu ſezen, daß alles, was der Menſch auf Erden zu thun hat, durch den Staat ſolle hervorgebracht werden, und er die Geſammtthätigkeit des Menſchen bilden und leiten. Dann würde die erſte und ſtrengſte Form ſein, daß der Staat alles, was er hervorbringen ſoll, ſelbſt thäte, alle einzelnen aber nur

er die Menſchen für die Geſchäfte
er dieſes vollkommen erreicht: ſo
fortzutreiben und könne in demſ
laſſen. Iſt nun der Zwekk des
die Erziehung als eine natürliche
dazu, und der Staat wird zue
demnächſt aber auch einzelne z
und ſicherer bilden, und jenes dur
Iſt aber ſein Zwekk nicht ſo all
Form weſentlich dieſelbe, und je
was zu ſeinem Zwekk gehört un
aber darauf bedacht ſein werde d
ſeinem Zwekke liegt zu erziehen, u
bauen handeln und mehr dergleich
ihm und ſeiner eigenthümlichen
Kaufleute und was ſonſt erzogen
ein Erziehen in den Zwekk des
auch theilt es ſich. Iſt ſein Zwekk
für dieſen theils unmittelbar handel
iſt er aber zwekkmäßig ganz allgem
rem auch unmittelbar erziehen, näc
zieher erziehen. So daß immer
Rükkſicht auf den Inhalt des

auch welcher er wolle, eine Geſellſchaft ſei von Regierern und regierten, ſeien es auch dieſelben und jeder nur in dem einen Act Obrigkeit und in dem andern Unterthan, aber ohne dieſe Form gänzlich iſt kein Staat, und man kann nur von demjenigen ſagen, daß der Staat es thue, was durch dieſe Form hindurchgeht. Darüber alſo, daß das Erziehen eine gemeinſame und öffentliche Angelegenheit ſei im Staat, kann wol überall kein Zweifel ſein nach dem obigen; aber wir werden nur im eigentlichen Sinne ſagen, daß der Staat erzieht, wenn entweder die Maaßregeln und Weiſen der Erziehung zwar zunächſt im Volk ihren Grund und Urſprung haben, aber von der Regierung entweder modificirt oder ſanctionirt werden, und ſie über deren Ausführung wacht, oder noch mehr, wenn ſie von der Regierung ſelbſt ausgehen und vom Volke nur angenommen und ausgeführt werden. Nicht aber jedesmal, wenn im Volk eine gemeinſame oder auch öffentliche Erziehung ſtattfindet, von der aber die Regierung weiter keine Kenntniß nimmt, darf man ſagen, der Staat erziehe, auch nicht wenn die Regierung nur über das Was in Sachen der Erziehung diejenige Aufſicht führt, wie z. B. auch eine proteſtantiſche Regierung über die katholiſche Kirche in ihrem Lande ausübt, ſondern dann erziehen immer nur die regierten, die dann für den Staat nur als einzelne daſtehen, wie feſt ſie auch durch Sitte und öffentliche Meinung an eine gemeinſame Weiſe mögen gebunden ſein. Damit wir nun das Maaß finden, in welchem in dieſem Sinne dem Staate die Erziehung zuſteht, ſcheint das rathſamſte, daß wir zuſammenhalten den Zuſtand eines Volkes ehe es Staat geworden iſt mit ſeinem Zuſtande unter der Form des Staates, und daß wir fragen, ob ſich denn und was in Bezug auf die Erziehung dadurch ändere, daß in dem Volke nun der Gegenſaz von Obrigkeit und Unterthanen herausgetreten iſt. Und es ſcheint wirklich hiebei alles auf die Weiſe und die Bedingungen dieſer Veränderung anzukommen, die Frage hingegen, wie man den Staatszweck zu denken habe, und wie in dem einen Staate dieſer in

dern nur auf denjenigen, der un
lichen bürgerlichen Zustand gren
gegeben ist, nämlich auf den Zu
bestimmte Form einer Verfassun
einander leben, mit einem allge
der Horde. Auch in diesem Zu
schiedene Stufen der Bildung de
selben eine festere und zusammen
und einfachere. In dieser sind
Regungen des sittlichen und reli
ten sich die Uebungen und Fertig
eignen Erwerbsweise gehören. In
auf und übt sich die Jugend, un
ders sagen? wirklich erzogen. Le
tigen Klima die Grönländer und
ben einander: so wird auch die
hung gleichen. Giebt es dagegen
mit einander und durch einander:
von Erziehung diesen Charakter
fentlichen Erziehung gleichen. So
jenseit des Staates verfolgen kö
durch diesen entsteht. Wenn nun
patriarchalische Häupter gehabt

unter welcher von den drei Formen er vorzüglich ſteht, ohne daß ſie ihre Lebensweiſe ändert oder ihre Zwekke ausdehnt: was iſt für ein Grund, daß die neu entſtandene Regierung ſich ſollte der Erziehung annehmen? Es wäre dies eine Willkühr, die in dieſem Zuſtande nicht denkbar iſt. Denn auch das iſt nicht denkbar, ſelbſt wenn Reibungen entſtehen und innere Unruhen, daß ein einzelner nun aus dem Geleiſe der Sitte weichen und ſeinen Kindern eine Richtung geben ſollte, welche gegen den Sinn und Geiſt des ganzen anginge. Wenn alſo nicht ein fremdartiges Element hinzukommt, wird alles im vorigen Gange bleiben, und die Erziehung wird daran, daß die Geſellſchaft die Form der bürgerlichen angenommen hat, keinen unmittelbaren Antheil nehmen. Sowol der Charakter der Erziehung wird derſelbe bleiben, als auch die Rechte der Eltern über ihre Kinder. Aus dieſer einfachen Betrachtung ſcheint zweierlei zu folgen. Einmal, und dies iſt der Hauptſaz auf welchem alles folgende ruht, da Sitten und Gebräuche in einem Volk überall älter ſind als die Verfaſſung, kann auch dasjenige in der Erziehung, was auf der Sitte ruht, nie, auch in einem folgenden Zuſtande eben ſo wenig als in dieſem urſprünglichen, als von der Regierung ausgegangen und von ihr erzeugt angeſehen werden, ſondern dieſes iſt wol überall auch in ſeinen allmähligen Umwandlungen das unbewußte Erzeugniß freilich nicht der einzelnen als ſolcher, auch nicht der weiſeſten und kunſtverſtändigſten, denn auch dieſe können nur allmählig und durch einen unmerklichen Einfluß daran rühren, auch nicht das Erzeugniß des iſolirenden Privatlebens, ſondern das gemeinſame aber freie und nur in freier Gemeinſamkeit gedeihende unbewußte Erzeugniß des Volkes. Die Regierung kann es im beſten Falle beſchüzen und ſanctioniren, wenn hiezu ein Bedürfniß entſteht, ſie kann im ſchlimmſten Falle dagegen kämpfen und es zu unterdrücken ſuchen, aber herbeiführen kann ſie es nicht. Wenn man nun ſagt, die Erziehung ſei eigentlich nur die natürliche Aeußerung des Selbſterhaltungstriebes der Gemeinheit: ſo iſt damit grade dieſes

ungeändert dieſelbe blieb die Ma
hung ſich allmählig geändert habe
daß wenn ein Volk, nachdem es
verlaſſen hat, vielleicht durch harte
hindurch wieder in einen ähnliche
ner durchgreifenden und die zufäll
den ſeine eigenthümliche Natur au
ner nach Verhältniß ſeines Umfa
Gleichförmigkeit gemeinſamer Bild
ſache mehr vorhanden iſt, warum
Antheil an der Erziehung nehmen
höchſtens übrig bleiben durch die
ziehungsthätigkeit des Volkes gew
Aufſicht, welche ſie darüber führt,
zu geben. Weder jene urſprüngli
Gleichheit wird eine abſolute ſein,
ſtabe bei der lezten, nach kleinere
Differenz gemeiner und edler Natur
ſtanter und bedeutender dieſe Unter
von ſelbſt durch das bloße Princip
vor dem Staate waltet, das gleich
den ſich verſchiedene Kreiſe bilden
chen Sitte, welche hindern wird.

terſinkt. Bei dieſer Verkettung des allgemeinen und des beſonderen in Sitte und Bildung kann denn auch die Erziehung ohne Schaden ungeſtört fortgehn. Was hat denn nun den Platon bewogen, der ohngefähr dieſen Fall vorausſezt, eine merkliche angeborene aber doch nicht ſtreng angeerbte und alſo nicht ſpecifiſche Differenz ſeiner Bürger, was hat ihn bewogen dennoch dem Staat die Erziehung nicht nur ganz in die Hand zu geben, ſondern ſie auch zum ſtärkſten Motiv für denſelben zu machen, in einem Grade wie es ein pädagogiſches Regale nie gegeben hat und nie geben kann? Er hat offenbar ein Mittel geſucht, aber nur ein unausführbares und alſo ſchlechtes herausgegriffen gegen das Verderben ſeiner vaterländiſchen Demokratien und Ariſtokratien, deren jene mit demſelben Eigenſinn wie die Deſpotien oft ganz gemeine Menſchen auf eine Stelle emporheben, die ihnen nie gebühren kann, die lezten aber die äußere Dignität noch feſthalten wollen, wenn die innere längſt erſtorben iſt, und der herrſchende Stamm ſeine urſprünglichen Vorzüge längſt verloren. Indem der große Mann bei der Idee des Staats beide Gebrechen zugleich heilen will, hat ihn ſeine Conſtruction auf dieſen Punkt geführt.

Sezen wir nun einen anderen Fall, die Horde nämlich gehe nicht durch ſich ſelbſt und nicht in ſich ſelbſt zur bürgerlichen Geſellſchaft über, ſondern ergreife ſelbſt eine andere oder werde von einer andern ergriffen, und es entſtehe ein Staat aus zwei früheren Gemeinheiten auf ungleiche Weiſe, ſo nämlich, daß die eine Horde die herrſchende werde und die andere die dienende, welcher Fall auch diejenigen unter ſich begreift, daß eine von beiden ſchon vorher eine bürgerliche Verfaſſung für ſich gehabt habe: wie wird es dann mit der Erziehung werden? Offenbar kann dann nur in einem Falle alles im alten Gange bleiben; wenn nämlich der herrſchende Stamm auch von Natur oder durch bildendere Schikſale der edlere in edlerer Sitte gelebt und ſeine Jugend zu derſelben erzogen hat, der unterworfene hingegen zurükſtehend hinter jenem roher und ungebildeter erſcheint,

und indem er ſeiner Sitte gemäß zu gleichem Zuſtande ſeine Jugend erzieht keine Beſorgniß erregt, daß der Eindrukk der Ungleichheit zwiſchen beiden Theilen verſchwinden könne. Wozu noch kommen muß, daß der ſiegende Stamm den unterworfenen auch bei ſeiner Lebensweiſe läßt, ihn von ſeinem Boden und aus ſeinen Gewerben nicht vertreibt, ſondern ihn auf dieſelbe Weiſe wie vorher, nur zu des Siegers Nuzen, fortleben läßt. In dieſem und wie es ſcheint auch in dieſem einzigen Falle wird nach einer ſolchen Zuſammenſchmelzung jeder Theil ſeine bisherige Erziehungsweiſe behalten, und alſo auch ohne weitere Dazwiſchenkunft der Regierung wie vorher fortſezen können. Nur daß dieſe jede Neigung der überwundenen, ſich in die Sitten der Sieger einzuſchleichen und ihre Erziehung nachahmend ihnen ihre höheren Vorzüge zu entwenden, eiferſüchtig bewachen wird. So lange nämlich wird alles ſo bleiben, als auch die Regierung das Verhältniß beider Theile im Staat gegen einander nicht zu ändern geſonnen iſt. Will ſie aber dieſes, oder ſind die Verhältniſſe beider Theile von vorn herein nicht völlig ſo beſtimmt: ſo wird zum Behuf einer ſolchen heterogenen Zuſammenſchmelzung auch

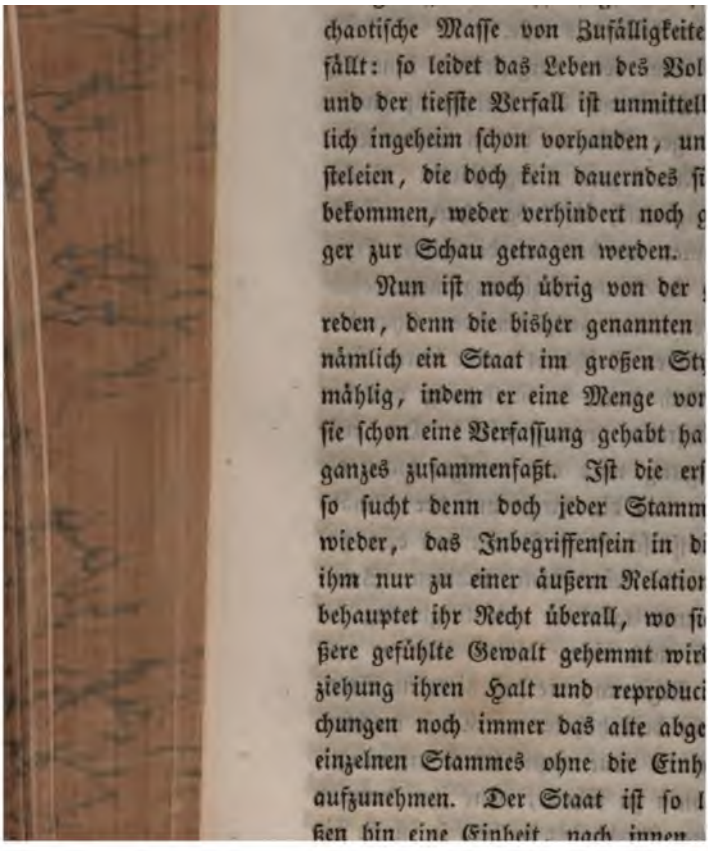
allmählig ſinkt aus gewohnter Trägheit derer, welche andere für ſich arbeiten laſſen, und dann kann es geſchehen, daß unter andern künſtlichen Mitteln ihn in ſeiner urſprünglichen Stellung zu erhalten der Staat auch in die Erziehung deſſelben eingreift. Wie aber? Gegenüber einem unterworfenen Stamme, der im Begriff iſt ſich zu heben, wird dies von einer Regierung, die ſelbſt dem herrſchenden Stamme angehört, ſchwerlich auf die rechte Weiſe geſchehen. Denn das Princip eines ſolchen Staates kann nicht ſchlimmer gefährdet werden, als wenn der Eindrukk eines Wetteifers zwiſchen beiden Ständen entſteht. Alſo anſtatt der verfallenen Sitte und Bildung wieder aufzuhelfen, wozu auch im ganzen wenig Hoffnung iſt, wird man durch die künſtliche Erziehung ſuchen dem geſunkenen Stande neue Vorzüge zu verſchaffen, welche der ſich hebende weniger geeignet iſt ſich zu erwerben. Ich will nicht ſagen, es folge ſtreng, aber die Erfahrung lehrt es, und ſo iſt es auch leicht zu begreifen, daß dieſe Vorzüge dann vorzüglich geſucht werden in der Einpfropfung irgend eines fremden, das ſich in dem allgemeinen Verkehr der Staaten grade geltend gemacht hat; denn der herrſchende Stand, welcher den ganzen Staat nach außen repräſentirt, iſt ausſchließend geeignet hiermit zu prunken. Dies iſt die eine Art, wie das fremde in die Erziehung kommt durch die Beſtrebungen einer ariſtokratiſirenden Regierung, ſie mag nun hiebei mehr als Geſezgebung wirken oder mehr als Hof; und dieſes iſt der zerſtörende Beruf des ariſtokratiſchen Staates in der Erziehung. Kommt aber beides in Einem Moment zuſammen, Unterdrükkung des unteren Standes durch die Erziehung und falſche künſtliche Hebung des oberen: ſo iſt das Verderben vollendet, und nur eine beſonders waltende Vorſehung kann verhüten, daß entweder gänzliche Auflöſung erfolge oder gewaltſame Reaction. Denn durch Störung des naturgemäßen Erziehungsganges wird ein Volk in ſeinen innerſten Tiefen erſchüttert.

Es kann aber auch geſchehen, wenigſtens wollen wir den Fall ſezen, daß die Regierung eines ſolchen Staates ſich von

gen Zuſtande vorbereitet haben. Dieſ
ſchehen, wenn nicht an beiden Ende
bei der eben mannhaften Generation
und ſteigend emancipirt, und bei der
dem die Erziehung einen Charakter
beſchränkende Sitte weit hinter ſich
weder die urſprüngliche Sitte des S
delnde Princip ſein kann, noch auch
ben, als welches ſich kein richtiges Z
ſtekken vermag: ſo muß ein unmitte
der Regierung eintreten. Dieſes nun
ſolcher Staat wirklich und nothwendig
ſagen darf, daß es ihm nur wohlgeh
platoniſchen Spruch zu parodiren die
Erzieher regieren, und an wen liebe
wol die Philoſophen den Anſpruch ab
durchführen können. Denn man kann
dieſem Uebergangspunkt von ariſtokrati
ter Einheit, die dann immer wenn es
minder heraustritt dennoch ſich monarc
ziehen die Hauptſache und ſelbſt wicht
fahren bei der allmähligen Eröffnung
denn wenn hiebei etwas verſehen iſt:

unwirkſam gemacht und gleichſam Lügen geſtraft werden. Ich möchte noch hinzufügen, hat die Regierung in dieſem Sinne einmal angefangen zu erziehen: ſo darf ſie auch nicht eher aufhören, bis jener Zuſtand einer Einheit der Sitte und einer gleichnamigen Bildungsſtufe dem Weſen nach beide Stände mit einander vereint, ſonſt möchte ſie das Volk in einem Zuſtande von Verwirrung und Rathloſigkeit ſich ſelbſt überlaſſen, und das zweite Uebel könnte ärger werden denn das erſte.

Einige Folgerungen aus dem eben dargeſtellten kann ich nicht übergehen. Große Aehnlichkeit mit dem Verhältniß zweier ſolcher urſprünglich ungleichartiger Stämme hat in unſern Verfaſſungen das Verhältniß des Adels zum Bürgerſtande. Sollte man nicht ſagen können, daß eigentlich die Ausgleichung zwiſchen beiden mit Sicherheit da beginne, wo beide an demſelben Erziehungsſyſtem theilnehmen, und in keiner Beziehung mehr beſondere Anſtalten getroffen werden einen auszeichnenden Charakter des Adels in dem heranwachſenden Geſchlecht weder durch eigne öffentliche Bildungsanſtalten noch durch Ausſchließung von den nur für den Bürgerſtand geſtifteten hervorzurufen? Der erſte Grund aber zu dieſer Vereinigung wird wol weniger durch die Regierung gelegt, als dadurch, daß die Kirche und der allmählig aus dieſer hervorgehende wiſſenſchaftliche Verein von dem politiſchen Unterſchiede beider Stände keine Notiz nehmen. Zweitens ſcheint zu folgen, daß wenn irgendwo eine Regierung die Erziehung des ganzen Volkes nach einer ſolchen Maxime verwaltet, wie die ariſtokratiſche Regierung die des niederen Standes, wenn ſie fürchtet, er werde dem höheren zu Kopfe wachſen, oder auch wenn ſie ihn ſucht in neue außer ſeiner urſprünglichen Lebensweiſe liegende Bahnen zu führen, ohne ihn dennoch höher zu erheben, lediglich ſeiner Nuzbarkeit halber: ſo iſt ſie für vollkommen tyranniſch zu halten dem Geiſte nach. Drittens wenn jemals eine Regierung das ganze Volk ſo behandelt, wie jene ariſtokratiſche den höheren Stand, nachdem er in ſich ſelbſt einzuſinken angefangen, alſo wenn ſie pädagogiſch am Volke



chaotiſche Maſſe von Zufälligkeite
fällt: ſo leidet das Leben des Vol
und der tiefſte Verfall iſt unmittell
lich ingeheim ſchon vorhanden, un
ſteleien, die doch kein dauerndes ſi
bekommen, weder verhindert noch g
ger zur Schau getragen werden.

Nun iſt noch übrig von der
reden, denn die bisher genannten
nämlich ein Staat im großen St
mählig, indem er eine Menge vor
ſie ſchon eine Verfaſſung gehabt ha
ganzes zuſammenfaßt. Iſt die erſ
ſo ſucht denn doch jeder Stamm
wieder, das Inbegriffenſein in di
ihm nur zu einer äußern Relatior
behauptet ihr Recht überall, wo ſi
ßere gefühlte Gewalt gehemmt wir
ziehung ihren Halt und reproduci
chungen noch immer das alte abge
einzelnen Stammes ohne die Einh
aufzunehmen. Der Staat iſt ſo l
ßen hin eine Einheit, nach innen

Eiferſucht haben als gegen einzelne Theile anderer ähnlicher Staaten. So lange hat auch die Regierung eben ſo wenig Urſache ſich in die Erziehung zu mengen, als wenn ſie nur mit einem einzelnen dieſer Theile zu thun hätte. Aber früher oder ſpäter wird eine Zeit kommen, wo ſie es fühlen wird, daß es nothwendig iſt die Vielheit in eine wahre Einheit umzuprägen, jedem organiſchen Theile das Gefühl des ganzen lebendig einzubilden und dieſem Gefühl das des eigenthümlichen Daſeins unterzuordnen, damit nicht die Liebe zum Stamm und zum Gaue der Liebe zum Vaterlande und zum Volke entgegenſtrebe. Wie vielerlei Mittel ihr nun auch hiezu zu Gebote ſtehen, um die erwachſene Generation zu bearbeiten, ſie wird ſich doch getrieben fühlen das Werk zugleich bei der heranwachſenden zu beginnen, weil ſie ſonſt über dem immer zu erneuernden Gebrauch jener Mittel niemals zum Ziel wirklich kommen kann. Nun alſo beginnt ſie ſich der Erziehung anzunehmen und auf dieſelbe poſitiv einzuwirken, um die einzelnen Theile einander näher zu bringen, damit ſie eben ſo zu einem Gefühl ihrer Identität mit dem ganzen kommen, wie die einzelnen Glieder des Stammes auf dieſelbe Weiſe das Gefühl ihrer Identität mit dieſem haben und immer wieder aufs neue empfangen. Es iſt auch klar, daß die kleinere Einheit ſich dieſes Gefühl der höheren nicht aus ſich ſelbſt geben kann, ſondern daß es ihr von der höheren kommen und dieſe ſich ihr gleichſam innerlich offenbaren muß. Dies muß alſo ein Werk der Regierung ſein, welche in einem ſolchen Staate von vorn herein das Gefühl der Einheit des ganzen ausſchließend hat und es erſt allmählig mittheilen kann, und der Staat kann unter dieſen Umſtänden die Erziehung auch nicht in den Händen der Kirche laſſen, welche ihr Beſtreben die Menſchen zu einer höheren geiſtigen Einheit zu verbinden an das perſönliche Gefühl des einzelnen und an das allgemeinſte Gefühl der menſchlichen Natur anknüpft, ohne an der Bildung einer größeren Nationaleinheit einen entſchiedenen Antheil zu nehmen. Eben ſo klar iſt, daß man nicht ſagen kann, dieſes Gefühl ſei im Volke, wenn es

auch in allen einzelnen wäre, ſich aber nicht fortpflanzte. Es muß alſo zunächſt in der Erziehung ſein, und indem es in die erſte Periode der Erziehung zurükkgeht, worin beide Geſchlechter nicht getrennt ſind, kann es ſich allmählig in ein angeborenes verwandeln. Hat es ſich aber erſt als ein ſolches bewährt: ſo iſt auch kein Grund, warum die Regierung länger ſollte die Erziehung, die doch von Natur nicht ihr Geſchäft iſt, dazu machen, und ſie nicht vielmehr in die Hände des Volkes zurükkgeben. Und ſo kommen wir auch hier wieder auf die erſte Annahme zurükk, und finden mit dem Grunde für dieſen Beruf des Staates auch zugleich die Grenze deſſelben.

Dieſes alſo iſt meine Antwort auf die Frage, Wie kommt der Staat rechtmäßigerweiſe dazu einen thätigen Antheil an der Erziehung des Volkes zu nehmen? Dann nämlich und nur dann, wenn es darauf ankommt eine höhere Potenz der Gemeinſchaft und des Bewußtſeins derſelben zu ſtiften. Alle andern Motive ſind entweder verderblich — und die Regierung ſezt ſich dann in Streit mit der natürlichen Entwikklung des Volkes, wie in den vorher aufgeführten Fällen — oder ſie ſind unhaltbar.

wirklich lebendig geworden iſt, nicht mehr die Rede ſein, da eine ſolche nur Willkühr ausbrütet und nur in der Sehnſucht nach Willkühr oder in dem Mangel an Gemeinſinn ihren Urſprung hat. Alſo eine öffentliche Erziehung wird ſie unter den Betrieb und die Leitung des Volkes ſelbſt geſtellt und durch den in demſelben herrſchenden gleichen Sinn in Gleichheit gehalten. Es kann aber ein großer Staat von der Art wie wir zulezt betrachtet haben auf der Stufe, auf die er eben durch die pädagogiſche Thätigkeit der Regierung gekommen iſt, nicht beſtehn unter andern ohne eine Communalverfaſſung, welches ſchon der Augenſchein lehrt, auszuführen hier aber nicht der Ort iſt. An dieſe alſo, die durch ihre Gemeinſchaft mit der Kirche und mit dem wiſſenſchaftlichen Verein, deſſen Glieder durch ſie zerſtreut ſind, auch intellectuell belebt wird, geht die Erziehung über und bleibt ſo auch mit der Regierung in dem indirecten Zuſammenhang, in welchem alles was das Volk betrifft mit ihr ſtehen muß, nur daß diejenigen, die ihn vermitteln, nicht mehr eigentlich als Staatsbehörde ſondern nur die einen als Vertreter des Volkes bei der Regierung, die andern als Vertreter der Regierung beim Volke anzuſehen ſind. Auf dieſe Weiſe behält auch die Regierung in ihrer Gewalt dieſen Uebergang, für den ſich doch kein Augenblikk als der einzig richtige nachweiſen läßt, allmählig zu veranſtalten, und eben dadurch aller Verwirrung vorzubeugen. — Intereſſante Unterſuchungen hiſtoriſcher Art knüpfen ſich hieran, wie nämlich und warum überhaupt hier mehr dort weniger Gewicht auf die Erziehung gelegt wird, ohne daß die Reſultate bedeutend verſchieden wären; wie und warum ein Staat eine lange ein anderer eine kurze Periode eigentlicher pädagogiſcher Geſezgebung und Verwaltung des Erziehungsweſens durch die Regierung gehabt hat, und ob und wie dieſes mit einer mehr ruhigen oder mehr ſtürmiſchen Entwikklung des ganzen politiſchen Daſeins zuſammenhängt. Dieſe Unterſuchungen aber muß ich zur Seite liegen laſſen, indem ich nicht einmal diejenige für jezt ausführen kann, welche mir eigentlich noch obliegt.

ziehen obliegt zu thun, und wie
Allein anſtatt dieſes zu gleicher Lä
ſpinnen will ich Zeit und Geduld ſ
nige Grundſtriche beſchränken, aus
nehmen ſein wird. Zum Glükk näm
auch hier der ſchwierigen Frage übe
hung ſei, deren Beantwortung ja
pädagogiſchen Syſtems enthalten
Sache nur in Beziehung auf den
davon kommen mit einer oben ab
Seite der Erziehung, welche dem
ich mich nun auf dieſen Punkt ſtelle
daß es bei der Erziehung vornämlich
Iſt nämlich die Erziehung vollendet
liefert an den Staat als deſſen Bür
tig ſein als lebendiger organiſcher
handeln und irgend eine beſtimmte
men. Der Staat aber, um als ch
lichen Staates zu reden, verlangte bis
daß zuvor die chriſtliche Kirche ihn a
nommen haben, und der Erzieher
wobei zugleich ſtillſchweigend bedung
Geſchäften des Staates als Bürger

zu der rein menſchlichen Geſellſchaft im Staat, und in dem Maaß als er ſelbſt ſein Werk für gelungen hält und ſich etwas darauf zu gute thut empfiehlt er dieſer ſeinen Zögling als eine anmuthig ausgeſtattete eigenthümliche Natur im Beſiz alles deſſen, was in der Geſellſchaft geachtet werde, und zwar auf eine eigenthümliche Weiſe. Hieraus nun wie dieſes täglich geſchieht und übereinſtimmend, wie ſehr man ſich über die Erziehung auch ſtreite, ſehe ich, daß es auf zweierlei ankommt. Zuerſt nämlich, daß der Menſch gebildet werde zur Aehnlichkeit mit den großen Gemeinweſen, in denen er ſeinem natürlichen Schikſal zufolge leben ſoll, von welcher Aehnlichkeit wie ihn die Erziehung beim Anfange ſeines Lebens übernimmt wenig an ihm zu ſehen iſt, ſondern ſie muß hineingebildet werden oder herausgelokkt. Dann aber kommt es auch noch darauf an, daß er nicht nur äußerlich ein anderer ſei als jeder andere, ſondern ohnerachtet jener Aehnlichkeit auch innerlich, und ſo in ſich ſelbſt Eins und untheilbar und nur ſich ſelbſt gleich, ganz anders wie die Erziehung ihn empfing als eine weiche und unbeſtimmte Maſſe, in der ſich nur allgemeine Regungen unterſcheiden ließen. Dieſes beides nun leiſtet freilich die Eine und ſelbe Erziehung, aber es ſcheinen mir doch ihrer zwei Seiten zu ſein. Und ſo wird wol auch dieſes wahr ſein, daß wer in der Ausübung der einen begriffen iſt ſich über die andere tröſtet, welches am beſten geſchieht durch die Vorſtellung des angebornen. Wer nämlich auf die Entwikklung des freien eigenthümlichen der Natur ausgeht, der wird ſich tröſten, daß die Aehnlichkeit mit dem Volk und den Glaubensgenoſſen dem Menſchen angeboren ſei und ſich ſchon von ſelbſt mit entwikkeln werde. Und woran ſollte ſich auch wol das eigenthümliche zeigen wenn nicht an einem gemeinſamen, denn an nichts kann es ſich nicht zeigen. Wer hingegen auf die Hineinbildung des Menſchen in den Staat und die Kirche ausgeht, der ſezt voraus, jedem ſei ſeine eigenthümliche Natur angeboren und werde ſich ſchon mit entwikkeln. Beides ſcheint mir völlig wahr, und ich meine, jedes wird nur dadurch falſch, wenn einer glaubt

das andere ſei nicht wahr, und deshalb ganz einſeitig wird in ſeiner Erziehung. Aber wie ſtehen nun dieſe beiden Seiten der Erziehung gegen den Staat? Betrachten wir zuerſt einen Staat, der noch eine ariſtokratiſche Phyſiognomie hat: ſo iſt der höhere Stand derjenige, der ganz vorzüglich berechtigt iſt zu dem Vertrauen, daß ihm die Idee des Staates angeboren ſei, und der alſo auf die Ausbildung der Eigenthümlichkeit ausgeht. Derſelben Meinung nun iſt die Regierung auch, und läßt alſo den ganz frei, der nach ihrem Sinne handelt. Daher auch in ſolchem Staat, ſo lange er ein wahres oder falſches Gefühl von Geſundheit hat, die Regierung ſich um die Ausbildung ihres Adels wenig kümmert. Der niedere Stand hingegen ſtrebt in dem Gefühl, daß ſein Schikſal ihm doch angeboren ſei, ſeine Jugend dem Staat anzubilden und ſie ihm dadurch zu empfehlen. So wird denn die Jugend zeitig in die Mannigfaltigkeit der Gewerbe vertheilt, von denen bei ſolcher Ehrfurcht für den Staat auch Künſte und Wiſſenſchaften eines zu ſein ſcheinen, und in dieſem löblichen Beſtreben wird den ausgezeichnetſten Menſchen dieſes Standes eine eigenthümliche Ausbildung ihrer

aber wird ſie entweder von ſelbſt kommen ſehen oder ſie den Bemühungen anderer überlaſſen. Die Eigenthümlichkeit entwikkelt ſich alſo entweder mit der allgemeinen Bildung zugleich und durch ſie, oder ſie entſteht als das Werk des übrigen Lebens und ſeiner mannigfaltigen Reibungen, oder ſie fällt der Privaterziehung anheim, in welche ſich dann um ſo mehr der pädagogiſche Dünkel flüchtet; denn nichts verleitet mehr zu leerer Selbſtgefälligkeit als die Einbildung dieſe zarteſte Blüte der Natur, mag ſie ſich nun als Genie in der Kunſt und Wiſſenſchaft oder als charakteriſtiſche Anmuth im Leben offenbaren, durch künſtliche Mittel hervorlokken und zeitigen zu können, ein Abweg, auf welchen die öffentliche Erziehung, eben weil ſie nur in großen Maſſen arbeitet, zum Glükk niemals verfallen kann.

Es wäre nun freilich noch mehreres auf dieſelbe Weiſe auszuführen, vornämlich wenn die Erziehung theils einen negativen Charakter hat, theils einen poſitiven, auf welcher von beiden Seiten der Beruf des Staates liegt; ferner wenn irgendwo der Unterricht von der Erziehung getrennt als Gewerbe auftritt, das einzelne treiben, ob auf dieſelbe Weiſe oder auf ganz andere eine Aufſicht des Staates darauf ſtattfindet, und ob dieſe aus demſelben Princip wie ſein Beruf zur Erziehung herfließt, welches leztere freilich beſonders unſern Gegenſtand ins Licht würde geſezt haben: allein ich muß dieſes, um die gewohnten Grenzen nicht zu weit zu überſchreiten, einem andern Ort aufſparen.

2.

Ueber die verschiedene Gestal
digung

So wenig diese Abhandlung sich
versteigen kann, so wenig ist ihre A
sondern sie will nur die Differenze
stattgefunden haben und noch stattfi
führen und dadurch die Bedeutung
stimmen; woraus sich dann ergiebt
welchem Umfang jede gut ist. Dif
besten verstehen, wo sie am größten
auftreten, und daher scheint keine a
befolgt werden zu können, als die
Betracht kommen, auf Gegensäze zu
auf die äußerste Spize gestellt wird,
bar oder wenigstens als krankhaft er
mer von dem die Rede sein, was

aber es folgt dennoch daraus nicht etwa, daß ſie nur entſtehen könne durch einen Sprung aus einem äußerſten in das entgegengeſezte, oder durch eine beſtändige Oſcillation zwiſchen beiden, ſondern durch eine urſprünglich zuſammengeſezte und temperirte Richtung.

Um nun die Hauptdifferenzen zu finden, müſſen wir den Kriegszuſtand ſelbſt betrachten ſeinem Inhalt nach und ſeiner Form nach.

Seinem Inhalt nach beſteht er weſentlich darin, daß die Kräfte des Staats ſich umbilden zu einer gegen die Kräfte eines anderen Staats wirkſamen Gewalt. Es wird alſo dadurch nach innen aufgehoben die Gewerbsthätigkeit der Staatsbürger, und es entſteht nach außen ſtatt des freundlichen Verkehrs mit dem bekriegten Staate ſelbſt eine ihn hemmende und aufhaltende Thätigkeit. Beides in verſchiedenem Maaß, welches aber nur verſtanden werden kann, wenn man das kleinſte und größte einander gegenüberſtellt.

Das Minimum von Aufhebung der Gewerbsthätigkeit durch den Krieg iſt offenbar, wenn ſie gleich Null zu ſezen iſt, d. h. wenn alle eigentlich thätigen Staatsbürger in ihrem Beruf bleiben, und dann muß die Vertheidigung geführt werden entweder durch berufsloſe Menſchen, welche zwar im Staate leben, aber in der friedlichen Nationalthätigkeit keine Stelle finden konnten oder wollten, durch Müßiggänger, oder durch Ausländer, die alſo daſſelbe waren in ihrem Staat. Da beide nun auch nicht angeſehen werden können als etwas beſizend: ſo ſind ſie nothwendig Söldner. Die Maxime daher, welche dieſem Syſtem zum Grunde liegt, iſt die, daß die Vertheidigung etwas iſt, was ſich die Bürger für Geld beſorgen laſſen. Es gehören daher alle Syſteme auf dieſe Seite, bei denen die Vertheidiger zwar Bürger ſind, aber nicht nach einer feſtſtehenden Ordnung als Repräſentanten des ganzen dazu beſtimmt, ſondern freiwillig alſo als einzelne ſich dieſes zum bleibenden oder vorübergehenden Beruf und Erwerbmittel erwählen.

Das Maximum der Aufhebung iſt, wenn ſie dem ganzen gleichzuſezen iſt, d. h. wenn alle Erwerbsthätigkeit aufhört, alſo alle thätigen Staatsbürger theils unmittelbar an der Vertheidigung theilnehmen, theils mittelbar auf die ihrem Beruf analogſte Weiſe nur für die Vertheidigung thätig ſind. In welchem Verhältniß nun auch das unmittelbare und mittelbare gemiſcht ſei, immer befindet ſich das ganze Volk im Aufſtand in Maſſe. Die Maxime iſt hier, daß die Vertheidigung eine Geſammtpflicht iſt, der jeder ſeinen im Ruheſtand ihm angewieſenen Beruf aufopfern und in welchem Grade dies geſchehen ſolle durch das Geſez muß beſtimmen laſſen.

Wir betrachten zuerſt dieſe beiden entgegengeſezten Zuſtände jeden für ſich. Die Vertheidigung durch Söldner, welche gleichviel wo, und gleichviel für jezt, ob nur im Augenblik des Krieges oder beſtändig zum Behuf der Vertheidigung aufgeſtellt ſind — denn dieſe untergeordnete Differenz kann erſt an einem andern Ort zur Sprache kommen — beruht doch auf einer Unvollkommenheit; denn es ſoll ſolche nicht geben, die in der Volksthätigkeit keinen Plaz finden können oder wollen.

ten friedlichen Fortbeſtehen der Volksthätigkeit gar kein unmittelbares alſo immer nur ein ſchwaches und geringes Intereſſe, wie man daraus ſieht, daß ſie gewöhnlich im Widerſpruch mit dem ganzen Volke den Krieg wünſchen; und es fragt ſich, Unter welchen Umſtänden kann ein Volk dahin kommen ſeine Vertheidigung ſolchen Händen anzuvertrauen? Wenn menſchlichem Anſehn nach ſein Daſein durch keinen Krieg weſentlich gefährdet werden kann, ſei es nun daß der Staat ſeine vollkommene Sicherheit in ſich ſelbſt hat in einer völlig abgeſchloſſenen Lage, oder in den einander aufhebenden entgegengeſezten Einflüſſen und Intereſſen der anderen Staaten durch ein zuverläſſiges Gleichgewichtsſyſtem. Denn wenn wir uns ohne eine ſolche Sicherheit ein Volk denken ſeine Vertheidigung unpatriotiſchen Söldnern überlaſſend: ſo kann man ſich dies nur ſo erklären, daß es ſeinen bürgerlichen Verband nur anſieht als ein Sicherungsmittel für ſeine Erwerbsthätigkeit, und lieber jenen aufs Spiel ſezen will als von dieſer etwas aufopfern, überzeugt daß es auch getrennt zerſplittert theilweiſe mit andern Staaten verbunden ſeinen Hauptzwekk erreichen würde, und daß aus einer mißlungenen Vertheidigung, wenn man ſie nur zur rechten Zeit aufgäbe, kein anderer Nachtheil entſtehen könne, als daß jeder nun einem andern Staat angehörig von andern Söldnern gegen andere Feinde ſich ſeine Vertheidigung müſſe beſorgen laſſen. Daher man auch eine ſolche Gleichgültigkeit mit dieſer Vertheidigungsform mehr oder weniger verbunden findet. Iſt ſie noch nicht ſehr eingeriſſen: ſo ergrimmen die Bürger über den Wunſch der Kriegsmänner nach Feindſeligkeit vorzüglich nur, weil ſie ſich ungern durch einen unglüklichen Ausgang aus dem gewohnten Geleiſe herausbringen laſſen. Iſt ſie ſchon weit gediehen: ſo lachen ſie über dieſen Wunſch und denken, wie wohlfeil ſie ſich wenn es ſchlimm geht mit dem Sieger abfinden können. Von dieſem Geſichtspunkt aus kann man ſagen, die vollkommenſte Miethsvertheidigung beweiſe auch die vollkommenſte politiſche Richtigkeit. Es liegt dabei zulezt die Vorſtellung zum Grunde,

der Staat ſei eine willkührliche oder zufällige Vereinigung von Menſchen zur gegenſeitigen Erleichterung und Beförderung ihres Erwerbes, welche ſich eben ſowol äußerlich die Vertheidigung gegen fremde Gewalt als innerlich die Aufrechthaltung der Ordnung und die Ausmittelung des Rechts durch den beſtliefernden und mindeſtfordernden beſorgen laſſen, ſo jedoch daß ſich jeder in der Geſellſchaft vorbehält, wenn die Preiſe dieſer Artikel zu ſehr geſteigert werden, ſich an eine andere Geſellſchaft anzuſchließen. Daher auch das lebendigere Bewußtſein von der Zuſammengehörigkeit eines Staates, die Erklärung ſeiner Unzertrennlichkeit, allemal mit dem Aufgeben dieſes Vertheidigungsſyſtems zuſammenfällt. Wie daher die Möglichkeit eines ſolchen Vertheidigungsſyſtems auf einem Mangel an politiſcher Entwikklung beruht, ſo beruht die Neigung dazu auf einem Mangel an politiſcher Geſinnung. Dieſer kann das Syſtem erhalten auch bei fortgeſchrittener Entwikklung, und wenn der Staat ſeine Söldner noch mehr in der Ferne oder in der Tiefe ſuchen muß; und eben ſo kann auch bei fortgeſchrittener Geſinnung das Syſtem ſich noch eine Zeit lang erhalten, wenn es ſich wegen der zurükkge-

kann, ſofern nur der Stoff nicht ausgeht, auf eine ſolche Weiſe geſchehen, daß der Kriegesraub ſelbſt die Stelle der Nationalthätigkeit vertritt, und nur umgekehrt wie im vorigen Fall was auf dieſem Wege nicht zu erſchwingen iſt durch Söldner herbeigeſchafft wird, welche nicht gut genug gehalten werden um an dem Raubkriege unmittelbar theilzunehmen. Fragen wir nun zunächſt, woher wol die Neigung zu einem ſolchen Aufgeſtandenbleiben in Maſſe entſtehen kann: ſo kann ſie entweder ein Werk der Noth ſein, wenn ein Stamm auf dem ihm angewieſenen Boden ſich auf keine Weiſe ſeine Subſiſtenz verſchaffen kann, aber dann wird ſie auch ſelbſt nicht bleiben ſondern vorübergehen wollen, und entweder ſich abfinden laſſen durch ein tributäres Verhältniß der reicheren aber minder ſtreitbaren Nachbaren, oder der ſtreitbare Stamm wird ſich in den Mitbeſitz eines reicheren Bodens eindrängen, und es wird eine andere politiſche Verbindung entſtehen. Abgeſehen aber von der Noth kann eine ſolche Neigung entſtehen aus der Meinung, wenn nämlich das Kriegführen für etwas weit edleres gehalten wird als der Anbau des Bodens und die Verarbeitung der Erzeugniſſe, und alſo die Selbſtbefriedigung nur gefunden wird in einem beſtändigen Kriegsſtande. Dann wird auch der Kriegsraub oder die Eroberung nur als ein Mittel angeſehen um das edlere Leben noch länger genießen zu können, und der Zuſtand ſelbſt kann ſo lange fortdauern, als dieſe Meinung ſich erhalten kann gegen die natürlichen friedliebenden Neigungen der Menſchen, und wird erſt aufhören, wenn die Künſte des Friedens ſich eine vorher nicht gefühlte Achtung erzwungen haben. Ja auch noch lange nach dieſer Zeit kann eine wunderliche aber unverkennbare Spur jener Meinung zurükkbleiben, wenn nämlich die Abſtufungen des Vertheidigungsſyſtems dazu dienen die Abſtufungen des Ranges auch für den Staatsdienſt und die friedliche Beſchäftigung zu beſtimmen. Beides aber, die Ueberſchäzung des kriegeriſchen Muthes und Talentes und die Noth, kann auch in verſchiedenem Maaß zuſammenwirken, und das eine Motiv ergänzen, was

das andere durch veränderte Umſtände verliert, und den Zuſtand ſo lange fortſezen, bis Achtung für die erwerbenden Künſte und ruhiger Beſiz ihrer Erzeugniſſe bis auf einen gewiſſen Grad geſtiegen ſind; und mit einem ſolchen Entwikklungspunkt wird auch die Verwandlung dieſes Vertheidigungsſyſtems in ein anderes nothwendig erfolgen. Wir ſehen aber hieraus, daß jeder Staat, in welchem die vollſte Werthſchäzung nur denen gezollt wird, welche in das Vertheidigungsſyſtem eingeſchloſſen ſind, alle anderen aber als untergeordnet angeſehen werden, noch jene allen Umgebungen feindſelige Neigung in ſich trägt, welche unter günſtigen Umſtänden wieder zum vollen Ausbruch kommen kann, und daß ein ſolcher mit Recht ein kriegeriſcher Staat heißt. Eben ſo auch jeder, welcher ſich mit dem mittelmäßigen Zuſtand, zu welchem eine ungünſtigere Lage ihn verurtheilt, nicht begnügen kann, und in der Hoffnung auf Gewinnſt jede Fehde leichter zum Kriege ſteigert. Denken wir uns aber das reine Maximum, das gänzliche Aufhören der hervorbringenden Thätigkeit, und alſo auch der auf dieſe ſich beziehenden Organiſation: ſo iſt wol offenbar, daß ein Volk kein Staat iſt während der Zeit, wo es

demſelben aufhören zu können. Je mehr aber die ganze Organiſation eines Volkes nur die eines Heeres iſt, um deſto mehr befindet es ſich in einem offenſiven d. h. nach Krieg verlangenden Zuſtande.

Offenbar alſo iſt, daß wenn ein Staat auf der einen Seite ſich nicht als eine willkührliche Vereinigung ſondern als ein naturgemäßes ganze anſieht, auf der andern ſich auf ſeiner Stelle ſchon feſtgewurzelt und ſelbſtändig fühlt, dann ſein Vertheidigungsſyſtem dieſe Endpunkte nicht berühren wird, ſondern daß in jedem Kriegeszuſtand die hervorbringenden Thätigkeiten auf der einen Seite in ihrer gewohnten Organiſation in einem gewiſſen Grade wenigſtens fortgehen müſſen, auf der andern aber zum Behuf der Vertheidigung als einer natürlichen und nothwendigen Thätigkeit der Geſammtheit ſelbſt in einem gewiſſen Grade werden unterbrochen werden. Was aber zwiſchen dieſen Enden liegt bietet noch eine unendliche Mannigfaltigkeit von Formen dar, deren jede gut ſein kann unter andern Umſtänden, jede aber zugleich auf eine andere Lage des Staates zwiſchen jenen entgegengeſezten Nichtigkeitspunkten hinweiſet. Je mehr ſich ein Staat zur Vertheidigung durch Söldner neigt, um deſto mehr Verſunkenheit in das Geſchäft deſto mehr Neigung zur Vereinzelung muß in ihm ſtattfinden; je mehr Neigung iſt zum Aufſtande in Maſſe nach Maaßgabe der Gefahr, um deſto mehr herrſcht politiſche Geſinnung vor, deſto weniger noch iſt das productive Intereſſe trennend und verhärtend. Je mehr nach der Mitte zu er liegt, um deſto beharrlicher wird er eine mittlere Vertheidigungsform zwiſchen beiden ſuchen, aus deren näherer Beſchaffenheit ähnliche nur noch beſtimmtere Schlüſſe gelten.

Der zweite Hauptpunkt in dem Gehalt des Kriegszuſtandes iſt die Richtung gegen einen beſtimmten andern Staat, und es fragt ſich, welche Differenzen hierin vorzüglich zu berükkſichtigen ſind in Bezug auf die Geſtaltung des Vertheidigungsweſens. Es ſcheint faſt hiebei nur ankommen zu können auf das Verhältniß der Kräfte und auf die Stärke des Gegenſazes zwiſchen beiden.

ſparen, bis das ganze Syſtem ang
ſtärkeren partiell untergeordnet und
täriſche Provinz dieſes größeren in
den, wobei er denn auch natürlich
niſation von dieſem empfängt. In
eine wahre Unabhängigkeit zuläßt,
iſt um ſo größer auch der Abbruch
Thätigkeit von dem Vertheidigungs
eine größere Hinneigung bekommen
größer die Gleichheit iſt, um deſto
die dem Staat an und für ſich nat
theidigungsweſens erleiden dürfen.
Gegenſazes betrifft, ſo muß man w
ein früheres freundliches Verkehr v
auch wieder hinführen ſoll oder nic
bloßer Geſchäftskrieg, er iſt nur
Thätigkeit von einer Hemmung z
von dem Zwekke ſelbſt ſo wenig a
Der Geſchäftskrieg geht in den bl
die bewaffnete Unterſtüzung der Un
Organiſation des Vertheidigungsw

ſtattgefunden, ſondern der Krieg iſt bei der erſten Berührung entſtanden, d. h. indem einer von beiden noch im Staatwerden begriffen iſt, und dergleichen kann man füglich Entwikklungskriege nennen. Der ſich entwikkelnde Staat iſt dann nach dem obigen dem Aufſtande in Maſſe nahe, und der andere wird mehr oder weniger, wie das Verhältniß ihrer Kräfte es mit ſich bringt, ſich auch zu dieſer Form ſteigern müſſen. Während des ganzen Zeitraumes, den ſolche Entwikklungskriege einnehmen, gewährt der wenngleich öfters zwiſchen eintretende Friede doch kein Gefühl von Sicherheit und erſcheint nur als eine vorübergehende Waffenruhe, im Vertrauen auf welche nichts geändert werden darf in dem herrſchenden Syſtem. Die lezten Kriege dieſer Art ſind Grenzkriege, an die Geſchäftskriege und ihre mildere Form ſich anſchließend. Oder es hat vorher ſchon Verkehr ſtattgefunden, aber der Krieg bezieht ſich nicht auf dieſes, die Wiederherſtellung deſſelben erſcheint als gleichgültig, oder der Gegenſaz wird gar gefühlt als ein ſolcher, der kein Verkehr weiter zuläßt. Dies kann nur ſtattfinden, wenn ein neues und zwar ideales Intereſſe eingetreten iſt, und dieſe Kriege kann man mit dem Namen Ideenkriege bezeichnen. Es gehören dahin vorzüglich die Religionskriege und die, welche durch die anſtekkende Kraft politiſcher Umbildungen veranlaßt werden, die Revolutionskriege. Die erſteren ſtehen ihrer Natur nach den Geſchäftskriegen am ſchroffſten entgegen, und je mehr jeder einzelne von heiligem Eifer durchdrungen dem geiſtigen Intereſſe gern das leibliche aufopfert, um deſto mehr neigen ſie ſich zum Aufſtand in Maſſe auch in der wildeſten Form. Daher iſt es ſo natürlich, daß die unwahre Politik einem ſchwierigen Geſchäftskriege gern den Schein eines Religionskrieges mitzutheilen ſucht. Die Revolutionskriege ſind derſelben Begeiſterung fähig, und außerdem ſchließen ſie ſich mehr oder minder den Entwikklungskriegen an, ja ſie können durch innere Zerrüttungen exacerbirt in Raubkriege übergehen, und je mehr dieſer Fall eintritt, um deſto leichter geht die ganze Nationalthätigkeit in die kriegeriſche über. Be-

draſtiſchere Form aus der bisherige
Gegenſäze erſchlaffen die bisherige
gehen zu laſſen.

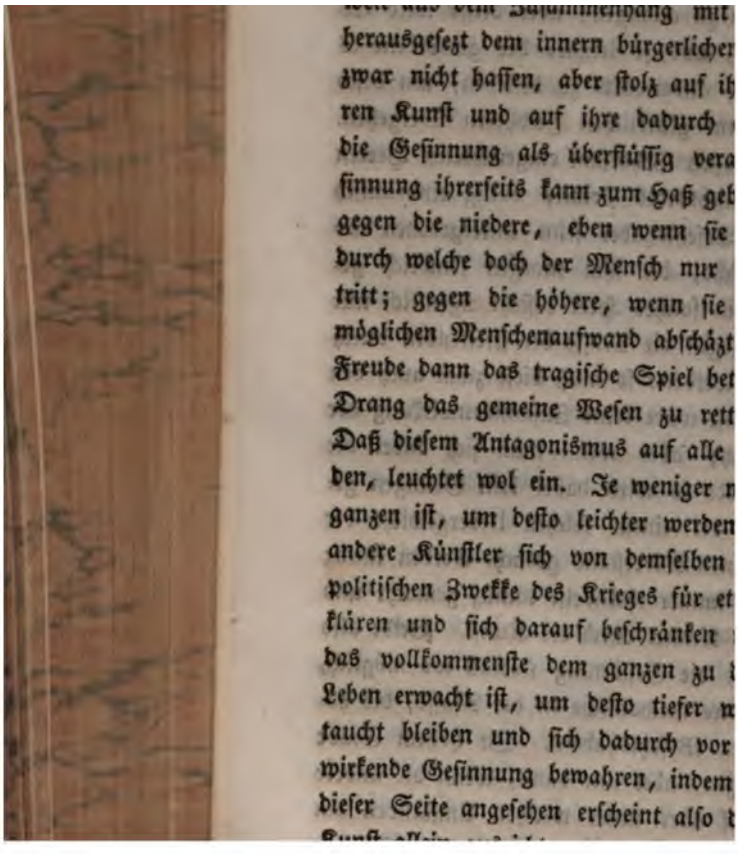
So weit ſcheinen die Differenz
ſen beſtimmt werden zu können d
welcher erreicht werden ſoll. Das
funden werden, wenn wir uns
ſelbſt halten. Hier nun entſtehen un
erſte iſt dieſe. Der Krieg ſelbſt iſt
die Möglichkeit dazu iſt aber imm
das Vertheidigungsweſen richten?
hend ſein, wie der Krieg ſelbſt., ob
Möglichkeit deſſelben? Die zweite
tige in der Vertheidigung iſt die
ſein mehr auf eine mechaniſche Wei
werden durch die Kunſt; ſie kann
miſche, und dann muß ſie beſeelt
die Geſinnung. Soll ſie das eine

Was die erſte Frage betrifft, ſ
vorigen, daß jede von beiden Metho
gedacht, unausführbar iſt. Unausfü
theidigungsweſen erſt entſtehen zu l
Bedürfniſſes, indem ſowol der ân

kommnen Volksaufſtand in Maſſe annähert. Zuſammengeſezt alſo aus beiden muß das Kriegsweſen jedes Staates ſein, nur deſto mehr an dem, was immer fertig ſein kann, an der ſtätigen Rüſtung ſich begnügend, je weniger Kriege im großen Styl zu beſorgen ſind; und wiederum deſto mehr auf die Leichtigkeit, mit der er ſich im entſcheidenden Augenblikk fertig machen kann, ſich verlaſſend, je weniger er fortdauernden Plakkereien von kleinen Geſchäfts- und Grenzkriegen ausgeſezt iſt. Betrachten wir den Staat in ſeiner ganzen geſchichtlichen Entwikklung: ſo werden beiderlei Zuſtände jedem bedeutenderen zu verſchiedenen Zeiten zukommen, alſo auch Uebergänge von der einen zu der andern Form in ſeinem Vertheidigungsweſen, und es fragt ſich, was für Verſchiedenheiten hier möglich ſind, und welche Bedeutung einer jeden von ihnen zukommt. Führen wir nun dieſe Aufgabe in das Ergebniß der vorigen Auseinanderſezung hinein und fragen, wie ſie ſich zu demſelben verhält: ſo geht zunächſt dieſes hervor. Nur durch den überall angelegten Schematismus eines Aufſtandes in Maſſe bis zum äußerſten die Totalität des Volks erſchöpfenden Umfang iſt die Leichtigkeit immer fertig zu ſein in Beziehung auf die lebendigen Kräfte gegeben; denn Anſtalten um Söldner herbeizuſchaffen können dieſe Leichtigkeit nicht darſtellen, wogegen nur in der ſtätigen Rüſtung die geworbene Mannſchaft der Söldner ihren Plaz finden kann. Es zeigen ſich alſo folgende Formen möglich. Die ſtätige Rüſtung beſteht aus Söldnern, und dieſe werden auf demſelben Wege vermehrt, ſo daß nur eine Erweiterung der ſtätigen Rüſtung ſtattfindet. In wie enge Grenzen eine ſolche Vermehrung eingeſchloſſen iſt, muß ohne Erörterung klar ſein. Daher dieſes Verfahren nur ſtattfinden kann, ſo lange in einem Staatenſyſtem der Aufſtand in Maſſe noch gar nicht vorgekommen iſt, und auch Kriege von Bedeutung nur von kleinen Heeren geführt werden. Oder das erſte eben ſo, aber in gefährlichen Fällen wird die Vermehrung aus den thätigen Bürgern nach der Idee des Aufſtandes in Maſſe unternommen, welcher ſich nach überſtandener Gefahr wie-

Die Form aber, welche sich dem A
eben deshalb, weil sie die ganze V
aufnehmen können, auch an die
Jeder wird sich nur um so wohle
leisten, je mehr er sich in gewohnte
sen bewegt, und ein bedeutender U
und Ungleichheit von dem, was in
lichen Verhältnissen stattfindet, reiz
Durchbrechung der Schranken. Wi
einer stätigen Rüstung aus geworbe
hernach ein nach ganz verschiedenen
Heer und eröffnet eine schädliche G
standtheilen. Oder endlich auch die
Idee des Aufstandes in Masse gebild
dem Kern gleichförmig. Hiezu nun
gung das Zurükktreten der einzelnen
und damit verbunden eine momenta
des um das wirkliche Gerüstetsein zu
diese lezte Einrichtung und die erste
zu der mittleren; sie gewähren näml
keit der Bestandtheile, in welcher die
der stätigen Rüstung in Zeiten der R
Erhöhung der widerstehenden Kräfte

einigen ſein, welche eben die befehlenden ſind, die andern aber gehorchen. Soll nun der Gehorſam bloß an die Kunſt der befehlenden gewieſen ſein, die Geſinnung aber an der Thätigkeit der Maſſe gar keinen Theil haben: ſo iſt dieſes ſchon gar nicht möglich bei einem nach der Idee des Aufſtandes organiſirten Heere, denn die Geſinnung iſt nicht herauszubringen und zu unterdrükken. Sondern nur bei den geworbenen der ſtätigen Rüſtung iſt dieſer reine Gehorſam rein zu erlangen; aber dieſer wird keinen Unfall aushalten können, und je leichter der geworbene es findet von ſeinem Beruf auch anderwärts zu beſtehen, um deſto leichter wird er jedesmal zum glüklichen Feldherrn übergehen. Daher in ſolchen auf den bloßen Gehorſam eingerichteten Heeren die Ausreißerei als ein vernichtendes Princip völlig einheimiſch ſein, und ein verſtändiger Befehlshaber ſeine untergebenen immer behandeln muß als ſolche, die ihm morgen feindlich gegenüberſtehen können, und ein ſolches Heer beſteht eigentlich nur zufälliger Weiſe. Soll dagegen die Maſſe der ſtreitenden durch die Geſinnung allein beſeelt werden: ſo muß dieſe zwar auch den Gehorſam hervorbringen, ſonſt wäre keine Zuſammenwirkung der verſchiedenen Theile möglich; aber wenn man ſich dabei die gänzliche Kunſtloſigkeit denkt: ſo wird dabei kein Gelingen gedacht werden können als bei einem ſolchen Uebergewicht der Maſſe, daß ohnedies an keinen Widerſtand gedacht werden kann; denn ſonſt würde die Maſſe immer theilweiſe unnüz gemacht und außer Spiel geſezt werden können durch die Kunſt. Beide alſo müſſen immer vereint ſein, die Geſinnung überall wo möglich, die Kunſt getheilt, die niedere mechaniſche in der Maſſe, die höhere combinatoriſche in den Befehlshabern. In hohem Grade kann eine die andere ergänzen, aber nur dann, wenn die andere nicht ganz fehlt. Worauf aber unter welchen Umſtänden am meiſten zu arbeiten, und wodurch unter welchen Verhältniſſen am meiſten zu leiſten iſt, das geht aus der Vergleichung mit dem bisherigen hervor, zumal wenn man noch folgendes hinzunimmt.



weil aus dem Zusammenhang mit
herausgesezt dem innern bürgerlicher
zwar nicht hassen, aber stolz auf ih
ren Kunst und auf ihre dadurch
die Gesinnung als überflüssig vera
sinnung ihrerseits kann zum Haß geb
gegen die niedere, eben wenn sie
durch welche doch der Mensch nur
tritt; gegen die höhere, wenn sie
möglichen Menschenaufwand abschäzt
Freude dann das tragische Spiel bet
Drang das gemeine Wesen zu rett
Daß diesem Antagonismus auf alle
den, leuchtet wol ein. Je weniger n
ganzen ist, um desto leichter werden
andere Künstler sich von demselben
politischen Zwekke des Krieges für et
klären und sich darauf beschränken
das vollkommenste dem ganzen zu
Leben erwacht ist, um desto tiefer n
taucht bleiben und sich dadurch vor
wirkende Gesinnung bewahren, indem
dieser Seite angesehen erscheint also
Kunst allein

politiſches Leben ſchon verbreitet iſt, und ſie wird zum Kunſthaß der Naturaliſten nur ſofern geneigt ſein, als das Treiben der Kunſt in ihren beiden Zweigen ihr noch fremd iſt, d. h. wenn ſie erſt friſch zu dem neuen Geſchäft kommt, und kriegeriſche Gewöhnung noch nicht tief in ſie eingedrungen iſt. Hieraus ſieht man im allgemeinen, auf welcher Entwikklungsſtufe am leichteſten das rechte Gleichgewicht zwiſchen dem Kunſttrieb und der Macht der Geſinnung zu erreichen iſt. Vergleichen wir aber dieſe beiden Motive mit dem bisher geſagten, ſo iſt wol klar, daß, iſt alles übrige gleich, das kältere Princip der Kunſt am meiſten Raum findet in den Geſchäftskriegen, welche, da gewöhnlich nur Eine Function gehemmt und Ein Theil leidend iſt, ſelten allgemeines Intereſſe erregen; das feurige Princip der Geſinnung aber wird mehr vorherrſchen in Ideen- und Entwikklungskriegen. Eben deshalb wird eine ſtehende Rüſtung von Söldnern das, was ſie werden kann, allein auf dem Wege der Kunſt werden. Denn eine ſolche Maſſe giebt ſich am beſten her zum reinſten Gehorſam ohne das mindeſte hinzuzuthun zum befohlenen. Ein friſch gehobener Aufſtand aber wird alles für's erſte nur werden müſſen durch die Geſinnung, wenn nicht dafür geſorgt iſt, daß er wenigſtens die leitende Kunſt ſchon vorfindet. Beſteht aber auch die ſtätige Rüſtung aus nach der Idee des Aufſtandes ausgehobenen, dann wird ſich am leichteſten die höhere Kunſt mit der Geſinnung ausſöhnen, und eben ſo leicht von der kleineren Maſſe auf die größere das Vertrauen auf die von jener ſchon erprobte Kunſtleitung übergehen. Das Ziel der iſolirten Kunſt iſt das ganze Heer zu der trefflichſten Maſchine zu machen, die dann aber eben ſo gut gegen daſſelbe Intereſſe als dafür zu gebrauchen iſt, wenn ſie nicht durch die Geſinnung an das ganze gebunden iſt. Das Intereſſe der iſolirten Geſinnung iſt das Heer zu einem organiſchen ganzen zu bilden, welches in jedem Theil Lebensgefühl und Lebenskraft, der inneren Einheit wegen aber in allen von ſelbſt übereinſtimmende und an-

näherung zwar ist wol nur da, w
stätigen Rüstung und dem moment
kommenste gelöset ist, nämlich in d
bergehenden Begriffensein der ganze
Rüstung; wonach aber, wo dieser
ist, vorzüglich bestimmt werden muß,
gewicht am besten gelegt wird, das
sichtspunkten leicht zu verzeichnen.
tilirten untergeordneten Fragen, so
sind, bis zu welchen die Untersuchung
werden sich dennoch daraus für jeden
man nur die verschiedenen Interessen
sichtspunkte bringt, nachdem man da
gefaßt. Nur eben weil ein Urtheil übe
Grunde liegt müßte die Untersuchung
gemeinen hinausgehen.

Ich würde hier schließen, wenn
Bemerkung hinzufügen zu müssen.
militärischen Geist die Rede, als ob
denen Bildung der Heere nur einer n
dungen sich mehr dadurch unterschieden
mehr die andere ihn weniger begünstig
daß jede ihn anders modificire. Und

des Heeres ausdrükt, und zwar vorzüglich in dem Verhältniß zum Geſammtleben des Staates und zum beſonderen der einzelnen Bürger. Es müſſen alſo zu demſelben alle Funktionen des Heeres beitragen, und ſo wie dieſe in verſchiedenem Verhältniß ſtehen wird auch der militäriſche Geiſt ein andrer ſein. Das Verhältniß von Autorität und Unterwürfigkeit zwiſchen den befehlenden und gehorchenden iſt eben ſo wenig für ſich allein der militäriſche Geiſt, als der Mechanismus allein ein Heer bildet. Und die rohe Tapferkeit iſt eben ſo wenig der militäriſche Geiſt, als die kunſtloſe Vereinigung zum Widerſtande allein ein Heer bildet. Er bedarf freilich um wirklich zu widerſtehen der Kühnheit, und um nicht in ſeiner eignen Expanſion unterzugehen der ſtrengen Zuſammenhaltung durch Gehorſam. Aber nur hervorgehend aus dem θυμός ſind Tapferkeit und Gehorſam Beſtandtheile des militairiſchen Geiſtes. Und wie ein Volk, welches mit Aufopferung ſeiner Gewerbsthätigkeit im permanenten Aufſtand ein offenſives Leben führt, weder Staat iſt noch Heer: ſo iſt auch der Raubgeiſt nicht der Geiſt des Heeres ſondern ſeine Ausartung. Eben ſo, wie eine Söldnermaſſe ganz von der productiven Thätigkeit ausgeſchloſſen ſich eigentlich immer außer dem Staat befindet: ſo iſt auch der kriegwünſchende Sinn ſolcher nicht der Sinn eines Heeres ſondern ſeine andere Ausartung. Sondern die Baſis des militairiſchen Geiſtes iſt allemal der Widerſtandstrieb (θυμός) eines Volkes. Der Widerſtandstrieb aber kann nur erwachen in dem Maaß, als das Volk ſich eng und feſt verbunden fühlt, und er iſt alſo nichts anderes als die zum Streit aufgerufene Vaterlandsliebe. Da aber der Krieg nur iſt, inſofern es auch Frieden giebt: ſo muß auch jene Aufregung begrenzt ſein; ſie darf nicht ausarten weder in einen allgemeinen feindſeligen Sinn noch in einen ſpecifiſchen Nationalhaß, ſondern er muß das Princip des künftigen friedlichen Verkehrs in ſich tragen, und dies zeigt ſich theils in der Schonung des Eigenthums, theils im Wohlwollen gegen die Perſonen au-

IV.

Zur Ethik.

Ueber Platon's Anſicht von der Ausübung der Heilkunſt. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 28. Jul. 1825.

Ueber Platon's Anſicht von der Ausübung der Heilkunſt *).

Wenn die Strenge, mit welcher Platon in ſeinem Staate gegen die Dichter verfährt, durch eine lebhafte Ueberlieferung faſt allen Frauen und Knaben bekannt iſt, und die reinen allgemeinen Kunſtfreunde von je her zum heftigſten Widerſpruch aufgefordert, deſto mehr aber von einzelnen ſtrengen Sittenrichtern Beifall erhalten hat: ſo iſt hingegen von der Art, wie dieſer Weltweiſe die Zulaſſung der Aerzte beſchränkt, ohnerachtet ſie eben ſo ſehr unſern Bedürfniſſen und unſern Gewöhnungen widerſpricht, und in jeder Hinſicht nicht minder paradox erſcheint, gar wenig die Rede geweſen; ſei es nun, daß beide Theile, Aerzte ſowol als kranke, für beſſer gehalten haben dieſe Sache gar nicht aufzuregen, damit nämlich der ſchlafende Löwe, das Gewiſſen, nicht gewekkt werde, oder daß man es nicht der Mühe werth hielt Anſichten zu berükkſichtigen, welche einer Zeit angehören, wo Flüſſe und Dünſte noch als neue Krankheitsnamen bewundert wurden, alſo das zarteſte Lebenselement, die Kränklichkeit, ſelbſt noch ſo gut als völlig unentwikkelt war. Mir jedoch als einem

*) Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 28. Julius 1825. S.

niß, mir kam es nicht nur gar ni
bei der Behandlung des Schrift
auf dieſe Stellen geſtoßen wurde,
es ihm nun genehm ſein oder ni
des Mannes bin, konnte ich de
mir ſeine Gedanken weiter zu entr
ſere Lebensweiſe anzuwenden.

Die Sache iſt aber dieſe. J
Jüngling über Kopfweh klagt, ni
chen Anſaz die Heilkunde recht zu
ländiſchen Weisheit ausgehend, da
ſammenhanges ein Theil des Körp
ohne Behandlung des ganzen, abe
ohne Behandlung der Seele; und
würde er es mehr mit denen Aerzte
zwar keine Gabe Weinſteinrahm ob
nen ohne ausführliche Beſprechung
gen aber doch noch verſchreiben, e
ſoll ſolche geben, welche ihrer urſ
treu geworden auch die einfachſte
ſtigſte Art auf den Körper unmittelb
erlaubt halten, ſondern ihre kranke
chungen für die Seele bedienen wo

zur Entſcheidung zu bringen: ſo ſollen wir andere Rathſchläge und Verordnungen gar nicht von ihm anhören ſondern ihn gehen heißen und die Sache ſich ſelbſt überlaſſen; ſo daß er uns in ſeinem Staat, wie nur eine doriſche und ſtrenge Muſik, ſo auch nur eine doriſche ja ruſtike Heilkunſt übrig läßt, und jede Behandlung verwirft, die mehr nach der lydiſchen oder joniſchen Tonart zu klingen ſcheint.

Wenn es nun auch nicht leicht iſt gleich zu ſehen, wie dieſes beides zuſammenſtimmt: ſo darf man doch auch nicht zufahren und um ſich aller Händel zu entledigen entweder den liebenswürdigen kleineren Dialog für unächt erklären, oder etwa die Meinung aufſtellen, daß eines von beiden oder gar am liebſten beides wol nur zu dem ſchwierigen Scherz gehöre, der ſich durch alle platoniſchen Werke hindurchzieht. Denn mit allem, was Platon in den Büchern vom Staate aufſtellt, iſt es ihm nun einmal der bitterſte Ernſt, wie fremd auch und faſt widerſinnig uns vieles davon erſcheine. Aber auch mit jenen Beſprechungen im Charmides iſt es ganz ehrlich gemeint, und gewiß wird ſein Sokrates ſich nicht wollen nehmen laſſen, daß die Beſonnenheit die Grundlage auch der körperlichen Tüchtigkeit ſei, ſofern nur irgend dieſe von der Seele Einwirkung auf den Leib ausgeht und abhängt. Genauer betrachtet läßt ſich aber auch beides füglich mit einander vereinigen, wenn man bedenkt, daß es ein öfter wiederkehrendes ſchmerzhaftes Uebel war, welches den Charmides quälte, und daß alſo vorauszuſezen iſt, jene einfachen ärztlichen Waffen ſeien bereits vergeblich verſchoſſen geweſen gegen dieſes böſe Kopfweh, und der Arzt alſo, gemäß der anderen Regel, bereits nach Hauſe geſchikkt. Die platoniſche Theorie würde demnach beide Stellen zuſammengenommen alſo lauten. In Krankheitszuſtänden ſollen wir uns dem Arzt hingeben zu den genannten und andern einfachen Verſuchen, denn wenn wir ſeitdem mehr ſchnellwirkende Mittel erfunden haben, als die in ſeinem Staate beſchriebenen, wird Platon ſie uns nicht mißgönnend verbieten. Wenn aber durch ſolche Mittel das Uebel nicht

Das iſt die platoniſche Theo
vieler Geſchäfte ja wol des grö
und offenbar für die kranken einf
leicht zu befolgen, als niemals e
was zu thun ſei, da bei unſe
ſchwankt, ob er nicht doch der
pers mehr einräumt als billig,
ſollte die heilkundigen Männer au
ſchieht, zu bemühen. Aber freilich
Vorſchrift und unſerer Lebensweiſ
derungen, welche wir vornehmen
Uebereinſtimmung zu ſezen, ſind ſ
wir hieſigen und die Männer im
nur gegenſeitig zurufen können, Ic
wohnen, Gemeinſchaft iſt uns nicht
hier wagen dürfte eine ſolche Lehre
lein auch Platon, wenngleich durc
in ſeiner helleniſchen Welt nicht ſov
— von den magnetiſchen Tiſchen
gerichtet worden wären, und nicht
ren berechnete Arzneimittel außer Un
zarte Verhältniſſe zwiſchen den Aerzt
tienten zerriſſen: dennoch war Pl

Sein erſter Saz nun iſt der, daß einem jeden im Staat etwas obliege zu verrichten, und er führt uns die ehrlichen Leute die Handwerker als Beiſpiel auf, als welche ſehr bald, wenn der Arzt Anſtalt macht zu einer langwierigen Behandlung, ſich ihm aus den Händen winden und ſagen würden, daß ſie nicht Zeit hätten auf ſolche Weiſe krank zu ſein, ihre Geſchäfte nämlich lange im Stich laſſend; und dieſes Beiſpiel verallgemeinert er durch die Behauptung, daß den reichen daſſelbe obliege wie den armen. Sollen wir nun dieſes gelten laſſen, und ſcheint nicht etwas erſchlichen zu ſein theils dadurch, daß das ärztliche Geſchäft und auch die eigene Sorge für die Geſundheit ganz auf den Staat bezogen wird, theils auch dadurch, daß in dieſer Hinſicht alle einzelnen einander gleichgeſezt werden? Was das erſte betrifft, ſo ſcheint zwar auf den erſten Anblikk unſere moderne Anſicht ſehr von der alten und beſonders auch der von Platon aufgeſtellten verſchieden zu ſein; allein gehen wir nur weit genug zurükk: ſo gleicht ſich beides leicht gegen einander aus. Daß es Aerzte giebt, entſpringt mit aus der Vertheilung der Arbeit, und dieſe ſteht im genaueſten Zuſammenhang mit der Entſtehung des Staates, weil Vertheilung ohne Gewährleiſtung nicht auf die Länge fortbeſtehen könnte. Jeder alſo im Staat verrichtet auch das ſeinige im Staat, d. h. unter deſſen Gewährleiſtung und im allgemeinen in deſſen Intereſſe. Der kranke ſelbſt ſoll geheilt ſein wollen, um das ſeinige zu verrichten, und der Arzt ſoll ſeinem Geſchäft auch nur in eben dieſem Sinne und als ein beauftragter des Staates obliegen. Auch können wir nicht läugnen, daß der Staat auch bei uns, und ganz vorzüglich, das Anſehn hat die Aerzte als in ſeinem Intereſſe handelnd zu betrachten, da er verhältnißmäßig ausnehmend viel auf ihre Ausbildung verwendet, wie auch wiederum nur unter der Vorausſezung, daß die Geſundheit um des allgemeinen Wohls willen geſucht wird, die galeniſchen Reichthümer dem Staate zur Zierde gereichen; würde aber die Geſundheit nur geſucht um die Genußfähigkeit zu erhalten und wiederherzuſtellen: ſo wären ſie nur

Reichthums und der Armuth, als
len wir ihm etwa jene trefflicher
dergleichen es doch auch zu seiner
nur vom Ertrag eines überkomm
der That nichts zu thun haben
cher in Ordnung zu halten, und
Verzehrer sehr nüzlich sind? oder
schämen und ihm gestehen, daß si
verdienten, wenn sie nicht noch
Erzieher oder als thätige Gemein
im Staat, dafür aber dem dichte
des philosophischen Dichters entg
zahlen mit dem was sie thun, edle
wenigstens möchte ihm nicht diesen
ben, noch es darauf wagen, was
mit der Frage, ob diese nun edle
und wie er mich verspotten würde,
ter könne ein unthätiges Dasein ge
die Schönheit der Gestalt sich nur
cher Ruhe darstelle, der Adel der
tigkeit könne wahrgenommen werden

So lange wir also jener dorisch
chen, welche den Werth des Lebens

welche in der kürzeſten Zeit auf das dauerhafteſte die Fähigkeit zu aller bisherigen Thätigkeit wiederherſtelle; aber ob wir auch ſo kurz angebunden ſein ſollen wie Platon, und in Ermangelung dieſes beſten gar nichts von den Aerzten begehren, ſondern uns gleichſam ſchmollend der Krankheit allein überlaſſen, das iſt billig zu bezweifeln, wenn auch nur aus dem Grunde, daß die dafür angegebene Maxime, daß man nicht Zeit haben müſſe krank zu ſein mit langer Hintanſezung der Geſchäfte, doch zu weit führen kann, wenn etwa einem ungeduldigen auch den Erfolg eines Brechmittels abzuwarten oder das Ausſchneiden und der Verband einer Wunde ſchon zu lange währen wollte, und um wie Platon ſagt aller Händel entledigt zu ſein lieber auf das ſchnellſte der eine am Stikkfluß ſterben wollte und der andere am kalten Brande. Denn übrigens, wenn ich nur eine ſichere Beſtimmung finden könnte, gar nicht ſehr weit von dieſem Eigenſinn, ſo wollte ich gern in der Nähe des Platon bleiben und mit der größten Zuverſicht die unter uns eingeriſſene Weichlichkeit bekriegen, von welcher die bitter getadelten Zeitgenoſſen des Sokrates noch unendlich weit entfernt waren. Denn was iſt doch der ſelymbriſche Herodikos, den Platon als den Erfinder deſſen, was er νοσοτροφία Krankheitsfütterung nennt, gleichſam an den Pranger ſtellt, gegen die unſrigen, die ſich jährlich in die Brunnencur ſchikken laſſen, im voraus ſchon auf die Wiederholung ich weiß nicht ob gefaßt oder lüſtern, und entrüſtet, wenn etwa einmal ein unüberwindliches Hinderniß ihnen den gewohnten Weg verſperrt, in welchem Zuſtande ſie eigentlich weniger leben als nur Ball geſpielt werden von zwei Aerzten, deren einer ſie zu Hauſe das Jahr über nur eben ſo hinhält, daß ſie wieder zum Brunnen können, und der andere ſie dort nur ſo weit bringt, daß ſie wiederkommen müſſen, und das bei erbärmlicher Lebensweiſe und wo möglich oder nöthig gefliſſentlicher Enthaltung von allen vernünftigen Gedanken. Und wie viele andere langwierige Behandlungen giebt es nicht, nichts beſſer als dieſe, weil ſie eben ſo ſehr auf ganz unbeſtimmte Zeit

les iſt, was dem gleicht, das leuch
entgegengeſezte auch in ſeiner gan
werden kann: ſo iſt wol, wenn
wohl handeln will, nichts anders
ins Auge zu faſſen, und zu ſehen
mit einiger Beſtimmtheit abgrenzen
einiges wiſſen, was der Arzt nicht
kranke nicht darf: ſo läßt ſich da
auf das beſtimmteſte und gedeihlic
kommen.

Zuerſt alſo, von dem Grundſa
keit in der Geſellſchaft und für ſie
voraus weiß, daß der kranke zu k
ſtellt werden kann, darf dieſer etwa
zuſchikken, wie Platon empfiehlt, ih
der falſche Schein des Lebens nicht
ſtens darf es der Arzt nicht geben,
nicht verrichten; denn das Tödten i
ihm zugefallen iſt bei der Vertheil
bloß ſchmerzſtillende Mittel, ſofern
ändern können, würde eigentlich unt
ordnen, weil er nur Heilmittel veror
kann er ihren Gebrauch erlauben in

wie es denn auch geſchieht, der Zukkerbäkker mag ſolche Säftchen oder Salben feil haben, wenn er nur unter guter Aufſicht gehalten wird. Iſt nun aber die Krankheit nicht zu heben, kann dann der kranke von dem Arzt verlangen, daß er Mühe und Fleiß an ihn wende, um ihn in dieſem kranken Zuſtande ſo lange als möglich zu erhalten? Ich glaube wenigſtens, der Arzt thäte nicht recht es zu gewähren, denn er würde nach Platon nicht das ſeinige verrichten; denn den Leib zu erhalten, wie er eben iſt, dieſes Geſchäft iſt ihm nicht übertragen, ſondern dem Koch, und er könnte alſo mit Recht zu dem kranken ſagen, Ich habe genug in dem meinigen zu thun; wollte ich nach deiner Erhaltung ſehen: ſo könnten alle geſunden daſſelbe von mir verlangen, weil ihnen ja allen der Tod immer näher kommt; ſondern laß dir nur vom Koch ſolche Speiſen und Getränke bereiten, wie ſie dir am angemeſſenſten ſind, und halte dich hin ohne mich, bis eben deine Stunde ſchlägt. Umgekehrt aber wenn nun die Krankheit eine ſolche langwierige iſt, bei welcher ja doch immer noch einige Thätigkeit übrig bleibt, und wo demnach dieſes beides in Betrachtung kommt, daß die Krankheit eine Störung iſt in den organiſchen Functionen, und daß ſie eine Hemmung iſt der Berufsthätigkeit: darf alsdann der Arzt dieſe Hemmung durch ſeine Vorſchriften noch vergrößern, damit vielleicht jene Störung etwas geringer werde? Dies iſt die falſche Rechenkunſt, worauf vorzüglich Platon's Tadel geht, und was auch bei uns ſo ungeheuer übertrieben zu werden ſcheint. Um den Fall recht klar zu denken, gehen wir einen Schritt weiter. Der Arzt erſcheine mir an einem ſchönen Morgen, wo ich gar kein oder nur ein unbedeutendes Gefühl von Uebelbefinden habe, und gebiete mir wahrſagend, ich ſolle mich heute und morgen zu Hauſe halten oder gar im Bette, weil ich ſonſt übermorgen würde krank werden. Offenbar doch werde ich nicht anders können als ihm antworten, ich wolle die Krankheit übermorgen erwarten; denn ich könne mich für meine Geſchäftsverſäumniß nicht legitimiren mit ſeiner Weiſſagung, weil er nämlich auch nicht als Wahrſager angeſtellt

ſei. Iſt es aber nicht ganz daſſelbe, wenn ich ſchon kränkle, ſoll aber die Thätigkeit, die ich noch üben kann, ſuſpendiren, damit ich nicht etwa übers Jahr noch etwas mehr kränkle? Für jede Thätigkeit werden die ſpäteren Jahre immer die ſchlechteren, wer will ſich alſo zumuthen laſſen einen beſtimmten Verluſt zu machen an den beſſeren Jahren um eines ungewiſſen Gewinnes willen an ſchlechteren? Sieht man lediglich darauf, was ausgerichtet werden ſoll: ſo läßt ſich freilich grade in einer wohleingerichteten Geſellſchaft am leichteſten denken, daß die Geſchäftsgenoſſen ſich gegenſeitig Gewähr leiſten für die Erfüllung des gemeinſchaftlichen Wirkungskreiſes. Aber dem Menſchen kommt es doch nicht allein auf das Werk an, welches ein Gemeingut iſt; ſondern ſein Leben iſt die Thätigkeit, und nur durch ſie iſt er auch im Staate ein Mann und keine Null. Welcher Unterſchied aber in dieſer Hinſicht zwiſchen dem geſunden, der für den kranken arbeitet, und dieſem, der in die Bäder geſchickt iſt. Und zwar noch ein ganz anderer Unterſchied iſt dies als zwiſchen dem arbeitstüchtigen und unthätigen. Denn einige Wochen Muße verordne ich mir ſelbſt gern, und denke es auch bei Platon zu

genannt haben, unter dem geſundheitlichen Auswurf der Generation herumtreibt, wo jeder ſich nicht nur unthätig verhält, ſondern gar nichts anderes iſt als — denn ich muß es fein ausdrükken, weil es hier vornehm hergeht — der dienſtthuende Kammerherr ſeiner Krankheit, die er überall hingeleitet und ihr Plaz und Ehrfurchtsbezeigungen verſchafft, ſelbſt aber auch ſo von Ehrfurcht gegen ſie erfüllt iſt, daß wo zwei ſolche ſich begegnen ſie auch, recht wie leidenſchaftlich treue Diener, von nichts anderem und lieberem reden als von ihrer hohen Herrſchaft und von deren guten oder ſchlimmen Launen. So daß man kaum begreift, wie einer, der noch etwas auf ſich hält, einen andern überreden oder ſich ſelbſt überreden laſſen kann zu einer ſolchen Darſtellung des menſchlichen Lebens, wie dort geliefert wird, ſeinen Beitrag zu geben; und nur die große Anzahl ſolcher edlen Naturen, welche ihre Schuld an das Gemeinweſen nur dadurch abtragen, was ſie in der feinern Geſelligkeit ſind, und der Wetteifer, den dieſe in andern erregen, machen die weit verbreitete freiwillige Theilnahme an dieſen Anſtalten, in denen die feinere Geſelligkeit ſich nach einer beſonderen Geſezgebung ausbildet, einigermaßen begreiflich.

Indeſſen gegen die platoniſche Maxime, der Arzt ſolle weder in langwierigen Krankheitszuſtänden noch in erſt muthmaßlichen und noch unentſchiedenen ſeine Kunſt ſo ausüben, daß er die Geſchäftsthätigkeit ſuspendirt, welche der Zuſtand noch übrig läßt, gegen dieſe wird viel häufiger gefehlt als nur durch unſere Bade- und Brunnen-Curen, und der weichliche Gehorſam der kranken iſt faſt überall und unter allen Ständen mit Ausnahme derer, die von der Hand in den Mund leben, derſelbe, ſo daß ſich die Frage aufdrängt, aus welchen Gründen doch dieſe unſittliche Praxis ſo allgemein geworden iſt, daß man zweifelhaft ſein muß, ob mehr durch die Bereitwilligkeit der kranken die Aerzte ſich verleiten laſſen über ihr Gebiet hinauszugreifen, oder ob mehr durch die willkührliche Gewalt der Aerzte die ſittliche Richtung der kranken iſt gebändiget worden? Hierüber glaube

seine Pflicht, nicht nur wie sie
oder Vertrages anweiset, sondern
stekkt; wenn also der kunstverstän
sagt, es sei nothwendig um sein
auf eine Zeit lang bei Seite zu
desto besser dabei stehn, wenn er
diese leere Rede nur gar zu leich
nur Einmal sich überreden lasse
bleiben, der sei in dieser Hinsicht
sonders beim ersten Mal, Nur
fangen, so bist du hundertmal
was ich nur gebe wie es im Pl
Künstler selten die Kunst allein ü
sondern die meisten üben außer di
die Geldmacherkunst, von dieser
Schmeichelei, welche am besten d
einen in den des andern zaubere.
Weise ein in die meisten Künste
Werke, sondern wenn man aus de
die Regeln der Kunst abmerken w
Regel. Nun sei jene Rede, welch

leiſten habe. Daher es denn auch gewöhnlich ſo geſchehe, daß die weichlichen ſich ſolche Aerzte aufſuchen, welche jene Schmeichelreden üben, und ſo nehme auch dieſe falſche Uebung der Heilkunde überhand mit der Weichlichkeit. Diejenigen Aerzte aber, welche neben ihrer Kunſt die Erwerbskunſt nur üben, ſofern es geſchehen könne ohne ihre Kunſt zu verderben, und daher den kranken zureden und ſie auch wol mit harten Worten ermahnen, wenn ſie etwa ſich mehr nachſehn wollen als billig, dieſe werden auch nur von doriſch geſtimmten Gemüthern geſucht, wie Platon's Rede lauten würde, und beide wären dann einig darüber, daß der Geiſt nicht dürfe geſtört werden um des Leibes willen. Ein joniſcher Arzt aber und ein doriſcher kranker oder umgekehrt würden nicht lange zuſammen ſtimmen.

Wenn aber auch dieſes alles klar genug vor Augen liegt: ſo ſind doch noch bedeutende Einwendungen zu machen gegen die platoniſche Lehre. Denn einmal will er dem Arzt überall keine Verbote geſtatten, auch nicht diätetiſche, denn das ſagt er mit Berufung auf die homeriſchen Asklepiaden, die dem verwundeten Helden keine Vorſchriften gemacht über Eſſen und Trinken, ſondern er habe ſeinen pramniſchen Wein genommen wie immer; und doch möchte ohne dieſes Recht diätetiſcher Vorſchriften jezt niemand wollen Arzt ſein. Ja zweitens wegen des offenbaren Einfluſſes der geiſtigen Thätigkeiten auf die organiſchen Verrichtungen würde auch niemand wollen Arzt ſein, wenn er nicht dürfe auch die Seele behandeln mit dem Leibe.

Was nun das erſte betrifft, oder vielmehr beides, denn diätetiſcher Natur werden ja die pſychiſchen Behandlungen des Arztes auch immer ſein *): ſo dürfen wir freilich nicht vergeſſen,

*) Man nennt zwar auch noch etwas anderes ſo, wenn man nämlich um vortheilhaft auf den Körper zu wirken gewiſſe Gemüthszuſtände wie Liebe Zorn Todesfurcht abſichtlich alſo größtentheils ohne Grund und Erfolg zu erregen ſucht. Doch davon kann wol gar nicht einmal die Rede ſein als nur bei wahnſinnigen, für welche es keinen Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Lüge giebt.

aber bei einer künstlichen Lebensw
schriften nothwendig sind, wenn
geblich gebraucht werden sollen,
sind auch dort die Gemüther so g
und so in Ordnung gehalten dur
den Sitten, daß heftige Leidenscha
schen Fabel oder einer Tragödie g
sind, und der kranke solche Vo
Schrekk und Aerger hüten und s
hingeben solle, als überflüssig belä
viel ob es ein Mann ist oder e
wol unsere kranken froh sein, we
rend der Krankheit in die Gem
Bürgers hinein heilen. Und auch
haben, wenngleich die Behandlung
des Arztes ist, sondern des Phil
sagt oft genug, daß im Staate
kranken, und zugleich behauptet er, a
herrschenden müßten philosophiren.
ren, daß auch die Aerzte philosophi
ternehmen auch die Seele zu behan
nur fürchte ich, er werde sagen, S
nen, eure trefflichen Aerzte, wie

Abends in Beharrlichkeit und Geduld in Gemüthsruhe und Besonnenheit üben am Spieltiſch. Denn ſie werden zwar wiſſen herrliche Vorſchriften zu geben für die Seele, aber nicht auch machen, daß ſie befolgt werden und ihre Wirkung thun. Denn die Beſprechungen für die Seele, nämlich die wahrhaftigen Reden und die ihnen angemeſſenen unverdorbenen Dichtungen, ſagt er, wirken nicht plözlich wie die für das Fieber oder die Roſe, ſondern nur durch lange Uebung und Gewöhnung; daher es auch keine andere Behandlung der Seele giebt, als im großen durch die Geſezgebung und die Sitte, im einzelnen aber durch Unterweiſung und Erziehung. In dem beſchränkten Zeitraum einer Krankheit aber könnt ihr nicht eine ordentliche Behandlung an der Seele üben, ſondern nur Kunſtſtükkchen mit ihr verſuchen auf Gerathewohl, und das mögt ihr denn immer thun, wenn ihr einen könnt mit gutem Gewiſſen für einen Karier erklären.

Um aber die Sache ganz auf das reine zu bringen, müſſen wir noch einmal auf einen Unterſchied zurükkkommen, den wir ſchon früher geltend gemacht und der ſichtlich auch dem Platon vorgeſchwebt hat, den wir aber wenigſtens beſtimmter ausſprechen können, wenngleich wir uns wegen des näheren auf die Aerzte ſelbſt berufen müſſen. Das iſt der zwiſchen acuten Krankheiten und chroniſchen. Daß er dieſen im Sinne gehabt, iſt mir klar aus dem Ausdrukk, man dürfe nicht Zeit haben auf ſolche Weiſe krank zu ſein, daß man ſeine Geſchäfte lange müßte im Stich laſſen. Denn was iſt in Bezug auf Krankheit lang und kurz, wenn wir nicht kurz nennen wollen was ſeinen Verlauf hat in einer beſtimmten Zeit, mögen es nun drei Tage ſein oder acht und zwanzig, lang aber was ſich auf unbeſtimmte Art hinzieht? In den acuten nun iſt der Menſch einmal auf eine beſtimmte Zeit der Krankheit verfallen, und alſo auch dem Arzt, und wenn Platon dieſem nicht vergönnen will ſeine Operationen über dieſen ganzen Zeitraum auszudehnen: ſo ſoll er Unrecht haben ohne weiteres. Nun aber iſt der Arzt auf dieſem Gebiet allerdings wenn auch kein Wahrſager doch ein Zeichendeuter, und

tionen gehören zu der Herrschaft
Verordnungen ansehen heißt imm
das Leben um jeden Preis müs
hier nicht das Ansehn des Arzt
kranken den Ausschlag geben muß
genug geben, wo jeder kranke, d
will für tapfer gehalten zu werde
gehen läßt aber doch seinen Rath
stellt, was etwa verdorben werde
die sich nicht ablehnen läßt, in de
Behandlung wo möglich wieder g
so wolle der kranke den Schaden
aller Schuld entbinden. Gäbe es
würden auch die Aerzte — denn w
tapferen heilen als einen feigen —
gabe zurükkkommen, nämlich den
gebenen innern Einwirkungen des
durch die ihnen zu Gebot stehende
Mittel auf den Körper entgegen z
der andern Seite eine Donquirote
beitsamkeit wäre, da sich ja leicht
solchen Zeitraum versäumt werden
keine dringende Noth entgegentritt

Kraft ſind nimmer weit: haſt in der böſen Stund' geruht, iſt dir die gute doppelt gut.

Ganz anders aber iſt es mit den chroniſchen Krankheiten überhaupt, und auch um bei dem lezten anzufangen was dieſe Regel betrifft. Denn da müſſen wir auf alle Weiſe danach ſtreben, daß die Zeit der Krankheit nicht noch für den Geiſt zur böſen Stunde gehöre, und müſſen auf alle Weiſe ſuchen den Einfluß des Leibes auf den Geiſt um ſo mehr zu vermindern, je mehr der Leib ſelbſt ſchon ſeinem Untergange entgegen geht, nicht aber den Geiſt um ſo mehr von dem Leibe beherrſchen laſſen, je ſchlechter dieſer ſchon geworden iſt. In ſolchen Zuſtänden alſo hat Platon vollkommen Recht, daß der Arzt nicht zu hören iſt mit allen Rathſchlägen, welche ein wenn auch nur theilweiſes Aufgeben der noch möglichen Geſchäftigkeit enthalten. Und nicht nur ſchreitet der Arzt dadurch über ſeine Befugniß hinaus, ſondern auch als Arzt hat er Unrecht, weil am meiſten durch das Bewußtſein einer auch mit Anſtrengung durchgeſezten Thätigkeit ein heiterer Einfluß des Geiſtes auf den Leib erhalten werden kann. Nur das eine wird auch Platon zugeben, daß ſo wie jeder ſich ſeine Thätigkeit im Staate doch wählt mit Rükkſicht auf ſeine körperlichen Anlagen, ſo auch einer durch einen gänzlich veränderten Geſundheitszuſtand genöthiget werden kann ſeiner bisherigen Berufsthätigkeit zu entſagen und eine andere an ihre Stelle zu ſezen, wie auch Sokrates ſelbſt von ſeinem Freunde Theages ohne Tadel erzählt, daß eine in ſeinem Körper ſich hegende Kränklichkeit ihn gehindert habe ſich den Staatsgeſchäften zu widmen, ohnerachtet dies ganz auf ſeinem Lebenswege gelegen. Allein nicht Rükkſicht auf die Geſundheit ſoll eigentlich dergleichen Entſchlüſſe hervorbringen, ſondern rein die Fürſorge für die Sache ſelbſt, daß ſie nicht, wenn wir als ſchlechte Arbeiter daran gehen, durch uns Schaden leide.

Dieſes alſo ſei über dieſen Gegenſtand platoniſch gefabelt oder gelehrt, wie jeder es anſehn will. Gefabelt aber werden es alle finden, welchen die heutige Weichlichkeit ſchon ſo zur Natur

geworden iſt, daß ſie es natürlich finden auch bloß vegetirend fortleben zu wollen, und ſollten auch Aerzte und Wärter in großer Anzahl ihre ganze Zeit zum Opfer bringen, um Ein ſolches gehaltloſes Leben hinzuhalten. Wenn nur diejenigen etwas von richtiger Lehre darin wahrnehmen, welchen auf der einen Seite am Herzen liegt, daß wir in wichtigen Dingen ſo wenig als möglich auf Gerathewohl handeln, ſondern die Kunſt des richtigen Lebens auch im einzelnen mehr auf etwas feſtes gebracht werde, und welche auf der andern Seite einſehen, daß wir uns weit mehr vor denjenigen Uebeln, welche aus der weichen und nachgelaſſenen Stimmung entſpringen, als vor den entgegengeſezten zu hüten haben.

V.

Zur Philologie.

1. Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius. Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 9. Januar 1815.
2. Ueber die ethiſchen Werke des Ariſtoteles. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 4. Dec. 1817.
3. Ueber eine Gloſſe des Timäus. Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 8. Aug. 1826.
4. Ueber den Begriff der Hermeneutik, mit Bezug auf F. A. Wolfs Andeutungen und Aſts Lehrbuch.
   A. Geleſen in der Plenarſitzung der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 13. Aug. 1829.
   B. Am 22. Oct. 1829.
5. Ueber Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik. Geleſen in der Sitzung der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 30. März 1830.

[redacted]

1. *)

Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius. **)

Bei dem Beſtreben die Fragmente des Demokritus zu ſichten kommt man natürlich auf die Frage, ob dieſes Verzeichniß ächt iſt. Denn ein Fragment gewinnt einen weit höheren Grad von Wahrſcheinlichkeit, wenn es in einer Schrift des Verfaſſers geſtanden haben kann, und wenn es mit anderen eben dahin gehörigen ein ganzes ausmacht.

Die Katalogen des Diogenes ſind von ſehr verſchiedenem Werth; oft hat er ſchlechte Autoritäten für ſich, die gleichnamigen Männer verwechſelt, oder aus unbeſtimmten Citationen Ueberſchriften zuſammengeſtoppelt. Hier hat er den Thraſyllus für ſich, der doch einer von den minder zu verwerfenden Männern iſt, und zwar giebt er uns die beſtimmte Nachricht, Thraſyllus habe die Schriften des Demokritus ebenſo in Tetralogien gebracht, wie die platoniſchen. So verkehrt nun dieſer Gedanke an ſich iſt, ſo erleichtert er doch den Gebrauch des Verzeichniſſes

*) Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe am 9. Januar 1815. S.

**) IX, 45—49.

dieſer Indication folgt, der Unterſch
ſchen müßte zwiſchen der *Τριτογ.*
περὶ εὐθ. als einer eſoteriſchen Sc
Für die lezte Schrift aus dieſer T
ſerm Text übrig *ὑπομνημάτων ἢ*
klärt, ſie hätte ſo geheißen, weil ſ
lichen Lebens (wiewol dies jenem
genläuft) oder gar eine Oekonomik
Es bleibt abgeſchmakkt. Menagius
mit begnügen, folgt aber hernach
völlig unbekannten Stephanus Mo
κῶν. Die Emendation iſt in der
iſt nur nicht damit geholfen. Wi
ſtehen, wenn nicht wenigſtens eine
lich fehlt. Der Cod. Reg. giebt ei
Titel nicht beſonders beſtehen läßt,
verbindet *περὶ εὐθυμίας ὑπομν.*
nun auch *ἠθικῶν* lieſt, verſteht m
Ich bin daher ſchon lange in Verſu
εὐθυμίας ὑπομνημάτ. ἡ, und d
welches aus *ὀκτὼ* kann entſtanden
ſich fand. Dieſes erklärt auch die f
unbeſtimmt daſtehen *ἢ γὰρ εὐεστὼ*

die ταῦτα μὲν τὰ ἠθικά ſezen. Fallen nun aber die beiden Titel, περὶ εὐθ. und ὑπομν. zuſammen: ſo wird die Tetralogie mangelhaft, und man muß glauben, entweder, die Worte ἡ γὰρ εὐεστώ bezögen ſich darauf, daß beim Thraſ. dieſes Buch die vierte Stelle eingenommen, Diogenes aber es auslaſſe, weil es zu ſeiner Zeit nicht mehr da ſei. Dies würde aber vorausſezen, daß alle andern Bücher er noch vor ſich gehabt, weil er ſonſt ebenſo überall verfahren müßte, und dies iſt höchſt unwahrſcheinlich. Oder wo nicht: ſo muß man die beiden Titel περὶ ἀνδραγ. und περὶ ἀρετῆς trennen und das ἤ dazwiſchen löſchen, welches das leichteſte Mittel ſcheint.

Die phyſiſche Abtheilung enthält vier Tetralogien, allein man muß mit Verbindungen zu Hülfe kommen. Ich muß zur erſten fünf Titel unſeres Textes rechnen: μέγας διάκοσμος, μικρὸς διάκοσμος, κοσμογραφίη, περὶ πλανήτων, περὶ φύσεως πρῶτον. Der μέγ. διάκ. (über das Wort bringt Menagius gutes bei; daß ſich aber Parmenides *) deſſelben bedient, bezweifle ich, man kann ſehr gut trennen) war ohnſtreitig das Werk, welches im ganzen Zuſammenhang die Atomenlehre und die Weltconſtruction des Demokritus enthielt. Aus dieſer Schrift iſt ohnſtreitig alles, was hierüber die alten anführen. Wunderbar aber, daß unſer Autor ſagt, Theophraſt ſchreibe dieſen μέγαν διάκοσμον dem Leucippus zu. Betrogen könnte ſich darin Theophr. ſchwerlich haben; nur Schade, daß niemand die Stelle zu kennen ſcheint, und ſie wahrſcheinlich verloren iſt. Wie ſollte aber ohnerachtet einer ſolchen Tradition der ariſtoteliſchen Schule das Werk nicht nur vom Thraſ. ſondern allgemein dem Demokritus ſein beigelegt worden; wie ſollte Demokr. nur in Bezug auf das Werk ſeines Freundes und Lehrers einen μικρὸν διάκ. geſchrieben haben, der ein Auszug von jenem geweſen wäre? Dann würde er doch mit ſeiner ganzen Phyſik weit weniger ſelbſtändig aufgeführt worden ſein neben dem Leucipp., ja er hätte nicht umhin ge-

*) Fragm. ed. Brand. v. 121.

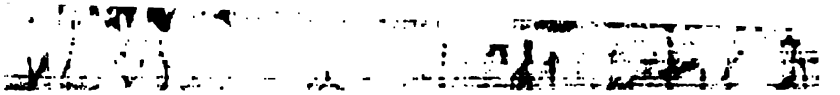
konnt dies im Eingang ſeines Werkes ſelbſt zu ſagen. Ich vermuthe alſo, hier ſei ein Mißverſtand, und Theophr. habe nicht von dem Werke ſelbſt ſondern von den Grundzügen der darin ausgeführten Theorie geſagt, ſie gehöre dem Leucipp., denn ſo führen auch Ariſtot. und ſeine Commentatoren überall beide neben einander an. Allein wenn er nun den *μέγ. διάκ.* geſchrieben, wie ſollen wir uns den *μικρ.* dazu denken? als Auszug? So hat wol nicht leicht ein alter ſich ſelbſt epitomirt, und hätte es ein anderer gethan, wie ſollte er das einzige Werk *μέγαν* genannt haben? Ich getraue mich hier nicht zu entſcheiden. Es laſſen ſich, da alle näheren Angaben fehlen, gar zu viele Hypotheſen aufſtellen. *Κοσμογραφίη* verſteht Menag. mit Unrecht von Erdkunde; die folgt unten; allein es iſt auch ſchwer einen andern Inhalt zu finden, der nicht mit den mathematiſchen Schriften collidirt. Da man nun ohnedies hier irgendwo zwei Titel zuſammennehmen muß, weil ſonſt die Tetralogien nicht herauskommen: ſo leſe ich *κοσμογραφίη ἢ περὶ πλανήτων.* Die Theorie, daß durch Trennung der Atome die Weltkörper wieder vergehen, und andere entſtehen können, mag hier ſein aus-

περὶ ἀνθρ. φύσ. und περὶ σαρκός für einerlei halten? keiner unter den wunderlichen Einfällen des Demokr. rechtfertigt dieſes. Dies ſind alſo offenbar zwei Schriften. Die Worte ταῦτά τινες ὁμοῦ γράφοντες περὶ ψυχῆς ἐπιγράφουσι ſcheinen nach einer Stelle bei Ariſtot. de anim. *) nur auf die beiden lezten zu gehen, und ſo kann man ſich denken, daß auch περὶ σαρκός Unterabtheilungen gehabt, Thraſ. aber hier den allgemeinen, dort die beiden beſondern Titel gewählt.

Dritte Tetralogie. α, περὶ χυμῶν, β, περὶ χροῶν, γ, περὶ τῶν διαφερόντων ῥυσμῶν, δ, περὶ ἀμειψιῤῥυσμιῶν. Ob es ſo ausgemacht iſt, daß χυμός bloß von Flüſſigkeiten, ſo fern ſie den Geſchmakk afficiren, gebraucht wird, mögen andere entſcheiden. In einer beſtimmten Beziehung muß es hier genommen ſein und nicht etwa für χυλός. Wegen der Analogie mit χροῶν ſcheint das erſte Subſtrat einer Sinnenanſchauung gemeint zu ſein. Dieſe Affectionen ſind aber das einzige, wodurch wir uns der Elemente bemächtigen, und daher gehören hieher die 3te und 4te Schrift. Nämlich von ſeinen Elementen, Atomen, behauptet Demokr., daß ſie nur an ſich ῥυσμῷ, welches die alten einſtimmig für σχῆμα erklären, differirten. Das Wort als λέξις ἀβδηριτική auch bei Hippokrat. Auch bei Dionyſius Perieget., aber nur durch ungeſchikkte Nachahmung. Ich möchte aber leſen ῥυσμῷ, ſonſt dürfte der Titel mathematiſch werden. Der Tractat περὶ ἀμειψιῤῥ. muß die Frage behandelt haben, ob ein Uebergang aus einem Element in das andere, ein Verwechſeln der Grundfiguren möglich ſei, welches, ſoviel die Sache ſich noch ausmitteln läßt, Demokr. verneint haben muß. Denn an eine andere Etymologie des Wortes in einer Analogie mit dem Adjectivo ἐπιῤῥυσμίη iſt ſchwerlich zu denken. Ein ganz ähnliches Wort ἀμειψικοσμίη ſchreibt Heſych. dem Demokr. zu.

Vierte Tetralogie. α, κρατυντηρία, β, περὶ εἰδώλου ἢ περὶ προνοίας, γ, περὶ λοιμῶν κανὼν α′ β′ γ′, δ, ἀποῤῥημά-

*) I, 2.



1. *)

Ueber das Verzeichniß der Schriften des Demokritus bei Diogenes Laertius. **)

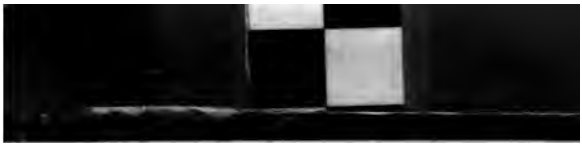
Bei dem Beſtreben die Fragmente des Demokritus zu ſichten kommt man natürlich auf die Frage, ob dieſes Verzeichniß ächt iſt. Denn ein Fragment gewinnt einen weit höheren Grad von Wahrſcheinlichkeit, wenn es in einer Schrift des Verfaſſers geſtanden haben kann, und wenn es mit anderen eben dahin gehörigen ein ganzes ausmacht.

Die Katalogen des Diogenes ſind von ſehr verſchiedenem Werth; oft hat er ſchlechte Autoritäten für ſich, die gleichnamigen Männer verwechſelt, oder aus unbeſtimmten Citationen Ueberſchriften zuſammengeſtoppelt. Hier hat er den Thraſyllus für ſich, der doch einer von den minder zu verwerfenden Männern iſt, und zwar giebt er uns die beſtimmte Nachricht, Thraſyllus habe die Schriften des Demokritus ebenſo in Tetralogien gebracht, wie die platoniſchen. So verkehrt nun dieſer Gedanke an ſich iſt, ſo erleichtert er doch den Gebrauch des Verzeichniſſes

*) Geleſen in der Sitzung der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe am 9. Januar 1815. J.

**) IX, 46—49.

die entweder dem Diogenes, oder, wen
Hand geſchöpft, ſchon einem Vorgänger
ihm für ächt gehalten worden, aber nicht
Thraſyllus gefunden wurden. Denn von
γέγραφε κατὰ τάξιν, welchem das ἀσι
iſt. — Die ethiſche Abtheilung bildet zu
man alle Titel einzeln nimmt. Die er
β, περὶ τῆς τοῦ σόφου διαθέσεως, γ,
δ, Τριτογένεια. Da Diogenes ſchon, aber
Schrift Πυθαγόρης erwähnt und ſagt, T
darin den Mann: ſo hätte ich gern das
διαθέσεως nur als zweiten Titel vom Πυθ
man kommt mit der Tetralogie nicht heraus
περὶ τῶν ἐν ᾅδου finde ich bis jezt nirgen
auch kein Fragment unter den vorhandenen,
ihr könnte genommen ſein. Aber behandelt n
Gegenſtände wol haben, da er gegen die δει
zen ſuchte. Nur daß ich dies eher in dem E
erwartete. Rein für ſich behandelt bekommt
ſophiſtiſchen Charakter, von dem aber viellei
nicht ganz frei zu ſprechen iſt. — Ueber bi
der aber dennoch daſſelbe gilt, giebt Tzetzes



ſo — ἢ ὅτι κατὰ Δημόκριτον τρία ταῦτα χαρίζεται βουλεύειν καλῶς, κρίνειν ὀρθῶς, πράττειν δικαίως. Etwas anders Euſtathius τὸ εὖ λογίζεσθαι, τὸ λέγειν καλῶς τὸ νοηθὲν καὶ τὸ ὀρθῶς πράττειν αὐτό. Viele von den vorhandenen ethiſchen Fragmenten, ja faſt alles eigentlich praktiſche ließe ſich in dieſe offenbar ſehr exoteriſche Schrift bringen. Sollte Tzetzes dieſe wirklich noch vor ſich gehabt haben und nicht ſelbſt aus Excerpten reden: ſo ließe ſich freilich begreifen, wie ſich ſo viele kaum zu bezweifelnde moraliſche Fragmente haben erhalten können, und wie eben deshalb auch ſo viele andere durch Verwechſelung dem Demokritus haben können zugeſchrieben werden. — Die zweite Tetralogie enthält nun α, περὶ ἀνδραγαθίης ἢ περὶ ἀρετῆς, β, Ἀμαλθείας κέρας, γ, περὶ εὐθυμίης, δ, Ὑπομνημάτων ἢ οἴκων. Ueber die erſte Schrift iſt mir nichts weiter bekannt; von der zweiten ſagt Menagius, es ſei ein gewöhnlicher Titel geweſen, deſſen ſich mehrere bedienten. Ich geſtehe, daß mir dies aus den Stellen im Gellius und Plinius nicht hervorzugehen ſcheint; man kann recht gut in ſolchen Fällen alii ſagen und nur Einen im Sinn haben. Ich weiß von keinen anderen; aber das Gefühl giebt und auch jene Stellen geben es, daß es ein ſpäterer Titel iſt, und für zuſammengetragene Notizen paſſend, und ich glaube, daß Thraſyllus mit dieſem Titel betrogen worden iſt. — *Περὶ εὐθυμίας.* Aus dieſem Buch findet ſich eine Stelle bei Stobaeus *) angeführt, die man nach einer andern im Seneca **) für den Anfang des Buches halten ſollte. Doch iſt die Stelle de tranquil. cap. 12. nicht ganz entſcheidend, und ſie wird einem in der That nicht das Gefühl geben der Anfang eines Buches aus dieſer Zeit zu ſein. Ueber die Theorie des Demokritus von der *εὐθυμία*, ſeiner Realdefinition von *εὐδαιμονία*, ſind alle Relationen über ſeine Philoſopheme voll. Allein da mehrere Relationen auch ſagen, er habe ſich für die *εὐθυμία* des Aus-

*) Serm. tit. 103, 25 ed. Gaiſ.

**) De tranqu. 12.

ſchen müßte zwiſchen der *Τριτογ.* als einer
περὶ εὐθ. als einer eſoteriſchen Schrift, ſich
Für die lezte Schrift aus dieſer Tetralogie
ſerm Text übrig *ὑπομνημάτων ἢ οἴκων.*
klärt, ſie hätte ſo geheißen, weil ſie eine Em
lichen Lebens (wiewol dies jenem Anfange
genläuft) oder gar eine Oekonomik enthalten,
Es bleibt abgeſchmakkt. Menagius wollte ſich
mit begnügen, folgt aber hernach der Correc
völlig unbekannten Stephanus Monachius *ὑπ*
κῶν. Die Emendation iſt in der That höchſt
iſt nur nicht damit geholfen. Wie ſoll der
ſtehen, wenn nicht wenigſtens eine Zahl dara
lich fehlt. Der Cod. Reg. giebt einige Hülfe
Titel nicht beſonders beſtehen läßt, ſondern ihn
verbindet *περὶ εὐθυμίας ὑπομν. ἢ οἴκ.*
nun auch *ἠθικῶν* lieſt, verſteht man doch
Ich bin daher ſchon lange in Verſuchung gew
εὐθυμίας ὑπομνημάτ. η', und das *οἴκων*
welches aus *ὀκτώ* kann entſtanden ſein, wen
ſich fand. Dieſes erklärt auch die folgenden
unbeſtimmt daſtehen *ἡ γὰρ εὐεστὼ οὐχ ἑυρί*

die ταῦτα μὲν τὰ ἠθικά ſezen. Fallen nun aber die beiden Titel, περὶ εὐθ. und ὑπομν. zuſammen: ſo wird die Tetralogie mangelhaft, und man muß glauben, entweder, die Worte ἡ γὰρ εὐεστώ bezögen ſich darauf, daß beim Thraſ. dieſes Buch die vierte Stelle eingenommen, Diogenes aber es auslaſſe, weil es zu ſeiner Zeit nicht mehr da ſei. Dies würde aber vorausſezen, daß alle andern Bücher er noch vor ſich gehabt, weil er ſonſt ebenſo überall verfahren müßte, und dies iſt höchſt unwahrſcheinlich. Oder wo nicht: ſo muß man die beiden Titel περὶ ἀνδραγ. und περὶ ἀρετῆς trennen und das ἢ dazwiſchen löſchen, welches das leichteſte Mittel ſcheint.

Die phyſiſche Abtheilung enthält vier Tetralogien, allein man muß mit Verbindungen zu Hülfe kommen. Ich muß zur erſten fünf Titel unſeres Textes rechnen: μέγας διάκοσμος, μικρὸς διάκοσμος, κοσμογραφίη, περὶ πλανήτων, περὶ φύσεως πρῶτον. Der μέγ. διάκ. (über das Wort bringt Menagius gutes bei; daß ſich aber Parmenides *) deſſelben bedient, bezweifle ich, man kann ſehr gut trennen) war ohnſtreitig das Werk, welches im ganzen Zuſammenhang die Atomenlehre und die Weltconſtruction des Demokritus enthielt. Aus dieſer Schrift iſt ohnſtreitig alles, was hierüber die alten anführen. Wunderbar aber, daß unſer Autor ſagt, Theophraſt ſchreibe dieſen μέγαν διάκοσμον dem Leucippus zu. Betrogen könnte ſich darin Theophr. ſchwerlich haben; nur Schade, daß niemand die Stelle zu kennen ſcheint, und ſie wahrſcheinlich verloren iſt. Wie ſollte aber ohnerachtet einer ſolchen Tradition der ariſtoteliſchen Schule das Werk nicht nur vom Thraſ. ſondern allgemein dem Demokritus ſein beigelegt worden; wie ſollte Demokr. nur in Bezug auf das Werk ſeines Freundes und Lehrers einen μικρὸν διάκ. geſchrieben haben, der ein Auszug von jenem geweſen wäre? Dann würde er doch mit ſeiner ganzen Phyſik weit weniger ſelbſtändig aufgeführt worden ſein neben dem Leucipp., ja er hätte nicht umhin ge-

*) Fragm. ed. Brand. v. 121.

[illegible] ein alter ſich ſelbſt epit
es ein anderer gethan, wie ſollte er das einzig
nannt haben? Ich getraue mich hier nicht zu
laſſen ſich, da alle näheren Angaben fehlen, g
theſen aufſtellen. *Κοσμογραφίη* verſteht M
von Erdkunde; die folgt unten; allein es iſt
andern Inhalt zu finden, der nicht mit de
Schriften collidirt. Da man nun ohnedies hi
Titel zuſammennehmen muß, weil ſonſt die
herauskommen: ſo leſe ich *κοσμογραφίη ἤ*
Die Theorie, daß durch Trennung der Atome
wieder vergehen, und andere entſtehen können, m
geführt, und die planetariſche Region als der S
tionen dargeſtellt worden. Ein Anhang zum *δ*
es gewiß geweſen zu ſein. Das vierte nun i
πρῶτον; und nichts vom Fehlen der andern? ob
Ueberſezer ſein de natura unus verzeihen? Ich n
res, als *περὶ φύσεως πρώτου*, und es mag wo
nen haben, einen beſondern Tractat zu ſchreiben
renz in der Art zu ſein der Atome als des einzi
der der Scheinwelt der wandelbaren Dinge. D
dieſes noch in die erſte Tetralogie nehmen, gewi
daß alle allgemeinen [illegible]

περὶ ἀνθρ. φύσ. und περὶ σαρκός für einerlei halten? keiner unter den wunderlichen Einfällen des Demokr. rechtfertigt dieſes. Dies ſind alſo offenbar zwei Schriften. Die Worte ταῦτά τινες ὁμοῦ γράφοντες περὶ ψυχῆς ἐπιγράφουσι ſcheinen nach einer Stelle bei Ariſtot. de nuim. *) nur auf die beiden lezten zu gehen, und ſo kann man ſich denken, daß auch περὶ σαρκός Unterabtheilungen gehabt, Thraſ. aber hier den allgemeinen, dort die beiden beſondern Titel gewählt.

Dritte Tetralogie. α, περὶ χυμῶν, β, περὶ χροῶν, γ, περὶ τῶν διαφερόντων ῥυσμῶν, δ, περὶ ἀμειψιῤῥυσμιῶν. Ob es ſo ausgemacht iſt, daß χυμός bloß von Flüſſigkeiten, ſo fern ſie den Geſchmakk afficiren, gebraucht wird, mögen andere entſcheiden. In einer beſtimmten Beziehung muß es hier genommen ſein und nicht etwa für χυλός. Wegen der Analogie mit χροῶν ſcheint das erſte Subſtrat einer Sinnenanſchauung gemeint zu ſein. Dieſe Affectionen ſind aber das einzige, wodurch wir uns der Elemente bemächtigen, und daher gehören hieher die 3te und 4te Schrift. Nämlich von ſeinen Elementen, Atomen, behauptet Demokr., daß ſie nur an ſich ῥυσμῷ, welches die alten einſtimmig für σχῆμα erklären, differirten. Das Wort als λέξις ἀβδηριτική auch bei Hippokrat. Auch bei Dionyſius Perieget., aber nur durch ungeſchikkte Nachahmung. Ich möchte aber leſen ῥυσμῷ, ſonſt dürfte der Titel mathematiſch werden. Der Tractat περὶ ἀμειψιῤῥ. muß die Frage behandelt haben, ob ein Uebergang aus einem Element in das andere, ein Verwechſeln der Grundfiguren möglich ſei, welches, ſoviel die Sache ſich noch ausmitteln läßt, Demokr. verneint haben muß. Denn an eine andere Etymologie des Wortes in einer Analogie mit dem Adjectivo ἐπιῤῥυσμίη iſt ſchwerlich zu denken. Ein ganz ähnliches Wort ἀμειψικοσμίη ſchreibt Heſych. dem Demokr. zu.

Vierte Tetralogie. α, κρατυντηρία, β, περὶ εἰδώλου ἢ περὶ προνοίας, γ, περὶ λοιμῶν κανὼν α′ β′ γ′, δ, ἀποῤῥημά-

*) I, 2.

Die mathematische Abtheilung besteht aus
Man muß aber öfter Titel verbinden, wie auch
gethan. Erste Tetralogie. α, περὶ διαφορῆ
φυσίος κύκλου καὶ σφαίρης, β, π. γεωμ
Text ist beides getrennt ohne ἤ. γ, ἀριθμοί,
γραμμῶν καὶ ναστῶν β'. Ich bemerke nur üb
daß sie wahrscheinlich von einer mathematischen
gehend mehr metaphysisch war. Demokr. mußt
rührung läugnen, und damit hat es die Schrif
und es war wahrscheinlich von der Berührung
graden die Rede. Nur die erste Hälfte des T
mangelhaft, und ich möchte schreiben περὶ δι
καὶ δόξης (oder δόξεως, denn δόξις gebraucht
die Schreibung bei Sextus ***) richtig ist). D
für demokritisch zu halten würde ich an sich kei
gen. Wie ἄλογοι, γράμμαι und ναστά zusamm
ich nicht. Wahrscheinlich ist ἀλόγων auf beides z
β bedeutet hier vielleicht nicht zwei Bücher, son
der zweiten Tetralogie. α, ἐκπετάσματα. Ei

*) Vergl. Fabric. ad Sext. Pyrrh. I, 214. (In diese
len des Demokritus steht jedoch ἐτεῇ immer nur ab
**) Anmerk. Schleiermacher's. Sie weit eigentlich

ger Titel, als daß ich etwas beſtimmtes dabei zu denken wüßte. *β. μέγας ἐνιαυτὸς ἢ ἀστρονομίης παράπηγμα* hat ſchon Menagius zuſammengezogen. Sehr gut konnte die Conſtruction eines großen Jahres ſo heißen. (Vitruvius IX, 7, wo die parapegmata vorkommen, erwähnt des Demokr. nicht. Nur der Scholiaſt des Apollonius ſoll *ἐν τῷ περὶ ἀστρονομίας* citiren. *)) *γ, ἄμιλλα, δ, κλεψύδρα.* Einige Edd. freilich vereinigen beides, und man hat eine ſcharfſinnige Erklärung gegeben. Auch wüßte ich freilich bei *ἄμιλλα* allein nichts zu denken. Da müßte man *παράπηγμα* wieder trennen: ſehr unbequem.

Dritte Tetralogie. *α, Οὐρανογραφία, β, γεωγραφία, γ, πολογραφία, δ, ἀκτινογραφία.* Auch dieſe könnte man ſehr leicht nur für einzelne Abſchnitte halten. Die *πολογραφία* kann eben ſo leicht aus dem untergeſchobenen Briefe an Hippokrates genommen ſein als umgekehrt.

Schwieriger iſt die vierte, die muſikaliſche Abtheilung, auch aus zwei Tetralogien beſtehend. Denn wenngleich die alten voll Bewunderung ſind über die Sprache des Demokr. (Cic. in Oratore und Dionys. de comp. verb.): ſo iſt es doch kaum möglich ihm theoretiſche Schriften beizulegen wie einige von den folgenden. Die erſte Tetralogie nämlich beſteht aus *α, περὶ ρυθμῶν καὶ ἁρμονίης, β, περὶ ποιήσεως, γ, περὶ εὐφώνων καὶ δυσφώνων γραμμάτων, δ, περὶ Ὁμήρου ἢ ὀρθοεπείης καὶ γλώσσεων.* Von allem dieſen wüßte ich nichts, was ich unſerm Demokr. beilegen möchte, ausgenommen vielleicht *περὶ ποιήσεως* (worauf Demokr. ſeine Theorie von Erregung der Fantaſie durch die Idole kann angewendet haben; ein Werk über die Idole wenigſtens citirt Clemens Strom. VI, **) was ſehr ächte Farbe hat); ſondern möchte glauben, daß dieſe Sachen dem von unſerm Autor erwähnten 6ten Demokr. *Παραμηνὸς ἀπὸ ῥητορικῶν λόγων* angehört haben. Die zweite Tetralogie iſt noch dazu un-

*) S. Menag. ad h. l.

**) Zu Ende p. 698 Sylb.

ἐτεαί?) περὶ ἀκαιριῶν και ἐπικαιριῶν. Dun
nichts nähere Auskunft giebt. Der leztere sche
ren zusammenzuhangen. Einer kann eben so g
als der andere; die Zusammenstellung scheint d
Arzt erwähnt, wie Menagius bemerkt, Celsus
leicht nur deshalb, weil ihm solche Bücher zug
sonst erinnere ich mich in den Traditionen über
dergleichen gefunden zu haben. Zweite Tetr
γεωργίης ἢ γεωργικόν wird in den Geoponici
und Columella *) angeführt, aber sie überreden n
Ebenso wenig als ich an β, περὶ ζωγραφίης,
δ, ὁπλομαχικόν glaube. Was unser Autor d
was einige κατ' ἰδίαν ἐκ τῶν ὑπομνημάτων
meint er also habe es die Bewandniß, die es
τάκτοις wirklich hat. Aber von dem wenigsten
wähnt, läßt sich denken, daß es in einer von
führten Schriften könne enthalten sein; es sind
theils ψευδώνυμα. Dann erst spricht er von
benen, und theilt auch diese noch in solche, di
διεσκεύασται, und in offenbar untergeschobene.
sind gewiß nämlich die ὑποθηκαί zu rechnen,
anführt **), eine Stelle, die wol offenbar aus

ἀντιπαθῶν, ersteres im Etymol. M., lezteres bei Columella *). Auch dies könnten wol Dieskeuasmena sein.

Hier sieht man offenbar ein Bestreben dem Mann soviel als nur irgend möglich zuzuschreiben; allein dies ist nicht mehr das Werk des Thrasyllus, sondern unsers Autors oder eines andern. Jenen können wir nur verantwortlich machen für die Tetralogien, in denen doch keine Abtheilung für sich unwahrscheinlich ist. Ob nun Thrasyllus leichter in solchen Abtheilungen, die er einmal machen mußte, die aber zu schwach besezt gewesen, auch leichter geneigt war sich untergeschobenes aufbürden zu lassen, oder ob wir zu streng sind, wenn wir nur das anerkennen wollen, was in einem Zusammenhange mit seinen bekannten Forschungen und mit den annehmlichen Traditionen von seinem Leben steht, das überlasse ich andern zu entscheiden.

*) S. Fabr. bibl. II, p. 641 Harl.

2.

Ueber die ethiſchen Werke des Ar

Erſte Abhandlung.*)

Daß ſich in unſerer Sammlung ariſtoteliſch
verſchiedene Werke befinden, welche nur mit t
ſäzen die Ueberſchrift *Ἠθικά* führen, iſt ſchon a
denn die Richtung dieſes Weltweiſen iſt ſo ſehr
der Seite der Logik und der Naturwiſſenſchaft
dreierlei Bearbeitungen der allgemeinen Sitten
lehre von ihm da ſind, man ſich wundern mu
ebenſo und noch mehr die logiſchen und natur
Disciplinen einer verſchiedenen Behandlung u
wovon ſich jedoch keine Spur findet. Man kan
wa ſagen, weil das logiſche und naturwiſſenſchaftl
ſache war: ſo wäre er auch hierin gleich feſt un
das ethiſche aber könnte er, eben weil es ihm n
zen gelegen, anfänglich wol oberflächlicher be-

kann man ſagen, wer weiß, wie viel logiſche und naturwiſſenſchaftliche Schriften von demſelben Inhalt, wie die unſrigen, aber je nachdem man die unſrigen anſieht, denn dieſer Streit iſt ja auch noch unentſchieden, mehr eſoteriſch oder mehr exoteriſch, mit verloren gegangen, die ethiſchen aber wären, weil man ſpäterhin auf dieſe Wiſſenſchaft mehr Werth gelegt, ſehr natürlich aufbehalten geblieben. Denn weit gefehlt, daß unter dieſen drei Werken, der nikomachiſchen Ethik, der eudemiſchen und der mit Unrecht ſo genannten großen, ein ſolcher Unterſchied beſtehen ſollte, daß man das eine für exoteriſch halten könnte, das andere für eſoteriſch, ſind ſie einander vielmehr in jeder Hinſicht, in welcher man zwei ſolche entgegengeſezte Claſſen ariſtoteliſcher Schriften anzunehmen pflegt, völlig gleich. Keines geht tiefer in die Principien hinein, oder verbreitet ſich mehr ins einzelne, als das andere; keines zeichnet ſich durch eine andere Beweisart, durch andere Verknüpfungen und Anwendungen aus; keines iſt merklich populärer oder ſpeculativer als das andere; und wenn die nikomachiſche Ethik und die eudemiſche mehr Beiſpiele enthalten, mehr Verſe und Sprüche anführen, als die große: ſo geſchieht dies doch ſo ungleichförmig, ſo iſt auf dieſen Theil doch ſo wenig Fleiß gewendet, der Erfolg ſo unbedeutend, und alles übrige ſo wenig einer andern Leſewelt zu Liebe umgearbeitet, daß wol niemand ſagen kann, die große Ethik ſei die eſoteriſche, und die andern beiden ſeien exoteriſch, wiewol auch dann noch die Frage übrig bliebe, warum es doch zwei exoteriſche Sittenlehren gäbe. Noch viel weniger aber hat die wiederholte Bearbeitung in geänderten Anſichten ihren Grund, denn davon iſt gar keine Spur. Die Begriffe der Glükſeligkeit und der Tugend, das Verhältniß beider zum Vergnügen, die Art wie jede Tugend die Mitte iſt zwiſchen zwei Fehlern, die hierauf beruhende Beſtimmung der einzelnen Tugenden, der Vorzug, der dem beſchaulichen Leben eingeräumt wird vor dem geſchäftigen, alle dieſe Hauptpunkte ſind ſo rein dieſelben, der ganze Gang im weſentlichen ſo übereinſtimmend, daß man unmöglich das ganze Räthſel dadurch lö-

ſtimmung zwiſchen dem Verfahren des Ariſtote
lehre und dem in der Naturwiſſenſchaft, daß
Grundſäze und Anſichten in der erſten könnt
ohne daß hievon eine Umwandlung auch der
liche Folge müßte geweſen ſein. Und gewiß
vorzüglich die ganze Naturkunde ſeiner Zeit in
umfaſſen ſuchte, dieſe undankbare Mühe der U
dem gegönnt haben, was ihm am unmittelba
lag. Soviel iſt freilich wahr, daß die nikoma
miſche Ethik an Umfang die ſogenannte große
treffen, aber auch daraus entſteht kein ſolches
zwiſchen einem Lehrbuch und Handbuch, einen
einem weiter ausgeführten Werk. Denn gerade
ſten ſchwierigen allgemeinen Theil haben die gr
keine wirklich erläuternden Ausführungen vor de
aus. Muß man alſo geſtehen, daß alle Urſach
Schriftſteller von langer Laufbahn dieſelbe Wiſſe
reren Werken behandelt haben kann, und ich gl
ſich deren mehrere als die angeführten aufſtellen
Erklärung einer Erſcheinung nicht hinreichen, wel
der ganzen helleniſchen Literatur, denn Platons
ſeze kann doch nicht jemand in dieſelbe Reihe ſt

ſolche Unterſuchung wenigſtens nicht bekannt, ſondern nur Vergleichung einiger einzelnen Stellen, um ein Buch aus dem andern zu erläutern und zu berichtigen, Anzweiflung anderer als aus einem Buch in das andere herübergekommen, und Verdacht, der hie und da gegen ein oder das andere Werk iſt geäußert worden, aber ohne weder beſtimmt auf dieſen Grund zurükkgeführt noch gründlich durchgeführt worden zu ſein.

Keinesweges nun will ich mich anheiſchig machen, dieſe Unterſuchung in einer kleinen Reihenfolge kurzer Abhandlungen zu beendigen, vielmehr iſt mir wahrſcheinlich, daß die Mittel, um zu einem ganz befriedigenden Ergebniß zu gelangen, uns jezt noch fehlen und vielleicht nicht herbeizuſchaffen ſind: ſondern nur in einen ordentlichen Gang möchte ich die Unterſuchung hineinleiten, einige Punkte ins Licht ſezen und der allgemeinen Ungewißheit hie und da etwas Raum abgewinnen.

Von zwei Seiten alſo, ſcheint mir, muß man die Sache angreifen, wenn man ſie von Einer nicht zu Ende bringen kann. Man betrachte jedes dieſer drei Werke für ſich, und ſehe zu, ob es in der ganzen Schreibart, ob es in einzelnen Ausdrükken Anführungen und dergleichen irgend beſtimmte Spuren einer ſpätern Zeit oder eines andern Urhebers an ſich trage. Dies ſcheint das nächſte zu ſein, aber es iſt zugleich unläugbar das ſchwierigſte. Die Werke des Ariſtoteles bieten zu wenig Annehmlichkeiten dar, als daß er viel andere Leſer ſich ſollte gewonnen haben, als denen es auf den Stoff und die Reſultate ankommt; der Styl aller ſeiner Schriften ſchneidet ſich ſo beſtimmt ab von allem, was uns aus der früheren philoſophiſchen Literatur der Griechen übrig geblieben, und gehört ſo offenbar einer neuen Periode der wiſſenſchaftlichen Sprache an, daß, ſo wie man den Ariſtoteles zu leſen pflegt, der Eindrukk einer ganz neuen Schreibart freilich ſehr überwiegt; aber eben deshalb ſich wol ſchwerlich jemand rühmen kann über ſeine eigenthümliche Schreibart ein ſicheres Gefühl zu haben. Einzelheiten aber, die auch noch ſo ſicher einen ſpäteren Urſprung verrathen, wenn ſie nicht ſehr häufig

diese drei Werke mit einander vergleiche in A
wissenschaftlichen Charakter, ihren methodischen
einstimmungen unter sich und ihre Abweichu
ob etwa daraus eines bestimmt als das vo
sprünglichere hervorgehe, und in den andern
Verhältniß der Abhängigkeit offenbare, welches
sprung eben so deutlich verräth. Und eben di
suchen, wie weit es zu einem sichern Ende fü

Bis jezt liegen alle drei Werke mit zi
sprüchen vor uns. Sie sind auf gleiche We
lung der aristotelischen Schriften von allen S
nommen worden, sind nie anders als unter d
stoteles gefunden worden, sie haben Zeugniß
thume für sich, und die Zweifel, welche einzel
sind immer nur von der Beschaffenheit, daß
Betracht gezogen werden, wenn sich anderwärt
gebildet hat. Indeß können wir, da doch be
eines von den dreien muß zum Grunde gelegt
züge nicht übersehen, welche der nikomachischen
Es ist bekannt, daß mehrere in unsern Aus
Handschriften unter verschiedenen Ueberschriften
gesondert vorkommende Schriften des Aristotele

Ueberſchriften, die jezt allgemein ſind, als etwas ganz willkührliches und offenbar ſpäteres erſcheint. Nun ſagt Ariſtoteles ganz deutlich in einer bis jezt noch von niemand angezweifelten und auch gewiß höchſt ächten Schrift, daß er die Sittenlehre als eine politiſche Disciplin anſehe, und die nikomachiſche Ethik kündigt ſich nicht nur in ihrem Eingang eben auch als eine politiſche Disciplin an, ſondern weiſet auch am Ende auf die eigentliche Politik hin, ſo daß ſie auch mit dieſer, die wol immer als eine ariſtoteliſche Schrift ſich geltend machen wird, Ein ganzes ausmacht. Der eudemiſchen Ethik fehlt beides ganz, und die ἠθικὰ μεγάλα kündigen zwar auch die Sittenlehre als ihrem Charakter nach politiſch an, allein ſie ſchließen ohne irgend eine Hinweiſung auf die Politik ab, und ſtehen alſo doch für ſich allein. Dieſer Beweisgrund aber darf nur mit großer kritiſcher Vorſicht gebraucht werden, und kann für ſich ſo gut als gar nichts entſcheiden. Denn wenn man in den phyſikaliſchen Schriften allen dieſen Indicationen nachgeht: ſo gehen ſie im Kreiſe herum, und man ſieht offenbar, daß ſie auch in unächten Schriften ſind nachgeahmt worden, oder auch in ächten Schriften von ſpäterer Hand ſind. Und dieſer Verdacht könnte auch hier gar leicht geltend gemacht werden, da in der nikomachiſchen Ethik eben ſo wenig als in den übrigen viele politiſche Beziehungen aufgeſtellt ſind, und ebenſo die Politik nicht unmittelbar auf das Fundament dieſer Ethik baut, ſo daß man, wenn ſie Eine πραγματεία ausmachen ſollen, noch ein Mittelglied zwiſchen beiden wünſcht, und dann wäre doch die Hinweiſung am Ende unſerer Ethik auf die Politik eher dem unächten beizuzählen. Auch iſt die Verbindung nur einſeitig, indem die Politik weder im Anfang auf die Ethik zurükkweiſet, noch ſie am Ende mit einſchließt, wie ſonſt bei ſolchen zuſammengehörigen Schriften wol zu geſchehen pflegt. Hiezu kommt noch das Bedenken, daß Ariſtoteles außer der Ethik auch die Lehre vom Hausſtande für eine politiſche Disciplin erklärt, und das muß nicht nur zugeben, wer noch das erſte Buch der οἰκονομικῶν für ächt hält, ſondern es ſteht auch anderwärts.

viese drei Werke mit einander vergleiche in Be
wiſſenſchaftlichen Charakter, ihren methodiſchen
einſtimmungen unter ſich und ihre Abweichun
ob etwa daraus eines beſtimmt als das vorz
ſprünglichere hervorgehe, und in den andern ſi
Verhältniß der Abhängigkeit offenbare, welches
ſprung eben ſo deutlich verräth. Und eben dieſ
ſuchen, wie weit es zu einem ſichern Ende führ

Bis jezt liegen alle drei Werke mit ziem
ſprüchen vor uns. Sie ſind auf gleiche Weiſe
lung der ariſtoteliſchen Schriften von allen Her
nommen worden, ſind nie anders als unter dem
ſtoteles gefunden worden, ſie haben Zeugniſſe
thume für ſich, und die Zweifel, welche einzeln
ſind immer nur von der Beſchaffenheit, daß ſi
Betracht gezogen werden, wenn ſich anderwärts
gebildet hat. Indeß können wir, da doch bei
eines von den dreien muß zum Grunde gelegt w
züge nicht überſehen, welche der nikomachiſchen
Es iſt bekannt, daß mehrere in unſern Ausgal
Handſchriften unter verſchiedenen Ueberſchriften v
geſondert vorkommende Schriften des Ariſtoteles

Ueberſchriften, die jezt allgemein ſind, als etwas ganz willkührliches und offenbar ſpäteres erſcheint. Nun ſagt Ariſtoteles ganz deutlich in einer bis jezt noch von niemand angezweifelten und auch gewiß höchſt ächten Schrift, daß er die Sittenlehre als eine politiſche Disciplin anſehe, und die nikomachiſche Ethik kündigt ſich nicht nur in ihrem Eingang eben auch als eine politiſche Disciplin an, ſondern weiſet auch am Ende auf die eigentliche Politik hin, ſo daß ſie auch mit dieſer, die wol immer als eine ariſtoteliſche Schrift ſich geltend machen wird, Ein ganzes ausmacht. Der eudemiſchen Ethik fehlt beides ganz, und die ἠθικὰ μεγάλα kündigen zwar auch die Sittenlehre als ihrem Charakter nach politiſch an, allein ſie ſchließen ohne irgend eine Hinweiſung auf die Politik ab, und ſtehen alſo doch für ſich allein. Dieſer Beweisgrund aber darf nur mit großer kritiſcher Vorſicht gebraucht werden, und kann für ſich ſo gut als gar nichts entſcheiden. Denn wenn man in den phyſikaliſchen Schriften allen dieſen Indicationen nachgeht: ſo gehen ſie im Kreiſe herum, und man ſieht offenbar, daß ſie auch in unächten Schriften ſind nachgeahmt worden, oder auch in ächten Schriften von ſpäterer Hand ſind. Und dieſer Verdacht könnte auch hier gar leicht geltend gemacht werden, da in der nikomachiſchen Ethik eben ſo wenig als in den übrigen viele politiſche Beziehungen aufgeſtellt ſind, und ebenſo die Politik nicht unmittelbar auf das Fundament dieſer Ethik baut, ſo daß man, wenn ſie Eine πραγματεία ausmachen ſollen, noch ein Mittelglied zwiſchen beiden wünſcht, und dann wäre doch die Hinweiſung am Ende unſerer Ethik auf die Politik eher dem unächten beizuzählen. Auch iſt die Verbindung nur einſeitig, indem die Politik weder im Anfang auf die Ethik zurükkweiſet, noch ſie am Ende mit einſchließt, wie ſonſt bei ſolchen zuſammengehörigen Schriften wol zu geſchehen pflegt. Hiezu kommt noch das Bedenken, daß Ariſtoteles außer der Ethik auch die Lehre vom Hausſtande für eine politiſche Disciplin erklärt, und das muß nicht nur zugeben, wer noch das erſte Buch der οἰκονομικῶν für ächt hält, ſondern es ſteht auch anderwärts.

gewicht in die Schale legen. Der andere Vor
chiſchen Ethik iſt der, daß einmüthig alle Cor
über ſie hergefallen ſind, ſo daß mir wenigſtens
zugekommen iſt von einem, der über die ἠθικὰ
eudemiſche commentirt hätte. Dies beweiſet fr
dieſe beiden Werke etwa in jener Zeit wären fü
worden, vielmehr werden ſie beide öfters in de
Scholien angeführt ohne irgend ein Zeichen ei
welche im Gegentheil erſt in den Zeiten der ne
vorkommen. So viel aber ſcheint es zu bewei
auch jene Männer die andern Schriften kannte
hielten, ihnen doch aus der nikomachiſchen Ethik c
beſtimmteſten der ariſtoteliſche Geiſt entgegengewe
Freilich ſind dieſe Commentatoren größtentheils ſo
daß auf ihr eigenes Urtheil oder Gefühl weniger
ben ſein als auf unſeres; aber ſie hatten doch alt
ſen, und folgten hierin gewiß weniger ſich ſelbſt,
Tradition. Dagegen will freilich Cicero dieſe Schr
teles abſprechen und ſie dem Nikomachus beilegen;
keine Quellen ſeines Verdachtes an, und ſeine
ſo, daß man faſt glauben möchte, es ſei ſein ei
zumal er der andern ethiſchen Schriften neben dieſer
und ein eigenes

Ethik zuerſt verſuchen wollen, ob uns aus ihr ein rein ariſtoteliſcher Geiſt anweht. Von den Grundſäzen und Begriffen ſelbſt kann hier nicht die Rede ſein; ſie ſind in allen drei Werken dieſelben, und tragen durchaus und völlig rein das Gepräge der ariſtoteliſchen Schule, ja daſſelbe muß man auch von der Methode ſagen, und es kann zunächſt nur von der Anordnung des ganzen die Rede ſein, von der planmäßigen leichten Entwikklung und Zuſammenfügung, die, man kann wol ſagen, ein Gemeingut aller ariſtoteliſchen Schriften iſt.

Die Structur der nikomachiſchen Ethik iſt bekanntlich die, daß zuerſt die Begriffe der Glükkſeligkeit und des guten betrachtet werden, dann wird ihnen gemäß der Begriff der Tugend beſtimmt; hierauf folgen die Unterſuchungen über die Freiheit, weil nämlich nur in den freien Handlungen die Tugend ſich zeigen kann. Nun geht die Darſtellung ins einzelne, die Tugenden werden als in der Mitte zwiſchen zwei entgegengeſezten Fehlern liegend durchgenommen. Mit dem Anfang des ſechsten Buches wird vom geſunden Verſtande gehandelt als dem, wodurch das Maaß zwiſchen den beiden äußerſten Enden beſtimmt werden muß, und dann auch um ſeinetwillen von den übrigen geiſtigen Tugenden. Hiernach wird die ſchwierige Frage von der Mäßigung abgehandelt, in wiefern ſie eine Tugend und ein guter Zuſtand zu nennen ſei oder nicht, woran ſich dann die Unterſuchung anſchließt, ob die Luſt ein Gut ſei. Im achten und neunten Buche wird dann ſehr ausführlich von den geſelligen Verbindungen gehandelt. Im zehnten Buch aber dann noch einmal von der Luſt als Element der Glükkſeligkeit und ausführlich von der Glükkſeligkeit ſelbſt. Dieſe ganze Anordnung muß uns dürftig und unzureichend erſcheinen; ſie geſtaltet ſich weder zu einem gehörigen ganzen noch geht ſie aus einer rechten Einheit hervor. Allein das liegt an dem Standpunkt, von welchem aus das ganze gebildet worden, und den wir um ſo mehr als den des Ariſtoteles ſelbſt anſehen müſſen, weil er mit ſeinem phyſikaliſchen ganz analog iſt. Allein hievon abgeſehen finden wir in dieſer

in die sittlichen und geistigen. Können n
Elemente gehören, welche einen dem sittlich
und also relativ davon ausgeschlossenen El
meine die sogenannten geistigen Tugenden.
aus: so wird der Begriff der Tugend in
erschöpft; nehmen wir sie auf: so muß der
den sittlichen und geistigen Tugenden aufgeg
aus nun ist das Schwanken entstanden, wel
sechsten Buches der nikomachischen Ethik je
Bald klingt es, als ob, nachdem die sittlich
handelt sind, nun auch von den geistigen als
classe solle gehandelt werden; bald wieder,
nothwendig wäre, insofern von ihnen da
muß, welches die wahre Mitte zwischen den e
lern bestimmen muß, also bloß um der ethisch
len. Beide Ansichten schieben sich in den A
wunderlich durch einander, und auch die Beha
lend, daß nicht recht klar wird, welche Ansi
sei. Sollten die geistigen Tugenden den sittl
delt werden: so müßte freilich viel mehr gesch
schehen ist; aber doch ist von Erkenntniß
Weisheit viel ausführlicher und selbständiger

ugenden über das Bedürfniß das Maaß zu beſtimmen hinaus-
ht, nur für Abſchweifung zu halten. In dieſes Schwanken
n bringen die lezten Capitel des zehnten Buches, worin dar-
legt wird, daß die aus dem beſchaulichen Leben entſtehende
lükkſeligkeit die höchſte und vollkommenſte ſei, keine größere
icherheit.

Fragen wir uns nun, ob wir wol geneigt ſein können dem
riſtoteles eine ſo große logiſche Unvollkommenheit zuzuſchreiben:
müſſen wir dies billigerweiſe um deſto bereitwilliger verneinen,
leichter man angeben kann, auf welchem ganz ariſtoteliſchen
ege alle Verwirrung hätte können vermieden werden. Iſt ein-
al die Sittenlehre als eine ganz politiſche Wiſſenſchaft geſezt:
iſt die Glükkſeligkeit des beſchaulichen Lebens von derſelben
sgeſchloſſen. Dieſe aber entſteht aus der vorzüglichen Thätig-
it der geiſtigen Tugenden. Die Glükkſeligkeit des zweiten Gra-
s, die des bürgerlichen und geſchäftigen Lebens, bedarf gar
icht der freien Thätigkeit der geiſtigen Tugenden, aus welcher
e Wiſſenſchaft und alles was ihr anhängt hervorgeht, ſondern
ur desjenigen Eingreifens dieſer Kräfte in das geſchäftige Le-
n, wodurch jeder in den Stand geſezt wird, da wo er es
lbſt beſtimmen muß die wahre Mitte zu finden. Gewöhnlich
er bedarf der einzelne gar nicht dieſer Selbſtbeſtimmung, ſon-
rn die Mitte iſt ihm gegeben in der Sitte, in dem allgemei-
n Urtheil, welches ſich durch den Einfluß derer, die das be-
hauliche Leben führen, der weiſen und der Dichter, allmählig
ebildet hat. Aus dem Gebiet der geiſtigen Kräfte braucht alſo
ichts berührt zu werden als nur die Fertigkeit nach Analogie
it der Sitte in Fällen, welche durch ſie nicht hinreichend be-
immt ſind, die rechte Mitte zu finden, und das ganze kann
ollendet werden durch die Aufſtellung einer Vollkommenheit, in
elcher die freie Thätigkeit der geiſtigen Kräfte zur Erzeugung
er Wiſſenſchaft gar nicht enthalten ſein darf. So iſt die Sit-
nlehre ganz in den Grenzen einer politiſchen Disciplin geblie-
en, und hat nichts in ſich aufgenommen was dieſer fremd iſt.

lehre: ſo finden wir ſie in dieſer Beziehung
wie wir ſie nur wünſchen können. Diejenigen
in der nikomachiſchen Ethik ſittliche Tugende
heißen hier Tugenden ſchlechthin, und dieſer
gar nicht weiter. Denn nachdem die Seele
biets des willkührlichen getheilt iſt in die Ver
ſich zwar unvernünftige, der Vernunft aber f
in der Vernunft ſind Weisheit Einſicht W
in dem unvernünftigen aber die ſogenannte
den Kräften und Eigenſchaften der Vernunft
Bezug auf die Beſtimmung der Mitte; alles
vor, um dieſe Verrichtung von allen übrige
ſcheiden, und wird ausdrükklich entſchuldigt
Schein findet ſich irgendwo, als ob von dieſ
und für ſich ſolle gehandelt werden, ſondern e
deutlich ab, es ſolle nur davon die Rede ſein,
wegungen des Willens die Glükkſeligkeit, n
ſchäftigen Lebens, hervorzubringen ſei, und
ſchaulichen gehört bleibt ganz aus dem Sy
wird alles zuſammengefaßt in dem Begriff,
wiederzugeben iſt, dem der καλοκἀγαθία, in

durchgeführt. Sehen wir alſo auf die Haltung des ganzen: ſo müſſen uns die ἠθικὰ μεγάλα ächter erſcheinen als die nikomachiſche, und auf dieſer muß ein ſtärkerer Verdacht ruhen bleiben.

Die zweite große Verwirrung in der nikomachiſchen Ethik iſt die, daß an zwei ganz verſchiedenen Stellen von der Luſt, und an zwei verſchiedenen von der Glükſeligkeit gehandelt wird, von der leztern im erſten Buch und am Ende des zehnten, von der Luſt im ſiebenten Buch und am Anfang des zehnten. So ſind demnach zwei wichtige Gegenſtände auf eine ſonderbare Art zerſtükkelt, und dieſe Zerſtükkelung iſt nicht etwa von der Art, daß das frühere nur Ankündigung iſt und das lezte Ausführung, oder das frühere die eigentliche Ausführung und das lezte nur eine Zurükkweiſung, auch nicht etwa ſo, daß der Gegenſtand auf eine beſtimmte Weiſe getheilt wäre. Sondern die frühere Stelle weiß theils nicht von der ſpätern, dieſe nicht von jener, theils, wo ſich auch die ſpätere auf die frühere beruft, weiß man doch nicht, ſofern in der ſpätern etwas beigebracht wird, was in der früheren fehlt, ob dieſes nicht beinahe einem Widerſpruch gleich kommt, wo nur irgend es in der früheren Stelle einen Ort gab, an welchem daſſelbe hätte geſagt werden können. So ſteht es mit der zwiefachen Behandlung der Glükſeligkeit. In der früheren, welche die ausführlichſte iſt, findet ſich zwar auch der ſonderbare Saz, daß, wenn es mehrere Tugenden giebt, die Glükſeligkeit das Leben nach der beſten ſein müſſe. Aber erſt die zweite Stelle folgert hieraus, daß die Beſchaulichkeit die höchſte Glükſeligkeit ſei. Hatte die erſte dies ſchon in ſich geſchloſſen: ſo mußte entweder die ganze Behandlung anders eingerichtet, oder es mußte bevorwortet ſein, daß von der höchſten Glükſeligkeit nicht gehandelt würde, weil ſie nur wenigen zugänglich ſei. Sollte man aber nicht vielmehr aus der erſten Stelle ſchließen, daß, wenn die Tugend des vernünftigen Theils die beſte ſei, alsdann das bürgerliche Leben eigentlich gar keine Glükſeligkeit gewähren könne? Mit der zwiefachen Behandlung der Luſt oder des Vergnügens hat es aber gar die Bewandniß, daß die lezte

lich iſt ſo arg, daß man es nicht ganz hat über
dern ſo zu erklären geſucht hat, daß die im ſiel
Vergnügen handelnden Capitel aus der euden
übergekommen wären. Allein dies heißt nur
ſehen; denn nimmt man einmal eine ſolche W
müßte viel mehr eingewandert ſein als dieſe
welcher Sache wir noch hernach Veranlaſſung
zu reden. Auf jeden Fall bleibt es doch nicht
ſtükkelten Behandlung der Glükkſeligkeit ganz
auch die Behandlung der Luſt im zehnten B
nach der ausführlichen und gründlichen Behand
gen Verbindungen, eingeleitet bloß durch ſolche
Luſt ſei einmal etwas unſerm Geſchlecht angeeig
für die ſittliche Tugend gar viel darauf an, daß
daran habe, woran man ſie haben ſolle und d
die früheren einzelnen Andeutungen, die ſchon
enthalten ſind, bliebe dennoch eben ſo ſehr de
würdig. Sondern in dieſer Hinſicht erſcheinen
andern Werke vorzüglicher. In den ἠθικοῖς μ
nur Eine Behandlung des Begriffs der Glükkſelig
in Verbindung, wie es ſich ja gebührt, mit dem
ten, und weder Wiederholung hievon noch Zuſ

gend, dieſe keine rechte Untugend mehr iſt, geredet worden, an einer Stelle alſo, wo Zuſäze eingeſchoben werden, wie denn auch das nächſte vom Glükk ein ſolcher iſt, und vorher das über die Frage, ob man die Tugend ſchlecht gebrauchen könnte. Und auch eingeleitet wird der Gegenſtand beſſer, weil nämlich die Tugend ſich, wie bald anfänglich geſagt worden, auf Luſt und Unluſt beziehe. Auch die eudemiſche Ethik redet nur an Einer Stelle von der Luſt, ganz auf die Art freilich, wie die nikomachiſche im ſiebenten Buch, aber ſie wiederholt wenigſtens nicht, und auch die Glükkſeligkeit handelt ſie nur vorne im erſten und Anfang des zweiten Buches vollſtändig ab, ohne am Schluß noch einmal darauf zurükkzukommen. Vielmehr ſchließt ſie ganz rein, nur ohne irgend einen Epilog, mit der καλοκἀγαθία als der Zuſammenfaſſung aller Tugenden ab. So daß die beiden andern Werke hier einen entſchiedenen Vorzug haben vor demjenigen, an welches jeder am meiſten denkt, wenn von ariſtoteliſcher Sittenlehre die Rede iſt.

Allein indem ich die eudemiſche Ethik in dieſen Ruhm mit einſchließe: ſo kann ich nicht länger umhin, das beſondere Verhältniß, in welchem ſie zu den beiden andern ſteht, näher zu beleuchten, damit wir nicht ihr etwas beilegen, was ſich, wenn unſer Verdacht gegründet iſt, die ἠθικὰ μεγάλα allein aneignen dürfen. Nämlich wenn wir die eudemiſche Ethik genauer betrachten: ſo muß uns zuerſt der völlig unwiſſenſchaftliche Anfang mißfallen mit dem deliſchen Epigramm, die einleitenden Unterſuchungen entfernen ſich von den μεγάλοις ἠθικοῖς eben ſo ſehr als von der nikomachiſchen, und verſprechen etwas ganz eigenthümliches und abweichendes. Lieſet man aber weiter: ſo fällt die Vergleichung bald anders aus. Denn nach dem Eingang von 1, 7 an beginnt ein ſichtlicher Zuſammenhang mit den ἠθικοῖς μεγάλοις von deren Anfang an; die Unterſuchungen folgen genau in derſelben Ordnung, nur ein paarmal, indem der Verfaſſer ſich mehr ausbreitet, verliert er den Faden und muß loſe und ungeſchikkt anknüpfen. (Man ſehe II, 1: μετὰ δὲ ταῦτα

des Ganzen im einzelnen zu den ἠθικ. μεγ. 1
Abſchnitt von der προαίρεσις M. Mor. I, 18.
Das genaue Anſchließen aber an die magn. mo
ſten auffallen, wenn man die der eudemiſchen Eth
Vabelle von Tugenden mit danebenſtehender gu
ſetzung betrachtet. Denn nicht nur folgt der E
nung nicht, welche er dort ſelbſt aufſtellt; und
magn. mor. Schritt vor Schritt an mit der un
nahme, daß er, was magn. mor. I, 29 — 33
ander wirft; ſondern er läßt auch zwei nicht u
der aus ſeiner Kette weg, ταρτερία als Mitt
ρότης und ταχυπάθεια, und φρόνησις als T
φθεια und πανουργία, weil von dieſen un
Recht beſonders von der letzten in dieſem Zuſam
magn. mor. nicht die Rede iſt. Auf dieſe Wei
Verfaſſer jenes Werk bis zu dem Abſchnitt von
magn. mor. I, 34; Eudem. IV, 1. Hier beginn
fallendere Abweichung von den magn. mor., u
gegen das Ende des ſechſten Buches die Ord
mor. genau befolgt, allein die wunderbarſte Ueb
der nikomachiſchen Ethik, indem das vierte Buc
mit dem fünften der nikomachiſchen, das fünf
dem ſechſten nikomachiſchen und das ſechſte an

im weſentlichen: denn auch dieſe handelt nach der Gerechtigkeit vom ὀρθὸς λόγος, der εὐβουλία, der ἀκρασία und der ἡδονή. Wo aber dieſe Uebereinſtimmung aufhört, mit dem Anfang des ſiebenten Buches der Eudemien, da weichen dieſe auch von der Ordnung der ἠθ. μεγ. ab. Denn dieſe handelt nach der ἡδονή von der εὐτυχία, dann der καλοκἀγαθία, und fügt nur anhangsweiſe die φιλία bei in den lezten Capiteln. Die eudemiſche Ethik aber, wo die buchſtäbliche Uebereinſtimmung mit der nikomachiſchen Ethik aufhört, tritt ihr doch noch darin bei, daß ſie am Anfang des lezten Buches ebenfalls die φιλία folgen läßt, jedoch ſo, daß ſie ſich im ganzen in der Ordnung der einzelnen Punkte mehr den ἠθ. μεγ. anſchließt, und dann erſt nachholt, was dieſe haben vorangehen laſſen, nämlich die εὐτυχία und καλοκἀγαθία.

Hat man dieſe wunderlichen Verhältniſſe ins Auge gefaßt: ſo iſt die Sache erſt recht räthſelhaft geworden; eine Menge von Fragen drängt ſich auf, und in dem Beſtreben ſie zu löſen wird man nach den entgegengeſezten Seiten fortgeriſſen. Um jedoch aus dem eingeſchlagenen Gange nicht ganz auszuweichen, ſo bemerke ich nur vorläufig, daß, alles übrige mag ſich verhalten wie es wolle, man doch die eudemiſche Ethik nicht als eine freie Theilnehmerin an den Vorzügen anſehen kann, welche die mag. mor. über die nikomachiſche Ethik erheben, indem die Abhängigkeit der eudemiſchen Ethik von den mag. mor. nicht abgeläugnet werden kann. Denn ſelbſt wenn die gemeinſchaftlichen Bücher aus der nikomachiſchen Ethik abſtammen: ſo ſtehn doch grade ſie in der eudemiſchen gewiß wegen ihrer Aehnlichkeit mit den ἠθ. μεγ. Und wenn die eudemiſche, nachdem ſie hier von der Luſt gehandelt, und nachdem ſie am Anfang die Glükſeligkeit abgehandelt, beides nicht wie die nikomachiſche Ethik am Ende noch einmal wiederholt: ſo iſt dies offenbar lediglich das Verdienſt der ἠθ. μεγ., von welchen jenes Werk ſich nie losreißen konnte. Sehen wir alſo auf die Verworrenheiten in der nikomachiſchen Ethik: ſo müſſen wir ſagen, es ſind zunächſt nur die ἠθ. μεγ.,

werke, welche drei gemeinſchaftliche Bücher hal
teles angehören können. Caſaubonus zwar, wi
Nikom. VI. redet, nimmt keinen Anſtoß daran,
ob er es von den andern beiden nicht gemerkt,
in beiden Werken daſſelbe ſei, und meint nur, d
von der Luſt ſeien mit Unrecht und nur durch
aus den Eudemien in die Nikomachien gewandert
Ariſtoteles nicht gewollt haben, weil er nicht die
demſelben Buch an zwei verſchiedenen Orten
Dies könnte noch damit vertheidigt werden, daß
Nikom. VIII, 1 ſich leichter an das Ende von
das Ende von VII, 15 anſchließt. Aber mit d
großen Mannes ſei es geſagt, ſollte wol Ariſtotel
genſtände in zwei verſchiedenen Werken buchſtäb
Weiſe behandelt haben? Ich glaube wol ſchwer
müßte dann in den übrigen Büchern beider Wer
ſtimmterer Gegenſaz ſein. Man müßte ſehen,
ſtimmten Zwekks willen oder wegen welcher beſti
er die andern Gegenſtände alle anders behandel
aber ganz ungeändert laſſen konnte; aber ſo etwa
den nikomachiſchen und eudemiſchen Ethik niemand
mag zum Grunde legen welche von beiden er will
wenig findet der Gedanke Platz

müßte alſo annehmen, das eine Werk hätte eine andere Behandlung enthalten, und dieſe wäre gegen die aus dem andern umgetauſcht worden; allein hiezu läßt ſich kein Grund denken, der nicht auch weiter gewirkt haben müßte. Denn wäre z. B. dieſe Ueberarbeitung den Eudemien begegnet, warum ſollte nicht auch die ausführlichere Behandlung der Freundſchaft aus der nikomachiſchen Ethik in jene übertragen ſein? zumal in dieſem Abſchnitt auch die Eudemien ſich nicht ſo genau an die magn. mor. halten, als anderwärts. Wäre ſie der nikomachiſchen begegnet, warum ſollte nicht der Anfang etwas früher gemacht und der νεμεσητικός mit aufgenommen ſein und hernach die καλοκἀγαθία nachgeholt? Iſt alſo beides ſchwer zu denken: ſo muß man ſchon wegen dieſer Uebertragung dem Verdachte Raum geben, daß wenigſtens eines von dieſen beiden Werken ſpätern Urſprungs iſt, und daß in das ſpätere einige Bücher aus dem alten ſind hineingetragen worden.

Und nun kommen wir auf die ſchwere Frage, Welchem von unſern beiden Werken ſind dieſe Bücher angehörig, und welchem ſind ſie aufgedrungen? Die allgemeine Betrachtung will nichts entſcheiden; weder in der nikomachiſchen Ethik noch in der eudemiſchen bemerke ich wenigſtens eine bedeutende Verſchiedenheit des Styls, wo dieſe Bücher anfangen, und wo ſie aufhören. Will man hingegen auf einzelnes ſehen: ſo wird man auf entgegengeſezte Seiten gezogen und gewinnt nichts. Denn die eudemiſche Ethik beruft ſich da, wo das freiwillige abgehandelt wird, darauf, daß dies noch einmal vorkommen werde in dem Artikel von der Gerechtigkeit; ebenſo beruft ſie ſich II, 5 darauf, daß in der Folge vom ὀρθὸς λόγος und von der Art die Mitte zu beſtimmen werde die Rede ſein: und ſo ſollte man ſchließen, dieſes erſte gemeinſchaftliche Buch ſei in der eudemiſchen Ethik zu Hauſe. Dagegen beruft ſich auch ihrerſeits die nikomachiſche Ethik in dem Artikel von der Schaam IV, 15 auf die künftige Behandlung der Mäßigkeit: und ſo ſollte man glauben, das letzte der gemeinſchaftlichen Bücher ſei in der nikomachiſchen zu

Bücher angehören; wir könnten ſie in der ni
finden, und dieſe könnte doch das unvollendete
deren ſein, dem man hernach dieſe ariſtoteliſch
leibt hätte. Auch mit andern Entſcheidungsgrü
beſſer. Man könnte z. B. ſagen, dieſe Bücher
machiſchen Ethik deshalb fremd, weil dieſe ſich
an die magn. mor. anſchließt, weder vor- noch
gehörten der eudemiſchen eben deshalb an, weil
fahren mit Abrechnung des Eingangs auch in
chern beobachtet. Dagegen aber ſteht auf der
ſes, daß, wenn unſere Bücher urſprünglich der
angehören, man nicht recht ſieht, warum nic
wie bisher der Gang der magn. mor. befolgt iſt
aber löſet ſich ſehr natürlich, wenn man annim
habe jene drei Bücher aus der vor ihm liegend
Ethik entlehnt. Denn dort findet er an dem Sch
Buches die Anknüpfung, daß nun ſolle von de
handelt werden, er ſei alſo dieſer Anknüpfung ge
der ausführlichen Behandlung in der nikomachi
ſo ſcheint die Wage wieder völlig gleich zu ſte
läßt ſich noch ein Ausweg finden. Man kann
mor., wie ſie jetzt mit einzelnen Fragen über

nämlich dieſe nicht von uns abhangen. Bei der Abfaſſung der Eudemien nun habe Ariſtoteles, oder wer ſonſt ihr Verfaſſer ſei, bemerkt, wie es doch in den magn. mor. den Effect ſchwäche, daß die καλοκἀγαθια nicht das lezte ſei, und er habe alſo bei dieſem ſpätern Werk am Ende die Ordnung geändert, und ohnerachket auf die ἡδονή in den magn. mor. gleich die εὐτυχία folge, habe er doch die Freundſchaft vorangenommen, weil in der That von dieſer gar vieles für die εὐτυχία ſelbſt abhange. Merkt man auf den Abſchnitt VII. 13, wo die Freundſchaft endet, und die εὐτυχία angeht: ſo iſt dieſer wieder ſo voll Fehler, daß man nicht ſechs Zeilen hinter einander verſtehen kann, und daß es der Kritik unmöglich ſein wird ohne neue Handſchriften einen lesbaren Text herzuſtellen. Indeſſen ſoviel ſieht man doch durch dieſes Chaos durch, daß mit derjenigen Frage über die Freundſchaft, welche auch in den magn. mor. die lezte iſt, nämlich wie man ſeine Freunde gebrauchen müſſe, diejenige Unterſuchung verbunden iſt, welche auch in den magn. mor. vor der εὐτυχία hergeht, nämlich ob auch die Tugend könne gemißbraucht werden und den Menſchen ſchlechter machen, ſo daß ein etwas ſchroffes abſichtliches Einlenken in die wahrſcheinlich alſo auch abſichtlich verlaſſene Ordnung der magn. mor. nicht zu verkennen iſt. Hieraus entſteht alſo wol ein gewiſſes Uebergewicht von Wahrſcheinlichkeit dafür, daß die doppelten Bücher den Eudemien urſprünglich angehören, und daß dieſe alſo, unausgemacht ob als ein ariſtoteliſches, von dieſer Seite wenigſtens als ein urſprüngliches nicht zuſammengeflikktes Werk können angeſehen werden. Dies beſtätigt ſich allerdings auch noch, wenn wir die Zwekkmäßigkeit jener drei Bücher für die eudemiſche Ethik mit der für die nikomachiſche vergleichen. In der nikomachiſchen, wie geſagt, verurſacht von dieſen drei Büchern das lezte eine Verwirrung. Denn wäre es nicht ſo wie es iſt: ſo wäre von der Luſt nicht doppelt die Rede. Es bleibt zwar die übrig, daß auch von der Glükkſeligkeit zwiefach die Rede iſt; allein auf dieſe ſpätere Behandlung verweiſt der Verfaſſer ſchon I, 3, und ſie iſt nichts au-

beiden aus, daß ſie gar keine Beziehung auf t
ſie hat es vielmehr mit der Glükkſeligkeit a
thun in Beziehung auf den einzelnen Menſch
durfte ſie eines andern Anfangs, und hebt glei
weiſen heraus, denen der Menſch folgen kann,
mor. nichts wiſſen. Daher ſtehn ihr auch B
gleich, und ſie darf die Fertigkeiten des Verſta
behandeln mit denen des Willens. Darum k
begnügen mit der Art, wie in den magn. m
Rede iſt, nur um das Maaß für die ſittlichen
den; ſondern ſie muß ſie für ſich behandeln.
im fünften Buch, wo ihre Differenz von he
ſtärkſten heraustritt, mit einer größern Ausfüh
zu entſchuldigen, wie dies in eine politiſche
kommt, vielmehr als habe ſie eine neue Reih
vor ſich, welche ebenſo zu ihrem Zwekk gehören
Man ſollte ſie alſo nur weniger eine Ethik nen
ſchen Sinne, wofür ſie ſich auch nirgend aus
Buch über die Glükkſeligkeit, ſo ſtimmt dies
zuſammen. Nur freilich als ein ariſtoteliſches
ſie demohnerachtet nicht anſehen; ſondern wäre
les, ſo müßten beide Behandlungsweiſen weit b

weggelaſſen, beſonders die ganze Gerechtigkeit anders haben behandeln müſſen. Denn wenn man das politiſche d. h. den Antheil an der Geſetzgebung wegnimmt: ſo bleibt nichts übrig als der Gehorſam gegen das geſchriebene und ungeſchriebene Geſetz und die Billigkeit. Dagegen hätte er müſſen das gerechte hervorziehen, welches er in den magn. mor. zurükkſtellt in dem allgemeinen Sinn, wie jeder auch für ſich allein gerecht ſein kann, das rechte Maaß der Thätigkeit in Bezug auf die Aufgabe des Menſchen überhaupt. Auf dieſes platoniſchere hätte er müſſen zurükkkommen; wo nicht, ſo mußte die Gerechtigkeit ganz ins enge zuſammenſchrumpfen, und die Billigkeit hätte müſſen deſto weiter ausgedehnt werden. Dies iſt aber nicht geſchehen, ſondern die Gerechtigkeit ganz auf dieſelbe Weiſe wie in den magn. mor., nur ausführlicher, behandelt worden. Am merkwürdigſten aber iſt, wenn man etwas weiter geht, dieſes, daß nachdem die eudemiſche Ethik gleich anfangs jene Eintheilung der Tugenden gemacht in ſittliche Tugenden und geiſtige Tugenden, ſie nun nicht gleich, nachdem ſie mit den ſittlichen zu Ende iſt, die Behandlung der geiſtigen anfängt und an die Worte IV, Ende *περὶ μὲν οὖν δικαιοσύνης καὶ τῶν ἄλλων τῶν ἠθικῶν ἀρετῶν διωρίσθω τὸν τρόπον τοῦτον* anknüpft *περὶ δὲ τῶν λοιπῶν τῶν διανοητικῶν λεκτέον*, ſondern auch erſt mit den magn. mor. ſagt, es ſei nun aber nicht genug zu ſagen, die Mitte müſſe dem *ὀρθὸς λόγος* gemäß genommen werden, ſondern dies müſſe man genauer beſtimmen, und dann ſehr verworren hinzufügt, Da wir aber die Tugenden ſo eingetheilt haben, müſſen wir auch von den übrigen reden, nachdem wir erſt von der Seele geredet. In dieſer ganzen Stelle V, 1 iſt eine des Ariſtoteles vollkommen unwürdige Verwirrung, die nothwendig jeder fühlen muß. Die Beſtimmung der Mitte durch den *ὀρθὸς λόγος* konnte hier entweder völlig bei Seite geſezt, ſodann gradezu die Geiſtestugenden abgehandelt und hernach geſagt werden, in ihm nun lägen die Beſtimmungen der Mitte, denen das Gemüth folgen müſſe. Oder es konnte geſagt werden, Da nun aber die Mitte unbe-

ten zurückgegangen. Diese Verwirrung nun
durch das Kleben des Verfassers an den magn.
chem nur sehr zur Unzeit die Erinnerung an s
stellte Eintheilung ihn herausreißt. Denn die
fanden sich in einem ganz andern Falle; sie ha
lung nicht gemacht und konnten auch unmittelb
litischen Standpunkt die φρόνησις und σοφί
genden sezen. Nachdem nun die Tugenden als
waren: so entstand die Frage, woher doch, da
sich ein unendliches ist, die Mitte zu finden,
Nothwendigkeit zu dem vernünftigen Theil de
gehen, um in diesem den ὀρθὸς λόγος aufzuf
erst war der Begriff der Tugend als zusamm
ὁρμή und dem λόγος vollendet. Welches der
demien so wenig verstanden, und den Zusamm
eingesehen hat, ohnerachtet er cap. 2 gesagt,
müsse also ἀληθής sein, als auch die ὄρεξις
wo er an diese Stelle kommt er, wie auch s
den Faden verloren, eine ἄλλη ἀρχή bei der
V, 13 sagt σκεπτέον δὴ καὶ πάλιν περὶ ἀρετ
ganzen Gedankengang gar nicht verstehen kann,
die magn. mor. bei der Hand hat. Solcher
einer ganz klaren Sache wäre Aristoteles nicht

wie die Eudemien, in einer etwas ſpätern Zeit, wo die politiſche Richtung des Philoſophirens ganz aufhörte, und alſo auch die Sittenlehre ſelbſtändiger mußte hingeſtellt werden. In dieſem neuen Sinn hat einer gearbeitet, aber ein ziemlich unfähiger, der es möglich hielt, ohnerachtet des veränderten Standpunktes das Schema eines frühern Werkes beizubehalten; und mehr oder weniger dieſem folgend mußte er an gewiſſen kritiſchen Stellen beſonders in Zwieſpalt und Verwirrung gerathen. Wiewol auch dieſer Standpunkt nicht feſtgehalten iſt; denn wo die Luſt und wo die Freundſchaft abgehandelt werden ſollen, wird doch wieder auf den bürgerlichen Einfluß beider Rükkſicht genommen. Allein die Verſchiedenheit beider Verfaſſer offenbart ſich auch ſonſt in Differenzen, welche mit jenem veränderten Standpunkt gar nicht zuſammenhangen, und welche man nur als Spuren einer verſchiedenen Schule anſehen kann. Dahin gehören gleich von vorn herein die Erklärungen und Eintheilungen, welche von den in den magn. mor. mannigfaltig abweichen. Dieſe nämlich theilen die Güter in geiſtige leibliche und äußere, die Eudemien nur in geiſtige und äußere. Was in der Seele wahrgenommen werden kann, faſſen die magn. mor. gleichſam von unten aufſteigend zuſammen in *πάθη*, *δυνάμεις* und *ἕξεις*, die Eudemien hingegen ſtellen ganz anders zuſammen *ἕξεις καὶ δυνάμεις* und *ἐνέργειαι καὶ κινήσεις*, wo *κινήσεις* allerdings von *ἐνέργειαι* unterſchieden die *πάθη* ſind, offenbar aber *ἐνέργειαι* ſich zu *ἕξεις* verhalten ſollen, wie *κινήσεις* zu *δυνάμεις*, welches eine ganz andere Betrachtungsweiſe zum Grunde legt. Dann fehlt, wo die Tugend genetiſch behandelt wird, der Begriff der *ὁρμή* ganz, der überall in den magn. mor. zum Grunde liegt. Ferner theilen die Eudemien das *πολιτικὸν δίκαιον* in ein *νομικόν* und *φυσικόν*, wogegen die magn. mor. ſagen, es ſei nur *νόμῳ* und gar nicht *φύσει*. So iſt auch in den Eudemien das *εἰς ἕτερον* und *καθ' αὑτόν* gerecht ſein zu dem Unterſchiede der allgemeinen Gerechtigkeit und der beſondern ganz anders geſtellt als in den magn. mor. Weiter hinten, nachdem ſchon der vernünftige

und in dieſen Zuſammenhang gar nicht gehört
das folgende wieder mit den magn. mor. übe
ſehr loſe anknüpft. Hernach wird *σύνεσις* von
magn. mor. vorzüglich durch die Größe des E
ſchieden, in den Eudemien hingegen iſt ausdrük
eine *ἕξις ἐπιταχτική*, die *σύνεσις* aber nur
welches, weil es auf den Begriff *φρόνησις*
unbedeutender Unterſchied iſt. Wobei noch zu
in den erſten Capiteln der Eudemien der A
ganz anders und rein theoretiſch gebraucht wir
den *βίος φιλόσοφος*, der ſich von dem *πολιτ*
ſituirt und durch *θεωρία περὶ τὴν ἀλήθειαν*
V, 12 wird gar von ihr geſagt, daß ſie nur z
πὸν ὀρθὰ ποιεῖ, und dann doch daſſelbe auf i
getragen. Auch in der Behandlung der Luſt
der Eudemien ſo weit zu ſagen, es könne n
beſte ſein, wozu in den magn. mor., ſo ſehr
Gerechtigkeit widerfahren laſſen, doch keine Hi
den iſt. Es ließe ſich dergleichen mehr im ein
was aber zu genaueren Erörterungen führen m
einem vergleichenden Commentar ihren Ort find
nun die Eudemien höchſt wahrſcheinlich von ei

Auch kommt abgeſehn von der Compoſition gar manches einzelne vor, was man ſchwerlich für recht ariſtoteliſch halten kann. So z. B. I, 8 die Zuſammenſtellung von *πολιτική*, *οἰκονομική* und *φρόνησις*, als ſeien ſie die drei höchſten *ἕξεις*. Man ſieht wol, daß ſich dies auf die drei Lebensweiſen beziehen ſoll, *φρόνησις* nach dem hier noch herrſchenden Sprachgebrauch auf die beſchauliche und *οἰκονομική* auf die genießende. Allein Ariſtoteles kann ſich ſo ſchwerlich ausgedrükkt haben. So wird mit einer Affectation, die in keiner ariſtoteliſchen Anſicht gegründet iſt, III, 2 geſagt, die *σωφροσύνη* beziehe ſich *δόξῃ* zwar auf *γευστά* und *ἁπτά*, aber *ἀληθείᾳ* nur auf die *ἁπτά*. Auch das erſcheint mir nicht ariſtoteliſch, daß der *φαῦλος* ſich zum *ἐπιεικής* verhalten ſoll wie ein Kind zum erwachſenen. Eben ſo wenig konnte ſich auch Ariſtoteles des Ausdrukks *φύσει σπουδαῖος* bedient haben, wenn gleich auch in den magn. mor. die *ὁρμή* zum guten *φυσικὴ ἀρετή* heißt. Dann kommt auch ein Etymologiſiren vor, welches mir nicht ariſtoteliſch ſcheint, wie *σωφροσύνη* von *σώζειν φρόνησιν*, *δίκαιος* von *δίχα*, *μακάριος* von *χαίρειν*. Andere Manieren, wie Anſpielungen auf Anekdoten, welche nicht angeführt werden, die Anführungen von Verſen mit den bloßen Anfangsworten kommen in erwieſen ariſtoteliſchen Schriften nicht vor, und ſcheinen einen ſpätern Charakter zu verrathen. Auch glaube ich kaum, daß Ariſtoteles eine Erklärung, die offenbar nur aus den ſokratiſchen Schulen ſein kann, VII, 14 *εὐτυχεῖς καλοῦνται* u. ſ. w., durch den Ausdrukk bezeichnen würde *οἱ πάλαι ἔλεγον*, oder daß er vom Sokrates geſagt haben könnte, *Σωκράτης ὁ πρεσβύτης* oder *ὁ γέρων*, welches beides in den Eudemien I, 5 und VII, 1 vorkommt.

Gegen alle dieſe Verdachtszeichen, die ein Commentar, der ſich auf das dialektiſche einlaſſen könnte, noch ſehr vermehren müßte, könnte man nun argumentiren aus den Anführungen ariſtoteliſcher Schriften, die auch in den Eudemien vorkommen, und ich darf freilich dieſen nicht vorbeigehen, ſondern hätte nothwendig einzelne anzuführen. I, 6 *δῆλον δὲ ἐκ τῶν ἀναλυτι-*

Schriften eines einzigen gemeint ſind, und ni
meiner ſowol in populären als in wiſſenſchaftli
dies ſchon häufig abgehandelt. Mir wird das
Ausdrukk *πολλοῖς τρόποις* wahrſcheinlicher.
Rande in metaphysicorum multis locis. Allein
man doch die Eudemien für ſpäter geſchriebe
Metaphyſik, da, weder in ihnen noch den ande
die Bücher de anima nicht angeführt werden, ol
ſigen Gelegenheit dazu. II, 1 *καθάπερ διαι
τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις*. Die Rede iſt von de
Güter in *ἐκτός* und *ἐν ψυχῇ*. Auch dieſes k
beſtimmte Anführung halten, da der Ausdrukk
doch offenbar nur eine Claſſe bezeichnete, und
tere Peripatetiker in beiden Claſſen gearbeitet hal
καὶ ἐν τοῖς ἀναλυτικοῖς ἐλέγομεν, und noch
ἄλλα προσδιορίζόμεθα ἐν τοῖς ἀναλυτικοῖς.
davon, daß alle *διδασκαλία ἐκ προγιγνωσκομ*
von der Erklärung der *ἐπιστήμη*. Hier ſchre
freilich ſich die *ἀναλυτικά* zu. Allein da dieſ
ſtimmte Anführung iſt: ſo entſteht doch eher
ſie wol unter der Vorausſezung, daß die Eude
erklärt werden müſſe, als daß ſie ſelbſt alle and

ὑός und πολίτης, das ſei ὕστερον σκεπτέον, welche Caſaubonus auf Polit. III, 4 bezieht. Aber offenbar könnte der Verfaſſer nur ſo verwieſen haben, wenn er die Politik für eine Fortſezung der Ethik hielt, was er offenbar nicht thut, denn nur von demſelben Werk kann ὕστερον geſagt werden. Vielmehr könnte man gegentheils glauben, die Art wie VII, 9 die reinen Verfaſſungen und die παρεκβάσεις derſelben anführt ſeze die Stelle Polit. III, 6 voraus, wo er dieſe Begriffe und Ausdrükke erſt begründet und erklärt. Jene Worte aber gehen vermuthlich auf das VII, 15 ſehr verworren geſagte, daß man ein ἀνὴρ ἀγαθός ſein könne ohne ein καλοκἀγαθός zu ſein.

Um nun dieſes zu erklären, λάβωμεν πάλιν ἄλλην ἀρχὴν τῆς παρούσης σκέψεως, möchte ich mit dem Verfaſſer ſagen, nämlich es gebe genauer betrachtet auch Anzeigen, daß die Eudemien auch nicht urſprünglich eines ſind, ſondern ein zuſammengeſeztes Werk. Zuerſt fiel mir dieſes auf III, 1, wo die Tapferkeit behandelt wird. Da wird bei den Worten περὶ δὲ τῶν φοβερῶν ein neuer Anfaz genommen, um dieſen Begriff zu erklären; aber in dieſem Stükke, welches ſich von dem vorigen auch dadurch unterſcheidet, daß es allein poetiſche Anführung enthält, wird das meiſte von dem vorher über die fünf falſchen Arten der Tapferkeit geſagten wiederholt ohne alle Berufung auf das vorige, als ob es noch gar nicht da geweſen wäre, ſo daß man ſich hier kaum einen urſprünglichen Zuſammenhang denken kann, ſondern annehmen muß, das lezte ſei anderwärtsher. Eben ſo V, 1, nachdem die drei Begriffe αἴσθησις, νοῦς und ὄρεξις als κύρια aufgeführt ſind, findet ſich eine Behandlung des Begriffes προαίρεσις, welche im weſentlichen ganz — *)

*) Das Uebrige fehlt. J.

3.

Ueber eine Gloſſe des

Rep. II. Bekk. p. 72

Οὐκοῦν ἐπειδὴ τὸ δοκεῖν, ὦ
καὶ τὰν ἀλάθειαν βιᾶται κ
ἐπὶ τοῦτο δὴ τρεπτέον ὅλως·
μα κύκλῳ περὶ ἐμαυτὸν σκ
γραπτέον, τὴν δὲ τοῦ σοφω
πεκα ἑλκτέον ἐξόπισθεν κερ

In Timaeus Lex. plat. findet ſich ein
τὴν πανουργίαν. Mit vollem Recht
auf die obige Stelle. Keine bis jezt k
lieſt *ἀλωπεκῆν*, ſondern ohne Ausnahm
nun ſagt der gelehrte Mann ſolle man
wiewol Timäus Schreibart richtiger z
denn der Sinn bleibe derſelbe; *ἀλώπηξ*
pelle vulpina, wie in vielen andern ähn

Jäyſe wiſſen von dieſer Weisheit noch nichts ſondern überſezen ganz ehrlich den ſchlauen und gewandten Fuchs des Archilochos; und anders würde mir es auch nicht eingefallen ſein, weil mir keine Fabel des Archilochos vom Fuchspelz bekannt iſt, noch auch wie man eigentlich den Fuchspelz kann κερδαλέα καὶ ποικίλη nennen. Viele andere Gedanken kamen mir noch gegen dieſe Erklärung; aber ich wurde doch ſtuzig, und nahm mir vor die Ruhnkeniſche Behauptung ſo weit ich konnte zu unterſuchen, in welcher Allgemeinheit ſie wol haltbar ſei, und ob eine Anwendung derſelben auf unſere Stelle demgemäß wahrſcheinlich oder auch nur möglich ſei.

Ruhnken beruft ſich zunächſt auf Toup, der an zwei Stellen hierüber handelt. In der erſten *) emendirt er eine Emendation von Valkenaer, welcher πάρδαλιν εἰλῆφθαι verbeſſert hatte in παρδαλῆν ἐνῆφθαι, indem er nämlich meint, das πάρδαλιν könne füglich ſtehn bleiben, denn man könne eben ſo gut ſagen πάρδαλιν ἐνῆφθαι für παρδαλῆν, wie λέοντα περιβεβλῆσθαι für λεοντῆν. Auch führt er eine Stelle aus dem Phurnutus an νεβρίδα δὲ ἢ πάρδαλιν αὐτὸν ἐνῆφθαι, wo das νεβρίδα auch für die Aechtheit des πάρδαλιν Bürgſchaft leiſtet. Hiegegen nun iſt nichts einzuwenden. Wer wollte auch nicht in unſerer Sprache ſagen, Ich will doch meinen Fuchs umthun. Aber ſie ſagt auch nicht, daß ſchlechthin ἀλώπηξ könne für ἀλωπεκῆ ſtehen, ſondern nur in Verbindung mit einem Zeitwort wie ἐνῆφθαι und περιβεβλῆσθαι. Doch freilich, auch wenn ich einen frage, Was iſt doch dies für ein Muff? und er antwortet mir, Es iſt ein Fuchs, werde ich mich gar nicht wundern, daß er ſich den Pelz oder das Fell erſpart; aber doch nur weil mein Verſtändniß ſchon durch Muff gebunden iſt, und darin ſchon der Begriff Pelz liegt. Darum kam es mir faſt lächerlich vor, daß Toup in der andern früheren Stelle **) bei einer An-

*) Animadv. in Scholia Theocritea. Heindorf. II. p. 486.

**) Ep. crit. p. m. 97.

ſtände für pellis leonina, wie βους für ter
φας für dens elephantis. Das alles iſt a
ſolchen unbeſtrittenen Zuſammenhange gel
βους eben ſo gut von einer Rindskeule ſ
Rükken, und auch ἀλώπηξ würde eben ſo
ſtehen können als unter andern Umſtänd
Möchten doch ſolche Obſervationen auch
ſo oft ſchief ſein und zu weit auf der ein
auf der andern Seite, wodurch dann ge
nur gar zu leicht ganz zu Irrlichtern w
wenig verwundert war ich zu ſehen, daß
auf fortfährt, eben ſo ſtehe auch ταῦρο
Denn dies hat gewiß nie jemand geſagt.
des Eurip. aber kommt vor ταυρόδετος κ
erklärt Toup wahrſcheinlich ganz richtig
num taurino glutine compactum, glaubt
gluten als Mittelglied hiezu annehmen z
nur möglich, daß man eine ſo kühne b
kann in Eine Reihe ſtellen wollen mit je
Leben genommenen Sprachweiſen? Wie
glauben, daß im gemeinen Leben, wie
fleiſch ſagt, man eben ſo viel Veranlaſſur

hat! Ich möchte vielmehr kühn behaupten, ein Dichter könne ἐλεφαντόδετοι δόμοι geſagt haben, wenn es auch noch gar nicht üblich geweſen wäre ἔλεφας ſchlechthin für Elfenbein zu brauchen, keineswegs aber gälte das von dem proſaiſchen ἐλεφαντοκόλλητοι κλῖναι des Clemens *).

Wenn nun die ganze Sache mit dem Fuchs für Fuchspelz ſo anzuſehen iſt: ſo fragt ſich, ob in unſerer Stelle auch nur die geringſte Veranlaſſung iſt an den Fuchspelz zu denken. Die Lage der Sache iſt offenbar die. Der Mann will ſich möglichſt vollſtändig mit einem Scheine von Rechtſchaffenheit umgeben, weil hievon der Schein nüzlich iſt; hinter dieſem Schein aber will er nicht etwa gewaltthätig wie ein Löwe, denn das müßte auch offenbar geſchehen, ſondern mit Hülfe der Schlauheit ungerecht ſein. Iſt nun alſo der Fuchs einmal das Sinnbild der ſchlauen Ungerechtigkeit oder ungerechten Schlauheit: ſo kann man den Fuchs wol hineinbringen, ſagend, er wolle zwar gerecht ſcheinen, eigentlich aber ein Fuchs ſein, oder auch ſich einen Fuchs halten, der ihm gleichſam Rath gebe und ihn inſpirire. Und wäre nun z. B. der Elephant eben ſo das Sinnbild der ſchlichten Gerechtigkeit: ſo könnte man wol ſagen, der Mann wäre ein Fuchs in einer Elephantenhaut, wenn doch die Haut nur das äußere Anſehn des Thieres iſt; wie aber der Fuchspelz hineinkommen ſollte, da er ja grade das Anſehn der Schlauheit und Ungerechtigkeit nicht haben ſondern vermeiden will, das ſehe ich nicht ein. Daß aber die Haut grade ſo für den äußern Schein wirklich gebraucht wird, dafür zeugt nicht nur die bekannte Fabel vom Eſel in der Löwenhaut; ſondern auch Lucian, der auch vielleicht bei der Omphale daran gedacht haben wollte, daß ſie ſich durch ihre Herrſchaft über den Herakles das Anſehn der Stärke gegeben, da es doch keine geweſen, hat noch eine ganz ähnliche Stelle im Philopſeudes, ἄρτι δὲ ὡς γόης ὢν ἄρα τοσοῦτον χρόνον ἐλελήθει με ὑπὸ τῇ λεοντῇ γελοῖόν τινα

*) Clem. L. p. 188, 28.

ihm mit einigem Fug angedichtet haben
reden ſtatt vom Fuchs: ſo würde es ih
weſen ſein, um ihn hernach ſcherzhaft du
er aber der brüderlichen Seele des Ade
untergelegt haben, kann ich nicht glaub

Doch hier erhebt ſich eine Wolke f
Strenge der Logik, und fordert die Verg
den, wo keine Mißdeutung möglich iſt,
dem ſagen zu dürfen, was man eigentli
erſt hat derſelbe Horaz, den ich für den
angeführt, dagegen auch das bekannte

Si carmina

Nunquam te fallant animi sub

wo er gewiß nicht einfältige meint, die ſich
heit zu geben wiſſen; aber auch ſchwerli
der Fuchs zur rechten Zeit einfältig an
das alte Scholion deutet vulpes in Aes
corvo simplicem, ſondern vulpes iſt hier
sub vulpe latere heißt ſich hinter dem F
aber bedeuten fuchsartig ſein. Eben ſ
an ein rhetoriſches Fragment aus der S
μέτεισι τὴν μητέρα τὴν ἀλωπεκῆν ἐνὸ
Mit nicht heißen ſoll

dem Vorſaz ſie zu berükken, alſo fuchsartig zu handeln, ohne daß ſie den Fuchs merken ſollte, vielmehr alſo als ein Fuchs, der aber eine pellis decora umgenommen, nicht als einer, der ſich auf den Fuchs will ſehen laſſen. Die Thatſache iſt alſo ſchon aus dieſen Beiſpielen außer Streit, und das leztere von der Art, daß die Redensart als in dieſem Sinne ſchon verſtändlich muß vorausgeſezt werden. Schwer aber iſt es ſich mit der Aufzeigung ſolcher Thatſachen zu begnügen, man muß ſich immer aufgeben eine Erklärung zu verſuchen. Vielleicht findet ſich dieſe in dem bekannten von Plutarch an zwei verſchiedenen Stellen angeführten Wizwort des Lyſandros, als ihm einer ſeine Kriegsliſten vorwarf mit dem Bemerk, es ſei des Herakles nicht würdig nicht alles *ἀντικρύ* zu thun. Er nämlich antwortete, wo die Löwenhaut nicht hinreiche, müſſe man noch einen Fuchsbalg daran nähen*). Da ihm der Ahnherr Herakles vorgeworfen wurde: ſo iſt auch hier an deſſen Löwenhaut, nicht etwa an die des Eſels zu denken, da denn der Sinn abermal ſein müßte, wo man mit dem Schein der Stärke nicht ausreiche, da müſſe man auch den Schein der Liſt hinzunehmen. Herakles aber trug die Löwenhaut nicht wie der Eſel, ſondern wie ſie eine Beute über den Löwen war, ſo war ſie auch nun das Symbol ſeiner ſelbſt Löwen überwindenden Stärke. Lyſandros, der zunächſt ſagen wollte, man reiche nicht überall aus mit der gradeaus gehenden Stärke, hält ſich alſo ſtatt der Sache ſelbſt an das Symbol, die Löwenhaut, und ſo war es ein feiner Wiz, indem er die Verbindung der Liſt mit der Stärke bezeichnen wollte, zu ſagen, ſein Symbol ſei die Löwenhaut, aber mit daran genähtem Fuchsbalg. Und in der That, wenn einer eben ſo zum Fuchsbalg gekommen wäre wie Herakles zur Löwenhaut: ſo wäre auch der Fuchsbalg ein ſchönes Symbol der ſelbſt den Fuchs als den alten Meiſter in der Liſt überliſtenden Liſt. Und wie Herakles die Löwenhaut nicht

*) *ὅπου μὴ ἐφικνεῖται ἡ λεοντῆ προσραπτέον εἶναι τὴν ἀλωπεκῆν.* p. m. II. 190 u. 229.

auf ähnliche Beispiele stützen, und so wollen raz als jenen Rhetor entschuldigen, wenn nicht war, daß die den Fuchspelz anzogen nen wollten; und ohnerachtet sowol das la das ἐνδυσάμενος des Redners allerdings erinnert.

Wenn also ein solcher streng genomm brauch doch vorkommt von ἀλωπεκῆ, und wo ἀλώπηξ für ἀλωπεκῆ steht: könnte ni unsere Stelle doch am Ende noch selbst Ru auch der nicht, wenigstens Timäus Rech obige eingestanden bin ich doch fest überze der Fuchspelz gemeint sein kann, noch a wäre für ἀλωπεκῆ hätte ἀλώπηξ gesagt leztere zuerst schon wegen des Archilochos kanntlich zwei Fabelanfänge desselben, worin spielt. Das eine Mal dem Adler zugesel κερδαλῆ, das andere Mal mit dem Affen h δαλῆ πυκνὸν ἔχουσα νόον, was freilich sammentrifft. Doch möchte ich deswegen behaupten, daß überall wo von des Archilo auf seinen Vortheil bedachtem Fuchs die R dieser platonischen Stelle, da werde auf di

Quellen angeführte. Denn dann verdient wegen deſſen was in der Fabel geſchieht der Fuchs dieſe beiden Prädicate nicht, und alſo konnte auch niemand eigentlich eine ſolche Fabel beſonders ins Gedächtniß rufen wollen, in welcher dieſe Prädicate dem Fuchs nur als anderwärtsher bekannt beigelegt werden. Indeß iſt auch die Fabel vom Fuchs und Adler, wenn ſie dieſelbe war wie die des Phädrus*), nicht eben ſehr charakteriſtiſch. Kam aber nicht im Archilochos etwas in dieſer Hinſicht ganz vorzügliches vor: ſo ſieht man nicht, warum nicht Platon ſeinen Fuchs lieber den äſopiſchen nennt als den des Archilochos, da er beim Aeſop ſo ſehr in Maſſe vorkommt und ſeine Eigenſchaften nach allen Seiten entwikkelt. Ich möchte daher faſt vermuthen, daß die beiden Fabeln des Archilochos andern Inhalts geweſen ſind. Wenn aber nicht außerdem Archilochos auch noch eine Fabel vom Fuchspelz gedichtet hat, und das wird wol niemand glaublich finden: ſo ſcheint mir faſt unmöglich, daß Platon ſollte des Archilochos Fuchs geſagt haben, wenn er den Fuchspelz meinte. Denn niemand hätte darauf fallen können etwas anderes als den Fuchs ſelbſt zu verſtehen. Ja nicht einmal ἀλωπεκῇ hätte er meines Erachtens ſagen können, wenn Archilochos von keinem Fuchsbalg weiß, ſondern er hätte ſagen müſſen τὴν δὲ τῆς τοῦ σοφωτ. Ἀρχιλ. ἀλώπεκος δοράν etc. Geben wir aber nun auch zu, Platon würde beſſer gethan haben des Archilochos hier gar nicht zu erwähnen, wenn er doch vom Fuchspelz reden wollte, und Archilochos ſei ihm hier zur unglükklichen Stunde in die Feder gekommen, weil wenn des Archilochos Fuchs ſprichwörtlich geworden niemand dabei an den Fuchspelz gedacht hat**):

*) I, 28.

**) Sonderbarer kann nichts ſein als in einem Athem ſchreiben ἡ τοῦ Ἀρχιλόχου ἀλώπηξ in proverbium venit, hiebei den Dio Chrys. anzuführen, bei dem von den handelnden Perſonen in Gedichten die Rede iſt, ſo daß die Redensart gar nicht ſprichwörtlich iſt, ſondern Archilochos als Fabeldichter getadelt wird, daß er den Fuchs zum Hauptheld genommen; nach dieſer Anführung aber dann gleich zu ſagen ἀλώπεκα ſtehe ſtatt ἀλωπεκῆν.

ſtehen darf. Denn in dem eigentlichen Sin
Scheine der Liſt die Rede wäre, würde es
ſein den Fuchspelz ſo anzubringen, daß ihn
auch in dem andern Sinne geht die ſinnlich
verloren, wenn der Fuchspelz ſoll hinten geſch
da bleibt eine Aehnlichkeit mit der Bekleidu
die zu kurze Löwenhaut nun durch Annähn
zu lang geworden wäre, und lezterer hinten
hätte Platon haben können, wenn er ſtatt
gend als einen Vorbau und als eine Decor
auch hier das Bild der Kleidung gewählt,
tos das Umthun einer pellis decora in den
So aber ſteht nun der Fuchsbalg, der doch
dung vorkommen müßte, ganz allein, und
πισθεν ἕλκειν nur lächerlich. Denke ich
ſo wird die ſinnliche Anſchauung dadurch gr
mantos will nämlich gedacht werden in ſe
überall das *σχῆμα ἀρετῆς* um ſich herum
hat er in der Geſtalt eines Fuchſes bei ſich,
zur Hand ſein, aber ſie ſoll nicht bemerkt
Mann ſich alſo zu einem wendet, der mit
muß er den Fuchs hinter ſich haben und ihr

aber an den Fuchspelz: ſo hätte er einen Fehltritt nach dem andern gemacht, und nichts klares herausgebracht. Auch Themiſtius, der unſere Stelle, ohne daß der Zuſammenhang bei ihm derſelbe wäre, etwas knechtiſch nachgeahmt hat *), dachte offenbar an den Fuchs; denn vom Schlangenbalg iſt wol nie in dieſem Sinne die Rede geweſen. Eben ſo auch Baſilius **), der wol ebenfalls unſere Stelle im Sinne hatte, legt das *κερδαλέον* und *ποίκιλον* dem Fuchs bei, und denkt nicht an die *ἀλωπεχῆ*. Dieſem alſo wollen wir glauben, dem Horatius ſein ungenaues sub vulpe latere, was recht das Gegenſtück bildet zu unſerer richtig verſtandenen Stelle, mit vielem anderen hingehen laſſen, dem Toup aber, weil er um viel zuſammenzubringen auch manchmal zu viel aufſtellen mußte; dann verzeihen wir dem Ruhnken um des Toup willen, und Herrn Aſt um des Ruhnken willen.

*) Orat. XXII. *φύονται δέ τινες καὶ ἐν ἀνθρώποις ἀλώπεκες, μᾶλλον δὲ ἀνθρώπια σμικρά τε καὶ ἀνελεύθερα, τὰς ἀλώπεκας ὄπισθεν ὀφειλόμενα. οἱ δὲ αὐτῶν οὐκ ἀλώπεκας, ἀλλὰ δράκοντας.*

**) De leg. graec. poet.

4.

Ueber den Begriff der Hermene
F. A. Wolfs Andeutungen u

A. *)

Viele, ja vielleicht die meiſten von den
das menſchliche Leben beſteht, vertragen
der Art wie ſie verrichtet werden, eine faſ
chaniſche, eine die auf einem Reichthum
Beobachtungen beruht, und endlich ein
des Wortes kunſtmäßige. Unter dieſe n
Auslegen zu gehören, ſofern ich nämlich
alles Verſtehen fremder Rede zuſammen
niedrigſte finden wir täglich auf dem Ma
nicht nur, ſondern auch in manchen Geſe
Redensarten über gemeine Gegenſtände
desmal ſprechende faſt ſchon mit Gewißh
unterredner erwidern werde, und die R
Ball abgefangen und wiedergegeben wi
Punkt, auf welchem wir im

denn dieſe beiden haben das Feld vorzüglich angebaut, enthalten einen Schaz von lehrreichen Beobachtungen und Nachweiſen, welche hinreichend beurkunden, wie viele unter ihnen wahre Künſtler ſind im Auslegen, während freilich dicht neben ihnen auf demſelben Gebiet theils die wildeſte Willkühr auftaucht bei ſchwierigen Stellen, theils pedantiſche Stumpfheit das ſchönſte entweder gleichgültig überſieht oder thöricht verdreht. Aber neben allen dieſen Schäzen verlangt doch den, der das Geſchäft ſelbſt zu treiben hat und ſich doch zu den entſchiedenen Künſtlern nicht zählen kann, und noch mehr wenn er zugleich der wißbegierigen Jugend vorangehn ſoll im Auslegen und ſie dazu anleiten, nach einer ſolchen Anleitung, die als eigentliche Kunſtlehre zugleich nicht nur die erwünſchteſte Frucht ſei von den Meiſterarbeiten der Künſtler dieſes Fachs, ſondern auch in würdiger wiſſenſchaftlicher Geſtalt den ganzen Umfang und die Gründe des Verfahrens auseinanderſeze. Eine ſolche fand auch ich mich veranlaßt zu ſuchen für mich ſelbſt ſowol als für meine Zuhörer, als ich mich zuerſt in dem Falle befand auslegende Vorleſungen zu halten. Allein vergeblich. Nicht nur die nicht unbedeutende Menge theologiſcher Compendien, wenngleich manche darunter wie das erneſtiſche Buch für Erzeugniſſe einer tüchtigen philologiſchen Schule galten, ſondern eben ſo auch die wenigen rein philologiſchen Aufſäze dieſer Gattung erſchienen doch nur als Sammlungen von einzelnen aus jenen Beobachtungen der Meiſter zuſammengetragenen Regeln, bald klarer beſtimmt bald unſichrer ſchwebend, bald unbeholfener bald bequemer geordnet. Beſſeres erwartete ich, als Fülleborns aus Wolfs Vorleſungen entſtandene philologiſche Encyclopädie erſchien, allein das wenige hermeneutiſche hatte auch nicht die Tendenz wenn auch nur mit wenigen Strichen doch ein ganzes abreißen zu wollen; und da das dargebotene auch hier wie natürlich ſpeciell auf die Werke des claſſiſchen Alterthums angewendet wurde, wie in den meiſten Handbüchern auf das eigenthümliche Gebiet der heiligen Schriften: ſo fand ich mich nicht beſſer befriedigt als zuvor.

sen Führern nachgehe, meine eignen Geda
an ihre Säze anzuknüpfen.

Wolf vermeidet in seinem ganzen A
die systematische Form, sei es weil er üb
mied was pedantisch erscheinen kann, und
stellte, was er zierlich und vornehm meh
streute, mühsam und etwas banausisch zu
auch nur weil er sie dem Orte desselben a
nigfaltiges ohne alle systematische Rükksicht
ten Zeitschrift nicht angemessen hielt. H
schreibt sich diese Form vor, und erklärt u
keine Lehre könne ohne philosophischen Gei
getheilt werden. Indeß da uns Wolf doch
seiner Abhandlung sei vorlängst bestimmt
gischen Encyclopädie zur Einleitung zu di
einzelne schon in dieser Beziehung gedacht
so ausgesprochen worden sein, und wir sir
anlangt wohl berechtigt, was wir hier finde
Theorie anzusehen.

Indem nun Wolf Grammatik Hermene
drei zusammen, als vorbereitende Studien
Eintritt in den Kreis der eigentlich philolog
währen, als ein Organon der Alterthumsw

niſſe dieſes Anhangs erklärt, kann keine andere ſein als die, daß die Darſtellung der Philologie ihn auf die Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Behandlung jener drei Diſciplinen geführt hat. Die genaue Verwandtſchaft zwiſchen Grammatik Kritik und Hermeneutik, welche beide übereinſtimmend behaupten, wird auch wol niemand zu läugnen wagen. Doch möchte ich gern der lezten, denn die beiden andern muß ich jezt bei Seite laſſen, noch eine andere Stelle ſichern. Die Werke des claſſiſchen Alterthums ſind gewiß als Meiſterſtükke menſchlicher Rede die vortrefflichſten und würdigſten unter den Gegenſtänden, mit denen es die Auslegungskunſt gewöhnlich zu thun hat. Allein unläugbar kamen doch viele, welche dieſelbe mit großem Erfolg getrieben haben, vorzüglich von den für den Philologen gar nicht eben reichhaltigen heiligen Schriften der Chriſten her. Verzeichnete man nun für dieſe Studien ebenfalls eine Encyclopädie: ſo würde unſere Kunſt ohnſtreitig auch dort mit mehreren anderen vorbereitenden Studien verbunden ein ähnliches Organon der chriſtlichen Theologie bilden. Iſt ſie alſo etwas für die chriſtliche Theologie und daſſelbe für die claſſiſche Alterthumswiſſenſchaft: ſo wird weder das eine noch das andere ihr Weſen ſein, ſondern dieſes etwas größeres, woraus jenes nur Ausflüſſe ſind. Freilich haben nur dieſe beiden die claſſiſchen Philologen und die philologiſchen Theologen unſere Diſciplin getrieben *), und Herr Aſt könnte mich faſt verleiten zu behaupten, daß ſie auch nur in dieſen beiden Gebieten ihren eigentlichen Siz habe. Denn gleich anfangs in ſeinen Grundlinien, wo er die Aufgabe des Verſtehens aufgeſtellt hat, führt er uns zu jener höchſten Höhe der Einheit des Geiſtes hinauf und endet mit der Behauptung, das Ziel unſerer geſammten Geiſtesthätigkeit ſei die hervorzubringende Einheit des griechiſchen und chriſtlichen Lebens, und ſo könnte ja auch wol die Hermeneutik nichts

*) Die juriſtiſche Hermeneutik iſt doch nicht mehr ganz daſſelbe. Sie hat es größtentheils nur mit Beſtimmung des Umfanges der Geſezze zu thun, das heißt mit dem Verhältniß allgemeiner Säze zu dem, was in denſelben nicht beſtimmt mit gedacht war.

zur Einheit beider liegt: so käme auch d
keit zurecht. Denn sind der Orientalism
Literatur eben so abgeschlossene Gebiete, r
logie und die heilige Literatur: so hätte
fache Hermeneutik jede auf specielle Weise
bestimmten Kreis gebildet, für welche es a
gemeinsames geben müßte. Doch indem
hen versteigen will, fürchte ich mich vor
ser klagt in den wenigen Säzen, die er
met, daß sie als Theorie noch sehr wenig
führt als zu ihrer Begründung noch fehl
die aber sämmtlich nicht auf so schwindlig
in ganz gemäßigten Regionen, nämlich U
Bedeutungen der Wörter, den Sinn der
hang der Rede; dabei sagt er dennoch w
vollkommenheit schade nicht viel, indem di
beitragen würden die Genialität des Aus
seine geistige Gewandtheit zu erhöhen. E
nend auf den Unterschied hinweisen, den
schen Theorien wie die alten sie hatten, r
Production erleichterten, hier also das G
und solchen, zu denen wir neuern uns n
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Beobachtungen zwekkmäßig zuſammenſtellt. Nun ſcheint mir zwar auf der einen Seite noch immer, daß die leztere noch etwas bedarf, um den Regeln das Gebiet ihrer Anwendbarkeit zu beſtimmen, welches ja wol die erſte gewähren muß; auf der andern Seite meine ich, daß auch dieſe ſelbſt, wenn ſie nur bei der Natur und den Gründen der Kunſt, auf die ſie ſich bezieht, ſtehen bleibt, doch immer von einigem Einfluß ſein werde auf die Ausübung dieſer ſelbigen Kunſt. Allein da ich auf keine Weiſe die Anwendbarkeit der Theorie auf das Spiel ſezen will: ſo verlaſſe ich doch lieber den ſpeculativen Führer auf ſeinem Fluge und folge dem praktiſcheren.

Dieſer alſo erklärt zuvörderſt, nur daß die Erklärung freilich nicht an der Spize ſteht ſondern im Winkel in einer Parentheſe, aber er erklärt doch, Hermeneutik ſei die Kunſt die Gedanken eines Schriftſtellers aus deſſen Vortrag mit nothwendiger Einſicht aufzufinden. Nun bleibt mir ſchon vieles von dem, was ich nur bei dem andern Führer gewinnen zu können hoffte, auch bei dieſem gerettet; die Hermeneutik verſirt nicht nur in dem claſſiſchen Gebiet und iſt nicht bloß in dieſem engeren philologiſches Organon, ſondern ſie treibt ihr Werk überall wo es Schriftſteller giebt, und alſo müſſen auch ihre Principien dieſem ganzen Gebiete genügen, und nicht etwa nur auf die Natur der claſſiſchen Werke zurükkgehen. — Herr Aſt macht es mir mit einer ſo wohl abgefaßten Erklärung nicht bequem, ſondern ich muß mir die einzelnen Glieder derſelben zuſammenſuchen. Der erſte Begriff, den er aufſtellt, iſt der eines fremden, welches verſtanden werden ſoll. Nun läugnet er zwar dieſen Begriff in ſeiner ganzen Schärfe, und freilich wenn das zu verſtehende dem der verſtehen ſoll ganz fremd wäre, und es gar kein beiden gemeinſchaftliches gäbe: ſo gäbe es auch keinen Anknüpfungspunkt für das Verſtehen. Aber ich darf doch wol ſchließen, daß der Begriff als ein beziehungsweiſer ſtehn bleibt, und daraus würde dann folgen, daß ſo wie in jenem Falle, wenn alles ſchlechthin fremd wäre, die Hermeneutik ihr Werk gar nicht anzuknüpfen wüßte, eben ſo in dem

nehmen und sagen, überall wo es im A
durch die Rede für einen vernehmenden
da sei eine Aufgabe, die er nur mit Hülf
könne; wiewol freilich immer nur so fern
dem redenden auch schon etwas gemeinsan
den Führer aber beschränken mich auf man
schon dadurch, daß er nur von Schriftstel
standen werden sollen, als ob nicht auch
der unmittelbar vernommenen Rede dassel
der andere dadurch, daß er sehr bald das
das in fremder Sprache verfaßte, und dan
Werke des Geistes, welches wieder noch
als das der Schriftsteller überhaupt. Den
nicht, was wir nur wissen aus schriftlich
nicht sehr großem geistigen Gehalt, aus Er
sehr der Art nähern wie wir auch im gen
Ereignisse vorzutragen pflegen, weit entfern
schichtschreibung, aus Briefen vom vertraul
sten Styl; und doch kommen auch in diese
gaben vor von nicht geringer Schwierigkei
ich doch, daß auch Wolf es hiemit nicht vi
als Hr. Ast, und daß wenn ich ihn gefragt

zwiſchen dem Verfaſſer und dem Leſer; aber Ausnahmen kommen doch vor; und ich kann nicht einſehn, weshalb dieſes fremde auf eine andere Weiſe könnte oder müßte in eignes verwandelt werden als das einer kunſtmäßigeren Schrift angehörige. Wie es denn auch bei den hier handgreiflich nachzuweiſenden allmähligen Uebergängen — da es ja z. B. Epigramme giebt, die ſich gar nicht bedeutend von einem Zeitungsartikel unterſcheiden — unmöglich ſein dürfte für dieſe zwei Gebiete auch zwei verſchiedene Methoden oder Theorien gegen einander abzugrenzen. Ja ich muß noch einmal darauf zurükkkommen, daß die Hermeneutik auch nicht lediglich auf ſchriftſtelleriſche Productionen zu beſchränken iſt; denn ich ergreife mich ſehr oft mitten im vertraulichen Geſpräch auf hermeneutiſchen Operationen, wenn ich mich mit einem gewöhnlichen Grade des Verſtehens nicht begnüge ſondern zu erforſchen ſuche, wie ſich wol in dem Freunde der Uebergang von einem Gedanken zum andern gemacht habe, oder wenn ich nachſpüre, mit welchen Anſichten Urtheilen und Beſtrebungen es wol zuſammenhängt, daß er ſich über einen beſprochenen Gegenſtand grade ſo und nicht anders ausdrükkt. Dergleichen Thatſachen, die wol jeder achtſame von ſich wird einzeugen müſſen, bekunden dächte ich deutlich genug, daß die Auflöſung der Aufgabe, für welche wir eben die Theorie ſuchen, keineswegs an dem für das Auge durch die Schrift fixirten Zuſtande der Rede hängt, ſondern daß ſie überall vorkommen wird, wo wir Gedanken oder Reihen von ſolchen durch Worte zu vernehmen haben. Eben ſo wenig iſt ſie darauf beſchränkt, wenn die Sprache eine fremde iſt, ſondern auch innerhalb der eigenen Sprache, und wohl zu merken ganz abgeſehn von den verſchiedenen Dialekten, in die ſie etwa zerfallen iſt, und von den Eigenthümlichkeiten, die bei dem einen vorkommen bei den andern aber nicht, giebt es für jeden mancherlei fremdes in den Gedanken und Ausdrükken eines andern, und zwar in beiderlei Vortrag dem mündlichen und ſchriftlichen. Ja ich geſtehe, daß ich dieſe Ausübung der Hermeneutik im Gebiet der Mutterſprache und im unmittelbaren Ver-

That werden kann, eben so genauer Bei
die lebendigen Punkte darin herausheben, i
hang ergreifen wollen, alle leisen Andeutu
und Wolf zumal, der ein solcher Künstler
vieles gab, aber mehr andeutend als aussp
als andeutend, kann es gewiß nicht haben v
kunstmäßig aufgefaßt zu werden, damit m
was er sich jedesmal dachte. Sollte nu
und Auslegungskunst der lebenskundigen
klugen Männer, soweit ihr Gegenstand die
ganz andere sein als die, welche wir bei u
den? so anders, daß sie auf andern Princi
eben so ausgebildeten und regelrechten T
wäre? Das glaube ich nicht, sondern nur
Anwendungen derselben Kunst, in deren ein
samer hervortreten, andere mehr zurükk, un
kehrt. Ja ich möchte noch weiter gehen
lägen gar nicht so weit auseinander, daß
die eine anlegen will der andern entrathen
aber möchte ich, um bei dem stehen zu bleib
sten liegt, dem Ausleger schriftlicher Werke
Auslegung des bedeutsameren Gesprächs fl
die unmittelbare Gegenwart des redenden

von Gedanken zugleich als einen hervorbrechenden Lebensmoment, als eine mit vielen anderen auch anderer Art zuſammenhangende That zu verſtehen, und eben dieſe Seite iſt es, welche bei Erklärung der Schriftſteller am meiſten hintangeſtellt ja großentheils ganz vernachläßigt wird. Wir ſehen nur, wenn wir beides vergleichen, zwei verſchiedene ich möchte mehr ſagen Theile als Formen der Aufgabe. Wo wir durch das fremde der Sprache aufgehalten werden, da freilich forſchen wir zunächſt in dieſer; aber dieſe kann uns ganz geläufig ſein, und wir finden uns doch aufgehalten, indem wir den Zuſammenhang in den Operationen des redenden nicht faſſen können. Beut ſich beides gleich wenig dar, dann kann die Aufgabe unauflöslich werden.

Doch ich gehe zu den beſprochenen Erklärungen zurükk, und muß nun zunächſt in der wolfiſchen, wenigſtens für jede Hermeneutik, welche ich aufzuſtellen im Stande wäre, gegen den Ausdrukk Proteſt einlegen, daß die Gedanken des Schriftſtellers mit nothwendiger Einſicht ſollen aufgefunden werden. Nicht als ob mir die Forderung überhaupt zu ſtark vorkäme; es verhält ſich vielmehr ſo, daß ſie mir für eine große Anzahl von Fällen nicht zu groß ſcheint, aber ich fürchte, daß man, wird die Erklärung ſo geſtellt, andere Fälle, auf welche der Ausdrukk gar nicht paßt, und die ich ungern übergehen möchte, aus den Augen verlieren muß. Man kann in vielen Fällen wol beweiſen — wiewol auch in dieſen ſchwerlich vollkommen ohne die von Wolf vielleicht zu wohlfeil im voraus von der Hand geſchlagenen Unterſuchungen über die Natur der Wortbedeutungen — daß ein Wort in einer gegebenen Verbindung keine andere als eine beſtimmte Bedeutung haben könne; ja man kann durch das Ineinandergreifen ſolcher Elementarbeweiſe, wenn man nur irgendwo außerhalb dieſes Kreiſes einen Standpunkt hat, auch wol den Sinn eines Sazes befriedigend beweiſen: aber wieviel andere Fälle giebt es — und ſolche ſind vorzüglich das Kreuz der neuteſtamentiſchen Auslegung — wo eben, weil man von dem einen Stüzpunkt aus etwas anderes wahrſcheinlich machen kann als von dem anderen,

weiter und denken daran, wie es thunlich
eines ganzen den ſo oft ſchwierigen Zuſar
ken nachzuweiſen und die verborgene Zug
Andeutungen auszumitteln: ſo kommt es
Wolf es darſtellt auf Zuſammenſtellung un
ſer geſchichtlicher Momente an, ſondern au
dividuellen Combinationsweiſe eines Auto
artet in der gleichen geſchichtlichen Poſition
des Vortrags doch ein anderes Reſultat
In Dingen dieſer Art aber kann die eigne
ſein und auch gleichgeſtimmten und analog
ſehr leicht mittheilbar; aber die Form einer
man der Darſtellung vergeblich aufzupräg
ſei keineswegs zum Nachtheil ſolcher Entd
dern auf dieſem Gebiete gilt wol vorzügl
paradoxe Wort eines ausgezeichneten Kopfe
entriſſen worden iſt, daß Behaupten weit n
Es iſt eine ganz andere Art der Gewißheit
es von der kritiſchen rühmt — mehr divinat
ſteht, daß der Ausleger ſich in die ganze V
ſtellers möglichſt hineinverſezt; daher es ſich
ſelten in der That ſo verhält wie der plato

dem geſchichtlichen Zuſtande des Volks und der Zeit abhängt, kann und ſoll ſich der Ausleger, wenn ihm der gehörige Umfang von Kenntniſſen zu Gebote ſteht, überall gleich trefflich zeigen. Was hingegen von richtiger Auffaſſung des inneren Herganges, als der Schriftſteller entwarf und componirte, abhängt, was das Product ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit in die Sprache und in die Geſammtheit ſeiner Verhältniſſe iſt, das wird auch dem gewandteſten Ausleger nur bei den ihm verwandteſten Schriftſtellern, nur bei den Lieblingen, in die er ſich am meiſten hineingelebt hat, am beſten gelingen, wie es uns auch im Leben nur mit den genaueſten Freunden am beſten von ſtatten geht, bei andern Schriftſtellern aber wird er ſich auf dieſem Gebiet weniger genügen, und ſich auch gar nicht ſchämen bei andern Kunſtverwandten, die dieſen näher ſtehen, ſich Raths zu erholen. Ja man könnte verſucht ſein zu behaupten, die ganze Praxis der Auslegung müſſe ſich auf dieſe Weiſe theilen, daß die eine Claſſe von Auslegern, mehr der Sprache und der Geſchichte zugewendet als den Perſonen, durch alle Schriftſteller einer Sprache ziemlich gleichmäßig durchginge, wenngleich auch unter ihnen der eine mehr in dieſer der andere in einer andern Region hervorragt; die andere Claſſe aber, mehr der Beobachtung der Perſonen zugewendet, die Sprache nur als das Medium, durch welches ſie ſich äußern, die Geſchichte nur als die Modalitäten, unter denen ſie exiſtirten, betrachtend, ſich nur jeder auf diejenigen Schriftſteller beſchränkte, die ſich ihm am willigſten aufſchließen. Und es mag ſich wol auch wirklich ſo verhalten, nur daß die lezten, weil ihre Kunſt weniger durch Auseinanderſezungen mitgetheilt werden kann, auch weniger öffentlich hervortreten, ſondern ſich der Früchte derſelben im ſtillen Genuß erfreuen. Daß indeß auch Wolf dieſe Seite keineswegs ganz überſehen hat, ſondern die hier beſchriebene mehr divinatoriſche als demonſtrative Gewißheit zum Theil wenigſtens für unſere Diſciplin auch mit in Anſpruch nimmt, geht aus andern Stellen hervor, und eine davon lohnt es auch ſonſt etwas genauer zu betrachten.

... des Styls und die Kunst der (
Poesie wegen auch noch die antike T
dings auf den ersten Anblikk eher übe
wollte wenigstens zufrieden sein, wei
tiken Styls — und von dem allein
den alten Sprachen ist die Rede — a
einer langen Beschäftigung mit der A
trüge. Denn man muß wol mindest
so kräftig als in der Gegenwart in d
muß sich aller damaligen Formen m
eigenthümlichen Beschaffenheit der um
dig bewußt sein, um mehr zu leisten
sammengelesenen Formeln ein zierliche
wirklich was uns aus unserer heutig
sche oder hellenische Vorstellungen zu g
möglichst antiker Weise wiederzugeben
dazu uns diese Kunst abzufordern g
zu den Heiligthümern der Alterthums
chem redlichen Wege sollen wir sie un
ben? Ich sehe, wenn es hiezu keine
keinen andern als den der Ueberliefer
nicht bloß nachahmenden sondern auch
des Verfahrens solcher ...

ſchen daneben haben — von ſolchen ableiten können, welche ſelbſt noch keine andere Mutterſprache hatten als jene beiden, und alſo ihre Fertigkeit nicht einem ähnlichen Studium ſondern dem unmittelbaren Leben zu verdanken brauchten. Eben ſo hätte ich die Metrik nicht geglaubt hier vor der Thüre zu finden, ſie ſcheint mir vielmehr zu den innerſten Diſciplinen der Alterthumswiſſenſchaft als ein weſentlicher Theil der antiken Kunſtlehre zu gehören, indem ſie mit der Orcheſtik eben ſo genau als mit der Poetik zuſammenhangend und die Theorie des proſaiſchen Rhythmus und der Declamation nothwenig nach ſich ziehend die geſammte nationale Entwikklung der Temperamente in dem Charakter der kunſtgerechten Bewegungen darſtellt. Doch die Metrik laſſen wir nun; was aber die eigne Fertigkeit in antiker Compoſition betrifft, ſo iſt der eigentliche Schlüſſel zu dieſer wolfiſchen Forderung folgendes. Er fordert dieſe Fertigkeit nicht unmittelbar für die inneren Diſciplinen der Alterthumswiſſenſchaft, ſondern zunächſt für die Hermeneutik zum Behuf des richtigen und ganzen Verſtehens im höheren Sinne des Wortes, dann, wiewol er dies nicht beſonders hervorhebt, es verſteht ſich aber wol von ſelbſt ſowol hievon als von der Metrik, auch für die Kritik, ſo daß ſein Eingang zum Heiligthum der Alterthumswiſſenſchaft wieder aus zwei Stufen beſteht; die untere bilden Grammatik, welche er gleich als Grundlage der Hermeneutik und Kritik aufſtellt, und neben ihr die Fertigkeit des Styls; die höhere Stufe bilden Hermeneutik und Kritik. Wenn nun Wolf, wie er ja die Grammatik hier in einem ſehr großen Styl anlegt, und nicht in dem ſpärlichen Umfang verzeichnet, wie wir ſie von abgehenden Schülern fordern können, ſo gewiß auch unter der Fertigkeit des Styls nicht das lateiniſch Schreiben verſteht, wie es als geſchikkte Imitation und Anwendung der grammatiſchen Kenntniſſe auf unſern Gymnaſien vorkommt; auf der andern Seite aber doch gewiß iſt, daß das ächt antike Handhaben der beiden Sprachen in ganz freier eigenthümlicher Darſtellung nur einem, der den ganzen Umfang der Alterthumswiſſenſchaften durchmeſſen hat, wird nach-

einfacht eröffnet wird, ſo muß ja W
ſein Bild aufgenommen haben, wenn
lung nicht gleich deutlich hervortritt.
lich dieſe. Wenn wir die verſchiedenen
Künſte und die verſchiedenen Typen de
ſchaftliche und geſchäftliche Abfaſſungen,
ausgebildet haben, abgeſchloſſen vor un
bar die ganze Geſchichte der Literatur
einander entgegenſtehende Perioden, dere
nur in untergeordnetem Maaßſtab, auch
Die erſte iſt die, in welcher ſich dieſe F
die andere iſt die, in welcher ſie herrſch
gabe der Hermeneutik darin beſteht den
der componirenden Thätigkeit des Sch
kommenſte nachzubilden: ſo iſt es auch h
ſen, welcher von beiden Perioden er ang
zu der erſten: ſo war er in dieſer ga
ſelbſt, und es iſt nun auf die Intenſitä
ſeiner Gewalt in der Sprache daraus zu
nur einzelne Werke hervorbrachte, ſondern
feſtſtehender Typus zum Theil mit ihm
Daſſelbe gilt, nur untergeordnet, von al
Formen wenigſtens

in ſeiner Thätigkeit ganz zu verſtehen. Denn gleich mit dem erſten Entwurf zu einem beſtimmten Werk entwikkelte ſich auch in ihm die leitende Gewalt der ſchon feſtſtehenden Form, ſie wirkt durch ihre großen Maaße mit zur Anordnung und Vertheilung des ganzen, und durch ihre einzelnen Geſeze ſchließt ſie dem dichtenden hier ein Gebiet der Sprache und alſo auch einer beſtimmten Modification von Vorſtellungen zu, und öffnet ihm dort ein anderes, modificirt alſo im einzelnen nicht nur den Ausdrukk, ſondern auch, wie ſich denn beides nie ganz von einander trennen läßt, die Erfindung. Wer alſo in dem Geſchäft der Auslegung das nicht richtig durchſieht, wie der Strom des Denkens und Dichtens hier gleichſam an die Wände ſeines Bettes anſtieß und zurükkprallte, und dort in eine andere Richtung gelenkt ward als die er ungebunden würde genommen haben: der kann ſchon den inneren Hergang der Compoſition nicht richtig verſtehen, und noch weniger dem Schriftſteller ſelbſt hinſichtlich ſeines Verhältniſſes zu der Sprache und ihren Formen die richtige Stelle anweiſen. Er wird nicht inne werden, wie der eine die ſich in ihm ſchon regenden Bilder und Gedanken kräftiger und vollſtändiger würde zur Sprache gebracht haben, wenn er nicht wäre beſchränkt worden durch einen mit ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit in manchen Conflict tretende Form; er wird den nicht richtig zu würdigen wiſſen, der ſich an großes in dieſer oder jener Gattung nicht würde gewagt haben, wenn er nicht unter der ſchüzenden und leitenden Macht der Form geſtanden hätte, die ihn ebenſowol befruchtete als bewahrte, und von beiden wird er den nicht genug hervorheben, der ſich in der ſtehenden Form ohne irgendwo anzuſtoßen eben ſo frei bewegt, als wenn er ſie eben jezt erſt ſelbſt hervorbrächte. Dieſe Einſicht in das Verhältniß eines Schriftſtellers zu den in ſeiner Literatur ſchon ausgeprägten Formen iſt ein ſo weſentliches Moment der Auslegung, daß ohne daſſelbe weder das ganze noch das einzelne richtig verſtanden werden kann. Gewiß aber hat Wolf vollkommen Recht, daß es kaum möglich iſt hier richtig zu diviniren, wenn man

geben ist. und hieraus erklärt sich den
hieher kommt, da das Sylbenmaaß für
tion ein sehr wesentlich die Wahl der
auch die Stellung der Gedanken bedinget
und sich in dem Einfluß, den dieses au
Verhältnisse auf das deutlichste zu erke
dieses Verhalten des Inhaltes zur For
des der Composition in allen Sprachen,
die Rede sein kann, wesentlich und im
möchte ich weniger als Wolf darauf best
huf des Auslegens nöthige Uebung grade
selbst müsse gewonnen werden. Und w
müßte, würde ich wieder nicht recht ver
römische Sprache den Beruf und das V
griechische zu ersezen.

Doch ich unterdrükke lieber eine B
aufdrängt über den Charakter, den solch
haben werden, wenn wir sie in Gedan
betreffenden Sprache selbst versezen, um
einige nicht unbedeutende Folgerungen zu
uns nämlich bei aller Ausübung dieser
Methoden bewußt sind, der divinatorisch
nen und zwar wie ich glaube so all-

der andern Seite auch die complicirteſten Ausübungen der Kunſt uns nichts anderes darſtellen als einen beſtändigen Uebergang von der einen dieſer beiden Methoden zur andern, der ſich immer mehr einem ſolchen Zuſammentreffen beider an demſelben Ergebniß wie jenes augenblikkliche war annähern muß, ſoll anders auch nur einige Befriedigung entſtehen; wenn der vorher angegebene Unterſchied zwiſchen der mehr grammatiſchen das Verſtehen der Rede aus der Geſammtheit der Sprache bezwekkenden, und der mehr pſychologiſchen das Verſtehen derſelben als eines Actes fortlaufender Gedankenerzeugung bezwekkenden Seite der Interpretation eben ſo in der Sache gegründet iſt, ſo daß ebenfalls in jedem vollkommnen Verſtehen beides vollkommen muß gegeben ſein, jede zuſammengeſezte Operation aber, welche zu dieſem Ziele führen ſoll, den Gang nehmen muß, was auf der einen Seite geſchehen iſt durch neue Fortſchritte auf der andern zu ergänzen: ſo fragt ſich zunächſt, ob die genannten Methoden beide auch für beide genannte Seiten gelten, oder jede Methode nur Einer Seite angemeſſen iſt. Wenn alſo Wolf durch die Stellung, welche er der Metrik und der Fertigkeit in der Compoſition giebt, vorzüglich für die mehr pſychologiſche Seite der Interpretation eine Baſis ſucht, auf welche nur ein comparatives Verfahren gebaut werden kann: iſt dabei ſeine Meinung, daß die andere mehr grammatiſche Seite der Interpretation vorzüglich durch die divinatoriſche Methode müſſe gefördert werden? Unmittelbar und beſtimmt will uns ſein Aufſaz nicht darauf antworten; aber doch können die von ihm wiewol nicht ſehr ſchmerzlich noch vermißten Unterſuchungen über die Bedeutung der Wörter und den Sinn der Säze, wie ſie es offenbar ganz mit der grammatiſchen Seite der Interpretation zu thun haben, dieſe doch nur durch ein comparatives Verfahren fördern. Und eben dieſes zeigt wol auch die Sache ſelbſt, wenn wir ſie fragen; denn alle grammatiſchen Schwierigkeiten werden immer nur durch ein comparatives Verfahren überwunden, indem wir immer wieder ein ſchon verſtandenes verwandtes dem noch nicht verſtandenen

nahe bringen, und ſo das Nichtverſtehen in immer engere Grenzen einſchließen. Eben ſo aber auf der andern Seite, was iſt wol die ſchönſte Frucht von aller äſthetiſchen Kritik über Kunſtwerke der Rede, wenn nicht ein erhöhtes Verſtändniß von dem inneren Verfahren der Dichter und anderer Künſtler der Rede von dem ganzen Hergang der Compoſition vom erſten Entwurf an bis zur lezten Ausführung. Ja iſt überhaupt etwas wahres an der Formel, die höchſte Vollkommenheit der Auslegung ſei die einen Autor beſſer zu verſtehen als er ſelbſt von ſich Rechenſchaft geben könne: ſo wird wol nur eben dieſes damit gemeint ſein können; und wir beſizen in unſerer Literatur eine nicht unbedeutende Anzahl kritiſcher Arbeiten, welche mit gutem Erfolg hierauf ſind gerichtet geweſen. Wie iſt dies aber anders möglich als durch ein comparatives Verfahren, welches uns zur richtigen Einſicht darüber verhilft, wie und wodurch derſelbe Schriftſteller mehr gefördert worden iſt als der eine und weiter zurükkgeblieben hinter dem andern, und inwiefern der ganze Typus ſeines Werkes ſich den verwandten nähert oder von ihnen entfernt. Gewiß aber wird auch die grammatiſche Seite nicht können der di-

ſchiedenheit des Gegenſtandes — müſſen angewendet werden, bis eine jenem unmittelbaren Verſtehen möglichſt gleiche Befriedigung entſteht. Nehmen wir aber hinzu was oben ſchon bemerkt worden iſt, daß der eigne Zuſtand den einen mehr zur pſychologiſchen den andern mehr zur grammatiſchen Seite hinlenkt, und wenden daſſelbe gewiß mit gleichem Recht auf jene beiden Methoden an — denn mancher gewiß iſt ein Virtuoſe in grammatiſcher Auslegung, der an den inneren Hergang im Geiſt und Gemüth des componirenden kaum denkt, und ſo auch umgekehrt giebt es wahre Künſtler in dieſem Fache, welche wenig und nur in den ſeltenen Fällen, wenn ſie etwa ein Wörterbuch zur Hand nehmen müſſen, an das beſondere Verhältniß jeder Schrift zu ihrer Sprache denken — bringen wir alſo dieſes mit in Rechnung: ſo werden wir freilich ſagen müſſen, ſo wie wir das unmittelbare und augenblikkliche Verſtehen anſehn können als auf die eine oder die andere Weiſe entſtanden, und uns ſelbſt mit unſerer Aufmerkſamkeit als auf die Productivität des Autors gerichtet oder auch auf die objective Totalität der Sprache: ſo werden wir auch das kunſtmäßige Verfahren in der Auslegung, wenn es ſein Ziel vollkommen erreicht hat, auf dieſelbe Weiſe ausdrükken können und ſagen, Jezt ſind alle comparativen Elemente ſowol auf der pſychologiſchen als auf der grammatiſchen Seite ſo vollſtändig beiſammen, daß wir die Reſultate unſeres divinatoriſchen Verfahrens nicht weiter zu berükkſichtigen brauchen, aber dann auch umgekehrt, daß die durchgeführte Genauigkeit des divinatoriſchen das comparative überflüſſig macht. Eben ſo, der innere Hergang ſei durch divinatoriſches und comparatives Verfahren ſo vollkommen durchſichtig, daß indem das ſo deutlich angeſchaute doch ein Denken geweſen ſei, gedacht aber nicht werde ohne Worte, damit zugleich auch ſchon das ganze Verhältniß dieſer Gedankenerzeugung und Ausbildung zur Sprache vollſtändig mit geweſen ſei; aber eben ſo auch umgekehrt.

Doch indem ich es hier mit der lezten Vollendung dieſer Operation zu thun habe, werde ich faſt unwillkührlich auf die

erſten Anfänge derſelben zurükkgetrieben, um ſo mittelſt beider Endpunkte das ganze zu umſpannen. Dieſe erſten Anfänge ſind doch nichts anders, als wenn die Kinder anfangen geſprochenes zu verſtehen. Wie paſſen nun unſere Formeln auf dieſe Anfänge? Sie haben die Sprache noch nicht ſondern ſuchen ſie erſt, aber ſie kennen auch die Thätigkeit des Denkens noch nicht, weil es kein Denken giebt ohne Wort: bei welcher Seite alſo beginnen ſie? Vergleichungspunkte haben ſie noch gar nicht, ſondern erwerben ſie erſt allmählig als Grundlage zu einem freilich unerwartet ſchnell ſich entwikkelnden comparativen Verfahren; aber wie fixiren ſie das erſte? Sollte man nicht in Verſuchung ſein zu ſagen, daß jeder beides urſprünglich producirte, und nur entweder urſprünglich vermöge einer innern Nothwendigkeit mit der Art wie die andern erzeugt haben zuſammentrifft, oder allmählig wie er eines comparativen Verfahrens fähig geworden iſt ſich ihnen annähert. Aber auch dieſes ſchon, die innere Beweglichkeit zur eignen Erzeugung, aber mit der urſprünglichen Richtung auf das Aufnehmen von andern, iſt ja nur daſſelbe, was wir durch den Ausdrukk des divinatoriſchen bezeichnet haben. Dieſes alſo iſt das urſprüngliche, und die Texte bewähret

nicht ſelten nur aus allzugroßer Folgerichtigkeit, von den aufgenommenen Sprachelementen machen, nur, um uns über dieſes Uebergewicht einer Energie, welche wir nicht mehr aufzuwenden vermögen, zu tröſten oder auch dafür zu rächen.

Aber beim Lichte betrachtet befinden wir uns in jedem Augenblikk des Nichtverſtehens noch in demſelben Falle wie ſie, nur der Maaßſtab iſt kleiner. Wenngleich an dem bekannten, iſt es doch fremdes was uns entgegentritt in der Sprache, wenn uns eine Verbindung von Wörtern nicht deutlich werden will, fremdes in der wenngleich der unſrigen noch ſo analogen Gedankenerzeugung, wenn uns der Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Gliedern einer Reihe oder die Erſtrekkung derſelben nicht feſt ſtehen will, ſondern wir unſicher ſchwanken; und wir können immer nur mit derſelben divinatoriſchen Kühnheit beginnen. Wir dürfen alſo unſern gegenwärtigen Zuſtand nicht ſchlechthin jenen rieſenhaften Anfängen der Kindheit entgegenſezen; ſondern dieſes Geſchäft des Verſtehens und Auslegens iſt ein ſtätiges ſich allmählig entwikkelndes ganze, in deſſen weiterem Verlauf wir uns immer mehr gegenſeitig unterſtüzen, indem jeder den übrigen Vergleichungspunkte und Analogien hergiebt, das aber auf jedem Punkt immer wieder auf dieſelbe ahndende Weiſe beginnt. Es iſt das allmählige Sichſelbſtfinden des denkenden Geiſtes. Nur daß, wie auch der Umlauf des Blutes und der Wechſel des Athems ſich allmählig vermindert, ſo auch die Seele je mehr ſie ſchon beſizt auch im umgekehrten Verhältniß ihrer Empfänglichkeit träger wird in ihren Bewegungen, daß aber auch in der lebendigſten, eben weil jede in ihrem einzelnen Sein das Nichtſein der anderen iſt, das Nichtverſtehen ſich niemals gänzlich auflöſen will. Nimmt nun aber von jenen erſten Anfängen die Rapidität der Erfolge ab: ſo wird durch die größere Langſamkeit der Bewegungen und das längere Verweilen bei Einer Operation die Beſinnung begünſtiget, und ſo tritt zuerſt ein jene Periode, wo hermeneutiſche Erfahrungen geſammelt werden, und zu Rathſchlägen, denn ſo möchte ich lieber ſagen als Regeln,

vollſtändigen Zuſammenhang dargeſtellt werde

Doch um dieſes zur völligen Deutlichkeit
ſen wir erſt, was aber ein zweites Geſchäft
ſten, einem Gedanken ſein volles Recht an
Herr Aſt vor Wolf voraus zu haben ſcheint,
durch ihn die Geſtaltung der Hermeneutik dur
doch mehr ein Fund zu ſein ſcheint als ein
Gedanke nämlich, daß alles einzelne nur verſt
vermittelſt des ganzen, und alſo jedes Erkl
ſchon das Verſtehen des ganzen vorausſezt.

B. *)

Der von Herrn Aſt vorgetragene und na
hin ziemlich ausgeführte hermeneutiſche Grund
lich das ganze aus dem einzelnen verſtanden
das einzelne nur aus dem ganzen verſtanden
von ſolchem Umfang für dieſe Kunſt und ſo
ſchon die erſten Operationen nicht ohne Anwe
Stande gebracht werden können, ja daß eine
meneutiſcher Regeln mehr oder weniger auf

beſtimmt, welcher Theil dieſes Sprachwerthes in die gegebene Stelle fällt, und welche auszuſchließen ſind, das heißt alſo, es wird als Theil aus dem ganzen als einzelnes aus der Geſammtheit verſtanden. Und dies gilt nicht nur von der Wahl unter den mehreren ſogenannten Bedeutungen eines Wortes ſondern auch bei allen Wörtern, die eines verſchiedenen Grades fähig ſind, von dieſem, und überhaupt von dem größeren oder geringeren Nachdrukk, der einem Worte zukommt. Und wenn man die Regel ſtellt, ein Wort in demſelben Zuſammenhang nicht das eine Mal anders zu erklären als das andere, weil nämlich nicht wahrſcheinlich ſei, daß der Schriftſteller es das eine Mal anders werde gebraucht haben: ſo kann dieſe doch nur inſofern gelten als auch der Saz, wo es zum andern Mal vorkommt, noch als ein Theil deſſelben Zuſammenhanges mit Recht kann angeſehen werden. Denn in einem neuen Abſchnitt können unter manchen Umſtänden mit demſelben Recht wie in einem ganz andern Werk auch andere Bedeutungen ihren Plaz finden. Wird nun beim zweiten Vorkommen der Sinn des Wortes durch das erſte beſtimmt: ſo wird ebenfalls das einzelne aus dem ganzen verſtanden, denn nur von der klaren Anſicht, daß dieſer Theil einer Schrift wirklich auch in Bezug auf das vorliegende Wort ein ganzes ſei, hängt die Erklärung ab. Auch das richtige Verfahren mit Parallelſtellen beruht ebenfalls darauf, daß man nur ſolche Stellen wähle, welche in einem in Bezug auf das fragliche Wort dem zu erklärenden ähnlichen ganzen vorkommen, mithin auch Theile deſſelben ganzen ſein könnten. In dem Maaß aber als dieſes nicht feſtſteht wird auch die Anwendung unſicher ſein. So deutlich dies aber iſt und auch noch durch mehrere Beiſpiele beſtätigt werden könnte: ſo ſchwierig iſt die Frage, wie weit man mit Anwendung dieſer Regel hinauf ſteigen könne, zu beantworten. Denn wie das Wort im Saz ein einzelnes iſt und ein Theil, ſo auch der Saz im größeren Zuſammenhang der Rede. Daher es denn ſo leicht geſchieht, daß ganz falſche Vorſtellungen mit einzelnen Säzen eines Schriftſtellers verbunden werden, wenn man die Säze

nachdem der Zuſammenhang es mit ſich bri
ſie einführt. Und eben darauf, daß ſie ſo
Preis gegeben ſind, und wiewol ſie ihrer F
andere immer für ſich allein bleiben, doch
Umgebung etwas anders gewendet werden
Theil ihres eigenthümlichen Reizes. Gehen
weiter: ſo werden wir daſſelbe ſagen können
ßeren Zuſammenhang von Säzen. Und woh
daß man ſo oft uns Deutſchen den Vorwur
den nicht die Perſiflage, die doch immer in
zen beſteht, als weil entweder die vorbereit
größeren Zuſammenhang der Rede gänzlich
der ernſthaften Erklärung völlig ausreicht, und
ſteller im Unrecht, oder daß nicht gehörig d
dieſe einzelne Reihe nicht richtig aus dem ga
und dann iſt die Schuld des Leſers. Aber
ſich die Sache auf ſolche und ähnliche Fälle
es darauf ankommt zu wiſſen, wie genau m
von Säzen zu nehmen, und aus welchem G
Verknüpfung derſelben zu betrachten hat, m
ganze kennen, dem ſie angehören. Ja es
auf den urſprünglichen Fall zurükkführen ur

auch wol ausdrükken, das Wort dafür iſt; und dieſem Worte kann nun eben ſo wie dem einzelnen Wort in dem einzelnen Saz ſein völlig beſtimmter Sinn nur richtig zugetheilt werden, wenn es im Zuſammenhang mit den andern ähnlichen Worten geleſen wird, d. h. jede Gliederung von Säzen, ſei ſie nun größer oder kleiner, kann nur richtig verſtanden werden aus dem ganzen, welchem ſie angehört. Und wie nun jedes kleinere ſo durch ein größeres, das ſelbſt wieder ein kleineres iſt, bedingt wird: ſo folgt offenbar, daß auch das einzelne nur vollkommen verſtanden werden kann durch das ganze. Betrachten wir nun von hier aus das ganze Geſchäft des Auslegens: ſo werden wir ſagen müſſen, daß vom Anfang eines Werkes an allmählig fortſchreitend das allmählige Verſtehen alles einzelnen und der ſich daraus organiſirenden Theile des ganzen immer nur ein proviſoriſches iſt, etwas vollkommner, wenn wir einen größeren Theil überſehen können, aber auch wieder mit neuer Unſicherheit und wie in der Dämmerung beginnend, wenn wir zu einem andern übergehn, weil wir dann wieder einen wenngleich untergeordneten Anfang vor uns haben, nur daß je weiter wir vorrükken deſto mehr auch alles vorige von dem folgenden beleuchtet wird, bis dann am Ende erſt wie auf einmal alles einzelne ſein volles Licht erhält und in reinen und beſtimmten Umriſſen ſich darſtellt. Aber wir können auch Herrn Aſt nicht Unrecht geben, wenn er, um uns eines ſolchen häufigen Zurükkgehens und Zurükkſehens zu überheben, den Rath giebt, wir ſollten lieber gleich jedes Verſtehen mit einer Ahndung des ganzen beginnen. Nur iſt freilich die ſchwierige Frage die, woher eine ſolche Ahndung kommen ſoll. Wenn man freilich unſere ganze Aufgabe nur auf diejenigen Werke der Rede beſchränkt, und ſo ſcheinen es ja Wolf ſowol als Herr Aſt gemeint zu haben, die wir gleichzeitig, das heißt ſchriftlich, vor uns haben: ſo ergiebt ſich eine Möglichkeit. Schon Vorreden, die bei einem mündlichen Vortrag ſelten gemacht werden, ſind mehr eine Hülfe als die bloße Ueberſchrift. Dann fordern wir Büchern von gewiſſer Art Ueberſichten und

ſich: ſo kann ſelbſt die ſonſt eher verda
gung, ehe man mit einem Buch ernſt
blättern, dem der Glükk hat oder Geſchi
zen ſein, um jenen Mangel zu ergänzen.
faſt dieſes geſchrieben zu haben, wenn ich
Alterthum, das doch verurtheilt war nach
wir zu verſtehen, von ſolchen Hülfsmitte
auch von den ausgezeichnetſten proſaiſch
ſo beſchaffen ſind, daß dergleichen auch
wären ja vielmehr ſo verſchmäht werden
behrlichen äußeren Abtheilungen nichts
rung, aus der die Ahndung des ganzen
haben, bei den poetiſchen aber alles ähnliche
endlich daß es auch unter uns doch nicht wen
nehm genug ſind nicht ſelbſt zu leſen
laſſen, denen mithin weder das Blättern
anzeigen. Wir müſſen alſo die Frage, w
des ganzen kommen ſoll, ohne welche
ſtändniß des einzelnen nicht möglich iſt, v
meinſte Weiſe zu beantworten. Hiebei iſt
ken, daß nicht jede zuſammenhangende
ein ganzes iſt, ſondern oft nur eine freie

Ob aber das eine oder das andere der Fall ſein werde, das liegt immer ſchon in dem Begriff der Gattung, welcher eine Rede oder Schrift angehört. Aber auch innerhalb einer jeden ſolchen finden freilich mancherlei Abſtufungen auch in dieſer Hinſicht ſtatt, daß der eine ein Werk derſelben Gattung ſo ſtreng als möglich hält, und der andere ſo gelöſt als möglich; hievon aber bekommen wir eben die erſte Ahndung aus einer allgemeinen Bekanntſchaft mit dem Urheber und ſeiner Art und Weiſe. Bei Reden nun, welche nicht in ſchriftlicher Auffaſſung zu uns gelangen, alſo nur einmal gehört zu werden beſtimmt ſind, kann die vorläufige Ahndung vom ganzen, wenn nicht der redende ſelbſt eine Ueberſicht des ganzen voranſchikkt, nicht weiter ausgebildet werden, als was vorläufige Kenntniß der Gattung und jene allgemeine Kunde von dem Urheber und ſeiner Art und Weiſe an die Hand giebt. Fehlt nun gar eines von beiden oder beides: ſo kann das fehlende nur ergänzt werden durch die Schlüſſe, die wir von Anfang an machen aus dem Ton und Geſtaltung des einzelnen und aus der Art und Weiſe der Fortſchreitung. Es muß alſo allerdings ein Verſtändniß des ganzen geben auch wenn beides fehlt bloß durch das einzelne, aber dieſes wird nothwendig nur ein unvollkommnes ſein, wenn nicht das Gedächtniß das einzelne feſtgehalten hat, und wir nachdem das ganze gegeben iſt zum einzelnen zurükkkehren können, um es dann aus dem ganzen genauer und vollkommner zu verſtehen. Somit verſchwindet hier wieder der Unterſchied zwiſchen dem, was bloß mündlich vernommen wird, und dem, was wir ſchriftlich vor uns haben, gänzlich, indem wir auch für jenes durch das Gedächtniß uns aller Vortheile bemächtigen, die dem lezten ausſchließlich zu eignen ſcheinen, ſo daß wie auch ſchon Platon geſagt hat der Nuzen der Schrift nur darin beſteht dem Mangel des Gedächtniſſes abzuhelfen, zweideutig, weil ſie wie auf das Verderben des Gedächtniſſes gegründet eben dieſes Verderben auch wieder aufs neue befördert. Und für Rede und Schrift gleichmäßig folgt aus dem geſagten, daß jedes erſte Auffaſſen nur ein

ganzen zu faſſen iſt, deſto mehr ſuchend i
auf die Spur zu kommen, je reichhaltiger
einzelne iſt, um ſo mehr ſuchend es verr
allen ſeinen Beziehungen aufzufaſſen. Frei
weniger in jedem Werk auch ſolche Ein
durch die Gliederung des ganzen ihr voll
ſie, daß ich ſo ſage, außerhalb derſelben li
bengedanken bezeichnet werden können, die
als hier einen gleichen Ort haben könnte
aber vielleicht gar einem Werk von ganz
müßten. Aber auch dieſe als der freien
lichen Anlaß beſtimmbaren Gedankenerzeug
gehörig bilden in einem gewiſſen Sinne
unter ſich, nur weniger in Beziehung auf
ſtimmten Werkes als in Beziehung auf die
Urhebers, weniger beitragend zum Verſtänd
es ein in der Sprache organiſirtes und
es einen fruchtbaren Keimesmoment ſeine
und zur Darſtellung bringt. Wie nun ſol
Aufgabe wären für dieſes Verhältniß des
wobei wir das ganze leicht von jedem e
und auch das einzelne faſt errathen könnte

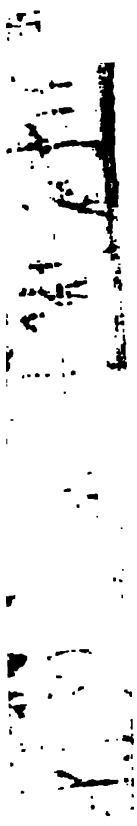
ſchöpflich ſind. Jede Löſung der Aufgabe erſcheint uns hier immer nur als eine Annäherung. Denn die Vollkommenheit würde darin beſtehen, daß wir mit ſolchen Werken eben ſo verfahren könnten wie mit denen, welche wir als das minimum in dieſer Hinſicht bezeichnet haben, nämlich daß wir aus der Gliederung des ganzen und des einzelnen wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad der Aehnlichkeit ſelbſt erfinden könnten. Und wenn wir uns dieſes überlegen, finden wir darin wol einen mächtigen Grund, warum Wolf für den Ausleger wie für den Kritiker die Fertigkeit in der Compoſition als faſt unerlaßliche Bedingung fordert. Denn es möchte vielleicht faſt unmöglich ſein bei dieſer Aufgabe das divinatoriſche Verfahren, welches vorzüglich durch die eigne Productivität gewekkt wird, auch durch einen großen Reichthum von Analogien zu erſezen.

Doch mit dem bisher verzeichneten Umfang dieſer Aufgabe noch nicht zufrieden zeigt uns Herr Aſt einen nicht zu verachtenden Weg ſie noch einmal zu potentiiren. Nämlich wie das Wort zum Saz und der einzelne Saz zu ſeiner nächſten Gliederung und dieſe zu dem Werke ſelbſt wie ein einzelnes zu einer Geſammtheit oder ein Theil zum ganzen: ſo ſei auch wiederum jede Rede und jedes ſchriftlich verfaßte Werk eben ſo ein einzelnes, das nur aus einem noch größeren ganzen vollkommen könne verſtanden werden. Es iſt aber leicht zu ſehen, daß jedes Werk in zwiefacher Hinſicht ein ſolches einzelnes iſt. Jedes iſt ein einzelnes in dem Gebiet der Literatur, dem es angehört, und bildet mit andern gleichen Gehaltes zuſammen ein ganzes, aus dem es alſo zu verſtehen iſt in der einen Beziehung, nämlich der ſprachlichen. Jedes iſt aber auch ein einzelnes als That ſeines Urhebers, und bildet mit ſeinen anderen Thaten zuſammen das ganze ſeines Lebens, und iſt alſo nur aus der Geſammtheit ſeiner Thaten, natürlich nach Maaßgabe ihres Einfluſſes auf jene und ihrer Aehnlichkeit mit ihr, in der andern nämlich der perſönlichen Beziehung zu verſtehen. Der Unterſchied wird immer ſehr groß ſein, freilich größer oder kleiner nach der Beſchaffenheit des Werks,

Theile und den techniſchen der ganzen Zuſ
ſchäzen wiſſen. Sonach folgt auch für j
einzelnes, was für die kleineren Theile deſſell
jenem wiederholten Auffaſſen bleibt alles L
heren Beziehung nur ein vorläufiges, unt
einem ganz andern Licht erſcheinen, wenn n
ganze ihm verwandte Gebiet der Compoſitio
und eben ſo nach gemachter Bekanntſchaft
ſchiedenartigen Werken deſſelben Verfaſſers
mit ſeinem ganzen Leben, zu dem einzelnen
Wie nun, wo es auf das Verſtehen des einz
aus der Totalität des Werkes ankommt,
und ſchematiſche Ueberſichten keinesweges jen
ſungen, jene wiederholte Rükkehr vom Ende
wirklich erſezen konnten, theils weil wir un
Auffaſſungen eines andern verlaſſen müſſen
bedeutend können mißleitet ſein, ehe wir d
wahren, theils auch weil alle ſolche Hülfs
gänzlichen Mangel der Anſchaulichkeit leiden,
vinatoriſche Vermögen, worauf hier das mei
dig erregen könnten: ſo iſt auch hier, wo es
des Werkes theils aus der verwandten Litera

bracht, was der Verfaſſer ſelbſt benuzt hat, und von ihm ſelbſt ſeinem Thun und ſeinen Verhältniſſen nur das, worauf Beziehung genommen wird in dem Werke ſelbſt. So daß auch dieſes nur dem einzelnen dient und keineswegs dem ganzen; daß aber eine lebendige und zuverläſſige Charakteriſtik des Verfaſſers aus der Geſammtheit ſeiner Erſcheinung gegeben würde, oder eine Morphologie der betreffenden Gattung durch die Vergleichung ganzer Gruppen, um das vollſtändige Verſtehen dadurch denjenigen zu erleichtern, welche etwa mit einem beſtimmten Werk ihre Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer oder mit der Gattung erſt beginnen: das wäre auch dem Ort und der Abſicht nicht angemeſſen.

Doch indem wir hier, was das Verſtehen des einzelnen aus dem ganzen betrifft, auf dem Gipfel der Forderung zu ſtehen ſcheinen: ſo mögen wir uns hier wol einen Rükblikk auf das bisherige nicht verſagen. Wenn nämlich ſchon eben nur beiläufig bemerkt worden iſt, daß es wol zwei verſchiedene Claſſen von Auslegern ſein mögen, welche ſich in das Geſchäft theilen, die eine mehr auf die Sprachverhältniſſe jeder vorliegenden Schrift gerichtet, die andere mehr auf den urſprünglichen pſychiſchen Proceß der Erzeugung und Verknüpfung von Gedanken und Bildern: ſo ſcheidet ſich auf dieſem Punkte ganz beſonders klar die Differenz der Talente. Ich gebe nämlich hier das ganze Geſchäft das einzelne Werk in dem Zuſammenhang mit den analogen derſelben Literatur aufzufaſſen dem ſprachlichen Ausleger. Denn aus der Natur der Sprache und des mit ihr zugleich entwikkelten und an ſie gebundenen gemeinſamen Lebens bilden ſich die Formen aller Compoſition; das individuelle perſönliche iſt hier in dem, was am meiſten geltend geworden iſt, auch der am meiſten zurükktretende Factor. Wogegen wer einen Schriftſteller welcher Art er auch ſei in ſeiner Compoſition belauſchen will, und zu dieſem Ende ſich möglichſt ſeine ganze Art zu ſein vergegenwärtigt, um ſelbſt die Momente der Begeiſterung und der Conception, die den alltäglichen Zuſammenhang des Lebens wie



den Hintergrund zurükkziehen. Allein das
bleibt immer durch die Bemühungen beider
in keinem einzelnen Ausleger ſein, der ſo
Seite ſtände, daß ihm auch die Empfäng
auf der andern geſchieht abgeht. Ein Aus
Art, der über das ſprachliche hinpfuſchen w
auf wie verſtändige Art er auch in ſeiner
möge, und wie ſehr er ſich auch hüten mö
ſo oft von ſolchen geſchieht Intentionen a
nicht in den Sinn gekommen ſind, doch ni
ren, und zwar um ſo mehr je mehr der Au
bildner geweſen wäre, ſondern er könnte
doch immer nur ſein, was man nicht mit
biet der künſtleriſchen Productivität — ich
denn es trifft die Dichter und Redner, ja ic
die Philoſophen nicht minder als die Mal
ſten genannt hat. Der andere aber eben
auch in der That die Verhältniſſe eines We
ſeiner Gattung auf das richtigſte ausmittelte,
nur mit ſcharfſinnigen Vergleichungen und
begnügte, ſondern die Bedeutung deſſelben
würde dennoch, weil er in dem Werke nid

beſizt, als ſich lebendig anzueignen, woran man ſelbſt gar keinen Theil hat: ſo ſcheint es, daß diejenigen, welche die Höhe, auf der wir uns jezt befinden, nur von der einen Seite erſteigen, weniger gut für ſich ſelbſt ſorgen als ſie nur andern nüzlich ſind; und jedem, der ein Ausleger werden will, möchte zu rathen ſein, daß er es lieber mit beidem verſuche, ſollte er auch deshalb nicht ſo leicht auf einer Seite ein Virtuoſe werden, weil er doch dem entgehen wird auf der andern ganz zu hinken. Wie wir nun dieſe beiden Seiten unſeres Geſchäfts ſchon von vorn herein unterſchieden haben: ſo bot ſich uns auch gleich jenes zwiefache Verfahren dar, das divinatoriſche und das comparative; und wir fragen wol billig danach, wie es ſich mit beiden auf dieſer höheren Stufe verhält. Vorher als wir noch ganz innerhalb des Werkes ſelbſt ſtanden, zeigte ſich uns, daß beide nothwendig waren für jede Seite, für die grammatiſche wie für die pſychologiſche. Nun aber wir es nicht nur einzeln der Sprache wegen zu thun haben mit Stellen aus andern Schriften, ſondern mit einem ganzen Gebiet literariſcher Production, und auf der andern Seite nicht mehr mit dem, was ſich aus dem Act der urſprünglichen Conception eines Werks in der Seele entwikkelt, ſondern die Aufgabe iſt dieſer ſelbſt mit der ganzen Art und Weiſe ſeiner wirklichen Entwikklung aus der Einheit und dem Totalzuſammenhang dieſes beſtimmten Lebens, nun iſt es vielleicht nicht mehr mit beiden daſſelbe. Betrachten wir nun zu dem Ende noch einmal jene beiden Seiten unſrer Aufgabe: ſo ſcheint doch die eine ſo ſehr zurükkſtehend an Ausbildung gegen die andere und daß ich ſo ſage zuſammengeſchrumpft, daß es ganz unrichtig ſcheint in einer dereinſtigen hermeneutiſchen Technik ſie ſo als gleiche neben einander zu ſtellen. Bleiben wir zunächſt beim claſſiſchen Alterthum ſtehn, welches doch immer der erſte Gegenſtand bleibt, an dem unſre Kunſt geübt wird, wie viele von den bedeutendſten Schriftſtellern giebt es nicht, von deren ganzem übrigen Leben und Sein wir ſo wenig wiſſen, daß überhaupt Bedenken entſteht, wie weit wir ih-

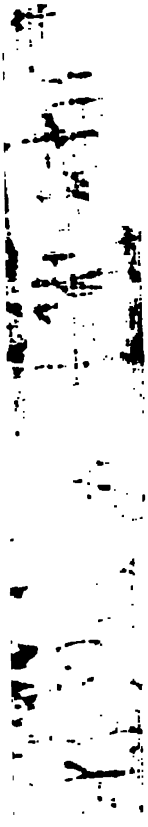
haben nahe kommen können in der Cor
nicht mehr zu Gebot ſtehenden Schriften?
einem einzigen alten ſo glükklich wie m
daß wir einen ganzen Schaz von Briefen
mente ſeiner Perſönlichkeit von ſeinen gró
können, um nun auch in dieſen vermitt
Perſönlichkeit zu erblikken. Gehen wir r
ductionen des fernen und grauen Orients,
einzelne Geſtalten zu denken, die wir könn
len, um durch die eigenthümliche Art wie
bildete auch ihre Werke zu erleuchten. I
vaterländiſchen Boden bei jenen früheren C
wir uns noch nicht gar lange kunſtmäßig b
noch ſehr ſparſam; und nur je näher wir
und je mehr wir in dem weiten Umkrei
ſchen Marktes ſtehen bleiben, wo alles ſich
ſam in denſelben Hallen luſtwandelt, ſche
dieſer Behandlung des Gegenſtandes zu ent
die Hülfsmittel dazu in erfreulichem Maaß
wie kleinlich erſcheint doch dieſe Seite neben
uns immer mehr ins große und weite, u
ſcheinen die ganze Literatur in Anſpruch zu

Bild von dieſem erſcheint als das höchſte Ziel ſo angeſtrengter und mannigfaltiger Mühen. Allein auch die größte hiſtoriſche Conſtruction, der wir uns hier ja nur unterziehen um das einzelne Werk des einzelnen beſſer aufzufaſſen, findet doch mit dieſem zugleich ihre Verklärung zunächſt darin, daß ſie unſer eigenes Selbſt und andere befruchtet. Und mit der Betrachtung des einzelnen, damit daraus nicht eine nur uns ſelbſt und unſere wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen verkleinernde Kleinlichkeit entſtehe, ſollen wir jene großartige verbinden. Die Kenntniß des einzelnen Menſchen als ſolchen iſt auch nicht das Ziel dieſer Seite unſerer Aufgabe, ſondern nur das Mittel, um uns eben der Thätigkeiten deſſelben, welche uns auch zu jener objectiven Betrachtung aufregen, deſto vollſtändiger zu bemächtigen. Und das dürfen wir uns doch nicht läugnen, daß man ſich auch in den Zeiten des claſſiſchen Alterthums ſelbſt um den Menſchen nicht minder bekümmerte, und daß wir auch um deswillen den damaligen Leſern ein Verſtehen einräumen müſſen, um das wir ſie nur beneiden können, weil uns das Material dazu fehlt. Soviel iſt aber auch eben hieraus ſchon vollkommen gewiß, daß wir bei der pſychologiſchen Aufgabe ein Uebergewicht des divinatoriſchen nicht vermeiden können, wie es ja auch allen Menſchen umgekehrt ſo natürlich iſt, die ſich aus oft nur zu zerſtreuten Notizen den ganzen Menſchen vorzubilden pflegen. Aber nicht genug Vorſicht kann auch angewendet werden was ſich hypothetiſch ſo darſtellt nach allen Seiten hin zu prüfen, und es auch dann nur noch vorläufig aufzuſtellen, wenn ſich kein Widerſpruch dagegen findet. Niemand aber wird es wol billigen können, wenn dieſe Seite bei irgend einer hermeneutiſchen Aufgabe ganz vernachläſſigt wird, da ja ſchon die offenbar hieher gehörige Frage, ob das Werk ein in den ganzen Gang der geiſtigen Thätigkeit ſeines Urhebers hingehöriges ſei oder nur durch beſondere Umſtände veranlaßt war, ob es zur Uebung auf irgend etwas größeres geſchrieben worden oder aus einem aufgeregten Verhältniß als Streitſchrift hervorgegangen iſt, von der größten Wichtigkeit für

zu freuen, theils dieser, so lange die Stell
gesammten Ordnung der es angehört nicht v
auch hier noch ein nicht zu vernachlässigen
divinatorische Verfahren übrig.

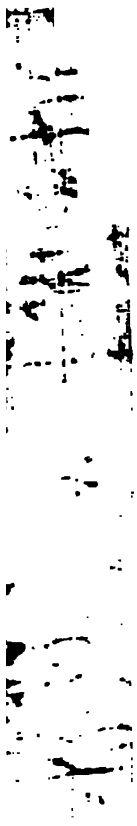
Möchte es nun aber auch, wie ich je
Mißgriff sein, daß ich auch auf dieser S
des Auslegers als doppelseitig aufgestellt: |
Rechnung allein, denn meine Führer neh
nig auf als vorher. Ja ich muß gestehen,
dre Seite der Aufgabe hier anders gefaß
Denn wo dieser ein Werk im ganzen a
standen wissen will, da ist ihm doch das
der es sich anschließt, auf der einen Seite
Masse, auf der andern Seite die Formel n
indem er immer nur auf das classische Ge
tuirt er die Formel, es solle verstanden w
des Alterthums. Dies könnte man ansehn
des von uns angegebenen Verfahrens. De
doch das allen Productionen derselben Ar
wohnende, was sich also ergäbe, wenn ma
einzelnen eigenthümlich ist abstrahirt. Alle
ausdrükklich hiegegen und meint, dieser G

ohne weiteres erkennbar? zumal wenn doch in einer Rede z. B. des Demoſthenes auf dieſe Art beiſammen ſind der Geiſt des Alterthumes, ſtatt deſſen ich nur gleich den helleniſchen ſezen will, aber dann auch der Geiſt der atheniſchen Redekunſt, und noch der beſondere Geiſt des Demoſthenes, neben dieſem aber erſt als der Leib das, was der Zeit und der beſonderen Veranlaſſung angehört. Nehme ich nun noch dazu, daß der Geiſt des Alterthums doch auch anderwärts zu finden iſt als in den Productionen einer gewiſſen Art, ja daß er außer den Werken der Rede auch derſelbe ſein muß in den Werken der bildenden Künſte und wo nicht ſonſt noch: ſo ſcheint dieſe Formel ganz über die beſtimmten Grenzen der Hermeneutik hinauszugehn, die es immer nur mit dem in der Sprache producirten zu thun haben kann, weshalb es aber auch gewiß ihrer Anwendung überall an der rechten Haltung fehlen wird. Erinnern wir uns nur einen Augenblikk an das auf eben dieſen Saz gebaute vor einiger Zeit nicht ſeltene Verfahren, da man die Kunſtſprache eines Gebietes auf einem ganz andern gebrauchte: ſo wird wol niemand läugnen, daß wenn dergleichen Formeln nicht ein bloßes Spiel ſind, das ſich auf eine tüchtige Anſicht ſtüzt, ſie eben nur der verderblichen Nebelei und Schwebelei angehören können. Und von dieſer kann ich auch Herrn Aſt in dieſer ſeiner Theorie keineswegs freiſprechen. Denn wenn ich in eben dieſem Zuſammenhang höre, daß die Idee als die das Leben enthaltende Einheit erzeugt werden ſoll aus dem entfalteten Leben als der Vielheit und der Form deſſelben als der Einheit ſchlechthin, da man doch beſſer noch das umgekehrte ſagen würde: ſo finde ich mich allerdings unter ſolchen Nebeln, welche einer Theorie, die helles Licht verlangt, nicht günſtig ſein können. Soviel muß freilich jeder zugeben, daß auf welchem Gebiet wir uns mit der Auslegung bis zu dem jezt beſchriebenen Punkt erhoben haben, ein großes gewonnen iſt, um den Geiſt des Volks und der Zeit in dem Gebrauch der Sprache richtig aufzufaſſen, und daß es einer hierüber aufgeſtellten Theorie zu bedeutender Beſtätigung gereicht, wenn



lich Herr Aſt ein dreifaches Verſtändniß u
riſches ein grammatiſches und ein geiſti
freilich das leztere, welches genau genon
faches iſt in Beziehung auf den Geiſt
ſtellers und auf den Geiſt des geſammte
das ganze ein vierfaches wird, aber dieſes
nennt er freilich das höhere, in welchem
durchdringen, und ſo könnte man glauben,
lich doch nur die beiden Stufen bezeichnen
laſſung der Formel, daß das einzelne
ganzen verſtanden werden, gefunden haben.
deſtens ſehr ungewiß. Denn wenn er ſich
als das höhere denkt, das grammatiſche und
niedere, wie ſie denn auch wol auf Einer
um ſich gegenſeitig, wie er ſich ausdrükkt,
durchdringen, warum hat er ſie nicht au
ſammengefaßt, und nur das niedere und
den? Allein es kommt noch dazu, daß
dreifache Hermeneutik unterſcheidet, was de
ausſezung gar nicht möglich wäre, nämli
des Buchſtaben des Sinnes und des Geiſte
dung eines dreifachen Verſtändniſſes von

wikklung iſt hier nichts anders als die Darſtellung der Geneſis des Verſtändniſſes, die Mittheilung der Art und Weiſe wie einer zu ſeinem Verſtändniß gekommen iſt. Das Auslegen unterſcheidet ſich von dem Verſtehen durchaus nur wie das laute Reden von dem innern Reden: und käme zum Behuf der Mittheilung noch etwas anderes hinein: ſo könnte dies nur geſchehen als Anwendung der allgemeinen Regeln der Wohlredenheit, aber ohne daß zu dem Inhalt etwas hinzukäme oder etwas ſich daran änderte. Wollen wir indeß Herrn Aſt ſeinen Unterſchied gelten laſſen: ſo könnte es dann wol nur eine dreifache Hermeneutik geben, ſofern es ſo viele Arten gäbe das Verſtändniß zu entwikkeln, aber darauf weiſen ſeine Bezeichnungen weder hin noch werden ſie in dieſem Sinne ausgeführt, ſo weit dies überhaupt geſchieht. Eben ſo wenig aber treffen ſie auch mit ſeinen drei Arten des Verſtändniſſes zuſammen. Denn die Hermeneutik des Buchſtaben, welche die Wort- und Sacherklärungen an die Hand giebt, hat es ſowol mit dem hiſtoriſchen als grammatiſchen Verſtändniß zu thun, mithin bleibt die Hermeneutik des Sinnes und des Geiſtes beide nur für das geiſtige Verſtändniß. Dieſes iſt nun freilich ein zwiefaches, allein ſo unterſcheiden ſich wieder jene beiden Hermeneutiken nicht, daß die eine könnte ausſchließend auf den individuellen Geiſt des Schriftſtellers, und die andere auf den Geſammtgeiſt des ganzen Alterthums gehn. Denn die Hermeneutik des Sinnes hat es nur mit der Bedeutung des Buchſtaben in dem Zuſammenhang einer einzelnen Stelle zu thun, dagegen giebt es auch und zwar in beiden Beziehungen eine geiſtige Erklärung der einzelnen Stelle, ſo daß hier nichts zuſammenzuſtimmen ſcheint. Nur ſoviel iſt klar, daß Wort- und Sacherklärung noch keine Auslegung ſind, ſondern nur Elemente derſelben, und die Hermeneutik erſt mit der Beſtimmung des Sinnes allerdings vermittelſt jener Elemente beginnt. Und eben ſo, daß die Erklärung als Beſtimmung des Sinnes nie richtig ſein wird, wenn ſie nicht die Prüfung an dem Geiſt des Schriftſtellers ſowol als des Alterthums



griffen haben auch nicht im Stande sei
ner Stellen zu enthüllen, und daß nur
mit jenem Geist zusammenstimme. Also
er auch seine Hermeneutik aufstellt, gie
die Hermeneutik des Sinnes, indem die
ist, und die des Geistes, sofern sie nicht i
gehn kann, auch über das hermeneutische G
müssen wir also bei Wolf bleiben aber
um diese Kunst an irgend einer Rede vo
Besiz sein müssen nicht nur der Wort
sondern auch des Geistes des Schriftstell
auch wol Wolf ohngefähr, wenn er unter
sche eine historische und eine rhetorische
grammatisch ist die Wort- und historisch di
torisch aber gebraucht er gleichbedeutend
ästhetisch. Sonach wäre dieses eigentlich n
Beziehung auf die besondere Kunstgattun
einen Theil von dem, was Herr Ast da
nennt, insofern nämlich die verschiedenen
mit den Geist des Alterthums constituiren,
hätte er dann wol um unser ästhetisch z
torischen noch das poetische hinzufügen mü
auch noch auf das individuelle aber hem

ſtiren, der immer den Schein hervorbringt, als ſeien die grammatiſche und die hiſtoriſche Interpretation jede etwas beſonderes für ſich. Die Theologen haben ſchon dieſe beiden, um die gute Sache zu verſtärken gegen eine ſchlimme, zu einer verbunden, und bedienen ſich des Ausdrukks grammatiſch-hiſtoriſcher Interpretation: ſie thun es aber an und für ſich gewiß mit großem Recht im Gegenſaz gegen eine dogmatiſche und eine allegoriſche Interpretation, als ob dieſe ebenfalls etwas für ſich ſein könnten gleichviel ob richtiges oder unrichtiges. In einen ähnlichen Fehler verfällt auch Herr Aſt, indem er unterſcheidet einen einfachen Sinn und einen allegoriſchen Sinn, welches eben klingt, als ob der allegoriſche Sinn ein doppelter wäre. Iſt aber eine Stelle allegoriſch gemeint: ſo iſt auch der allegoriſche Sinn der einzige und einfache Sinn der Stelle, denn ſie hat gar keinen andern, und wollte ſie jemand hiſtoriſch verſtehen: ſo gäbe er den Sinn der Worte gar nicht wieder, denn er legte ihnen nicht die Bedeutung bei, welche ſie in dem Zuſammenhang der Stelle haben; ſo wie umgekehrt, wenn eine anders gemeinte Stelle allegoriſch erklärt wird. Denn geſchieht dies wiſſentlich: ſo iſt es keine Auslegung mehr ſondern eine Nuzanwendung; wenn aber unwiſſentlich: ſo iſt es eine falſche Erklärung, wie es deren auch ſonſt genug giebt, die aber auch ganz aus denſelben Fehlern entſteht. Man könnte mit demſelben Recht für freimaureriſche und ähnliche Formeln noch eine myſteriöſe Interpretation erfinden, und den myſteriöſen Sinn von dem einfachen unterſcheiden. Hat uns nun ſchon ſeit langem außer der dogmatiſchen Interpretation, mit der es dieſelbe Bewandniß hat wie mit der allegoriſchen, ein Philoſoph noch mit einer moraliſchen beſchenkt: ſo ſteht zu hoffen, daß der endlich das rechte getroffen haben wird, der uns neuerlich erſt eine panharmoniſche erfunden hat. Denn er kann ja wol nichts anders damit gemeint haben, als daß bei einer richtigen Interpretation alle verſchiedenen Motive zu einem und demſelben Reſultat zuſammenſtimmen müſſen. Alle dieſe Neuerungen, als ob es verſchiedene Arten der Auslegung gebe, gleich-

bührenden Geſtalt gelangt, und von der ei
Verſtehens ausgehend aus der Natur der
Grundbedingungen des Verhältniſſes zwiſch
vernehmenden ihre Regeln in geſchloſſ
entwikkelt werden.

5.

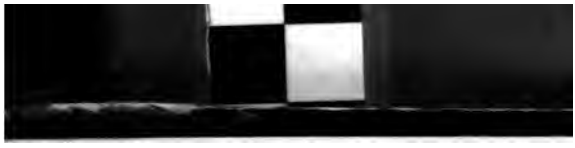
Ueber Begriff und Eintheilung der philologiſchen Kritik. *)

Wenn zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Leben wie wir uns auszudrükken pflegen der Streit zwiſchen Theorie und Praxis ſich oft ziemlich ſchroff geſtaltet: ſo finden wir ihn, wenn auch nicht in demſelben Maaße, auf dieſelbe Weiſe auch innerhalb des wiſſenſchaftlichen Gebietes wieder in demſelben Maaß, als die Leiſtungen auf irgend eine Weiſe als Kunſtwerke können angeſehen werden. Hievon geben ſowol die naturwiſſenſchaftlichen als die geſchichtlichen Diſciplinen Beweiſes genug. Daher iſt nichts wünſchenswerther, als wenn diejenigen, welche ſelbſt zu großen Leiſtungen berufen ſind, zugleich auch für die reine Theorie Aufgaben ſtellen, welche nicht nur die Keime zu neuen Leiſtungen entwikkeln, ſondern auch, wenn ſie gelöſt werden, eine feſte Norm darbieten und dadurch das Verfahren ſelbſt regeln und ſicherſtellen.

Wir verdanken unſerm F. A. Wolf ſehr bedeutende Leiſtungen auf dem Gebiet der oben genannten Wiſſenſchaft, theils die er von andern aufgenommen und der Vollendung näher gebracht, theils die von ihm ſelbſt ausgegangen und bis auf einen bedeu-

*) Geleſen in der Sitzung der philoſophiſch-hiſtoriſchen Claſſe am 20. März 1830. J.

tenden Punkt gefördert worden ſind. Aber die Aufgabe, die er für dieſe Doctrin in ſeinem encyclopädiſchen Aufſaz ſtellt, daß nämlich die Grundſäze, wornach in derſelben verfahren wird, mit philoſophiſcher Genauigkeit aufgeſtellt werden ſollten und könnten, eine Aufgabe, die vielleicht früher gar nicht gefaßt werden konnte, iſt ein befruchtender Keim, der wenn er auf guten Boden gefallen wäre ſchon hoch müßte empor gewachſen ſein, ja nach allen Seiten hin Abſenker getrieben haben. Allein Wolf hat nur die Aufgabe geſtellt und nicht ſelbſt Hand angelegt, ja die Art wie er ſie ſtellte zeigt, daß er nur im Kampf gegen herrſchende geringſchäzige Vorſtellungen ſolche Anſprüche für dieſe Diſciplin geltend machen konnte. Wo aber von philoſophiſcher Genauigkeit die Rede iſt, da muß wol auch die Philoſophie mitwirken oder einwirken wenigſtens. Dieſe aber iſt bei uns noch immer zu ſehr mit ihrem innerſten Leben, mit der Ausbildung der Formen für ihre Principien beſchäftigt, als daß ſie ſo bald ſollte zu ſolchen nach außen gerichteten Thätigkeiten ſich hergeben können. Es ſcheint mir aber, ehe man an eine ſolche Behandlung dieſer Wiſſenſchaft ernſtlich denken kann, iſt noch manches zu berichtigen, was gleichſam zum kleinen Dienſt gehört. Dahin rechne ich nun vor-



bei beiden, am deutlichſten jedoch die wolfiſche, wie ſich die Aufgabe einer genaueren Begriffsbeſtimmung von der andern, nämlich der Eintheilung, nicht trennen läßt. Bekanntlich nämlich iſt man ſchon immer gewohnt die philologiſche Kritik zu theilen in eine höhere und eine niedere. Gäbe es nun keine andere Art der Kritik als die philologiſche, nun ſo könnte man den Begriff beſtimmen, und hernach die Frage aufwerfen, ob hinreichender Grund ſei zu dieſer Theilung, und worin er beſtehe, und dem gemäß das Gebiet entweder ungetheilt laſſen, oder es ſo oder anders theilen nach Maaßgabe der vorangegangenen Begriffsbeſtimmung. Nun aber ſind dieſe beiden Ausdrükke Benennungen von verſchiedenen Operationen, welche unabhängig von einander vorgenommen werden; und wenn es nun noch andere Arten der Kritik giebt: ſo entſteht die Frage, ob dieſe beiden wirklich mit einander genauer verbunden ſind, oder ob nicht vielleicht eine davon einer andern Art der Kritik näher ſteht als der andern Hälfte der philologiſchen Kritik, d. h. ob der leztere Ausdrukk mehr iſt als nur eine willkührliche Zuſammenfaſſung zweier ganz verſchiedenen Thätigkeiten, vielleicht bloß deswegen, weil ſie es beide mit Erzeugniſſen des claſſiſchen Alterthumes zu thun haben. Daß nun der leztere Grund nicht hinreicht die philologiſche Kritik als Eine beſondere Diſciplin zu ſezen, deshalb brauche ich mich nur auf das in meiner Abhandlung über die Hermeneutik geſagte zu berufen, indem es hier ebenfalls anwendbar iſt. Es giebt auch in den neuern und den nicht claſſiſchen Sprachen dieſelbe Forſchung, wenn auch nicht ſo häufig, über Alter Aechtheit und Richtigkeit der Schriften; ja auch bei der mündlichen Rede, theils unmittelbar, theils nachdem ſie zur Ueberlieferung geworden, kommen dieſelben Aufgaben vor. Wenn nun bei Wolf außer der philologiſchen noch von einer und zwar vielfach doctrinalen und von einer wahrſcheinlich auch ihr untergeordneten rhetoriſchen Kritik die Rede iſt, die ſich auch unter anderm mit den ſchriftlichen Werken des claſſiſchen Alterthums beſchäftigt, und wenn unter den philologiſchen Wiſſenſchaften ſelbſt Wolf auch eine

ſich was man höhere und was man niedere . einander verhalten.

Meine beiden Autoren nun ſtimmen hierin Wolf unterſcheidet nach Verfahrungsweiſen. N die er deswegen lieber die beurkundende nenn ihre Entſcheidungen mit urkundlichen Zeugniſſe die er deshalb lieber die divinatoriſche nennen Ergebniſſe mit Hülfe von innern Beweisgrün unterſcheidet nicht nach der Verfahrungsweiſe, Gegenſtand. Die Kritik, welche die Aechtheit und Wörter erforſcht, nennt er die niedere; d mit ganzen Schriften und mit Theilen derſel nennt er die höhere. Beides iſt offenbar nich beide Eintheilungen kreuzen ſich; jede der wol wendet werden bei beiden aſtiſchen, und jede beide wolfiſchen in Anſpruch nehmen. Wenn eine wirkliche Eintheilung iſt, denn ſind nicht ter auch Theile einer Schrift? Und wenn a hinzufügen, auch die wolfiſche eine iſt. Den ſagt, beide Gattungen arbeiteten ſelten allein, wie auch das ſicherſte ſei eine aus beiden zuſ tik: ſo ſcheint er mehr verſchiedene Elemente

Felder von verſchiedener Größe beſchrieben, als daß er die Kunſt ſelbſt getheilt hätte. Ich bin aber weit entfernt deshalb den Unterſchied zwiſchen niederer und höherer Kritik als zwei wirklich verſchiedenen Zweigen derſelben Kunſt aufheben zu wollen. Denn dieſer iſt viel zu allgemein anerkannt, als daß ihm nicht etwas wahres zum Grunde liegen ſollte. Eben ſo wenig kann ich glauben, daß meine beiden Schriftſteller dieſe Wahrheit ganz ſollten verfehlt haben. Vielmehr bin ich gern damit einverſtanden, wenn man ſagt, daß beide gut genug zuſammenſtimmen, ihre Benennungen aber nur a parte potiori hergenommen hätten. Unter niederer und höherer Kritik hätten beide daſſelbe gedacht, Aſt habe ihr kleinere Stellen und Wörter angewieſen, weil eben Wolfs beurkundende Kritik am meiſten über Auslaſſungen Zuſäze und Veränderungen aus Verirrungen der Hand oder des Auges entſcheide, und Wolf habe die Kritik, welche über die Aechtheit ganzer Werke und großer Abſchnitte derſelben entſcheide, die divinatoriſche genannt, weil nur innere Gründe und die richtige oft ſehr verwikkelte Gegeneinanderſtellung vieler geſchichtlichen Momente hier über Aechtheit und Unächtheit entſcheiden. Nur daß eine Eintheilung, die ſo gemacht iſt, wenig verſpricht für die philoſophiſche Genauigkeit der Behandlung. Denn beide Begriffe bleiben doch ſchwankend, da es nicht fehlen kann, daß es Fälle giebt, die der eine zur niedern Kritik rechnet, der andere aber zur höheren; und wenn ſie nun ſo ſchwankend den höheren Begriff der philologiſchen Kritik conſtituiren: ſo kann es um dieſen auch nicht am beſten ſtehn.

Will ich nun doch lieber es noch weiter mit meinen beiden Führern verſuchen, als für mich allein faſt auf Gerathewohl eine neue Begriffsbeſtimmung von vorne anlegen: ſo kommt mir zum guten Glükk noch zweierlei zu Hülfe. Die philologiſche Kritik nämlich muß doch in einem beſtimmten Verhältniß ſtehen zu den beiden Diſciplinen, mit welchen Herr Aſt ſie in ſeinem Lehrbuch zuſammenfaßt, und mit denen ſie bei Wolf das Organon der Alterthumswiſſenſchaft bildet; dann aber muß ſie doch auch irgend-

wie als Kritik daſſelbe ſein mit der doctrinalen Kritik und der hiſtoriſchen Kritik, welche in dem wolfiſchen Cyclus ebenfalls vorkommen. Doch läßt mich auch Herr Aſt hier nicht ganz im Stich, denn er ſchließt die Kritik zunächſt an die Würdigung der Schriften des Alterthums im ganzen und einzelnen, und dieſe Würdigung, die er, nur weil ſie durch dieſelbe bedingt iſt etwas ſonderbarer Weiſe, mit zur Hermeneutik rechnet, iſt nichts anderes als Wolfs doctrinale Kritik. Wenn ich nun dieſe zu Hülfe nehmen will, um nur vorläufig zu beſtimmen, ob etwas und was die philologiſche Kritik mit dieſer gemein hat: ſo habe ich es freilich mit einem vielleicht noch eben ſo wenig zum Behuf eines philoſophiſch genauen Verfahrens gehörig beſtimmten Begriff zu thun; indeß glaube ich wenigſtens nicht aus Bequemlichkeit zu fehlen, wenn ich einigermaßen an Herrn Aſt mich anſchließend ſage, dieſe Kritik ſei die Würdigung eines Werkes in Bezug auf ſeinen Gattungsbegriff. Ich ſage abſichtlich einigermaßen: denn was Herr Aſt als Würdigung des Geiſtes einer Schrift aufſtellt, und zwar in einer dreifachen Abſtufung des relativen nationalen und unbedingten, ſcheint weit mehr zu umfaſſen; demohnerachtet aber glaube ich, daß bei einem richtigen Be-

ſtehn bleiben, daß doch auch alle Werke des Alterthums Gegenſtände für dieſe doctrinale Kritik ſind: inwiefern ſind denn, wenn wir doch von etwas gemeinſamem ausgehn wollen, dieſelbigen auch Gegenſtände der philologiſchen Kritik? Offenbar ſind es die Werke ſelbſt gar nicht; denn ſobald wir überzeugt ſind, daß wir das Werk ſelbſt vor uns haben, hört die philologiſche Kritik auf, die höhere ſowol als die niedere. Und wenn jemand etwas verdächtig finden wollte oder gar ändern, weil er glaubte etwas dem Gattungsbegriff des Werkes angemeſſeneres an die Stelle ſezen zu können: ſo wäre dies eine Ueberſchreitung der Grenzen der philologiſchen Kritik, und ein Uebergang in die doctrinale. Die philologiſche hat es daher nur mit der Schrift im äußerlichen Sinn zu thun, und es kommt nur darauf an, ob ihr Verfahren mit dieſer ſich auch auf einen ähnlichen Begriff zurükkführen läßt. Dieſes nun ſcheint nicht ſchwierig, und die Aufgabe würde auszudrükken ſein als die Würdigung der Schrift in Bezug auf die Treue; denn das iſt der Begriff der Schrift, daß man das Wort, gleichviel ob äußerlich geſprochen, gleichviel ob einzeln oder in großem Zuſammenhange, daraus vollſtändig muß herſtellen können. Und auch für eine Urſchrift gilt dieſelbe Aufgabe und dieſelbe Art ſie zu löſen wie für die Abſchriften, denn auch jene kann durch Schreibfehler aller Art entſtellt ſein. Nur wie die Sachen jezt liegen in Bezug auf die Schriften des Alterthums werden wir wol ſagen müſſen, daß der geſammte Vorrath von Abſchriften eines Werks als Repräſentant der Urſchrift Gegenſtand der Würdigung ſei. Denken wir uns nun dieſe durch alles einzelne durchgeführt, und überall das getreue angegeben: ſo werden wir damit einen großen Theil der Aufgabe der philologiſchen Kritik beſchrieben haben. Auch ſehen wir hieraus gleich nach Maaßgabe wie der Stoff in einer Maſſe von Copien deſſelben Werkes vor uns liegt, eine ſecundäre Aufgabe ſich entwikkeln, nämlich die Copien ſelbſt in verſchiedene Abtheilungen zu bringen, je nachdem ſie ſowol was den Grad als auch die Art und Weiſe der Treue und Untreue betrifft ſich mehr oder weni-

ger von einander entfernen. So können wir auch das Verhältniß dieſer kritiſchen Thätigkeit zu der hermeneutiſchen ſowol als der grammatiſchen auf eine ziemlich einfache Formel bringen. Um nun bei der lezten anzufangen: ſo iſt offenbar, daß die Grammatik vorausgeſezt wird bei der Ausübung der Kritik. Denn jede Schrift will ſchon als öffentliche Rede dafür angeſehn ſein, daß ſie den Geſezen der Sprache folge, und wo wir alſo etwas dieſen offenbar widerſprechendes finden, werden wir die Treue der Copie in Anſpruch nehmen. Eben deshalb nun ſcheint mir nicht, daß man beurkundende Kritik und divinatoriſche in dem Sinne wie Wolf beide Ausdrükke nimmt ſo beſtimmt von einander trennen könne, da wir ja den Werth der Urkunden großentheils nur nach ihrer grammatiſchen Angemeſſenheit ſchäzen können, und dieſes doch immer innere Gründe ſind, ſo daß die beurkundende Kritik ſich ſelbſt wieder auf die divinatoriſche bezieht und dieſe vorausſezt. Gründet ſich nun aber auf der einen Seite das kritiſche Urtheil auf die ſchon erworbene Sprachkunde: ſo iſt eben ſo offenbar, daß die Sprachkunde zum großen Theil erworben worden iſt durch den Umgang mit eben den Urkunden, welche der Gegenſtand der kritiſchen Thätigkeit ſind. Kann es

rigkeiten, durch welche die hermeneutiſche ſich gehemmt fühlt. Nur dann kann ſcheinen der umgekehrte Fall einzutreten, wenn eine Schrift ſich für etwas ganz unwahrſcheinliches ausgiebt; dann iſt das kritiſche Intereſſe das erſte. Tritt ein ſolcher Fall ein, dann ordnet ſich, bis der Thatbeſtand vollkommen überſehen werden kann, das hermeneutiſche Verfahren ganz dieſem kritiſchen unter. Aber freilich iſt dies grade ein Fall, der in unſerer vorläufigen Erklärung nicht enthalten iſt, ja ſo ganz aus derſelben herausgeht, daß wir es hier gar nicht mehr mit den Abſchriften zu thun zu haben ſcheinen; ſondern überall, wo ſich eine Schrift für etwas ausgiebt was ſie nicht iſt, oder ein Complexus von Gedanken als Theil einer Schrift erſcheint, der er nicht angehört, haben wir es mit den Werken ſelbſt zu thun, nur in einer andern Hinſicht als die doctrinale Kritik. Nun liegen aber grade auf dieſem Gebiet die größten Aufgaben und die größten Triumphe der höhern Kritik, und es iſt beinahe zu befürchten, daß Herr Aſt mit ſeiner Art höhere und niedere Kritik zu ſondern Recht behalten, unſere bisherige Erklärung aber nur für die niedere Kritik gelten wird, und wir mithin auch noch nicht auf dem Wege ſind, eine befriedigende Erklärung der philologiſchen Kritik als Einheit zu finden, welche ſich dann leicht in höhere und niedere ſpalten ließe. Hiezu kommt noch, daß in unſerer Erklärung auch die eigentliche Verbeſſerungskunſt nicht mit enthalten iſt, für die es auch gewiß im Gebiet der doctrinalen Kritik keine Analogie giebt, und die wir doch von der philologiſchen Kritik nicht gänzlich als etwas anderes und eigenes abſondern können.

Kommen wir nun mit dieſer Analogie nicht weiter als das bisherige: ſo möchte es gerathen ſein, daß wir uns nach einer andern Art der Kritik umſehen, von welcher auch ſchon beiläufig die Rede geweſen iſt, nämlich der hiſtoriſchen Kritik. Dieſer Ausdruk iſt freilich wol noch nicht vollkommen wiſſenſchaftlich zu einem genau beſtimmten Werth ausgeprägt, und wenn wir gleich eine Menge vortrefflicher Leiſtungen auf dieſem Gebiet beſizen, darum auch wol mein Autor ſich gar nicht weiter darüber

ſein auf die Zeichnung fällt, von der Zeichn
dieſe Formel aber können wir alle Aufgaben
Kritik über Aechtheit von Werken und Theile
ſcheiden ohne weiteres ſubſumiren. Giebt ſi
ein Werk des Platon oder des Cicero an: ſo
zählung, die wir in ihren einzelnen Theilen
andern verwandten zu vergleichen haben, um
ſache auszumitteln, ob ſie das ſei wofür ſie
was ſonſt, und dann wann und wo entſtan
lich wie zu dem falſchen Ruf gelangt. Daſſe
von einzelnen Theilen größerer ganzen in ſeh
ſtufungen. Eine Rolle, welche mehrere Wer
men deſſelben Schriftſtellers enthält, iſt eine
dieſe Werke demſelben Verf. angehören, aus
liche Thatſache, ob die einzelnen Theile den
ſelben Rechte tragen u. ſ. w., erſt muß au
Eben ſo aber iſt auch die Abſchrift eines ein
Erzählung der Thatſache, daß der genannte
von Gedanken ſo ausgedrükkt und in ſolcher F
ben habe oder zum Niederſchreiben geſprochen,
liche Verhalten dieſer Thatſache iſt dann au
den Grad von Continuität, wenn man will uni

doctrinalen Kritik laſſen müſſen; vielmehr können wir jenen auch hier unterbringen, indem auch die Abſchriften als ſolche Erzählungen ſind von der Folge von Sprachelementen, in welche ein Autor ſein Werk äußerlich geſtaltet; und nun findet hier auch die Verbeſſerungskunſt ihren Ort, denn jede Emendation will ja nichts anders ſein als die aus den Ausſagen mittelbar oder unmittelbar hergeſtellte urſprüngliche Thatſache. Dieſe erſcheint uns nun als ein nothwendiger Theil, als die eigentliche Vollendung der zuerſt aufgeſtellten kritiſchen Aufgabe; und die Frage, Ob ein kritiſcher Herausgeber auch emendiren ſoll, oder ob ſein Text nur ſein ſoll die Geſammtheit ſeiner Urtheile über die Treue der Handſchriften, dieſe zu verſchiedenen Zeiten ſo verſchieden beantantwortete Frage iſt keine Frage über die Grenzen der Kritik, ſondern nur über die Grenze der Edition. Und die jezt wie es ſcheint wieder überwiegende Verneinung gründet ſich theils darauf, daß da, wo Subſtitutionen nothwendig ſind, gewöhnlich auch mehrere möglich ſind, und dieſes ungewiſſe mit dem weit gewiſſeren Ergebniß der Copien nicht dürfe vermiſcht werden: eine Maxime, von welcher aus mehrere vermittelnde Zwiſchenmaaßregeln ſich ergeben, die auch oft ſind eingeſchlagen worden. Theils hat dieſe Enthaltſamkeit ihren Grund darin, daß die Edition doch ſelbſt in die Claſſe der Copien d. h. der Erzählungen gehöre, wie denn grade dieſes die meiſte Noth mache, daß auch die alten Handſchriften nicht ſelten ſchon Ausmittelungen ſein wollten und Subſtitutionen aufnehmen, welchen nichts gegebenes zum Grunde lag. Darum müſſe man dieſe Geſchäfte ſondern, indem das andere, die Thatſache auszumitteln, nur in Verbindung mit dem hermeneutiſchen Geſchäft möglich ſei, vor welchem und nicht in welchem der Herausgeber ſeine Stellung zu nehmen habe. Die bejahenden werden natürlich ſagen, daß nur derjenige, welcher am meiſten in der Vergleichung der Handſchriften geübt ſei, auch am beſten ſubſtituiren werde, und daß doch auch in der bloßen Abſchäzung der Richtigkeit des vorhandenen auf Sinn und Zuſammenhang d. h. auf die hermeneutiſche Thä-

dann die Erzählung, aus welcher wir die u
ſache, nämlich die Entſtehung und Beſchaffenh
Werke des claſſiſchen Alterthums auszumitteln
allein ſcheint mir die einfache und zugleich voll
bung der philologiſchen Kritik zu ſein, aus w
manches noch ohne Weitläuftigkeit entwikkeln
in ſeiner diffuſen und eben deshalb unzureid
übergangen hat. Soll jemals die Rede davon
ſäze, von denen die Kritiker bei ihrer Ausübun
wenn wirklich ihre Operationen mit demſelben E
heißen, mit welchem auch behauptet werden ka
Ahndungen ſondern wirklich Grundſäzen folgen,
ſcher Genauigkeit zu entwikkeln: ſo dürfte dies
ſammenhang mit den Principien der hiſtoriſch
gemeinen geſchehen können, und indem die lite
zwar in ihrer beſonderen Beſchaffenheit aber
Beziehung auf das allgemeine Verhältniß zu
und Erzählung betrachtet wird. Ich wollte, i
umgehen, daß ich die urſprünglich aufgeſtellte
der philologiſchen und der doctrinalen Kritik ga
gelaſſen zu haben, um jene ganz unter die hiſt
denn ſoll ich mich darüber rechtfertigen: ſo m
weiter von meinem Gegenſtand entfernen un

wäre wie die andern beiden, ſondern ſchillernd bald dem einen ſich aſſimilire bald unter das andere ſich ſubſumiren laſſe. Laſſen wir dies einſtweilen gelten, und fragen wir, wie es denn um die übrigbleibende Theilung zwiſchen doctrinaler und hiſtoriſcher Kritik ſtehe: ſo iſt das Verhältniß, welches wir für jene zum Grunde legten, doch nicht ſo zu faſſen, daß die Gattungsbegriffe etwas äußerlich gegebenes wären, vielmehr ſind ſie als ſolche nirgend, ſondern ſie ſind nur ein innerlich gegebenes als Richtungen und Typen der Production. Aber was ſind ſie ſo betrachtet anders als die eigentlichſte innerſte Thatſache, und die einzelnen Werke ſelbſt ſind nichts anderes als Erzählungen von dieſer Thatſache, Erſcheinung oder Wiederſchein derſelben in einem einzelnen. Und ſo läßt ſich die doctrinale Kritik ebenfalls in die hiſtoriſche auflöſen. Aber daſſelbe begegnet dann derjenigen hiſtoriſchen, die wir bis jezt betrachtet haben, auch. Denn zu den einzelnen Thatſachen im Leben einer Nation giebt es auch ein gemeinſames inneres, nämlich den eigenthümlichen Lebenstypus ſelbſt, von welcher innern That die einzelnen Lebensmomente ſelbſt wieder nur Erzählungen ſind. In dieſe Formel läßt ſich dann alles, was wir irgend im wiſſenſchaftlichen Sinne des Wortes Kritik nennen, zuſammenfaſſen, dieſe hat aber auch eine ſolche Allgemeinheit, daß wir leicht ſehen, es giebt nur außer der kritiſchen Thätigkeit noch eine nämlich die productive in eben ſo mannigfaltigen Abſtufungen, und beide in ihrer Beziehung auf einander conſtituiren das ganze geiſtige Leben. Die kritiſche aber iſt nur um ſo mehr doctrinal oder hiſtoriſch, um ſo mehr divinatoriſch oder urkundlich, als das urſprüngliche, welches ſie aus dem abgeleiteten herſtellt, ſeiner Natur nach auch wieder als ein abgeleitetes erſcheinen und als einzelnes vollkommen beſtimmt gegeben werden kann oder nicht. Und ſo erſcheint denn natürlich, daß auch die philologiſche Kritik, die ein eignes ganzes nur iſt in einem poſitiven Sinne in Bezug auf einen als einzeln gegebenen geſchichtlichen Zuſammenhang, theils mehr das eine iſt theils mehr das andere.

ausgegebenen: ſo nennt dies jedermann eine
heren Kritik; faſt immer wird darin divinator
dendes in verſchiedenem Verhältniß gemiſcht
ein kleiner Saz nachgewieſen wird als ein
eine Leſeart erkannt wird als eine auf keiner
Correction: iſt nicht in beiden Fällen das N
nämlich die Ausmittelung eines andern Urhe
in dem einen auf einem andern Wege erlan
andern? Dies dürfte ſich ſchwerlich behaupten
Theilen Stellen und Wörtern können wir r
aber könnten wir die obige Theilung geltend
tik, die es mit den Werken das heißt dem
thun hat, und die es mit den Abſchriften
nungsgehalt zu thun hat, und dies als den
der Unterſcheidung zwiſchen höherer und niet
Aber doch nur faſt, denn der lezte Fall ſchi
gleichartig, und würde doch in den meiſten F
zeichnungsgehalt betreffen. Das Faſt will
Abſicht nicht genügen, es ſcheint aber wenn
gelten laſſen, werden wir die Theilung gar n
können, denn welche Operation der philologiſd
nicht darauf zurükkführen verſchiedene Urhebe
Ein einiger Verſuch ſcheint mir nach ähnlic

bleiben keinesweges bei Worten oder einzelnen Säzen ſtehn, welche ausgelaſſen oder eingeſchaltet werden, ſondern auch größere Abſchnitte können leicht, wo ſie als Fragmente vorkommen, durch einen bloßen Schreibfehler einem falſchen Autor zugeſchrieben werden. Nur freilich, ob das eine oder das andere der Fall ſei, weiß man nicht im voraus, ſondern es ergiebt ſich gewöhnlich erſt aus der Unterſuchung. Wollen wir aber durch die Eintheilung doch verſchiedene Operationen unterſcheiden, die ihre eignen Regeln haben: ſo müſſen wir nicht auf das Ende ſondern auf den Anfang ſehen. Sonach würden wir ſagen, Ueberall wo von der Vorausſezung ausgegangen wird, daß ſich zwiſchen das urkundlich vorliegende und die urſprüngliche Thatſache eine willkührliche Handlung geſtellt und die Uebereinſtimmung des erſten mit der lezten alterirt habe, da befinden wir uns in dem Gebiet der höhern Kritik und haben nach den Regeln derſelben zu verfahren, wobei die höchſte Aufgabe iſt, die dazwiſchen getretene Handlung ſelbſt ſo genau als möglich zu beſtimmen, und Grund und Abſicht der Verfälſchung und einen Hergang bei derſelben zur Darſtellung zu bringen. Denn nur, wenn wir die wirkliche Thatſache grade ſo, wie ſie auf die urſprünglichſte Weiſe urkundlich hätte mitgetheilt werden können, anſchaulich vor uns haben, können wir ſagen, daß die Aufgabe im Sinn der hiſtoriſchen Kritik vollkommen gelöſt ſei. Gehen wir hingegen von der Vorausſezung aus, daß nur unwillkührliche Handlungen die Differenz hervorgebracht haben: ſo verſiren wir im Gebiet der niederen Kritik; aber auch hier kommt es darauf an die Handlung beſtimmt anzugeben, und ſie als Geſchichte zur Anſchauung zu bringen.

Ich würde hier abbrechen, wenn mir nicht noch die unbequeme Frage vorſchwebte, ob ſich denn die Theorie nicht auch noch die Krone aufſezte, Regeln anzugeben, von welcher Vorausſezung man ausgehen müſſe in den verſchiedenen Fällen, oder ob dieſes das ſchlechthin divinatoriſche bleibe, wofür ſich keine Grundſäze angeben ließen. Und wiederum wenn es auch hiefür

Regeln gebe, ob dieſe dann zu einer von beiden Arten der Kritik gehörten ohne Unterſchied beider, oder ob ſie ein drittes Gebiet bildeten. Das leztere Dilemma ſcheuend würde ich kein Bedenken tragen zu ſagen, dies gehöre mit zu der Anwendung der Regeln, welche ſelbſt nicht wieder unter Regeln zu bringen ſei, wie das der Fall iſt bei allem was wir in dem höheren Sinne des Wortes Kunſt nennen. Aber freilich verhält es ſich anders damit, wenn in jedem Fall die Richtung auf ein kritiſches Verfahren erſt eintreten ſoll, wenn eine hermeneutiſche Schwierigkeit ſich einſtellt, oder wenn die Verſchiedenheit der Handſchriften eine Wahl nothwendig macht, und anders, wenn von der Vorſtellung des Geſammtzuſtandes der alten Literatur die kritiſche Richtung immer von Anfang an die hermeneutiſche begleitet. Wenn lezteres vielleicht bei reizbarer Ungeduld den kritiſchen Vorwiz erzeugt: ſo iſt es das einzige Mittel ein richtiges kritiſches Gefühl auf dem Wege der Beobachtung zu entwikkeln, wogegen bei jenem es immer eine Sache des Zufalls bleibt, ob die Aufgaben geſehen werden oder nicht, und dann aus Mangel an kritiſcher Vorübung die kritiſche Willkühr in allen Beziehungen eintritt.

VI.

Zur Geſchichte der Philoſophie.

Unterſuchung über den Philoſophen Hippon. Geleſen in der Sizung der philoſophiſchen Claſſe am 14ten Februar 1820.

Ueber den Philoſophen Hippon. *)

Mehrere alte Schriftſteller erwähnen nach Ariſtoteles eines Mannes dieſes Namens theils theologiſcher theils phyſiologiſcher Behauptungen wegen. Allein dies geſchieht auf ſo verſchiedene Weiſe, und das wenige von ihm gemeldete bildet ſo wenig ein ganzes, daß deshalb ſeine ganze Stellung in der Geſchichte der Philoſophie noch ſehr unzuverläſſig iſt, und eine neue Unterſuchung, wenn ſie nur einige feſte Punkte giebt, und zeigt was wir wiſſen können und was nicht, ſchon etwas erſprießliches wäre.

Die erſte Frage iſt nun, ob alle, welche des Hippon erwähnen, denſelbigen meinen, welches, da ſowol ſein Vaterland verſchieden angegeben wird, als auch die Urtheile ſehr verſchieden ſind, noch nicht als entſchieden angeſehen werden kann. Eines will ich hier gleich abthun. Antigonus Caryſtius **) nämlich führt von Hippon ein Buch an *περὶ τῶν λεγομένων τόπων ῥᾳθείρειν τὰ εμπίπτοντα*, welches, iſt der Name anders richtig (Voſſius will Hippys leſen), offenbar ein anderer und weit ſpäterer ſein muß.

*) Geleſen in der Sizung der philoſophiſchen Claſſe am 14. Februar 1820. J.

**) S. Fabr. bibl. gr. II. p. 658. Harl.

Metapontiner, mit Anführung, daß Aristorenu
mier genannt. Man sollte nun meinen, Cen
eine bessere Autorität gehabt haben für jene Be
sieht aber aus dieser Stelle deutlich, es sei de
einigen für einen Großgriechen, von andern für
gehalten worden, und dann kann man sich n
wie auch Rhegium oder Metapont und Melos
zweifelhaft geworden; zumal die Schriften de
müssen verloren gegangen sein. Denn nicht n
schon von ihm: ὃς δοκεῖ καὶ ἄθεος γεγονέ
εἰκὸς οὕτως ἐνόμισεν **), sondern auch Alex.
taph. I. sagt schon, Hippon narratur. Die Id
auch ganz einfach aus folgender Combination
Meinung über die Seele und seine Theorie von
men, welche dem Rheginer beigelegt wird, ha
sammen unter sich und mit seiner Annahme,
ἀρχή sei. Wo Aristoteles jene anführt, nennt
und Simplic. sucht den Grund hievon in dem
Clemens dem Melier beilegt. Also wird dasselbe
ten und dem Großgriechen gesagt. Auch Re
Grundmeinung, die Seele sei Wasser, von ih
geradezu Ἵππων ὁ φιλόσοφος. Er hat also

beweiſt freilich eine ſehr verſchiedene Schäzung, über deren Grund aber erſt, wenn alles vor Augen liegt, Vermuthungen aufgeſtellt werden können.

Nun aber erſcheinen freilich auch in dem, was von ihm angeführt wird, Widerſprüche. Simplic. *) nämlich ſagt, er habe wie Thales das Waſſer als ἀρχή geſezt. Dieſes modificirt Aler. Aphrod. ſo, den Nachrichten zufolge habe er das feuchte unbeſtimmt als Princip geſezt, nicht erläuternd, ob er Waſſer darunter verſtehe oder Luft. Origenes dagegen ſchreibt ihm zwei Principien zu, Waſſer als das kalte, Feuer als das warme. Und Joannes Diaconus in ſeinen allegor. zum Hesiodus ad v. 116. ſagt gar die Erde. Das leztere könnte man nun als ganz widerlegt anſehen durch Ariſtoteles, welcher behauptet, kein Philoſoph habe die Erde als ἀρχή geſezt, wenn nur Ariſtoteles den Hippon als einen Philoſophen conſtituirt hätte. Allein man ſollte doch meinen, er würde ihn, da er ihn auch nicht beſtimmt ausſchließt, als Ausnahme ähnlich angeführt haben. Alſo muß man wol glauben, daß hier nicht von der urſprünglichen, ſondern nur von einer abgeleiteten Erzeugung, wozu die γῆ das Princip iſt, die Rede iſt. Des Origenes Ausſage von zwei Principien iſt aber ohnedies nicht genau. Denn er ſezt unmittelbar darauf hinzu, das Feuer ſei aus dem Waſſer erzeugt und habe dieſes hernach beſiegt. Das erzeugte iſt aber nicht in demſelben Sinn ἀρχή, als das erzeugende. Auch Sext. Emp. **) ſagt zwar, Ἵππων πῦρ καὶ ὕδωρ. Allein da er es in Verbindung ſezt mit dem xenophaniſchen πάντες γὰρ γαίης καὶ ὕδατος ἐγενόμεσθα: ſo ſcheint auch hier nicht die urſprünglichſte Erzeugung ſondern vielleicht nur die des einzelnen Lebens, womit auch Hippon am meiſten zu thun hatte, gemeint zu ſein. Alſo bleiben wir zwiſchen den Ausſagen des Simplic. und des Aler. Da nun die leztere die beſtimmtere iſt, und die erſtere um ſo

*) ad Phys. p. 6.

**) adv. math. IX. 361. cf. Pyrrh. hyp. III. 4. 30.

Die zweite Hauptmeinung, welche von ih
ist die, die Seele sei Wasser. Diese legt ihr
auch anderen, Aristoteles *) bei, führt auch an
wässrigen Beschaffenheit des thierischen Sam
den. Hermias **) bestimmt dieses näher und
γονοποιόν ein samenbildendes Wasser, und
kein Leben ohne Samenbildung. Hiebei als
haben wir alle Ursache ihn dem Anaximenes
nahe zu stellen als möglich, und ihn also, we
die Philosophen stellen wollen, im allgemeinen
zugesellen. Dies ist auch gewiß des Aristotele
sen, wie man aus seiner Stellung sieht. Allei
in den Katalogus der Pythagoreer gekommen
chus ist es bekannt, daß er die Pythagoreer m
mengelesen, und die Reinigung seines Verzeic
unverdienstliche Arbeit. Fabricius aber drükkt
außer dem Jamblichus noch Censorinus den P
thagoreer nenne. Allein in der Hauptstelle Cap
nur den Metapontiner, und das frequenter is
da er mir sonst nirgend aufgestoßen. Auch B
andere Stelle an, sieht auch den Pythagoreis
nicht als etwas ausgemachtes an, sondern sucht
Dies beschränkt sich aber lediglich darauf, daß

Philoſophemen; allein es bedarf der größten Willkührlichkeit, um etwas ſehr wenig bedeutendes zu Stande zu bringen. Simplicius *) hat gewiß nicht gewußt, daß einige den Hippon für einen Pythagoreer hielten. Er redet kurz vorher vom Alcmaeon, und erzählt dabei, er werde von vielen für einen Pythagoreer gehalten, warum ſollte er nicht daſſelbe vom Hippon geſagt haben, wenn es irgend angenommen geweſen wäre?

Im Zuſammenhang mit jener Meinung von der Seele ſteht nun auch die vom thieriſchen Samen. Cenſorin führt darüber zweierlei an, der männliche Same entſtehe aus dem Mark, und der Fötus entſtehe lediglich aus dem männlichen Samen. Cenſorin ſagt, daß in der lezten Meinung Hippon auch mit Diogenes Apoll. ſtimme, daß aber Alcmaeon derſelben zuwider ſei; von der erſten Meinung ſagt er geradezu, daß Alcmaeon ſie widerlege, und zwar grade die Gründe, welche Hippon angeführt, woraus man auf das Alter des Hippon ſchließen muß, indem nach Ariſtoteles Alcmaeon jung geweſen, als Pythagoras alt. Was aber Pſeudo-Origines von der Seele und dem Samen anführt, iſt ſo verfälſcht, daß ohne Conjectur nicht zu helfen iſt. Aber weder Brucker, der es ſehr leichtſinnig paraphraſirt, noch die Herausgeber des Origenes haben etwas dafür gethan. Aus der Stelle des Ariſtoteles muß man ſchließen, Hippon habe den Samen *πρώτη ψυχή* genannt.

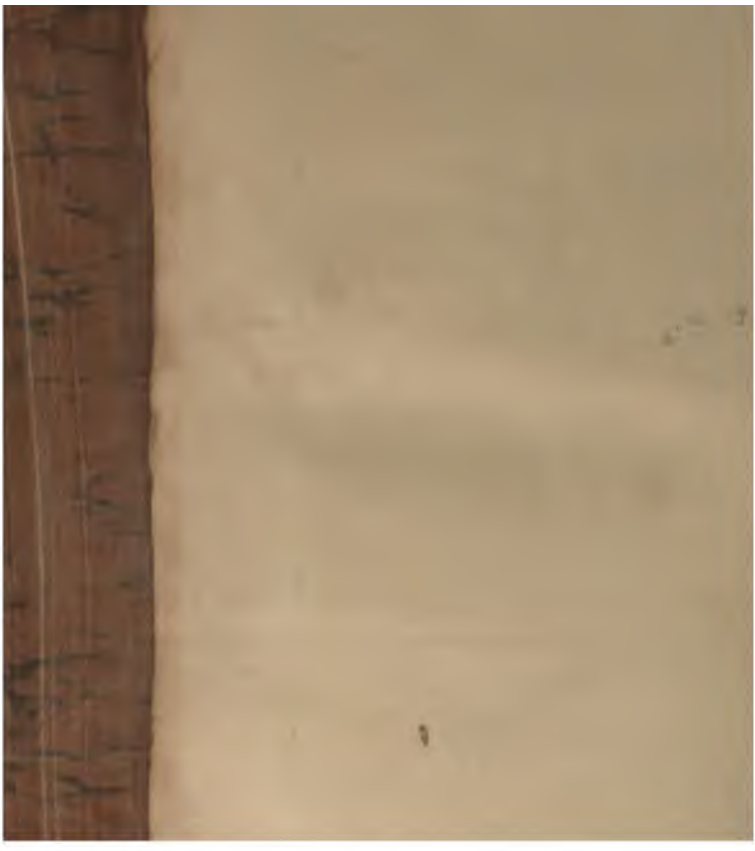
Es iſt nun noch übrig, von dem Atheismus des Hippon zu handeln. In dieſem wird er mit Diagoras, Euemerus, Theodorus, Diogenes und den anderen von mehreren zuſammengeſtellt. Plutarchus **) entſchuldigt dieſen Atheismus; ſie hätten nicht ſagen wollen, die Götter wären ſterblich, ſondern ſie hätten nur nicht geglaubt, daß es etwas unvergängliches gebe, welches für uns freilich die ſchlimmſte Beſchuldigung des Atheismus iſt. Auf eine andere Weiſe entſchuldigt oder vielmehr rechtfertigt

*) l. c.

**) adv. Stoic. p. 1075.

...mm, vielleicht aber iſt darin bloß die Ruhmred
ſiologen ausgedrükkt, und dann wäre es eher geg
mus. Daß um dieſeswillen Ariſtoteles ihm ſoll
διάνοια zugeſchrieben haben, hat Simplic. ge
Verlegenheit geſagt. Denn wir, denen ſeine
wiſſen gar nicht, worauf dies zu beziehen iſt. I
angeführten Meinungen hat er angeſehene Geno
folger. Es ſcheint mehr in der Art des Vortra
Begründung zu liegen, worüber wir aber nichts
nen, da wir von dem eigentlichen Inhalt und
ſeiner Schrift, deren Ueberſchrift ſich nicht einm
ja von der wir nicht einmal wiſſen, ob ſie pro
in Verſen, auch gar nicht unterrichtet ſind.

*) l. c. **) p. 48.



Stanford University Libraries
3 6105 010 364 037

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

F/S JUN 30 1998
SEP 14 1999
JAN 08 05
CP.